This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

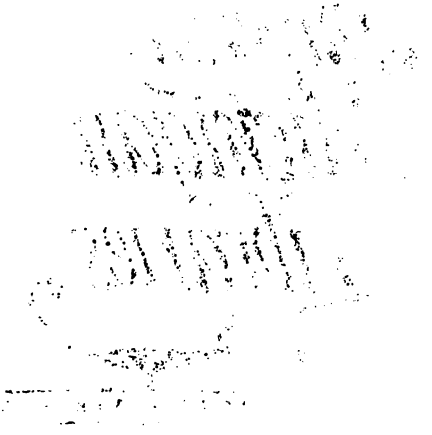
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

A 995,042

PROPERTY OF
University of Michigan Libraries
1817
ARTES SCIENTIA VERITAS



Moritz Hartmann's

Gesammelte Werke.

Neunter Band.

Stuttgart.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1873.

838
H33B
B22
v. 9-10

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

German Feldman
3-6-53
82282

Vorerinnerung.

Die Erzählung „Das Andenken der Mutter", welche den neunten Band der Werke Moritz Hartmanns eröffnet, ist die letzte größere Schöpfung des Dichters. Ueber der Beendigung derselben erlag er seinen mehrjährigen schweren Leiden. Freundeshand brachte das unvollendete Werk zum Abschluß: das vierte Buch (S. 208—240) ist von Leopold Kompert, dem wir hiemit öffentlich Dank dafür abstatten, daß er, in die Intentionen des Dichters, mit denen er überdieß aufs Genaueste vertraut war, so liebevoll eingehend, das Werk auch äußerlich zu einem Schluß geführt hat.

Auch äußerlich: denn über die Endschicksale der einzelnen Personen seiner Erzählung hat Hartmann schon bei der Schilderung der Charaktere und bei der Exposition der Handlung kaum einen Zweifel gelassen. Er war kein Sensationsschriftsteller; er liebte es nicht, die verschiedensten Fäden einer Handlung künstlich und anscheinend bis zum Unentwirrbaren durcheinander zu schlingen und sie am Schluß in überraschender Weise, freilich oft auf Kosten

der Wahrheit und Wahrſcheinlichkeit, zu löſen — ſein Gebiet war die Charakterzeichnung und die Detailmalerei, die Enthüllung und Darſtellung von Seelenzuſtänden und das feine Zergliedern der Leidenſchaften des menſchlichen Herzens.

Von dieſem Geſichtspunkte aus ſind auch die folgenden Erzählungen zu betrachten, von denen die beiden erſten in Auerbachs Volkskalender („Wilhelm Tell“ 1864, „die Rheingränze“ 1865), die dritte: der „Johannisberg“ in der „Wochenausgabe der Allgemeinen Zeitung“ 1868, erſtmals veröffentlicht worden ſind.

D. H.

Inhalt.

	Seite
Das Andenken der Mutter	1
Der Wolfstödter	84
Wilhelm Tell	241
Die Rheingränze. Eine patriotiſche Erzählung	289
Johannisberg	341

Das Andenken der Mutter.

Erſtes Buch.

Erſtes Kapitel.

Iſt ein bürgerlicher Mann oder ein Anderer, der ſich ſeit lange von den rauſchenden Vergnügungen der Welt zurückgezogen, etwa einer Reiſe wegen gezwungen, ſich an einem frühen Wintermorgen zu erheben und die noch menſchenleeren Straßen einer großen Stadt zu durchwandern, ſo machen ihm die jungen Männer, denen er da einzeln oder in Gruppen begegnet, oft einen peinlichen, Mitleid einflößenden Eindruck. Sie ſtehen zitternd an einer Straßenecke und ſtecken eine Cigarre an oder eilen mit ermüdeten Schritten an den Häuſern hin. Aus dem bis hinauf zugeknöpften Ueberrocke blickt eine verwelkte weiße Kravate, der Hut iſt zerdrückt und beſtaubt, die weißen Glacé-Handſchuhe ſehen jämmerlich aus; die Geſichter ſind ſchlaftrunken, und die ganze junge Erſcheinung ſcheint ſich, in einem unnatürlichen Widerſpruch mit ihren Jahren, nach Ruhe zu ſehnen. Doch hat der bürgerliche Mann oder der Andere, der den Vergnügungen entwachſen iſt, Unrecht, mit dieſen jungen Leuten Mitleid zu fühlen. Dieſe Morgenſtunden gehören oft zu den glücklichſten des Lebens. Sieht man einzelne ſo traurige Geſtalten, ſo kann man auch ganze Gruppen ſehen, die lachend und freudig aufgeregt zuſammenſtehen oder die Straßen durchziehen, friſcher, lebendiger, heiterer, als ſie den Abend vor dieſer Nacht geweſen. Alle Freuden der

letzten Stunden, der Klang der Muſik, der Rauſch des Tanzes, die Blicke ſchöner Augen, manches ſchöne Wort, manches Geheimniß und mannigfache Hoffnungen wirken noch nach und laſſen die Nacht in der Erinnerung noch ſchöner erſcheinen, als ſie in der Wirklichkeit geweſen. Die Jugend vergoldet Alles und mit einer bewunderungswürdigen Raſchheit; die Erinnerung übt ihren poetiſirenden Zauber unmittelbar nach dem Erlebniß und nicht erſt nach Jahren, wie das rückwärts blickende Alter.

Die Gruppe der jungen Männer in weißen Kravaten, die vor dem Hauſe des Regierungsrathes in der Herrengaſſe in ſehr früher Morgenſtunde ihre Cigarren anſteckten und ihr lautes Gelächter nur aus Rückſicht für die Damen, die in ihrer Nähe in die Wagen ſtiegen, unterdrückten, ſcheint zu den Glücklichen zu gehören, welche erlebte Freude nicht ermüdet. Sie hatten einander viel zu ſagen, und es war, als könnten ſie ſich nicht trennen. Die Soirée hatte viel zu raſch geendet; das Bett erwartete ſie viel zu früh. Endlich fuhr der letzte Wagen ab, ſchlich der Muſikus, der die ganze Nacht am Klavier geſeſſen hatte, im dünnen Rock und mit einem großen Pack Noten an ihnen vorüber und erloſchen oben die Fenſter. Man drückte einander die Hände und ging nach verſchiedenen Seiten auseinander. Gute Nacht! Gute Nacht! ſcholl es dann wieder von den nächſten Straßenecken; da erklang ein luſtiges Lied, dort wiederhallte ein eiliger Schritt. Nur zwei der jungen Leute blieben etwas länger vor dem Hauſe ſtehen und hielten einander die Hände.

„Willſt du wirklich ſchon zu Bette, Willibald?“ fragte der Eine faſt vorwurfsvoll.

„Ich habe ein Modell angefangen,“ antwortete der Andere, „und möchte gerne ſehr früh daran, ehe der Thon trocken wird.“

Trotz dieſer Antwort ſchob Willibald den Arm unter den ſeines Freundes und wendete ſich mit ihm der Richtung zu, die er vor jener Frage offenbar nicht hatte einſchlagen wollen. „Ich verſtehe dich, Heinrich,“ ſagte er, indem ſie zu ſchlendern anfingen, „dir iſt nicht ſchläfrig zu Muthe; dir muß Manches durch

den Kopf gehen, du mußt mir viel zu ſagen haben. Ich glaube, daß dieſe Nacht für dich in mancher Beziehung entſcheidend war."

„Ich glaube ſelbſt," lächelte Heinrich ruhig.

„Ich bin deſſen gewiß!" rief Willibald und rieb ſich die Hände voll Freude. „Mein Freund, die Zeiten der Noth und der Mühſal ſind vorüber, das Glück taucht am Horizonte auf und fährt nächſtens mit vollen Segeln in den Hafen ein."

„Das Glück!" ſagte Heinrich ebenſo ruhig und lächelnd wie vorhin; „ſollte man nicht meinen, daß ich bisher unglücklich war?"

„Nein, aber beſſer iſt beſſer. Du wirſt doch nicht ewig in deiner kleinen Stube ſitzen und Stunden geben wollen? Ein Mann wie du! Das geht bis zu fünfundzwanzig Jahren, nun aber muß die Laufbahn beginnen, die deiner würdig iſt, die du, weiß Gott, mehr verdienſt als hundert Andere. Stellung, Wirkungskreis, Ehre, Reichthum. — Du wirſt mich doch protegiren, mich armen Bildhauer?"

„Sei nicht kindiſch!" lachte Heinrich, „gib mir den Arm. Komm, gehen wir hier hinauf auf die Baſtei; es iſt nicht zu kalt, und ich habe nicht die geringſte Luſt, zu Bette zu gehen. Schlendern wir noch ein wenig herum. Dein Thon iſt hoffentlich unter naſſem Tuche gut geborgen und wird nicht zu trocken werden."

„Nein! aber er kann frieren in meinem kalten Atelier, obwohl ich Abends, bevor ich ausging, einen halben Wald in den Ofen geſteckt habe — Holz deines Vaters, Heinrich. Es iſt ſchrecklich, wie ich deinen Vater bereichere. Schreibe ihm doch, er möchte die Holzpreiſe herabſetzen oder mir wenigſtens, als einem großen Konſumenten, Percente geben. Bah! er wird's nicht thun, der Geizhals; was liegt ihm an einem Künſtler, ihm, der Künſte und Wiſſenſchaften ſo verachtet. Ich möchte nur nach Hauſe, um friſches Holz in den Ofen zu legen. Denke nur, das Modell zu einer Mignon erfroren! Das iſt höchſt unnatürlich!"

„Beruhige dich, deine Mignon wird wieder aufthauen!" erwiderte Heinrich. „Armer Freund, du haſt keine Eile. Bis du

das Geld zu einem Marmorblock zuſammenſcharrſt, das wird noch Zeit brauchen."

„Ah, das kann ſchneller kommen, als du glaubſt!" rief der Bildhauer luſtig. „Ich verzweifle nicht, denn ich glaube, ich habe Talent, und jedes Talent, jedes Verdienſt kommt endlich zur Geltung. Ja, ja! mögen die Leute ſagen und klagen, ſo viel ſie wollen, in mir ſteht das feſt."

„Und woher haſt du dieſen ſchönen Glauben?"

„Woher? Von dir, von dem ich noch manches andere Schöne habe."

„Von mir?" fragte Heinrich erſtaunt.

„Von deinem Beiſpiele, von der Erfahrung, die ich an dir mache," verſicherte Willibald mit Eifer.

„Wie ſo?"

„Wie ſo? So! Du biſt als ein ganz armer Teufel hieher gekommen in dieſe ungeheure Reſidenz, wo man ſich verlieren könnte wie ein Waſſertropfen im Meere. Du haſt dich durchgeſchlagen wie der elendeſte Student, du haſt unter Noth, Elend und Hunger deine Studien vollendet; nur als armſeliger Stundengeber kamſt du mit den Leuten der großen Welt in Berührung, und heute, obwohl du noch ſo arm biſt wie eine Kirchenmaus, biſt du ein Theil dieſer großen Welt, biſt du ein Löwe, der Held des Tages, überall geladen, überall gern geſehen, von den Weibern geliebt und das Ziel der Mütter, die Töchter zu vergeben haben. Heute unterhielt ſich der Unterrichtsminiſter eine Stunde lang mit dir, daß dir alle Hofräthe die Hand drücken, als wärſt du ihres Gleichen, und als ſollteſt du ſie nächſtens protegiren. Und warum das Alles? Weil du Talent haſt, weil du was gelernt haſt und dabei kein Stubenhocker und Pedant biſt, ſondern ein Menſch, der ſich in der Welt zu bewegen, und was er in ſich aufgeſpeichert, auch zu verwerthen und zum Nutzen des Staates und ſeines Nächſten zu benützen weiß. Und kaum fünfundzwanzig Jahre alt, öffnet ſich dir eine glänzende Carrière, haſt du die Wahl unter den Töchtern des Landes — ja — ja — ſo iſt es — wider-

sprich du, so viel du willst, es ist und bleibt so, und ich sage es dir, damit du in deiner Bescheidenheit deine Lage nicht verkennst und damit du sie benützest, wie sie ein kluger Mann benützen soll, wenn er seine Pflicht gegen sich selbst und gegen sein Vaterland erfüllen will."

Willibald that es offenbar wohl, beim Lobe des Freundes und bei Schilderung seiner schönen Aussichten zu verweilen; er hing an Heinrich mit der aufrichtigsten Liebe und mit größerer Bewunderung, als der Ton, in dem er zu ihm sprach, verrathen wollte, mit der Achtung eines jüngeren Bruders, der zu dem älteren, höher begabten vertraulich, aber doch wie zu einer Autorität hinaufblickt. Ein fünfjähriges Zusammenleben gerade in dem Alter, da sich die engsten Verbindungen schließen und da sie Beide viele Kämpfe zu bestehen hatten, hatte dieses Band von Tag zu Tag mehr befestigt. Willibald war stolz auf Heinrich, und wenn von ihm mit Lob gesprochen wurde, schwieg er aus Bescheidenheit, denn es war ihm, als lobte man ihn selbst. Es war eine weibliche Künstlerseele, die im Stande ist, ganz in einer Person aufzugehen. Heinrich wußte das Alles und betrachtete ihn während jener Rede mit Blicken voll Freundschaft, und da er vor ihm jede falsche Scham ablegte, murmelte er darauf: „Es ist etwas Wahres an Dem, was du da sagst."

„Es ist nicht die halbe Wahrheit!" rief Willibald.

„Sobald es mich betrifft," fügte der Andere hinzu, „siehst du Alles im rosigsten Lichte."

„Ich bin nur konsequent. Ich bin ein Bildhauer und betrachte das Leben wie einen Thon oder einen Marmorblock, aus dem Jeder Das macht, was er nach seinem Talente und Geschmacke daraus machen kann. Da ich nun glaube, daß du viel Talent und Geschmack hast, so glaube ich auch immer, daß du aus deinem Leben etwas Schönes machen wirst. Und habe ich das in unseren schlimmsten Zeiten des Hungers und der Entbehrungen geglaubt, wie sollte ich jetzt von meinem Glauben lassen, da ich deinen Stern so glänzend aufgehen sehe? Aber wir wollen

uns nicht im Abſtrakten bewegen, und ich will dir nicht in Gleichniſſen und Parabeln ſprechen; facta loquuntur, die Thaten reden. Weißt du, daß ich mit der Frau Regierungsräthin v. Wieſen faſt gerade ſo lange über dich geſprochen habe, als du mit dem Unterrichtsminiſter ſprachſt? Kaum ſah ſie dich eine Viertelſtunde lang mit ihm in der Fenſterniſche ſtehen und euch Beide immer mehr ins Geſpräch vertieft, als ſie ſich mir mit dem freundlichſten Lächeln von der Welt näherte. ‚Bemerken Sie,‘ ſagte die weltkluge Frau, ‚daß der Herr Miniſter faſt gar nichts ſpricht und immer nur Herrn Volkmar ſprechen läßt? Das iſt ein gutes Zeichen, ein ſehr gutes Zeichen. Ich möchte wetten, daß Ihr Freund mit einer ſehr guten Anſtellung aus dem Geſpräche hervorgeht und mit einem ſehr hübſchen Titel. Wenn unſere Miniſter Jemanden ſprechen laſſen, dann hat dieſer Jemand gewonnen; nur wenn ſie Nein ſagen wollen, laſſen ſie Einen nicht zu Worte kommen und reden ſie den armen Sterblichen zur Thür hinaus, bevor er ein Wörtchen zu ſeinen Gunſten ſagen kann. Ich wußte übrigens, daß es ſo kommen würde,‘ fuhr die Regierungsräthin fort, ‚denn man führt einen jungen Mann nicht ſo gnädig in eine Fenſterniſche, um ihn daſelbſt zu Tode zu ſprechen; ein ſolcher Gang in die Fenſterniſche iſt ein Anſtellungsdekret.‘ An dieſe Bemerkung knüpfte die kluge Frau und ſorgſame Mutter ſo viele andere über dich und deine ausgezeichneten Eigenſchaften und ſo viel haarſträubendes Lob, daß ich mich ſchämte. Darauf fragte ſie, auf welche Weiſe du denn die Aufmerkſamkeit des Miniſters auf dich gezogen, und ich erwähnte dein Memoire über die Reform der Akademie der Künſte. ‚Es iſt gewiß voll Geiſt und Kenntniſſe,‘ meinte die Regierungsräthin, ‚ich ſehe Herrn Volkmar ſchon als Hofrath oder Regierungsrath im Unterrichtsminiſterium, im Departement der ſchönen Künſte.‘ Nein, lieber Freund, du kannſt morgen hingehen und um die Hand ihrer Livia anhalten; ich bürge dir, du bekommſt eine hoffnungsvolle Antwort.“

„Livia?“ wiederholte Heinrich, „ſie iſt reizend.“

„Reizend!“ rief Willibald, „wie ich ſie heute tanzen ſah, gab

ſie mir die Idee zu einer tanzenden Hore, die ich ‚die glückliche Stunde‘ oder auch ‚die ſchöne Stunde‘ nennen werde. Heirathe du die ſchöne Stunde und laſſe dir ſie nicht an der Naſe vorübertanzen.“

Heinrich ſchüttelte den Kopf.

„Warum nicht?“ fuhr Willibald eifrig fort. „Das Mädchen hat dich offenbar lieb, ſie zeichnet dich bei jeder Gelegenheit aus, ſie ſieht dich mit ſchmachtendem Blicke an, ſie iſt eiferſüchtig auf dich ꝛc.; ich weiß das Alles, denn ich habe ſie den ganzen Winter beobachtet, und im Cotillon forderte ſie mich auf, nur um von dir zu ſprechen. Ich weiß ſehr wohl, daß ſie dir die praktiſche Mutter nicht deiner blauen Augen und dunklen Haare wegen geben will, aber ſie weiß, daß du Carrière machen wirſt, und alle Welt weiß, obwohl man dich als armen Stundengeber kennen gelernt, obwohl du in der kleinen Stube wohnſt, daß du der Sohn des Waldesherrn biſt, des reichen Volkmar, der die ganze Reſidenz und die anſtoßenden Länder mit Holz verſorgt, und daß du einſt . . .“

„Sprechen wir nicht davon,“ ſagte Heinrich abwehrend.

„Gut, ich weiß, du kommſt auf das Kapitel nicht gerne zu ſprechen, aber weil wir nun einmal als kluge Leute die Zukunft und das praktiſche Leben und ſeine Bedürfniſſe berückſichtigen — Gut — ſprechen wir nicht davon. Aber warum ſollteſt du Livia nicht heirathen?“

Heinrich ſchüttelte wieder den Kopf. „Ich habe noch nie daran gedacht,“ ſagte er, „ſie gefällt mir, wenn ich ſie tanzen ſehe, wenn ich ſelbſt mit ihr tanze — aber ich habe ſie faſt nie anders als tanzend und in Balltoilette geſehen, und ich weiß nicht recht, wie das iſt — ich bin eine hausbackene, philiſterhafte, bürgerliche Natur. Denke ich an meine vage, verſchwommene Zukünftige, ſo ſehe ich ſie immer im allereinfachſten Hauskleide, geſchäftig, haushälteriſch — ſiehe — ſo ungefähr, wie ich mir meine Mutter als Mädchen vorſtelle — oder — oder — wie Marie —“

„Welche Marie?“ fragte Willibald.

„Die kleine Marie in unſerem Hauſe, mit der ich auf demſelben Flur wohne.“

„Ach ja, ſie iſt auch ein hübſches Kind. Heirathe Marie.“

Heinrich lachte laut auf. „Kaum habe ich Ausſicht auf ein Stück Brod, ſo willſt du mich auch ſchon um jeden Preis verheirathen. Du biſt ein Weib, Willibald, ich habe es dir immer geſagt; du haſt den Verheirathungs-Fanatismus der Weiber.“

Willibald lachte mit, und lachend ſagte er: „Ich möchte dich unter die Haube bringen, es wäre mir, als hätte ich dich in den Hafen gebracht; du gäbeſt einen vortrefflichen Ehemann.“

„Und du?“ fragte Heinrich.

„Wer denkt an mich!“ rief der Andere und zuckte die Achſeln.

„Du haſt es geſagt, du denkſt an Alle, nur nicht an dich. Welch ein Egoiſt bin ich neben dir!“

Willibald fiel ihm ins Wort: „Mit all Dem ſagſt du mir nicht, was der Miniſter mit dir geſprochen hat.“

„Das iſt ſehr einfach, lieber Willibald. Meine Denkſchrift hat ihm gefallen. Er ſchickt mich nach Belgien, Frankreich und Italien, um daſelbſt die Organiſation und Einrichtung der verſchiedenen Kunſtſchulen näher anzuſehen.“

„Du gehſt auf Reiſen?“ rief Willibald betroffen. „Gut — ich gehe mit: als praktiſcher Künſtler werde ich dir in Manchem nützlich ſein können, und die Regierung wird dir genug gute Reiſekoſten bezahlen, daß ſie für uns Beide hinreichen.“

„Das iſt abgemacht!“ ſagte Heinrich und ſchlug in die Hand des Freundes ein, „wir reiſen zuſammen.“

„Ich werde den Louvre ſehen und Michel Angelo's Sklaven!“ jubelte Willibald, „und die Loggia dei Lanzi und die Piazza del Granduca und die mediceiſche Kapelle und den Vatikan und Moſes.“

„Das Alles!“ lächelte Heinrich, erfreut über das Glück des Freundes.

„Nach Bologna müſſen wir auch, um den Neptun von Giovanni und den kleinen Engel von Michel Angelo zu ſehen.“

„Auch nach Bologna," lächelte Heinrich. Der Bildhauer ſeufzte auf vor Entzücken, riß ſich vor Freude los und hob die Arme wie dankend zu den Sternen empor. Plötzlich aber wendete er ſich wieder um und ſchloß Heinrich ſchweigend ans Herz. „Mein Freund," ſtammelte er gerührt, „wenn ich bedenke, daß noch nicht Monate darüber hingegangen — da hatten wir Beide nichts zu eſſen —"

„Doch," ſagte Heinrich halb lächelnd, halb ernſt, „wenn wir des Abends in Geſellſchaft gingen, Eis auf nüchternen Magen."

„Oder des Morgens," fügte Willibald hinzu; „altbackenes Brod, weil dieß weniger koſtet, und das wir vor Sonnenaufgang zugleich mit den Köchinnen und den Bettlern kauften."

„Das iſt nun vorüber."

„Gottlob und Dank dir!" ſagte Willibald. „Und was nach der Reiſe?" fragte er weiter.

„Der Miniſter," antwortete Heinrich, „macht mich zu ſeinem Sekretär und zugleich zum Sekretär der Akademie."

„Wir können es unmöglich beſſer wünſchen. Das ſtimmt vollkommen mit unſern Neigungen und eröffnet eine ſehr ſchöne, hoffnungsvolle Laufbahn," ſagte Willibald ernſt.

Nachdenklich und ſchweigend gingen die Freunde weiter. Der Nachklang überſtandener Leiden, deren Andenken bei den ſchönen Ausſichten lebhafter wurde, vermiſchte ſich mit neuen Hoffnungen zu einem milden, wohlthuenden Gefühle, das in jugendlichen Gemüthern ſo viel bedeutet wie Glück. Der Schnee kniſterte unter ihren Füßen, die Nachtluft wehte ſcharf und machte ihre Hände erſtarren und malte ihre Wangen dunkelroth; aber ſie bemerkten es nicht, ſie bauten Luftſchlöſſer, in denen ſie manche geliebte Perſon beherbergten.

So kamen ſie an dem Punkte an, wo ſich die Baſtei-Promenade allmählig neigend in den Straßen der Stadt verliert. Dort war ſchon der Reiſenden und der nahen Poſt wegen ein Kaffeehaus geöffnet. Die Freunde traten ein, um ſich am Kaffee zu

erwärmen. In dem weiten Saale ſah es noch ſehr wüſt und öde aus. Nur einzelne Gasflammen brannten; die Stühle ſtanden noch auf den Marmorplatten der Tiſche; auf dem Billard lag das Bett des Kellners, welcher verdrießlich und in Hemdärmeln den Boden ſcheuerte, während der verſchlafene Wirth mit den Schlüſſeln klapperte und allerlei Schränke öffnete. Die beiden jungen Männer ließen ſich durch all Das nicht abſchrecken; ſie zündeten die Cigarren, die im Eifer des Geſpräches erloſchen waren, wieder an und ſetzten ſich in einen Winkel unter eine Gasflamme.

Zweites Kapitel.

Wie ſie ſo einander gegenüberſaßen, ſah Willibald den jungen Gelehrten lange mit ſeinen großen, braunen, treuherzigen Augen an und ſtreckte ihm endlich die Hand entgegen.

„Heinrich," ſagte er leiſe, „es iſt eine der glücklichſten Stunden meines Lebens."

Heinrich erfaßte die dargebotene Hand mit beiden Händen, und indem er ſie feſt drückte, ſagte er mit größerer Innigkeit, als er während der ganzen Zeit der Promenade gezeigt hatte: „Und weißt du, an wen ich bei all Dem denke."

„Ich weiß, ich weiß," erwiderte der Bildhauer raſch, „du denkſt an deine Mutter."

„Du haſt's errathen. Ich werde ihr endlich die Wahrheit ſagen können, daß es mir gut gehe; das ganze Lügenſyſtem, das ich ſeit Jahren ihr gegenüber beobachtet habe, um ihr keine Sorgen zu machen, oder wenigſtens, um ihr die Sorge um mich abzunehmen — ich kann es aufgeben. Wie habe ich ihr immer geprahlt und von meinem guten Leben erzählt, während ich hungerte; jetzt darf ich wahr ſein. Und wie wird ſie ſich freuen, die gute, gute Mutter. Ach, ſie hat ſo wenig Freuden."

Trotz der Traurigkeit, mit der dieſe Worte ausgeſprochen

waren, mußte Willibald unwillkürlich lächeln. Heinrich iſt glücklich, dachte er, denn ſo oft er glücklich iſt, fängt er an, von ſeiner Mutter zu ſprechen. Ich weiß, was nun kommen wird: Meine Mutter iſt ein Engel, meine Mutter iſt die vortrefflichſte Frau der Welt u. ſ. w. Trotzdem er das Lob der Mutter ſchon ſo oft aus dem Munde Heinrichs gehört hatte, machte er ſich doch bereit, ihm wieder aufmerkſam zuzuhören. Heinrich ſprach bei dieſen Gelegenheiten mit ſolcher Innigkeit, ſein Auge glänzte und füllte ſich manchmal mit Thränen; er ſchilderte mit dichteriſcher Begeiſterung und erzählte Kleinigkeiten aus dem Leben der dem Bildhauer unbekannten Frau, die eben ſo rührend als bezeichnend waren, und denen der Künſtler mit künſtleriſchem Intereſſe folgte, wie ſie nach und nach ein ganzes Bild eines wahrhaft ſchönen Charakters zuſammenſtellten.

„Soll ich mich nicht freuen, ihr eine gute Nachricht geben zu können und ihr eine Freude zu machen? Sie hat der Freuden ſo wenige," ſeufzte Heinrich. Endlich wird ſie doch bis zu einem gewiſſen Grade Recht behalten vor meinem Vater; er wird vielleicht doch zugeben, daß die Bücher zu etwas gut ſind und daß ſein Sohn kein verlorener Sohn iſt, weil er etwas gelernt und die Wiſſenſchaft dem Handel vorgezogen hat. Ueber die Summe meines Gehaltes wird er freilich lächeln; eine ſolche Summe könnte ich als Holzhändler in wenigen Tagen gewinnen, aber mein Titel wird ihm ſchmeicheln. Mein Freund, du kannſt dir die Leiden meiner Mutter nicht vorſtellen, die ſie getragen hat, bis ſie es durchſetzte, daß ich aus dem Dorfe, wo an irgendwelche Bildung nicht zu denken war, in die Stadt und aufs Gymnaſium geſchickt wurde. Ich werde mich immer des ſchrecklichen Morgens erinnern, da ich, ſchon in einen Reiſemantel gehüllt, als Junge von elf Jahren, zur Reiſe bereit, daſtand und der Vater wieder neuen Widerſpruch erhob und es ausſah, als ob ich doch Holzhändler werden müßte. Die gute Mutter, ſie hatte nicht einmal das Glück, eine Abſchiedsthräne weinen zu dürfen. Dieſe Leiden erneuerten ſich jeden Monat, ſo oft das

ſpärliche Koſtgeld für mich bezahlt wurde; es ſchien meinem Vater zum Fenſter hinausgeworfen, da es behufs meiner Bildung ausgezahlt wurde. Aber ſie trug es ruhig, immer kämpfend, um mich auf dem Wege zu erhalten, den ihr klarer Geiſt und ihr ſinniges Gemüth als den meinem ganzen Weſen angemeſſenen erkannte. Schmähungen, Vorwürfe, ſelbſt die Verachtung, mit der mir, als einem unbrauchbaren Menſchen und Bücherwurm, mein Vater begegnete, ſo oft ich in Ferien heimkam, ließ ſie heldenmüthig über ſich ergehen, wenigſtens äußerlich ruhig, immer die Würde des Hauſes und ihre eigene aufrechthaltend, wenn ſie auch manchmal vielleicht im Geheimen weinte."

„Es muß eine treffliche Frau ſein!" ſagte Willibald.

„Eine ganz vortreffliche Frau, lieber Willibald. Es gehört ein unerſchöpfliches Kapital von Güte dazu, der Welt gegenüber immer ſo gut zu bleiben, wenn man vom Leben ſo wenig des Guten empfangen hat. Denn ihr ganzes Daſein iſt ein ununterbrochener Martyrolog, eine Reihe von Leiden, Demüthigungen und Entſagungen. Schon in ihrem zehnten Jahre verlor ſie ihre Mutter; bald darauf ſah ſie eine Stiefmutter einziehen, die eine Tochter ins Haus brachte. Dieſe war häßlich; meine Mutter war ein ſchönes Kind, das zu einem ſchönen Mädchen heranwuchs. Die Stiefmutter ahnte die gefährliche Rivalität von früh an, und den Zeiten vorgreifend, ließ ſie das Stiefkind früh dafür leiden. Der Vater, ein Gelehrter, der ewig in den Büchern ſteckte, merkte nicht, daß ſein Kind zur Magd des fremden Kindes herabgedrückt wurde. Meine Mutter war kaum ſechzehn Jahre alt, als man ſie an den erſten Beſten verheirathete, nur um ſie aus dem Hauſe zu bringen, nur damit die jungen Männer auch ein Auge für ihre Stiefſchweſter haben. Der erſte Beſte war mein Vater. Wie ſchön muß meine Mutter geweſen ſein, wenn er ſich entſchloß, das arme Geſchöpf ohne Mitgift, ohne Ausſteuer heimzuführen, er, der von Jugend auf ſo ſehr am Gelde hing. Aber wie oft habe ich ihn von dem einzigen Nankingkleidchen ſprechen hören, der einzigen Ausſtattung meiner Mutter. Sprechen wir

nicht davon! Schweigen wir von ihren Leiden; ich könnte ja ſo viel von ihren Thaten erzählen. Sie hat einen Emporkömmling geheirathet, den Sohn einer Familie, der im Lande nicht in hohem Anſehen ſtand; kurz nach ihrer Verheirathung gehörte ihr Haus zu den geachtetſten in der Gegend, ſtand das Anſehen in richtigem Verhältniß zu Vermögen und Einfluß. Meine Mutter iſt eine Frau, von der die Pfaffen von den Kanzeln predigen. Als zum erſten Male die Cholera ins Land kam und Private wie Behörden den Kopf verloren, war unſer Dorf das einzige in der ganzen Gegend, in welchem ein Hoſpital bereit ſtand, ausgerüſtet mit allen Waffen, die man damals zur Bekämpfung des Feindes fähig glaubte. Während Alles zitterte und zu keinem Entſchluſſe kommen konnte, hatte ſie ihre Vorbereitungen getroffen und das Hoſpital aus dem Nichts geſchaffen; ein wahres Wunder, da ſie ſelbſt die Wirthſchaftsgelder Kreuzer nach Kreuzer dem Vater abringen mußte. Damals predigte der Dekan von ihr und nannte ſie eine heilige Eliſabeth, obwohl ſie nicht in die Kirche gehe, und kam man ſelbſt aus der Stadt, um die Organiſation eines ſolchen Hoſpitals zu ſtudiren. Es erſchien ein junger Arzt im Dorfe, das nie einen Arzt beſeſſen hatte; die Mutter hatte durch ihren Vater, der mit dem Protomedikus in Verbindung ſtand, ſeine Sendung ausgewirkt. Nun wußten auch die anderen Gemeinden, was ſie zu thun hatten, und Schulzen, Bürgermeiſter, Oberamtleute richteten ſich nach unſerem Dorfe. Mein Freund, ſo könnte ich dir ein Buch erzählen, und du würdeſt ſtaunen, wie die Luſt, zu helfen, die Herzensgüte aus einem ſchlichten Weibe, mitten in beſtändigem Kampfe mit häuslichen Leiden, einen Arzt, Organiſator, Adminiſtrator, ja ſelbſt einen Staatsökonomen, mit Einem Worte: einen großen Menſchen machte, von dem die Geſchichte ſchweigt. Bei der ungeheuren Kargheit meines Vaters, die es ihr erſchwerte, ſelbſt ihre Kinder anſtändig zu kleiden, war es ihr doch möglich, ein kleines Kapital von einigen hundert Gulden zu erſparen. Mit dieſem kleinen Kapital that ſie Wunder, erſparte ſie unzähligen

kleinen Gewerbsleuten und Bauern große Verlegenheiten und behütete sie vor den Klauen der Wucherer. Sie schuf eine Art Kreditbank ohne Zinsen. Der kleine Handelsmann, der eine Bestellung erhielt, aber das Geld nicht flüssig hatte, um ihr nachzukommen, wendete sich an meine Mutter; fünfzig bis hundert Gulden reichten hin, und er steckte nach wenigen Tagen den Gewinn ein, ohne ihn mit dem Wucherer theilen zu müssen, während das Geld in die Kasse meiner Mutter zurückfloß, um bald einem Anderen zu dienen. So kam auch der Bauer, der einen neuen Pflug, eine Kuh, einen Ochsen brauchte, aber vor der Ernte keine Aussicht auf Geld hatte. So kamen Söhne armer Eltern, die einen kleinen Handel anfangen, einen kleinen Acker kaufen, ein Fuhrwerk einrichten wollten — das sind Dinge, die im Hinterhause unseres Schlosses, das wir seit ungefähr zwanzig Jahren bewohnen, in einem alten Thurme und in aller Stille vorgingen wie Verbrechen. Dort versammelte sich auch jeden Samstag die Schaar, die ich als kleiner Gymnasiast die Myrmidonen der Mutter getauft hatte. Es war Das eine Schaar alter und armer Leute oder ihrer Kinder und Enkel, denen man das neugebackene Brod zusteckte, das sie unter Schürzen und Röcken geheim forttrugen, indem sie wie Diebe durch die Büsche aus dem Parke und auf Umwegen ins Dorf schlichen. Mein Freund, du hättest diese Leute sehen sollen, mit welchen Blicken sie meine Mutter ansahen und wie sie das Brod küßten, weil sie ihre Hand nicht küssen durften. Du sollst es noch einmal sehen; du mußt einmal mit mir nach Hause, und ich werde dich hinter den Büschen verstecken, du wirst dann die Wohlthätigkeit mit ihrem Gefolge schöner in Marmor hauen, als es Canova im Christinen-Denkmal gethan. Da ist nichts von jener Süßlichkeit dabei und nichts von der Selbstgefälligkeit jener Frauen, denen Wohlthätigkeit geschäftlicher Beruf geworden. Sie thut ihre Thaten der Milde, weil sie muß, und mit einer Strenge, die alle Süßlichkeit ausschließt, nothwendig und bewußt zugleich. Ihre Güte ist Gefühl und Gedanke zugleich. Demeter ist auch

gut, aber die feinfühlenden Hellenen haben sie vorzugsweise in ihrer Weisheit dargestellt, denn da versteht sich die wahre Güte von selbst."

„Es ist wahr," sagte Willibald, in allen Mythen und bildlichen Darstellungen ist sie mehr die weise und strenge Göttin, und hat sie nichts von der Süßlichkeit unserer Wohlthätigkeits-Quäkerinnen."

„Meine Mutter," fuhr Heinrich fort, „war selbst mit uns Kindern niemals, was man süß oder zärtlich nennt. Sie litt, sie kämpfte, sie duldete und sorgte für uns ohne Unterlaß; Liebkosungen und Zärtlichkeiten kamen selten vor."

Heinrich wurde durch die Ankunft eines Reisenden unterbrochen, der, in Pelze und Tücher gehüllt, mit Stentorstimme durch den Saal rief: „Kaffee! Herr Wirth! Glühend heißen Kaffee, denn es friert, daß die Spatzen von den Dächern fallen, und schnell, schnell, es ist bald 5 Uhr, und die Post geht ab."

So rufend, setzte sich der Fremde in die Nähe der beiden Freunde und warf Pelz und Tücher und Mütze ab. Heinrich sah sich verdrießlich nach dem Ruhestörer um, der ihn in seinen Mittheilungen über die Mutter unterbrochen hatte. Aber plötzlich nahm sein Gesicht den Ausdruck angenehmster Ueberraschung an, und mit dem Ausrufe: „Nachbar Ott!" sprang er vom Sitze auf und dem Fremden entgegen.

Nicht minder angenehm überrascht, rief das ganze volle, rothbackige Gesicht des Angeredeten ein lautes: „Herr Jesus, Herr Heinrich!" zurück, indem er dem jungen Manne entgegeneilte, seine beiden Hände faßte und sie kräftig schüttelte. — „Na," rief er weiter, „das ist ein wahres Glück, daß ich Sie so zufällig zu Gesichte bekomme und der Mama erzählen kann, daß ich Sie gesehen habe. Wie wird sie sich freuen, die gute Frau Sophia!"

„Wie kommen Sie hieher, Nachbar?" fragte Heinrich.

„Auf die angenehmste Weise von der Welt. Drei Tagreisen hinter der Residenz ist mir ein lieber Anverwandter, den ich meiner Lebtage nicht gesehen habe, selig im Herrn verschieden und

hat mir ein schönes Kapitälchen von circa fünfzehntausend Gulden hinterlassen. Die habe ich geholt, und mit diesen eile ich nun als ein reicher Mann in unser Dorf zurück."

„So! und Sie sind im Stande, hier durchzukommen, ohne mich zu besuchen?"

„Sie hätten Recht, lieber Herr Heinrich, wenn ich mich nur ein Stündchen hier aufgehalten hätte; aber ich bin vor fünf Minuten angekommen und reise in einer halben Stunde wieder weiter. Sehen Sie, ich kann es nicht erwarten, als reicher Mann nach Hause zu kommen. So lange ich auf der Reise bin, wo mich kein Mensch als armen Teufel gekannt hat, macht mir mein Reichthum nicht den geringsten Spaß; erst zu Hause, wo ich seit Jahren mit Weib und Kind und einem mageren Pferde mein Lebenlang Trübsal geblasen und mehr Sorgen als Flachs gesponnen habe, erst in meinem Dorfe werde ich die rechte Freude fühlen, erst mit Weib und Kind."

„Sie werden meine Mutter grüßen und ihr sagen, daß Sie mich gesehen haben und daß ich wohl und gesund bin."

„Den Teufel auch. Ich werde meiner Frau das Geld vor die Füße werfen und gleich ins Schloß laufen, um es ihr zu sagen. Unter uns gesagt, ich werde sogleich ein kleines Theilchen des Kapitälchens mitnehmen und ihr meine Schulden bezahlen, und der Gruß von Ihnen wird den Zins ausmachen. Sie wissen, es war ein schlechtes Jahr, und an wen anders wendete sich da Unsereins, wenn nicht an die Mama. Na, Sie wissen ja! ich will sie nicht loben — Sie wissen ja — die lobt man nicht mehr. Man lobt nur Die, bei denen man ans Gute nicht gewöhnt ist — hab' ich Recht, Herr Heinrich? Wenn man so den lieben Gott lobt, wie es überall vorgeschrieben ist, das hat mir stets wie eine Beleidigung des lieben Gottes gedünkt."

Heinrich lächelte. „Und wie geht es bei uns? und was macht die Mutter?" fragte er.

„Ich kann Ihnen leider nicht das Neueste mittheilen, ich bin seit drei Wochen abwesend. Die Federfuchser hielten mich so lange

auf mit der Erbſchaft, obwohl ich auf Gottes weiter Erde der einzige Erbe bin. Da mußte ich erſt ein Dutzend Schriften nachkommen laſſen und drei Dutzend unterſchreiben, daß ich mir die fünfzehntauſend Gulden mit ſaurem Schweiße und viel Galle verdient habe. Na, ſchadet nichts. Jetzt habe ich's und halte ich's, und was ein Bauer hält, das hält er. Ja, Ihre Mama habe ich nun ſeit beinahe vier Wochen nicht geſehen. Sie war geſund und friſch, und das iſt ſie wohl noch, weil ſie es ſein muß. Sie wiſſen ja! Wie könnte ſonſt das Haus und die ganze Gegend ohne ſie auskommen. Sehen Sie, ich denke immer, was ſein muß, das iſt auch, ſonſt ginge ja die Welt zu Grunde. Und Frau Sophia muß da ſein, ſonſt ginge es gar nicht in unſerer Gegend. Glauben Sie, daß ich mich mit meinen fünfzehntauſend Gulden ſicherer fühlen würde als früher, wenn ſie nicht da wäre? Nicht ein Bißchen! Wir haben uns Alle ſchon zu ſehr an ſie gewöhnt. — Na, wie freue ich mich darauf, ihr die Freude mitzubringen, daß ich Sie geſehen habe, lieber Herr Heinrich. Sie ſehen gut aus und luſtig, und ich werde es mit gutem Gewiſſen verſichern können. Sie braucht manchmal eine Freude, Sie wiſſen."

Heinrich ſeufzte leiſe, doch ſah er Willibald mit einem triumphirenden Blicke an. Dieſer konnte ja immer glauben, daß er als Sohn ein parteiiſcher Lobredner der Mutter ſei; die ungerufene Zeugenſchaft, die ſo warm und wahr abgelegt wurde, war ihm darum höchſt willkommen, abgeſehen von der Freude, die es ihm bereitete, überhaupt ſo von der Mutter ſprechen zu hören.

„Und was hat ſich in unſerem Dorfe Neues zugetragen, ehe Sie es verließen?" fragte Heinrich weiter.

„Neues?" ſagte der dicke Pächter lächelnd, indem er Zucker in den Kaffee ſchüttete, „Neues? — Was kann bei uns Neues vorfallen? Daß Ihr Papa immer reicher wird und daß er ſein Geld zuſammenhält, das iſt alt, nicht wahr? Ich wüßte nichts Anderes. Doch, doch. Ein großes Aergerniß im Dorfe!"

„Ein Aergerniß?" fragte Heinrich neugierig. „Und von wem kam es, dieſes Aergerniß?"

„Von der kleinen Minka, wenn Sie sich ihrer noch erinnern.“

„Von der Minka hinter dem Anger?“ fragte Heinrich, der sich genau jeder Persönlichkeit seines Dorfes erinnerte.

„Nein, von der Gottel-Minka.“

„Von dem kleinen, niedlichen Geschöpf? Die ist ja seit zwei Jahren abwesend?“

„Sie war es,“ berichtigte der Pächter. „Sie diente bei einem kleinen Grundbesitzer, aber vor ungefähr drei bis vier Monaten kam sie in unser Dorf zurück. Es hieß, sie hätte es bei der schweren Arbeit nicht aushalten können, und daß sie kränklich war. Wirklich kränkelte sie fortwährend und sah man sie nur sehr selten. Sie wohnte bei ihrem alten Vater, der indessen blind geworden, und strickte und suchte sich ehrlich zu ernähren. Man munkelte allerlei, aber man sah ihr nichts an, bis man ihr auf einmal zu viel ansah, und da ließ sie sich gar nicht mehr blicken. Eines Tages aber hörte man ein großes Wehgeschrei aus dem Hause; es kam von der Minka und vom blinden Vater, der erst durch das Geschrei erfuhr, warum die Tochter nach Hause gekommen war. Hätte er es früher gewußt, er hätte sich wohl an den Gedanken gewöhnt, aber so im ersten Augenblicke war er wüthend und tappte fühlend in der Stube umher, während sein Kind in den Wochen lag. Die Weiber standen vor den Thüren und sprachen von der Schande, die über das Dorf komme, und es sei unerhört und schändlich und ganz gräulich, daß ein Vater der Tochter fluche in einem solchen Augenblicke. Nun, Sie wissen ja, wie die Weiber sind bei solchen Gelegenheiten. Da thut sich Jede was darauf zu Gute, daß ihr nicht so was passirt sei. Da standen sie und machten ihre Betrachtungen und spannen Vermuthungen, und nicht Eine rührte sich, der Gebärerin zu helfen. Nur Eine stand nicht unter den Weibern, und just die nicht da stand, die hat geholfen. Nun wer kann das sein? Nun, Sie wissen ja, das war Ihre Mutter. Nun, ja, das versteht sich. Kaum hörte sie im Schlosse, was vorging, da sah man sie schon herüberlaufen zu Gottels, und nicht über die Brücke, nein,

geraden Weges über den Bach, von Stein zu Stein. Und dann wurde gleich die Hebamme geholt und der Blinde zum Schweigen gebracht, und, wie die Sache ſchlecht ging, auch der Arzt aus der Stadt geholt. Indeſſen kochte man im Schloſſe leichte Suppe, und dann lief Frau Sophia wieder herüber und hinüber und brachte Kinderzeug, vielleicht Häubchen, die Sie ſelbſt einmal getragen haben, Herr Heinrich — und da kamen dann natürlich auch die anderen Weiber, um zu helfen, und die arme Minka Gottel war mit einem Male wieder ehrlich gemacht."

„Daran erkenne ich ſie," ſagte Heinrich.

„Daran würde man ſie unter Tauſend herauskennen," lachte der Pächter. „Nun können Sie denken," fuhr er fort, „daß ſie damit noch nicht zufrieden war. Weiß der Himmel, was ſie dann Alles noch gethan, geſprochen, geſchickt, geſchrieben hat — genug, jetzt heißt es, daß der Sohn des Gutsbeſitzers, bei dem die Gottel Minka gedient hat und dem das Kind gehört, die Gottel Minka heirathen wird. Ja, ſie thut's nicht gern halb, Ihre Mama, wo etwas zu thun iſt. — Aber — halb Sechs! — ich verplaudere mich. Leben Sie wohl, meine Herren, ich muß fort. Was haben Sie der Mama ſagen zu laſſen?" Heinrich faßte die dargebotenen Hände und ſchüttelte ſie. „Sagen Sie ihr, daß ich glücklich bin, daß ich luſtig lebe, daß Sie mich mit meinem Freunde Willibald nach einem Balle geſehen haben; daß wenige Stunden nach Ihnen ein Brief von mir mit einer ſehr guten Nachricht ankommen wird und daß ich bald ſelbſt ins Dorf komme, um ſie noch vor meiner ſehr angenehmen Reiſe ins Ausland zu ſehen. Grüßen Sie auch mein Schweſterchen, mein Brüderchen und, wenn Sie ihn ſehen, meinen Vater."

„Gut, gut, ſoll Alles aufs Beſte beſtellt werden. Kommen Sie ja bald. Es iſt ſo hübſch, wenn wir Sie mit der Mama durchs Dorf gehen ſehen; da iſt die Frau um einen Kopf größer, und ihr Geſicht leuchtet vor Stolz und Glück. Sie hat nicht viel Freuden, kommen Sie bald."

Das Poſthorn klang, der gute Mann eilte fort.

„Du haſt offenbar nicht übertrieben," ſagte Willibald.

Heinrich zuckte die Achſel, nahm ihn am Arme, und beide Freunde wanderten wieder in den dunklen Morgen hinein. An einer Straßenecke angekommen, rief Heinrich lachend: „Jetzt gehe zu deinem Thonmodell. Gute Nacht oder guten Morgen! Auf Wiederſehen!"

Drittes Kapitel.

Heinrich ging raſchen Schrittes dem etwas entlegenen Theile der Stadt zu, in welcher ſeine Wohnung lag. Noch raſcheren Schrittes eilte er die drei Treppen des Hauſes hinauf, in welchem er ſeit beinahe einem Jahre als „Zimmerherr mit Extra-Eingang" die Stube gemiethet hatte, welche Herr Hofſekretär v. Meier entbehren konnte. Der Titel „Zimmerherr mit Extra-Eingang", der in der Reſidenz üblich war, beſagte in ſeinem Falle und mit Beziehung auf ſein Zimmer nur die halbe Wahrheit, denn er bewohnte ein Zimmer, in das er wohl gelangen konnte, ohne die eigentliche Wohnung des Hofſekretärs zu berühren, er hatte aber doch mit dieſer das Vorzimmer, alſo auch den Haupteingang gemein und nicht „extra". Er mußte, um in ſein Zimmer zu gelangen, die Klingel ziehen und das gemeinſchaftliche Vorzimmer paſſiren. Er war eben im Begriffe, die Hand an den Klingelzug zu legen, als ihm ein Gedanke durch den Kopf und ein Lächeln über die Lippen flog. Heute mußte er erfahren, wer die Pförtnerin war, die ihn treulich erwartete, ſo oft er die Nacht auf Ball oder Soirée außer dem Hauſe verbrachte, das Feuer in ſeinem Ofen wach erhielt, daß er immer eine warme Stube fand, und kaum, daß die Klingel erſcholl, den Schlüſſel drehte, die Thür öffnete und in der Dunkelheit verſchwand. Wenn er jetzt nur noch ein Viertelſtündchen wartete, wurde es taghell genug, um ſeine Wohlthäterin, die ſich ihm bisher entzogen hatte, zu erkennen und auf friſcher That zu ertappen. Er war in zu

freudiger Stimmung, um ſich dieſen Scherz und zugleich die Genugthuung, ihr für ſo viel Güte zu danken, verſagen zu können, und dieß um ſo weniger, als er längſt vermuthete, wer eigentlich die Pförtnerin ſei. Die mürriſche Köchin, die übrigens ſchon um zehn Uhr in ihrem Bette unter dem Dache lag, konnte es nicht ſein, eben ſo wenig das Kindermädchen, das von ſeiner Pflicht in der Kinderſtube zurückgehalten wurde, noch weniger die Frau Hofſekretärin, welcher ihr Gatte eine ſo lange Abweſenheit von ſeiner Seite eben ſo wenig als eine ſolche Gefälligkeit gegen einen fremden Zimmerherrn geſtattet hätte. Ein weibliches Weſen aber war es, das erkannte Heinrich am leiſen Schritte, mit dem ſich ſeine Wohlthäterin in der Dunkelheit ſeinem Danke zu entziehen wußte, wie an dem Rauſchen weiblicher Kleidung, abgeſehen davon, daß nur ein weibliches Herz ſolcher Güte und Aufmerkſamkeit fähig iſt. Es blieb alſo Niemand übrig als Marie, eine entfernte arme Anverwandte der Hofſekretärin, die ſeit Jahren im Hauſe ein ſtilles, ihrer Stellung nach der Lage menſchlicher Dinge angemeſſenes, d. i. ſehr beſcheidenes und untergeordnetes Leben führte.

Heinrich ſetzte ſich auf die Stufen, um den Tag abzuwarten, und lächelte bei dem Gedanken, daß er heute Marie in ihrer Güte überraſchen werde. Nicht ſchöner konnte er die ſchöne Nacht beſchließen. Er hatte das gute Geſchöpf mit ſeinem ſtillen Walten, welches das ganze Hausweſen aufrecht erhielt und Jedermann wohl that, ohne Anſpruch auf irgend eine Anerkennung zu erheben, längſt lieb gewonnen. Mitten im Geräuſche der Welt, im Angeſichte der glänzendſten weiblichen Erſcheinungen, die hundert Männerherzen zugleich beſchäftigten, mußte er oft ihrer denken, um den Eindruck, den eine in Schönheit und Anmuth glänzende Tänzerin auf ihn machte, mit dem ſtillen Gefühle zu vergleichen, das er manchmal empfand, wenn er ſie in ihrem blauen baumwollenen Kleidchen in der Küche oder in der Kinderſtube oder, wenn er zu Hofſekretärs geladen war, bei Tiſche ſchalten und walten ſah. Es war ihm dann, als trügen ihn ſeine

Gedanken inſtinktmäßig zu ihr zurück, um nach verwirrenden Eindrücken, nach aufregenden Vergnügungen auszuruhen und ihn an Genügſamkeit, Maß, Ruhe in ſich ſelbſt, die ſeinem Weſen angemeſſen war, zu erinnern. Ihre Schönheit ſtimmte mit dieſem Bedürfniſſe, wie mit ihrem Schalten und Walten zuſammen. Wer ſie kannte, der glaubte, daß ihre Geſtalt ſo klein und zart ſein müſſe, wie ſie wirklich war, und das Auge gerade ſo blau, als es bei näherer Betrachtung unter den dunklen Wimpern etwas ſcheu und ſchüchtern hervorblickte. Die tiefe Schwärze des Haares konnte für eine ſo zarte Erſcheinung, für eine ſo helle, kindlich roſige Geſichtsfarbe zu kraftvoll erſcheinen; aber es legte ſich ſo beſcheiden um die Schläfe, daß man ſeine mächtige Dunkelheit vergaß. Und dann — der Menſchenkenner wußte, welche Kraft der Seele dazu gehört, ſo ſtill ein abdankendes Leben zu tragen, eine arme Anverwandte zu ſein, nur für Andere zu ſorgen, und was in dieſer Erſcheinung kraftvoll auftrat, konnte ihn nicht überraſchen. Heinrich ſah ſie nicht oft, nur wenn er ihr manchmal ein geleſenes Buch gegen ein ungeleſenes aus ſeiner Bibliothek austauſchte, oder wenn er beim Hofſekretär zu Tiſch geladen war und hie und da einen Abend in der Familie verbrachte; aber er fühlte ihre Gegenwart in ſeiner Stube, der er es jeden Tag, wenn er heimkehrte, anſah, daß ſie ein ſinniger weiblicher Geiſt geordnet hatte, und er ahnte außerdem, daß ſie noch hie und da in vergangenen ſchweren Tagen helfend in ſein Leben eingegriffen habe. Aber daran dachte er nicht gerne.

Im Grunde viel jünger als ſein ruhiges äußeres Weſen, ſeine ernſten Formen, die er ſich in einer frühen und harten Schule des Lebens angeeignet hatte, gab er ſich in der wohlthuenden Aufregung des Momentes ganz der ſehr jugendlichen, beinahe kindiſchen Vorſtellung hin, wie er Marie fangen, wie er ſie feſthalten, wie er ſie auslachen wollte. Aber unwillkürlich wurde er ernſthafter. War ihr Wachen und Warten nicht rührend? Ließ dieſe Aufopferung ihres nächtlichen Schlummers, dieſe zarte Sorgfalt nicht auf allerlei ſchließen, dem er keinen Namen geben,

das er ſich nicht geſtehen wollte? Armes, gutes, liebes Ding! Es that ihrem Herzen vielleicht wohl, für Jemand freiwillig zu ſorgen, und wie gut muß ein Herz ſein, dem ein ſolches Bedürfniß wohl thut. Sollte er ſie darum auslachen? Plötzlich fiel es ihm ein, daß, wenn die Pförtnerin wirklich Marie iſt, ſie es wiſſen müſſe, wie oft und wie tief in die Nacht hinein er außer dem Hauſe bleibe, und es beunruhigte ihn, daß ſie eine ſchlimme Meinung von ihm haben könnte. Er nahm ſich vor, anſtatt ſie auszulachen, ihr Erklärungen zu geben und ihr auseinanderzuſetzen, wie die Lebensweiſe, die er dieſen Winter führte, ganz und gar nicht in Charakter und Neigung begründet ſei und daß er ſie nur aus Nothwendigkeit, aus Weltklugheit angenommen. Bei der Gelegenheit wollte er ihr erzählen, wie er ſich nicht verrechnet, und daß ſein Verfahren ſchon Früchte getragen habe und ſich eine glänzende Zukunft vor ihm eröffne. Sein glückliches Herz ſehnte ſich nach Mittheilung, und nach Willibald ſchien ihm in ſeiner Nähe Niemand ſeines Vertrauens und der Theilnahme an ſeinem Glücke würdiger, als die ſtille Marie. Ungeduldig ſprang er von der Treppe auf und ſah, daß er die erſte Dämmerung verträumt und daß bereits der graue Tag durch die Treppenfenſter brach.

Er zog die Klingel. Eine halbe Sekunde ſpäter öffnete ſich die Thür. Augenblicklich ſtreckte Heinrich beide Hände nach innen und faßte einen feinen, zarten Arm, der ſich ihm eben ſo ſchnell zu entwinden ſuchte.

„Sie iſt es, ſie iſt es!“ rief er jubelnd, fügte aber ſofort leiſeren und ſanfteren Tones hinzu: „Habe ich Sie ertappt, Fräulein Marie? Kenne ich Sie endlich, meine gütige Pförtnerin?“

Aber Marie wendete den Kopf ab und antwortete nicht. Sie fuhr fort in ihren Bemühungen, ſich loszuwinden, was ihn zwang, ſie nur deſto feſter zu halten. Dabei faßte er ſie unwillkürlich, um ihr am Arme nicht weh zu thun, um den Leib. Sie erbebte an allen Gliedern, und Heinrich, darüber erſchrocken, hätte ſie jetzt in Freiheit gelaſſen, wenn er es nur vermocht hätte, wenn er nicht in einer Stimmung geweſen wäre, die ihn kühner als

ſonſt machte, und wenn er nicht das größte Bedürfniß gefühlt hätte, mit ihr zu ſprechen. Sanft zog er ſie auf die gepolſterte Bank des Vorzimmers, ſetzte ſich zu ihr, faßte wieder ihre Hand und ſagte: „Erlauben Sie mir doch, daß ich Ihnen für Ihre Güte danke, und daß ich Sie um Entſchuldigung bitte, Sie ſo oft um Ihren ſüßen Schlaf zu bringen. Wäre ich gewiß geweſen, daß Sie die liebe Pförtnerin ſind, ſeien Sie überzeugt, ich wäre immer früher nach Hauſe gekommen, ich hätte Ihnen mit Vergnügen alle Hofräthe und Hofräthinnen — ſammt Kindern und Kindeskindern und einige Dutzend Walzer und Contretänze geopfert."

„Wirklich?" lispelte Marie.

„Wirklich und wahrhaftig, und es wäre kein großes Opfer geweſen. Glauben Sie ja nicht, liebe Marie, daß mir an all Dem ſo viel liege, und daß ich ſolch ein Vergnügling bin, als der ich Ihnen erſcheinen muß. Sie glauben vielleicht, daß —"

„Ich glaube," ſagte Marie mit zitternder Stimme, „daß Sie ſich unterhalten, daß Sie glücklich ſind, daß — daß Sie auf dieſen Bällen Perſonen antreffen — die — die Sie intereſſiren."

Heinrich bückte ſich tief herab, um ihr ins Auge zu ſehen, aber ſie verhüllte es raſch mit ihren langen Augenwimpern und machte eine Bewegung, als ob ſie ſich erheben wollte, ohne ſeine Antwort abzuwarten.

Aber Heinrich hielt ſie feſt und ſagte ſchnell: „Ja, es gibt wohl Leute da, die mich intereſſiren, d. i. ich finde da Perſonen, die aufzuſuchen mein Intereſſe erheiſcht. Meine Lage, die Nothwendigkeit zwang mich, ein Weltmann zu werden, mich umzuſehen, Bekanntſchaften zu machen. Es iſt mir Alles aufs Beſte gelungen, Fräulein Marie, es geht Alles vortrefflich, und ich glaube, ich ſitze als ein gemachter Mann vor Ihnen, der ſeiner Zukunft vollkommen ſorgenlos entgegengehen kann."

„Herr Volkmar!" rief Marie in der größten Aufregung, indem ſie ihm mit freudeſtrahlenden Augen ins Antlitz blickte — „es iſt gewiß? Sie täuſchen ſich nicht? Nun Gott ſei Dank! Es war Zeit —"

Sie unterbrach ſich wie erſchrocken vor den Worten, die ihr die Freude entlocken wollte, und ſah wieder erröthend vor ſich nieder. Heinrich war mit Einem Male Alles klar, was er bisher nur geahnt hatte; er bückte ſich wieder zu ihr herab und ſah ihr ins Geſicht, das immer aufs Neue erröthete und ſeinen Blick nicht ertragen konnte. Stumm ſah er vor ſich hin und lächelte. Sonderbar, woran er noch vor einer halben Stunde ungern dachte, das machte ihn jetzt lächeln. Er dachte an jene Momente der Noth und des Elends, da er dem Hunger preisgegeben war, an jene ſchaudervolle Zeit, welche die ganze Kraft ſeiner Jugend zu untergraben drohte, und er erinnerte ſich, wie damals Marie mit einem etwas mürriſchen Geſichte vor ihn trat und ihm erklärte, daß Das den ganzen Haushalt in Unordnung bringe, daß ſie für ihn allein des Morgens Kaffee bereiten müſſe, da ſonſt Niemand im Hauſe Kaffee trinke. Er mußte den Kaffee aufgeben und ſich bequemen, ein zweites Frühſtück einzunehmen, wie die anderen Hausbewohner. Dieſes zweite, reichliche Frühſtück, das ihm Marie ſo mürriſch und tyranniſch auferlegt hatte, rettete ihn über jene ſchreckliche Zeit hinweg. Sie hatte mit weiblichem Takte, vielleicht mit einem noch beſtimmteren Gefühle ſeine Lage erkannt, und ſie wollte ihm, während ſie ihm half, lieber mürriſch und unliebenswürdig erſcheinen, als ihn mit einer Wohlthat beſchämen. Hundert andere Aufmerkſamkeiten, die er in jener Zeit und ſeitdem erfuhr, wurden ihm mit Einem Male klar; er erkannte, wie er von Marie mit der zarteſten Sorgfalt überwacht geweſen, wie er oft über Abgründe hinwegkam, vor denen er verzagend geſtanden hatte. Thränen traten in ſeine Augen. Marie erſchien ihm plötzlich wie ſein Schutzgeiſt, und er hätte es ihr geſagt und ſie verſichert, daß er in dieſem Gefühle glücklich ſei und ſich nicht im Geringſten gedemüthigt fühle. Aber er fürchtete doch, daß ſeine Stimme zittern würde. Er ſah ihr noch einmal lange und lächelnd ins Geſicht, dann drückte er raſch einen Kuß auf ihre Hand und ſtürzte in ſeine Stube.

Marie ſaß noch lange da und betrachtete die Stelle, auf die

er seinen Kuß gedrückt hatte, und lächelte, wie in einen süßen Traum versunken. Dann küßte sie dieselbe Stelle und schlich leise, leise in die Wohnung, um an ihre häuslichen Pflichten zu gehen.

Heinrich zog die Vorhänge vor seine Fenster, um sich und seine Gedanken vor dem Lichte des eindringenden Tages zu schützen, dann warf er sich, rasch entkleidet, ins Bett. Der Nachhall der Tanzmusik, das freudige, ihm so neue Gefühl einer gesicherten Existenz, die Erinnerung an seine Mutter, die Genugthuung, wieder einmal zum Freunde von ihr gesprochen und von ihm ihr Lob gehört zu haben; die Freude, die ihn erwartete, wenn er sich frisch und ausgeschlafen hinsetzen werde, um ihr sein Glück anzuzeigen; die eigenthümlich warme Empfindung, die ihn beglückte, seit er mit Marie im Vorzimmer auf der Bank gesessen — Alles das bildete ein ganzes Orchester, das mitten in seinem Herzen saß und sanfte, selig berauschende Schlummerlieder aufspielte. Unwillkürlich lachte er auf, dann zog er die Decke über die Ohren, und in der weiten großen Residenzstadt gab es an jenem Morgen wohl nicht einen glückseligeren Schläfer.

Viertes Kapitel.

Eine schöne Wintersonne gab der schneebedeckten Residenz den hellsten Mittag. Heinrich schlief und träumte noch immer. Marie stand auf der Lauer, um herbeizuspringen, sobald der Klingelzug des Vorzimmers berührt wurde, um ein wiederholtes oder auch nur etwas längeres Läuten, das Heinrich hätte wecken können, zu verhüten. Da schellte es leise und mit einem so ängstlichen Tone, als ob Jemand draußen stünde, der nicht den Muth hätte, einzutreten. Marie öffnete, und hereintrat Willibald, ohne zu grüßen, ohne Marie anzusehen, mit hängenden Armen und blassem Gesichte. Er ließ sich auf die Bank an der Thür fallen und seufzte tief.

„Um Gotteswillen, Herr Willibald, was iſt Ihnen? was iſt vorgefallen?“ fragte Marie.

„Iſt Heinrich ſchon aufgeſtanden?“ fragte dieſer zurück.

„Nein, er ſchläft wohl noch. Es hat ſich noch nichts geregt in ſeinem Zimmer.“

„Und ich ſoll ihn mit einer ſolchen Botſchaft wecken! Gerade ich!“ ſtöhnte Willibald und verbarg das Geſicht in beide Hände.

„Was für eine Botſchaft?“ fragte Marie erbleichend.

„Eine Schreckensbotſchaft. Hier leſen Sie!“ ſagte Willibald, indem er einen Brief aus der Taſche zog. „Er kommt von ſeiner Schweſter Hedwig, die mich bittet, ihn vorzubereiten und ihm die Nachricht mitzutheilen. Ich fand den Brief vor, als ich heute Morgens nach Hauſe kam.“

Marie nahm den Brief, las und rief entſetzt: „Seine Mutter iſt todt. Allmächtiger Gott, welch ein Unglück! So hat nie ein Sohn ſeine Mutter geliebt, wie er.“

„Wiſſen Sie es auch?“ fragte Willibald gerührt.

„Sah ich ihn nicht, wenn er Briefe von ihr bekam!“ ſeufzte Marie, „ich habe nie ein glücklicheres und liebevolleres Geſicht geſehen!“

Die Thränen ſtürzten ihr aus den Augen. Sie lehnte ſich an die Wand, dann ſank ſie ſchluchzend und zitternd auf den Sitz neben Willibald nieder.

„Ich weiß, wie er Unglück und Elend zu tragen verſteht,“ fuhr ſie nach einiger Zeit, von häufigem Schluchzen unterbrochen, fort, „aber dieſen Schlag wird er nicht verwinden. Armer Heinrich! — liebes, gutes, edles Herz!“

„Sie haben ihn auch ſo lieb?“ fragte Willibald in der Naivetät ſeines Schmerzes.

Marie ſchwieg, aber die verdoppelte Gewalt, mit der ihre Thränen auf die Frage hervorbrachen, gaben ihm Antwort.

So ſaßen ſie lange da, bis Willibald, vor ſich hinſehend, murmelte: „Gerade jetzt, da ſein Stern aufging, da er ſo glücklich war, ihr eine gute Nachricht geben zu können!“

„Gerade jetzt!“ wiederholte Marie und schüttelte den Kopf mit bitterem Lächeln über die Grausamkeit und den Spott des Geschickes. Saß sie nicht weinend auf derselben Stelle, wo sie vor wenigen Stunden den glücklichsten Moment ihres Lebens gefeiert und wo sie ihn so heiter, so gut, so glücklich gesehen hatte?

Dann saßen sie wieder schweigend, in Trauer und in schmerzliches Nachdenken versenkt, Marie unter Schluchzen erbebend, Willibald vor dem Gedanken zagend, daß er die Schwelle vor ihm überschreiten und die schrecklichen Worte aussprechen sollte. Aber es stockten Marie's Thränen, und Willibald fuhr mit einem Ausrufe des Schreckens auf, als mit Einem Male Heinrichs Stimme drinnen im Zimmer erscholl und er mit dem Ausdrucke vollster Lebenslust

„Siehe, wie lächelt der Himmel“

anstimmte.

„Diese glückliche Stimmung soll ich mit einer solchen Nachricht stören,“ seufzte Willibald, „ich, gerade ich! Welch ein Auftrag!“

„Können Sie nicht warten?“ fragte Marie.

„Die Schwester drängt,“ antwortete Willibald, „vielleicht ist seine Gegenwart nothwendig. Jedenfalls wird es für die armen Waisen gut sein, den Bruder bei sich zu haben, und ich halte es für meine Pflicht, meinem Auftrage so bald als möglich nachzukommen.“

„So gehen Sie,“ sagte Marie mit abgewendetem Gesichte; aber sie fuhr zusammen, als er ihrer Aufforderung folgte, die Thür leise öffnete und in Heinrich's Zimmer trat. Sie floh an das entgegengesetzte Ende der Vorstube, kehrte aber bald wieder zurück und lehnte sich in der Nähe der Thür an die Wand — wie um zu horchen. Sie hörte nur Heinrich's Stimme, der sich offenbar über des Freundes trauriges Gesicht lustig machte. „Ist dir dein Modell zu trocken geworden? Oder will sich Livia Wieser als tanzende Hore, als ‚glückliche Stunde‘ in deinem Hirn nicht recht modelliren?“ Bald darauf hörte sie ihn wieder, wie er ausrief: „Aber ohne Scherz — du bist sehr traurig, Willibald —

es muß was Ernſtes ſein — ſprich — um Gotteswillen, ſprich!“ Marie erbebte und floh wieder von der Thür fort, dann kehrte ſie abermals zurück, blaß, zitternd, indem ſie fortwährend „Armer Heinrich! Armer Heinrich!“ vor ſich hinmurmelte. Eine Zeitlang wurde es ſtill da drinnen; plötzlich aber hörte ſie einen Schrei oder vielmehr ein Aechzen, das aus tiefſter Seele kam, und dann nur die Worte: „Meine Mutter! Meine arme Mutter! Willibald, Willibald, meine Mutter!“

Marie drückte die Hände über der Bruſt zuſammen; jeder Laut, der zu ihr drang, ſchnitt ihr durchs Herz; gebeugt ſtand ſie an dem Thürpfoſten und lauſchte ſtumm, ſelbſt keines Lautes und keiner Bewegung fähig; erſt als ſie da drinnen ein lautes Schluchzen hörte, ſtürzten auch ihr die Thränen aus den Augen und näherte ſie ſich der Thür, legte ſie das Ohr an das Schloß, wie um ſich keinen Schmerzenslaut entgehen zu laſſen, um den ganzen Kummer des geliebten Freundes in ſich aufzunehmen und ihre Thränen mit den ſeinigen zu vereinen.

Sie hörte nicht, daß es abermals und zu wiederholten Malen ſchellte. Jemand Anderer öffnete, und ein ſtattlicher alter Mann, dem eine ſchwarze Binde das eine Auge verdeckte, trat herein. Da er nur auf Einem Auge ſah, bemerkte er nicht ſogleich Marie, wurde aber durch eine Bewegung derſelben aufmerkſam gemacht und blieb vor ihr ſtehen.

„Marie!“ rief er, indem ein Ausdruck des Erſtaunens und des tiefſten Unwillens über ſein edles Geſicht fuhr, „Marie, in welcher Stellung finde ich Sie da? Horchend an der Thür eines jungen Mannes!“

Aber wie ihm Marie ihr verſtörtes, weinendes Geſicht zuwendete, bat er ſie in ſeinem Gedanken ſchnell um Verzeihung für den unedlen Verdacht; er hob ſie auf und fragte erſchrocken: „Was iſt's? Was geht vor, liebe Marie? Verzeihen Sie!“

„Ach, General, lieber General!“ rief Marie und klammerte ſich mit beiden Händen an ſeine Schultern, „gehen Sie hinein zu ihm, ſprechen Sie ihm Troſt zu; er iſt ſo unglücklich!“

„Wer? Volkmar? Was ist geschehen?“

„Seine Mutter ist todt,“ sagte Marie leise.

„Seine Mutter!“ rief der General erschüttert, „das ist ein großes Unglück und nicht allein für ihn und die Familie, sondern für unsere ganze Gegend. Sie war der gute Genius des Landes auf zehn Meilen in der Runde. Es war eine herrliche Frau, eine unsäglich edle Frau.“

Der General schwieg und drückte Mariens Kopf an seine Brust. „Die Verstorbene ist Ihrer Thränen werth, Marie,“ sagte er gerührt; „es werden noch Viele noch lange nach ihr weinen.“

Da hörten sie Heinrich. „Gottlob, er weint,“ sagte Marie.

„Es sind männliche Thränen, die Heinrich weint,“ erwiderte der General.

„Gehen Sie hinein zu ihm,“ bat Marie, „Sie sind sein Landsmann und Nachbar, Sie haben sie gekannt; Ihr Wort wird ihm wohlthun. Auch hat er Sie so lieb, lieber General.“

„Wie ich ihn,“ sagte dieser, indem er Marie zur Bank führte. Dann trat er an Heinrichs Thür. Aber der alte tapfere Soldat v. Wehrstätt, der so oft Kanonenschlünden ruhig entgegengeblickt hatte, stand einen Augenblick zögernd an der Schwelle, bis er sich zusammennahm und mit einem entschlossenen Schritte ins Zimmer trat.

Aber er trat nicht allein in das Zimmer. Unwillkürlich folgte ihm Marie. An der Seite des alten Mannes und Freundes hatte das junge Mädchen den Muth, ihrem Herzen zu gehorchen und zu dem geliebten Unglücklichen vorzudringen und, während der General seine beiden Hände faßte, ihn mit beiden Armen zu umschlingen. Der verwaiste Sohn befand sich in Gesellschaft dreier bewährter Herzen.

Fünftes Kapitel.

Es iſt erlaubt, es iſt hergebracht, ja der Gebrauch iſt ſogar Geſetz geworden, den Helden eines Romanes durch ganze Kapitel, durch Monate und Jahre um die verlorene Geliebte trauern, jammern zu laſſen, ihn ſogar nach Verluſt ſeiner Liebe ſo lebensüberdrüſſig und verzweifelt darzuſtellen, daß es nur natürlich ſcheint, aber auch nur ſcheint, wenn er ſich am Ende einen Dolch ins Herz ſtößt oder eine Kugel durch den Kopf jagt oder ſich in einen Abgrund ſtürzt. So weit geht dieſes Privilegium des Romanhelden, daß dem Leſer gar nicht die Frage einfällt, ob beſagter Jüngling, mit dem man ſich ſo lange beſchäftigt, nicht noch einen anderen Lebensberuf, als die Liebe, ob er nicht noch Pflichten gegen ſich ſelbſt, gegen Freunde, Familie und Geſellſchaft zu erfüllen hatte. Aber der Schriftſteller, der vom Tode der Mutter ſeines Helden erzählt, muß über dieſen Schmerz raſch hinwegeilen, ſonſt geräth er in Gefahr, ſeinen Helden als zu ſentimental, vielleicht als weibiſch oder als viel zu kindlich vom Leſer verdammt zu ſehen; der Leſer iſt ein Gewohnheitsthier.

Darum kurz. Nach drei Tagen war Heinrich ſo weit beruhigt, daß er Entſchlüſſe faſſen konnte, ja, daß er bereits in ſeinem Innern Entſcheidungen getroffen zu haben ſchien; denn ſeine Ruhe war derart, wie ſie einzutreten pflegt, wenn man nach Schwankungen und Stürmen einen genau gezeichneten Weg vor ſich ſieht und dieſen Weg zu betreten entſchloſſen iſt. Marie und Willibald waren bei ihm; ſie hatten ihn in dieſen ſchweren Tagen nur ſelten verlaſſen, meiſt nur, wenn er müde in einen kurzen Schlummer geſunken war. In dieſer kurzen Zeit, da alle Rückſichten, Schranken und Formen vor dem Schmerze auf der einen, vor dem Mitleide auf der anderen Seite gefallen waren, wurde er mit dem guten Mädchen inniger verbunden und vertrauter, als in der ganzen langen Zeit, die er mit ihr unter Einem Dache zugebracht hatte. Ihre herzliche Theilnahme, ihre

Sorgfalt, ihr zartes Benehmen, der feine weibliche Takt, der heilend wirkt, indem er auf den Kummer ganz eingeht und den Bekümmerten doch vom Gegenstande seines Schmerzes abzulenken versteht, ohne sein Gefühl, das sich an das Leiden klammert, zu verletzen oder ihm Zwang anzuthun — Alles das hatte Heinrich trotz seiner Befangenheit wohl bemerkt oder wenigstens gefühlt; denn wie gewisse körperliche Krankheiten die Nerven für jede Bewegung, jeden Ton doppelt empfindlich machen, so schärft oft Seelenschmerz alle physischen Organe, daß sie für Das, was in den Gemüthern um sie her vorgeht, doppelt empfänglich und voll unwillkürlichen Verständnisses sind. Auch der alte General v. Wehrstätt, der Hausfreund des Hofsekretärs und Landsmann Heinrichs, kam oft, und das gesetzte, feste, dabei doch weiche Wesen des alten vielerfahrenen Mannes, seine Männlichkeit ohne Härten, seine Theilnahme ohne Schwächen, sein tapferes Herz, das doch die Berechtigung eines bis ans Unterliegen gränzenden Schmerzes anerkannte, trugen zur Beruhigung des tiefergriffenen jungen Mannes vielleicht noch mehr bei, als die Gegenwart der beiden befreundeten jungen Leute. Von einem alten Manne, der viel erlebt, viel Unglück und das Hinsterben vieler Generationen und Trennungen der liebevollsten Herzen gesehen, ist Theilnahme doppelt wohlthuend, und wäre es auch nur der Erfahrung wegen, daß sich die Gemüther im Laufe langer Jahre und Erlebnisse nicht nothwendigerweise verhärten müssen. Den Worten des Generals horchte Heinrich um so lieber, als er nicht direkt zu trösten versuchte, sondern als Mann vom Leben und Wirken des Mannes sprach und sanft verschweigend andeutete, wo männliche Jugend Trost und Ersatz zu suchen habe. Aber wenn Willibald, ebenso wohlmeinend, aber weniger erfahren, an die Worte des Generals anknüpfend, auf den großen und schönen Wirkungskreis hindeutete, der Heinrich bevorstand, schüttelte dieser den Kopf und lächelte über diese Zukunft, wie man über Vergangenheiten zu lächeln pflegt. Diese Pläne sind bestattet, sagte er abwehrend, ohne sich für den Augenblick näher erklären zu wollen.

Als Willibald am vierten Tage wieder kam, fand er Heinrich mit dem Ordnen ſeiner Papiere beſchäftigt. Der Kleiderſchrank war geöffnet; auf Tiſch und Stühlen lagen Wäſche und Kleidungsſtücke geſondert; abſeits in einem Winkel ein ganzer, warmer Winter-Reiſeanzug.

„Du willſt abreiſen?“ — fragte Willibald — „willſt nach Hauſe reiſen?“

Heinrich legte die Papiere hin, faßte Willibald an der Hand und führte ihn zum Sopha. „Setze dich,“ ſagte er, indem er ſich ſelbſt hinſetzte, „ich habe dir meinen Entſchluß mitzutheilen.“ Aber er ſchwieg wieder und ſtand nach einigem Nachdenken auf.

„Es iſt beſſer,“ ſagte er, „daß ich euch die Mittheilung zugleich mache, dir und Marie.“ Er trat ins Vorzimmer und kam bald mit Marie zurück, die er ebenfalls ans Sopha führte. Dann nahm er mit einer gewiſſen traurigen Feierlichkeit einen Stuhl und ſetzte ſich den Beiden gegenüber, die ihn geſpannt, Marie mit wirklicher Aufregung, anſahen.

„Ich habe,“ ſagte er mit zitternder Stimme, die aber mit jedem Worte feſter wurde, „ich habe einen Entſchluß gefaßt, den ich euch, meinen liebſten Freunden, mittheilen muß. Er ſchwebte mir vom erſten Augenblicke an, da ich die Todesnachricht erhielt, verworren vor der Seele; er iſt in dieſen Tagen von Stunde zu Stunde feſter geworden, und ſeit geſtern bin ich mit mir vollkommen einig und kann ich ihn aufs Beſtimmteſte in Worte faſſen. Ich habe heute Nacht gut geſchlafen, meine Gedanken am Morgen noch einmal gehörig geprüft und geſichtet; was mein Charakter zu ertragen vermag, was mein Herz von mir verlangt und meine Pflicht gebietet, unterſucht und bin ſo weit im Klaren mit mir, daß ich mit euch über die Sache als über ein Endergebniß ſprechen kann, ohne Furcht, wieder ſchwankend zu werden. Ich kann ſogar behaupten, daß meine jetzigen Pläne älter ſind als der Tod meiner Mutter. Denn eines Tages, als ich den Tod der Mutter eines Freundes erfuhr, führte mich die Phantaſie auf allerlei Möglichkeiten, und ich fragte mich, was ich in dieſem Falle thun würde.

Ich beantwortete mir dieſe Frage. Ich werde in der Wirklichkeit nicht anders handeln, als ich es in der Hypotheſe als gut, als Pflicht erkannt habe."

„Was willſt du thun?" fragte Willibald, und Marie blickte ihn mit geneigtem Kopfe an, als fürchtete ſie eine betrübende Antwort.

Heinrich antwortete: „Ich reiſe ab, und ich werde nicht wiederkommen. Ich breche mit meiner Vergangenheit und meiner Zukunft; ich gebe den ganzen Menſchen auf, der ich bisher geweſen und der ich von nun an zu werden wünſchte und hoffte. Ich werde gewiſſermaßen ein Weib, denn ich muß die heimgegangene Mutter erſetzen. Sie ließ daheim drei Kinder zurück, zwei Schweſtern und einen Bruder. Die Eine iſt kaum der Kindheit entwachſen, ihre Erziehung muß vollendet, und iſt Dieß geſchehen, muß ihre Zukunft auf eine Weiſe geſichert werden, die den Wünſchen meiner Mutter entſpricht, das iſt: ihr Charakter, ihre Neigungen, ihr Herz müſſen berückſichtigt werden, wenn ſie ſich einmal vermählen ſoll, und nicht nur der Eigennutz, der äußere Vortheil, kurz all Das, was man ſonſt und was gewiß auch mein Vater eine gute Partie nennt. Meine zweite Schweſter, ein Kind von vierzehn Jahren, iſt noch zu erziehen, und für den Bruder, einen Knaben von zehn Jahren, ſind all die Kämpfe durchzumachen, die meine Mutter durchgemacht hat, wenn er nicht ſchon in einem oder zwei Jahren in den Wäldern als Aufſeher von Holzbauern und Köhlern verwildern ſoll. Ich habe nun den Geſchwiſtern zurückzuerſtatten, was unſere Mutter für mich gethan hat, und die einzige Genugthuung oder vielmehr Befriedigung, die mir jetzt noch werden kann und darf, iſt die, die verlaſſenen Waiſen zu beſchützen und ſie auf dem Wege weiterzuführen, den ſie eine liebende Mutter geführt hätte, ſie vor Verwilderung zu behüten und ihnen eine würdige Bildung zu verſchaffen. Ueber der Vollendung dieſer Aufgabe werden Jahre dahingehen, und zwar die ſogenannten ſchönſten Jahre, in denen man für ſich ſelbſt eine Zukunft zu gründen pflegt. Dieß wird

mir weder möglich noch Bedürfniß ſein, da ich von meinem Berufe vollkommen erfüllt ſein werde — alſo ſage ich der ehemals geträumten Zukunft und allen Wünſchen und Gefühlen, die mich bisher belebten, ein entſcheidendes und entſchiedenes Lebewohl. Manche werden es eines Mannes unwürdig finden, einen gleichſam ganz weiblichen Beruf zu ergreifen und ſozuſagen mit einem männlichen zu vertauſchen — aber ich ergreife die Pflicht, die mir am Nächſten liegt. Ich werde morgen einige Beſuche machen, unter Anderen auch dem Unterrichtsminiſter, um ihm für ſeine guten Abſichten mit mir zu danken — und übermorgen reiſe ich ab."

Heinrich ſchwieg. Marie und Willibald ſahen traurig vor ſich hin, bis endlich dieſer ſchüchtern begann: „Haſt du Alles bedacht? Biſt du von der Nothwendigkeit deines Schrittes überzeugt? Hat die Welt nicht auch Anſprüche und Rechte, die —"

„Ich weiß, was du ſagen willſt, lieber Willibald," fiel ihm Heinrich ins Wort. „Nur das größte Genie und das ſich bewußt iſt, es zu ſein, hat vielleicht das Recht, ſich zu ſagen, daß die Welt Rechte an ihn habe, vor denen alle anderen Rechte und Pflichten zurückſtehen müſſen. Ich bin kein Genie. Was ich der Welt leiſten könnte, kann ein Anderer und können hundert Andere viel beſſer leiſten. Was ich im Hauſe meines Vaters und bei meinen Geſchwiſtern zu thun habe, das kann nur ich thun, das kann mir Niemand abnehmen und würde ich mir auch nicht abnehmen laſſen. Unter ganzen Nationen gibt es nur ſehr wenige Menſchen, die außerhalb dieſes Geſetzes ſtehen: Erfülle zuerſt die Pflicht[illegible] die dir zunächſt, die in deinem privateſten Kreiſe liegen [illegible] wir thun müſſen, wird uns erſt recht klar, wenn wir [illegible] ſtellen, was wird, wenn wir es nicht thun. Gehe [illegible] Hauſe, dann wachſen meine Geſchwiſter in roher [illegible] auf; ihre beſte Mitgift fürs Leben, das Andenken [illegible] Mutter, wird mit den Reſten ihrer Lehren [illegible] vieles verwiſcht; die Atmoſphäre gehobener Ge- [illegible] ſie bisher gelebt, wird einer gemeinen, kleinlichen

weichen; den Schweſtern wird es kaum auffallen, wenn ſie einſt durch Heirath aus einer ſolchen Atmoſphäre in eine andere ähnliche übergehen; in dem Knaben, einem talentvollen, liebenswürdigen Knaben, werden bei frühen trivialen Beſchäftigungen alle Keime zu Grunde gehen, die zu einer edlen Männlichkeit ausgebildet werden können. Daß meine Anlagen zu einer gewiſſen Höhe ausgebildet wurden, danke ich meiner Mutter. Welches Vorrecht habe ich vor meinem Bruder voraus? Soll er verkümmern, weil ſie nicht mehr da iſt? oder iſt es nicht vielmehr meine dringendſte Pflicht, mit Bewußtſein Das für ihn zu thun, mit dem Bewußtſein, daß ich ihr verdanke, was ſie mit edlem Inſtinkte für mich gethan hat? Wie traurig würde es mit der Menſchheit ausſehen, wenn mit dem Stilleſtehen eines edlen und guten Herzens auch ſeine Wirkungen aufhörten. Ich fühle mich ſtolz und ſtark in dem Gedanken, wenigſtens einen Theil der Erbſchaft meiner Mutter anzutreten. Man findet es im Großen ſchön, wenn auf einen Vater wie Miltiades ein Sohn wie Cimon folgt, und im Kleinen, wenn ein Sohn die anſtändige bürgerliche Thätigkeit des Vaters fortſetzt; warum ſoll ein Sohn nicht auch die Mutter fortſetzen dürfen, wenn ſie es war, die im Hauſe das Gute wirkte?"

Heinrich wurde durch die Ankunft eines Bedienten unterbrochen, der ihm einen Brief übergab und ſich ſogleich wieder entfernte. Heinrich las und ſagte: „Es iſt ein Brief des Miniſters, der ſo viel bedeutet wie ein Anſtellungsdekret. Er iſt mir ſehr willkommen, denn er wird meinem Vater beweiſen, daß ich nicht als ein Hülfloſer heimkehre, genöthigt, mich vom väterlichen Tiſche nähren zu laſſen. Das wird ihm einiges Vertrauen in meine Brauchbarkeit und mir größere Freiheit geben."

„Ueberlege es doch noch," ſagte Willibald, indem er ſelbſt den Brief betrachtete; „dieſes Papier enthält eine ſo ſchöne Laufbahn."

„Was Herr Volkmar thun will, iſt ſchöner!" rief Marie.

Heinrich reichte ihr die Hand.

„Nicht wahr, Marie?“ ſagte er; „meine Mutter hat mich daran gewöhnt, ſolche Ausſprüche aus weiblichem Munde wie Orakel zu betrachten. Ich danke Ihnen.“

Sie faßte die dargebotene Rechte mit beiden Händen, drückte ſie heftig und eilte zur Thür hinaus. Zwei Tage nach dieſem Geſpräche trat Heinrich reiſefertig aus ſeiner Stube. Er war allein. Willibald war mit ſeinen kleinen Habſeligkeiten zum Eilwagen vorausgegangen. Er ſah ſich um, und da er Niemand im Vorzimmer erblickte, ging er an eine der Thüren, klopfte leiſe an und trat ein. Marie lag auf einem Sopha, das Geſicht in ein Kiſſen gedrückt.

„Marie,“ ſagte Heinrich, indem er ſich zu ihr herabbückte, „Marie, leben Sie wohl! Ich verlaſſe Sie mit größerem Schmerze, als alles Andere. Ich weiß, was ich an Ihnen verlaſſe und was ich Ihnen ſchulde. Ich weiß, was mir vergangenes Elend in ſchönſter Farbe der Wehmuth wird erſcheinen laſſen, wenn ich daran zurückdenken werde. Von Allem, was ich verlaſſe, würde ich Sie am Liebſten mitnehmen. Aber ich ſcheide von Ihnen für immer. Leben Sie wohl!“

So ſprechend, bückte er ſich tiefer, ſah ihr eine Sekunde lang in das offene, aber thränenvolle Auge; dann küßte er ſie auf die Schläfe und ging.

Marie erhob den Kopf, ließ ihn aber raſch wieder ſinken, als Heinrich die Thür hinter ſich ſchloß.

„Möge mich ein günſtiges Geſchick vor einer Begegnung mit ihr bewahren!“ dachte Heinrich, als er langſamen Schrittes die Treppe hinabſtieg, „auf daß ich in meinen Entſchlüſſen nicht wankend werde. Ich gehöre weder mir noch ihr.“

Zweites Buch.

Erſtes Kapitel.

Das Dorf Steinthal, Heinrich Volkmar's Geburtsort, liegt zum Theile im Thale, zum Theile auf einem Abhange, der ſich wellenartig dem Walde entgegenzieht. Der Thalſohle ſieht man es an, daß der Bach, der ſie durchſtrömt, ehemals, vielleicht durch Jahrhunderte, daſelbſt große Verheerungen angerichtet. Er muß oft ausgetreten ſein und das ganze Thal zu ſeinem Bette gemacht haben, denn von einem Abhange zum anderen war es beinahe ganz von ausgeſchwemmten Steinen bedeckt. Jetzt floß der Wildbach in einem genau begränzten Bette hin, rechts und links von ſtarken Stein- oder Raſendämmen eingefaßt, die ſo hoch waren, daß ſelbſt bei den Anſchwellungen des Frühlings und des Herbſtes nichts zu fürchten war. Auch ſah man ſchon auf den erſten Blick die wohlthätigen Folgen dieſer Eindämmung. Hie und da hatte ſich über dem ausgeſchwemmten Geſtein Dammerde geſammelt und ſproßte im Frühling ein dünnes Grün, welches das Geſtein mit der Zeit wohlthätig zu verdecken verſprach; ja an manchen Stellen war dieſes bereits gänzlich von fruchtbarer Erde bedeckt, die, von den Höhen herabgetrieben, nicht mehr in den Bach geſchwemmt, ſondern vom Damme aufgehalten wurde. Da die Ebene geſichert war, baute man auch auf ihr neue Häuſer, und die Kohlgärten in ihrer Nähe verſprachen,

mit der Zeit die ganze alte Verwüſtung zu verhüllen und bisher Unwirthbares zu befruchten. Ueberhaupt verſprach der ganze Anblick der Gegend mit den aufſteigenden Rauchſäulen hinter den Vorhängen des Waldes, mit den Kohlenſchiffen auf dem eingedämmten Fluſſe und mit den mannigfachen neuen Bauten und Anlagen eine moderne Zukunft, ſowie die vielen Schlöſſer und Schlößchen, die ſich, wenn man dem Thale nach- und entgegenblickte, auf kleinen Anhöhen oder an dunkle Wälder gelehnt mit ihren Thürmen und Thürmchen erhoben, von einer feudalen Vergangenheit erzählten. Auch vor dem Dorf Steinthal ſtand ein ziemlich maſſiges, vierflügeliges Schloß mit Thürmen an allen vier Ecken, aber nicht auf der Höhe, ſondern auf einer Art von Inſel, die vom Fluſſe und von einem Mühlbache gebildet wurde. Trotz dieſer natürlichen Befeſtigung war es noch auf allen vier Seiten von einem Graben umgeben, der vom Fluſſe aus leicht mit Waſſer zu füllen war, was aber ſeit lange nicht geſchehen zu ſein ſchien, denn im Sommer machte dieſer Graben mit ſeinen Sandwegen und Blumenbeeten einen Theil des Ziergartens aus, der unmittelbar das Schloß umgab und es von dem alten buſchigen Parke trennte, der es in einem weiteren Kreiſe, über die Inſel hinausgehend, umzog. Auf der einen Seite verlor er ſich im Walde, auf der anderen Seite an die anſtoßenden Fruchtgärten des Dorfes. Park und Schloß lagen von jeher, etwas über die Thalſohle erhöht, vor den Ueberſchwemmungen ſicher und bildeten, wenn dieſe eintraten, eine Inſel, nach angerichteter Verheerung eine Oaſe in der Wüſte. Die vier Thürme trugen auf ihren Spitzen, anſtatt der Wetterfahnen, alte meſſingene nunmehr verroſtete Fürſtenkronen, welche auch in Stein gehauen über den vier großen Eingängen des Schloſſes unmittelbar über einem Wappen und mittelbar über dem Thor prangten. Es gehörte ehemals dem Fürſten Rittberg; ſeit dieſer zu Grunde gegangen, war es Eigenthum des Mannes, dem die ganze Gegend jenes Zukunft verſprechende Ausſehen verdankte, und der es um einen Spottpreis an ſich gebracht hatte, dem Herrn Wolff Volkmar,

den man den Waldesherrn nannte und deſſen Familie in der Gegend „die Herrſchaft“ hieß, da man einmal gewohnt war, die Bewohner des Schloſſes ſo zu nennen. Man nannte dort Jeden, der ein Schloß bewohnte, wenigſtens Baron. Es wäre auch Herrn Wolff Volkmar leicht geweſen, ſich dieſen Titel oder wenigſtens ein „Von“ von Staats- und Rechtswegen zu verſchaffen, wenn er auf Dergleichen etwas gehalten hätte; es wäre ihm das um ſo leichter geweſen, als er große Reichthümer erworben und dem Staate, wie man ſich auszudrücken pflegt, große Dienſte geleiſtet hatte. Dieſes that er, indem er alle die ungeheuren Waldungen an ſich brachte, welche der Staat in dieſer Gegend beſaß, und die letzterem nicht nur keinen Nutzen, ſondern nur Ausgaben brachten. Das Holz verfaulte an Ort und Stelle, da keine Wege da waren, auf denen man es in den Verkehr hätte bringen können, und doch mußten zahlreiche Forſtbeamte, die ſie beaufſichtigten, beſoldet werden. Herr Volkmar bezahlte dem Staate eine ſchöne Summe, nur machte er die Bedingung, daß der wilde Bach, der aus den Wäldern einem Hauptfluſſe des Landes zutobte, dort und da eingedämmt und regulirt werde. Der Staat, in der Freude, einen läſtigen Beſitz los zu ſein und eine klingende Summe in die Kaſſe zu ſtreifen, ging auf die Bedingung ein. Mit der Zeit zeigte es ſich, daß dieſe Eindämmung und Regulirung größere Koſten verurſachte, als der Kaufpreis einbrachte; da aber dieſe Arbeiten mehrere Jahre dauerten und der Staat ihre Koſten nur nach und nach beſtritt, merkte er es weniger, und Herr Volkmar blieb immer der Mann, der dem Staate eine große Summe ausgezahlt, mit dem Staate ein bedeutendes Geſchäft gemacht hatte, und erfreute ſich fortdauernd des Anſehens, das ein ſolcher Umſtand und die mit dieſem Umſtande verknüpfte Bekanntſchaft der höchſten Beamten zuwege bringt. Einmal der Wildbach regulirt, hatte Herr Volkmar den billigſten und beſten Weg, auf dem er das Holz und die Kohlen ſeines Waldes in die Hauptſtadt und überhaupt in die Welt brachte. Den ganzen Sommer hindurch gingen unendliche Flöße Bauholzes den Fluß

hinab; im Herbste folgte ihnen das Brennholz in Millionen Scheitern, und beinahe das ganze Jahr hindurch schwammen die schwarzen Kohlenbarken hinab in die Hauptstadt und in die Industrie-Gegenden im Flußgebiete des Hauptstromes.

So ging es nun schon seit mehr als fünfundzwanzig Jahren, und Herr Wolff Volkmar, schon wohlhabend von Anbeginn, wurde einer der reichsten Männer der ganzen Provinz. Dieser seiner Unternehmung, die mit einer Ueberlistung des Staates begonnen hatte, dankte die ganze Umgegend das neue Leben, das sich in ihr regte, und dankten Hunderte, vielleicht Tausende ihre Nahrung. So wurde der Mann, den wir nicht von seiner vortheilhaften Seite kennen lernten, und welcher der Tyrann seiner Familie war, in gewissem Sinne der Wohlthäter einer ganzen Bevölkerung und erfreute sich, während er in seinem Hause gefürchtet und gescheut wurde, wenn auch nicht der Sympathie, doch bis zu einem gewissen Grade der Achtung und eines hohen Ansehens in der Provinz.

Heinrich wanderte bereits nach dreitägiger Reise durch die Besitzungen seines Vaters. Den Wagen, der ihn von der Heerstraße in das heimatliche Thal brachte, ließ er der schlechten Wege halber um den Berg fahren, während er selbst auf bekannten Pfaden den kürzeren Weg durch den Wald einschlug. Sonst, wenn er heimkehrte, was freilich meist in den Sommerferien geschah, sagte ihm dieses Rauschen in den Föhren- und Fichtenbäumen, daß er schon zu Hause sei, und überkam ihn ein eigenthümliches wohliges Gefühl, das für ihn nur mit dieser Gegend verbunden war. Heute, in der winterlichen Erstarrung, war der Wald stumm; die Bäume waren von Schnee bedeckt, und der mühsame Schritt über verwehte Pfade ließ ihn kaum zu irgend einem Gedanken kommen. Mit dem ersten Schritte aus den stummen Waldeshalden bekam er das Schloß seines Vaters zu Gesichte. Wie sonst hielt er inne, um es zu betrachten; aber sonst pflegte in solchen Momenten Besorgniß in ihm aufzusteigen, wie er es darin finden werde, ob Alles wohl sei, ob ihn nicht etwas

Trauriges erwarte. Heute tauchte keine ſolche Beſorgniß in ihm auf; es war öde in ihm, ſo öde, als er ſich das Innere des weitläufigen Gebäudes vorſtellte. Das Schlimmſte, was dort hatte vorfallen können, war ja geſchehen. Er betrachtete es mit glaſigem Auge, mit erſchöpftem Kummer. Da wendete ſich ſein Blick unwillkürlich nach der Seite, einem Abhange am Rande des Waldes zu, und ein tiefer Seufzer entſtieg ſeiner Bruſt. Dort lag der Kirchhof, und ohne ſich einen Augenblick zu beſinnen, ſchlug er über verſchneite Wieſen und Felder die Richtung nach der ſtillen Stätte ein. Das Thor war geſchloſſen; er ſchwang ſich über die niedere Mauer.

Wo war das friſche Grab, das er ſuchte? Alle Gräber waren von demſelben gleichmäßigen Leichentuche des Schnees bedeckt. Doch fand ſein Blick nach kurzem Spähen ein einfaches neues Kreuz, das den Namen Sophie Volkmar trug. Langſamen Schrittes näherte er ſich dem Grabe, bückte ſich und ſtrich den Schnee ab, um die Schollen zu ſehen. Wenige Thränen fielen auf das Grab; aber er konnte es nicht übers Herz bringen, die Erde, die an ſeinen Händen hängen geblieben war, abzuwiſchen, und ſo die Hände vor ſich hinhaltend, ging er an die Kirchhofmauer zurück. Wie er von da wieder rückwärts blickte, ſchien ihm das Grab ſo unendlich öde und verlaſſen; es ſchien ihm, als hätte er hier noch eine Pflicht zu erfüllen. Das Bedürfniß, geliebte Gräber zu ſchmücken, erwachte in ihm; er ſah dieſes im Geiſte mit allen Frühlingsblumen geſchmückt, und aus dem Blumenflor erhob ſich in unbeſtimmten Umriſſen eine Geſtalt voll Schönheit und milder Trauer wie eine Antike. Willibald fiel ihm ein, und der Entſchluß ſtand feſt in ihm, der Mutter ein würdiges Monument zu errichten, und der Freund, dem er ſo oft von ihr erzählte, ſollte der Schöpfer dieſes Denkmales ſein, nicht irgend ein anderer Künſtler, der ohne Theilnahme, ohne Wärme ans Werk ginge, dem man erſt die Tugenden der Verſtorbenen erklären mußte. Der Gedanke gab ihm eine gewiſſe Zufriedenheit, und er ſetzte ſeine Wanderung, dem Dorfe entgegen, fort.

Er mußte sich doch länger, als er selber wußte, auf dem Kirchhofe aufgehalten haben, denn als er im Thale ankam, lag es schon in nächtliche Finsterniß gehüllt. Er ging über die Brücke durch die lange Vorhalle und trat in den großen Saal; er war leer. Ebenso das zweite, das dritte, das vierte Zimmer; die ganze eine Seite des Schlosses, die sonst von der Familie bewohnt war. Er trat in die Vorhalle zurück und von da in den großen Saal, in welchem ehemals Fürst Rittberg seine Jagdgenossen zu versammeln pflegte und der jetzt als Gesindestube diente. Es war ein weiter gewölbter Raum, den noch aus alter Zeit Hirschgeweihe schmückten und den das in einem großen Kamine lodernde Feuer nicht zu einem Drittheile beleuchtete, obwohl dort ganze Stämme im Feuer lagen. Um das Feuer im Halbkreise, unter dem Mantel des Kamins, der wie eine Hütte in dem Saale aussah, saßen männliche und weibliche Diener des Hauses und außerdem Kohlenbrenner und Waldheger, welche den Winter im Hause des Herrn zuzubringen pflegten, bis sie ihr Amt im Frühjahre wieder in den Wald rief. Die Einen spannen, die Anderen rupften Federn, die Dritten schnitten mit groben Messern allerlei Figuren in Holz, die Vierten saßen müßig da und blickten in die Flammen. In der Mitte dieser Gesellschaft saß Agnes, die kleinere Schwester Heinrichs.

„Hast du dich schon hieher verirrt, armes Kind!" dachte Heinrich, der am Eingange in dem Saale ungesehen im Dunkeln stehen blieb, und er erinnerte sich, wie es ehemals war, wie die Kinder sonst drüben neben der Mutter saßen, in sicherer Hut, lesend, arbeitend, gemüthlich plaudernd.

„Nun, kleines Fräulein," sagte der alte Köhler Melcher, „jetzt habe ich erzählt — jetzt singen Sie wieder."

„Was soll ich singen?" fragte Agnes, „vom Rosmarin auf der Prager Brücke? oder von der bösen Schwester, die ihrem Bruder eine Schlange zu essen gibt und einen Stein statt des Kopfkissens?"

„Nichts da," rief Melcher, „keines von den alten Liedern, so ein neues, das Sie selbst gemacht haben."

„Ja, ja, Fräulein Agnes, ſo ein Lied von Ihnen!“ riefen die Anderen.

„Ach Gott!“ ſeufzte das Kind, „ſeit die Mutter todt iſt, habe ich kein Lied mehr gemacht.“

„Das iſt nicht recht,“ ſagte der alte Köhler, „ſo ein Lied erleichtert das Herz, das weiß ich. Ich habe im Walde manches gemacht, das noch heute die Köhlerbuben ſingen, und ſo oft ich eins fertig hatte, war mir wohler. Sie müſſen ja nicht immer luſtig ſein; ein trauriges macht Einem das Herz oft leichter, als ein luſtiges. Weiß Gott,“ fuhr der Köhler fort, „vor drei Tagen hat mich Ihr Papa in den Wald geſchickt, bis an die Steinhütte — das iſt weit genug. Was höre ich da aus dem Hauſe herausklingen? Ihr Lied, Fräulein Agnes, das Sie letzten Herbſt gemacht haben; wiſſen Sie, das Lied auf die ſchöne Lidka, die ſich in den Teich geworfen. Und wie ich nach Hauſe gehe, hörte ich das Lied wieder im Wirthshauſe ſingen.“

Heinrich hörte mit Staunen, daß ſeine kleine Schweſter eine Volksdichterin war; er kannte wohl ſeine Gegend und wußte, daß da noch Lied auf Lied entſtand, ohne daß man in den meiſten Fällen den Verfaſſer kannte — deſto mehr überraſchte es ihn und mußte er lächeln, einen der geheimnißvollen Dichter, über deren Exiſtenz er ſich oft in ſeiner Kindheit allerlei Gedanken gemacht hatte, in ſeiner kleinen Schweſter zu entdecken. Er ſetzte ſich auf die Bank an der Thür, um zu lauſchen.

„Alſo,“ fuhr der Köhler fort, „ſingen Sie wieder ſo ein Lied.“

„Ich habe keines.“

„So machen Sie eins.“

„Jetzt, gleich?“

„Ja wohl, jetzt gleich!“ rief es im Chore.

Agnes ſah um ſich, blickte eine Zeitlang zum Fenſter hinaus auf die ſchneebedeckte Landſchaft und ſagte: „Ich fange mit dem Schnee an, weiß aber noch nicht, was dann kommen wird.“

„Nur zu, nur zu!“ ermunterte der Köhler. „Man muß nur anfangen.“

„Nun gut, ich fange an," sagte Agnes.

Und sie begann mit heller, aber zarter Stimme nach einer bekannten Melodie und sang, manchmal stockend und sich verbessernd, ein Lied, das nach allen Verbesserungen so lautete:

Auch unterm Schnee, auch unterm Schnee
Erwachsen die Blümlein wieder;
Mein Herz thut weh, mein Herz thut weh,
Doch sing' ich lustige Lieder.

Ein Falke schwebt in den Lüften frei,
Er ist bis zum Himmel gestiegen;
Er trägt in seinem Herzen ein Blei
Und wird nicht lang mehr fliegen.

Ein Fräulein sitzt in dem Schlosse drin,
Das ist nicht lustig, nicht traurig.
Ich glaub', daß ich selber das Fräulein bin;
Im Schornstein singt es so schaurig.

„Sehr schön, sehr schön!" rief die Gesellschaft unter dem Kamin.

„Aber wie kommen Sie nur auf all die Dinge, Fräulein Agnes?" fragte eine alte Magd, die im Spinnen innehielt.

„Siehst du, Katharina," erwiderte Agnes, „das ist sehr leicht. Erst sah ich zum Fenster hinaus, da sah ich den Schnee und fing damit gleich das Lied an — dann im Singen sah ich da oben den ausgestopften Falken auf dem Kamin, und da habe ich ihn gleich in das Lied gebracht — und dann fiel mir ein, mich selbst in das Lied zu bringen, und ich sang von dem Fräulein im Schlosse; es kann aber auch Hedwig sein. Und im Schornstein brummt es immer noch schaurig — hörst du? So kam das ganze Lied zusammen. So macht man's."

Agnes hätte über ihre Art zu dichten vielleicht noch ausführlichere Erklärung gegeben, wenn sie nicht in diesem Augenblicke von zwei Armen erfaßt und von ihrem Sitze empor in die Luft gehoben und mit Küssen bedeckt worden wäre.

„Heinrich! Bruder Heinrich!“ rief sie jubelnd, indem sie seinen Hals umschlang, „da bist du endlich!“

„Wo sind die Anderen?“ fragte Heinrich.

„Komm, komm rasch zu Hedwig. Wir wohnen jetzt in den kleinen Stuben im Hinterhause; komm! Sie sitzt dort mit Alfred und gibt ihm eine Lektion in Geographie.“

Sie führte ihn durch einen spärlich erleuchteten Gang, bald in ihrer Freude vorauseilend, bald wieder zu ihm zurückkehrend, um seine Hand zu fassen, wie ein lieblicher Genius, der, einem Flämmchen gleich, einen romantischen Helden zu einem Schatze führt.

Nach einigen Minuten war Heinrich von sechs Armen umschlungen. Die Geschwister drängten sich an ihn, im vollen Bewußtsein, daß sie in ihm Schutz und Schirm fänden und daß sie nicht mehr ganz verlassene Waisen waren. „Wie recht habe ich gethan,“ dachte Heinrich, „und ich will aushalten, so lange diese Verlassenen meiner bedürfen.“

Der Vater war abwesend und sollte erst morgen heimkehren.

Zweites Kapitel.

Heinrich war damit beschäftigt, sich in einem Zimmer, der „kleinen Stube,“ die man im Gegensatze zu den großen Sälen des vorderen Gebäudes so nannte, und in nächster Nähe der Geschwister einzurichten. Diese hatten sich nach dem Tode der Mutter dahin zurückgezogen, während der Vater im Hauptgebäude blieb. Die Familie versammelte sich nur bei den Mahlzeiten, wenn es der Vater nicht vorzog, sein Nachtessen allein auf seinem Zimmer einzunehmen. Hedwig ordnete ihres Bruders Kleider und Wäsche in einen Wandschrank, während Agnes und Alfred eine Papier- und Bücherkiste auspackten und den Inhalt dem Bruder zutrugen, der vor einem alten Bücherschranke stand. Der Vater, der in der Nacht zurückgekehrt war, saß in einem Lehnstuhle und sah schweigend zu.

„Welch ein großer Brief!“ rief Alfred, „sieh nur, Hexe! den großen Brief und das große Siegel.“

Agnes, die im Hause mehr auf diesen Titel als auf ihren Taufnamen zu hören gewöhnt war, stimmte mit ein in die Bewunderung ihres Bruders und rief, indem sie ihm den Brief aus der Hand nahm: „Ein Brief mit dem kaiserlichen Adler! Der ist gewiß vom Kaiser. Nicht wahr, Heinrich, den Brief hat dir der Kaiser geschrieben?“

„Nein, Hexchen,“ lächelte Heinrich, „nicht der Kaiser, aber ein Minister.“

„Der Minister?“ fragte der Vater erstaunt, indem er sich neugierig vorbückte. „Hast du einen Brief vom Minister? Was kann dir der Minister schreiben? Darf man den Brief lesen?“

„Gewiß, mein Vater. Hexchen, gib das Schreiben dem Papa.“

Die Hexe that es und blieb neugierig neben ihrem Vater stehen; auch Alfred folgte ihr, und Hedwig verließ den Schrank, um sich zu der neugierigen Gruppe zu gesellen.

Der Vater entfaltete das Schreiben mit großer Ehrerbietung und las. Die Kinder sahen ihm ins Gesicht, als wollten sie den Inhalt aus seinen Zügen erkennen. Er schwieg, ließ die Hand sammt dem Briefe aufs Knie fallen und sah nachdenklich vor sich hin. Nur in Zwischenräumen warf er einen flüchtigen Blick auf Heinrich, der sich in seiner Beschäftigung nicht stören ließ. Endlich fragte er, und die Gesichter der Kinder wendeten sich Heinrich zu: „Der Minister des Unterrichts ladet dich hier zu einer weiteren Besprechung ein; was wollte er mit dir besprechen?“

„Eine Sendung, die er mir auftragen, und eine Stelle, die er mir geben wollte.“

„Eine Sendung?“ fragte der Vater wieder. „Wohin?“

„Nach Deutschland, Belgien, Frankreich und Italien.“

„Und um was für eine Stelle handelte es sich?“

„Ich sollte Sekretär im Ministerium werden.“

„Sekretär!“ rief der Vater erstaunt, fügte aber sogleich spöttisch lächelnd hinzu: „wohl verstanden, nachdem du zehn oder

fünfzehn Jahre als unbesoldeter, überzähliger Praktikant gedient hast?"

„Nein," erwiderte Heinrich, „sogleich nach meiner Rückkehr."

„Nicht möglich!" rief der Vater, „das ist ja ganz außer aller Ordnung. Welcher Protektion verdankst du eine solche Ausnahme?"

„Einem Memoire, das ich dem Ministerium überreichte."

„Siehst du, Papa," rief die Hexe, „ich habe es immer gesagt, Heinrich wird, was er nur werden will, ein großer Gelehrter, ein berühmter Mann, ein großer Herr, Gott weiß was. Die Mama — ach Gott, wenn die Mama nur das —"

Des Kindes Stimme stockte; Herr Volkmar schüttelte verwundert den Kopf, legte den Brief auf den Tisch und ging kopfschüttelnd aus der Stube. Aber in der Thür blieb er stehen und wendete sich wieder um: „Wann trittst du deine Reise an, Heinrich?" fragte er wieder.

„Ich habe das Alles aufgegeben," antwortete dieser, „ich reise nicht, ich bleibe hier bei den Kindern."

Herr Volkmar sah ihn mit einem langen prüfenden Blick an, dann schüttelte er wieder den Kopf und ging langsam aus der Thür.

Die Kinder eilten auf Heinrich zu. Hedwig umarmte ihn, und die Hexe rief: „Du guter Heinrich, ich verstehe dich; du willst uns nicht verlassen, du willst uns die Mutter ersetzen, du willst für uns sorgen, und darum machst du dir gar nichts aus den Reisen, und möchtest doch so gerne nach Paris und nach Italien. Und da machst du dir gar nichts daraus, Minister zu werden. Schau, wie sie dich gekannt hat, die gute Mama! ‚Heinrich wird euch nicht verlassen,' sagte sie eine Stunde vor ihrem Tode. Ach Gott, wenn sie es nur weiß, wie gut du bist! Aber sie weiß es, sie wußte es ja immer."

Hedwigs schweigende Umarmung drückte dieselben Gefühle aus, denen die Hexe Worte gab; nur Alfred erhob Widerspruch und konnte sich nicht darüber beruhigen, daß sein Bruder nicht nach Italien gehen und nicht Minister werden sollte.

Nach wenigen Tagen war Alles so weit eingerichtet und eine solche Regelmäßigkeit in dem neuen Haushalte eingeführt, daß es den Anschein hatte, als ob diese Lebensweise hier seit Jahren herrschend gewesen. Die Geschwister, an die milde und besonnene Zucht der Mutter gewöhnt, fügten sich gerne dem Bruder, der sich theils absichtlich, theils unwillkürlich in seiner Handlungsweise die Verstorbene zum Muster nahm. Dem Lesen, dem Spaziergang, dem gemüthlichen Plaudern wurden feste Stunden bestimmt; die weiblichen Arbeiten wurden unter der männlichen Aufsicht nicht vernachlässigt. Die holden Dämmerstunden wurden zu kleinen Festen der Phantasie und des Gemüthes. Heinrich benützte sie, um die Kinder in die Wunder der Mythenwelten verschiedener Nationen, besonders der Griechen, einzuweihen. Die Hexe kannte bald alle homerischen Helden und alle Sagenkreise der hellenischen Anfänge. Ihr lebhafter Geist faßte Alles mit Enthusiasmus auf und brachte manchen homerischen Stoff in germanische Verse und Reime, während Alfreds positiver Verstand den historischen Kern der Dinge zu erfassen suchte, indem er den mythischen Helden auf der Landkarte folgte. Jason, Odysseus waren ihm nur Entdeckungsreisende, Kadmos, Perseus, Theseus, Herkules, Dädalus nur Städtegründer, Gesetzgeber, Civilisatoren und Erfinder. Die siebzehnjährige Schwester Hedwig hatte schon das Bewußtsein der Bildung und hörte demgemäß zu und war dem Bruder mit Bewußtsein dankbar. Sie freute sich dieser geistigen Beschäftigung als eines Mittels, das sie ihrer Einsamkeit und Oede entriß. In diesem Sinne schloß sie sich auch dem Bruder aufs Innigste an. Wer das schweigsame, scheinbar so ruhige Mädchen beobachtet hätte, wie sie Heinrich mit aller weiblichen Sorgfalt umgab, wie sie schweigend manchmal den Arm um seinen Nacken schlang, hätte das Bedürfniß nach einem innigsten Anschließen, dem vielleicht brüderliche Liebe nicht ganz genügte, bald errathen. Sie saß oft träumend da, wäre aber bei aller Aufrichtigkeit nicht fähig gewesen, den Inhalt ihrer Träumereien genau anzugeben. Bei der unbedeutendsten komischen

Veranlassung und manchmal ohne alle Ursache lachte sie laut auf; es war jenes Lachen, das bei jungen Mädchen oft so albern erscheint und doch so gefährlich ist. Dann war sie durch Tage wieder nichts als die sorgsamste Haushälterin, so daß sie die Einen für eine Träumerin, die Anderen für ein hausbackenes Frauenzimmer halten konnten. Sie war in ihrer Entwicklung höchst wahrscheinlich auf einem Scheidewege angekommen, und das kleinste Ereigniß konnte entscheidend werden.

Heinrich ahnte bald, daß er hier ein Räthsel vor sich hatte, daß hier das weibliche divinatorische Auge einer Mutter besonders Noth thäte und daß der gute Wille hier nicht ausreichte. Aber ihre Hingebung beruhigte ihn, denn er hoffte, daß ihm Hedwig anvertrauen werde, was er nicht errathen konnte. Die anderen zwei Kinder machten ihm keine Sorgen. Die Seele der Hexe war durchsichtig wie ein Thautropfen, der in der Morgensonne glänzt; auch taufte er sie um und nannte sie anstatt Hexe Aglaja, nach der Göttin des Glanzes, des schimmernden Thaues. Der Name wurde allgemein adoptirt und bald in Agle umgewandelt. Alfred unterwarf sich ihm ganz, wie ein williger Schüler einem geliebten Hofmeister. Heinrich entdeckte in ihm einen worthaltenden, pflichttreuen Menschen der Zukunft und ging mit ihm einen sicheren Weg.

Die wenigen Stunden, die Heinrich bei der Beschäftigung mit den Kindern übrig blieben, verbrachte er zwei oder drei Mal in der Woche auf dem Schlosse Halden, das nur vom Kastellan bewohnt war, aber eine reiche und alte Bibliothek besaß. Es war ein lieblicher kleiner Landsitz, etwas über eine halbe Stunde vom Schlosse des Herrn Volkmar entfernt, und lag am Eingange eines Waldes, der zum Theile in einen englischen Park verwandelt war, während sich vor dem Hauptgebäude den ganzen Abhang hinab bis ins Thal und bis an den Bach ein schöner französischer Garten mit Blumen, Gesträuchen und Lauben erstreckte, welche, durch den Wald und die Höhe gegen den Nordwind geschützt, im Frühling und Sommer einen reichen Flor entfalteten. Trotz seiner Lieblichkeit und trotz seiner schönen Aussicht lag dieser

Landsitz verlassen da. Der Besitzer, ein Hofmann, verbrachte seine Zeit und verschwendete sein Geld in der Residenz und auf kleinen Missionen, die man ihm anvertraute, wenn es galt, in der Fremde mit Glanz aufzutreten. Die große Bibliothek rührte aus dem vorigen Jahrhundert und von einem seiner Ahnen, dem Erbauer des Schlosses, her. Heinrich hatte sich schon vor Jahren und auf leichte Weise die Erlaubniß ausgewirkt, während seines Aufenthaltes in der Heimat den Bücherschatz benützen zu dürfen. Dahin wanderte er nun, manchmal allein mit seinen Gedanken, manchmal an der Seite des kleinen Bruders, und er war ein gerne gesehener Gast, denn er hatte in früheren Zeiten der Frau des Kastellans manchmal mit einem kleinen Geschenke gedacht. Dafür empfing ihn jetzt ein gut geheiztes Bibliothekszimmer, und er saß bequem da und konnte in dem schöneren Theile der Welt, die er verlassen und die ihm darum desto lieber geworden, mit Behagen weiter leben.

So vergingen die Wochen; und das neue Leben, wie sich der Wirkungskreis immer deutlicher zeichnete und genauer abschloß und begränzte, wurde eine Gewohnheit des Herzens. Herr Volkmar ließ den Sohn gewähren und griff weniger störend ein, als dieser erwartete, mit Unrecht erwartete; denn niemals hatte er seine Vorwürfe und Einwendungen an diesen, sondern an die Mutter gerichtet. Es war immer, als hätte er eine instinktive Scheu vor dem Wesen des Sohnes, und als schämte er sich, seine Verachtung der Bildung und Gelehrsamkeit vor diesem zu offenbaren. Es schien außerdem, daß er seit dem Tode der Mutter weicher und nachdenklicher geworden und daß er seitdem an der Verlorenen, wie an der Welt, Manches schätzen lernte, was er früher gering geschätzt. Er sprach nie von der Todten; ja selbst wenn er beredt war, wurde er plötzlich schweigsam, sobald ein Fremder oder eines der Kinder der verstorbenen Mutter erwähnte. Was in ihm vorging, verrieth er nur selten und bei besonderen Gelegenheiten.

Die Hexe oder Agle träumte viel und liebte es, ihre Träume

zu erzählen, was sie auf eine Weise that, als ob sie von ausgemachten Wirklichkeiten und Thatsachen spräche. Eines Abends, da der Vater in die Stube der Kinder trat und sich, wie immer, schweigend in einen Winkel setzte, schlug sie sich, als ob ihr eine plötzliche Erinnerung durch den Kopf führe, vor die Stirne und rief: „Heute Nacht habe ich wieder die Mama besucht. Als ich bei ihr ankam, schrieb sie eben einen Brief an Heinrich und sagte, ich solle still sein, bis sie zu Ende geschrieben. Ich setzte mich hin und sah in ihr schönes, blasses Gesicht und war ganz froh. Da wurde es plötzlich ganz dunkel, und sie sagte: ‚Herzchen, zünd' 'mal die Sterne an, es ist Abend.' Da ging ich hin und zündete einen Stern nach dem andern an; plötzlich aber kam ich an ein großes Loch und fiel vom Himmel. Ich schrie, aber da war schon die Mama, die mich in ihren Armen auffing. Sie trug das weiße Kleid, in dem wir sie begraben haben, und im Haare hatte sie Rosen und Veilchen. Das Kleid flog breit auseinander wie Flügel, und wir schwebten leise, leise herab zur Erde. Ach, ich lag so gut in ihren Armen! Hier vor dem Schlosse, unter dem Kastanienbaume setzte sie mich nieder. Da hatte sie nicht mehr das weiße Kleid, sondern das braune, das sie immer trug, und die schwarze Schürze und die Haube mit den Vergißmeinnicht, und du, Papa, lagst ihr zu Füßen, als ob du sie um Verzeihung bitten wolltest."

Herr Volkmar, der bisher aufmerksam zugehört hatte, sprang bei diesen letzten Worten vom Sitze auf und rief dem Kinde ein gebieterisches „Schweige" zu. Aber nachdem er zwei Mal in der Stube auf und ab gegangen, kehrte er zur Agle zurück, hob sie in die Höhe und drückte ihr einen Kuß auf die Stirne, worauf er sich wieder auf seinen vorigen Platz setzte. Eine Liebkosung des Vaters war den Kindern etwas so Neues, daß sie in ein langes Schweigen versanken. Agle lächelte verlegen und blickte erstaunt der Reihe nach und wie fragend in alle Gesichter.

Ein anderes Mal erzählte Agle, die Alles wußte, Alles sah und hörte, der gute Nachbar Ott, derselbe, den wir als glück-

lichen Erben in dem Reſidenz-Kaffeehauſe kennen lernten, ſei geſtern Abends bei Papa geweſen. Nachbar Ott habe geſagt, es ſcheine, daß Herr Heinrich bei ſeinen Geſchwiſtern die Mutter erſetzen wolle. Darauf habe der Papa geantwortet: ja, es ſei wahr, das ſei wieder ein toller Streich von Heinrich — ein ſehr toller Streich, und doch thue er ſehr recht daran.

Solche und ähnliche Vorkommniſſe und Ereigniſſe beruhigten Heinrich über die Zukunft. Nur vom Vater hatte er Schwierigkeiten gefürchtet. Nun hat er ihn im Stillen um Verzeihung, und da dieſe Sorge von ihm genommen war, hatte er nur noch manche Erinnerung, manches Bedauern in ſich zu beſchwichtigen, um ſich ganz und mit voller Ruhe ſeinen neuen Pflichten hinzugeben. Die Jahre lagen vor ihm wie ein vorgezeichneter Plan, und wem ſo zu Muthe iſt, der überredet ſich leicht, daß er zufrieden iſt; der vergißt gerne, daß jede Stunde des Lebens ein Ende und ein Anfang einer neuen Epoche werden kann, daß dieſe neue Epoche oft ſchon begonnen hat, ohne daß wir es wiſſen.

Drittes Kapitel.

Der Winter machte ſich in dem rauhen Lande auf arge Weiſe geltend. So verſchneit waren Dorf und Umgegend, daß ſie von aller Welt durch unüberſteigliche Hinderniſſe getrennt ſchienen. Der Wald, der ſich auf der Höhe dahinzog, war von Schnee bedeckt und ſah wie eine hohe, ſteile, unüberſchreitbare Wand aus; die Wege waren verweht. Es ſah aus, als könnte aus der ganzen Welt nicht das geringſte Neue in das abgeſperrte Thal dringen. Dennoch kam Heinrich eine Neuigkeit zu, die ihn aufs Lebhafteſte bewegte, und erſchien im Dorfe ein Beſuch, der alle Welt überraſchte.

Der gute Nachbar Ott, der immer ein gern geſehener Gaſt im Schloſſe war, weil er immer viel zu erzählen hatte und außerdem eine liebe Erinnerung an die Mutter vorſtellte, da ſie für

den guten Mann viel Achtung und er ihr in manchen guten Werken hülfreich zur Seite gestanden hatte — der gute Nachbar erschien eines Abends in der kleinen Stube und setzte sich, ganz seiner Gewohnheit entgegen, schweigend an den Ofen.

„Der Gevatter hat etwas auf dem Herzen," sagte die Hexe — „er schweigt."

„Die Hexe hat wieder einmal errathen," sagte der Nachbar.

„Nun, und was ist es?" fragte Heinrich.

„Es ist Jemand vom Himmel gefallen, es ist ein gewisser Jemand angekommen."

„Und wer ist dieser Jemand," fragte die Hexe.

„Wer wird es sein," sagte Ott verdrießlich, „mein Sohn Joseph ist es."

„Reinhold Ott ist zurück?" fragte man, aufs Angenehmste überrascht.

„Nun ja, Reinhold, wenn Sie wollen," sagte Ott ebenso verdrießlich wie vorher, „mir heißt er Joseph und Sepp, wie ich ihn habe taufen lassen. Wie er sich selbst umgetauft hat, um einen nobleren Namen zu haben, und wie man ihn in der Welt heißt, das kümmert mich nicht. Der Reinhold ist nicht besser als der Sepp, der Sepp war vielleicht besser als der Reinhold."

„Ich freue mich herzlich, ihn wieder zu sehen," sagte Heinrich, ohne auf des Mannes Reflexionen einzugehen.

„Ich wollte, ich könnte mich auch so freuen."

„Und warum sollten Sie das nicht können?"

„Ich weiß nicht," murmelte der alte Ott und kratzte sich hinter den Ohren, „seit zwei vollen Jahren habe ich nichts von ihm gehört, wußte ich nicht, wo in aller Welt er sich herumtrieb; mit Einem Male ist er wieder da, und ich frage mich, ob das plötzliche Erscheinen mehr mit der kindlichen Liebe oder vielleicht mehr mit der Erbschaft zusammenhängt?"

„Schämen Sie sich, Nachbar," rief Heinrich entrüstet, „solche Zweifel hätte ich Ihrem Herzen nicht zugetraut und sind Reinholds unwürdig."

„Ja, ja," lächelte der Nachbar etwas bitter; „sehen Sie, lieber Herr Heinrich, das steckt offenbar im Blute, das Zweifeln; Ihr Reinhold, mein Sepp, der zweifelt auch an Allem, für den existirt gar nichts, an das er so geradezu und ohne Umschweife glauben möchte."

„Er glaubt an Alles, was er für gut und wahr hält," sagte Heinrich.

„Ich möchte nur wissen, was er für gut und wahr hält," lächelte der Andere wieder; „wenn man ihm so zuhört, bleibt verdammt wenig übrig, das gut und wahr sein könnte."

„Sie sollten sich immer nur sagen, daß Ihr Sohn einen ausgezeichneten Geist besitzt, und das Uebrige ihm überlassen," meinte Heinrich.

„Das thäte ich sehr gerne," erwiderte der Nachbar, „wenn ich nur einen Zweck sähe."

„Da haben wir's!" rief Heinrich; „mich nahmen Sie gegen meinen Vater in Schutz, weil er mein Leben als ein zweckloses betrachtete, und jetzt treten Sie gegen Ihren Sohn ebenso auf wie mein Vater, und auch nur darum, weil er einen andern Weg geht, als Sie sich gedacht haben, da Sie ihn als kleines Kind auf die Schule brachten. So ist es immer, die Eltern klagen den Sohn an, daß er als Mann nicht den Weg einschlägt, den sie dem zehnjährigen Kinde bestimmt haben."

Der Nachbar schüttelte den Kopf und sagte: „Sie und mein Sepp, das sind zwei ganz verschiedene Leute, das ist was ganz Anderes — daß er Vieles besser verstehen muß, als ich, das sage ich mir selbst und oft genug, aber ich kann mich doch nicht zufrieden geben — ich weiß nicht, wie ich's sagen soll. Sehen Sie," sagte er, indem er in die Luft griff und die Hand schloß, als ob er etwas Festes ergreifen wollte, „sehen Sie, das Leben, das er führt, hat keine Knochen. Er kommt mir vor, wie ein Faß ohne Reifen; es hält ihn nichts zusammen, und er kann nichts zusammenhalten. Verstehen Sie?"

„Das kommt Ihnen so vor, weil seine Existenz eine

ungewöhnliche ist. Menschen wie Reinhold hatten zu allen Zeiten gegen das Mißtrauen ihrer Umgebung zu kämpfen. Ich hoffe, Sie werden den Tag noch erleben, da Sie auf Reinhold stolz sein werden."

„Nun, Gott gebe es!" sagte der Alte halb ungläubig, „Sie müssen das verstehen, und ich will es hoffen."

Joseph oder, wie er sich seit lange selbst nannte und genannt sein wollte, Reinhold Ott gehörte mit zu Heinrichs liebsten Jugenderinnerungen und war gewiß eine der einflußreichsten Erscheinungen, die in der leicht bestimmbaren Periode zwischen Knaben- und Jünglingsalter vor seinem Geiste auftauchten. Schon in früher Kindheit wurde ihm der junge Ott immer als ein Muster vorgehalten, dem er nachstreben sollte, und noch erinnerte er sich, wie von Zeit zu Zeit der Alte kam, um seiner Mutter über die Erfolge des fernen Sohnes, der auf dem Gymnasium der Provinzial-Hauptstadt verweilte, mit Stolz Bericht abzustatten, und wie er, damals noch ein armer Mann, freudig alle Opfer brachte, um dessen Lehrjahre zu fördern. Wenn dann der junge Student in Ferien nach Hause kam, blickte Heinrich mit schüchterner Bewunderung zu ihm hinauf. Aber die entscheidende Zeit, die ihn auf innige Weise an Reinhold knüpfte, trat erst später ein, als Heinrich als strebsamer Gymnasiast von sechzehn Jahren mehrere Wochen mit dem fünfundzwanzigjährigen Reinhold auf dem Dorfe, in den Wäldern, im Kahne auf dem Flusse zugebracht. Reinhold hatte damals schon die Brodstudien verlassen, hatte bereits mehrere Reisen hinter sich und war, man wußte nicht recht, zu welchem Zwecke, in das Dorf und zu seinen Eltern zurückgekehrt. Das Bedürfniß nach gebildetem Umgange bewog ihn, Heinrich an sich heranzuziehen, und die schmeichelhafte Verehrung, die dieser für ihn hegte, ihn festzuhalten. Reinhold war indessen als Schriftsteller aufgetreten und hatte in einem Blatte der Provinzhauptstadt eine Novelle und mehrere Aufsätze veröffentlicht, die wegen der Eigenthümlichkeit in Styl und Gedanken ein gewisses Aufsehen machten. Allgemein

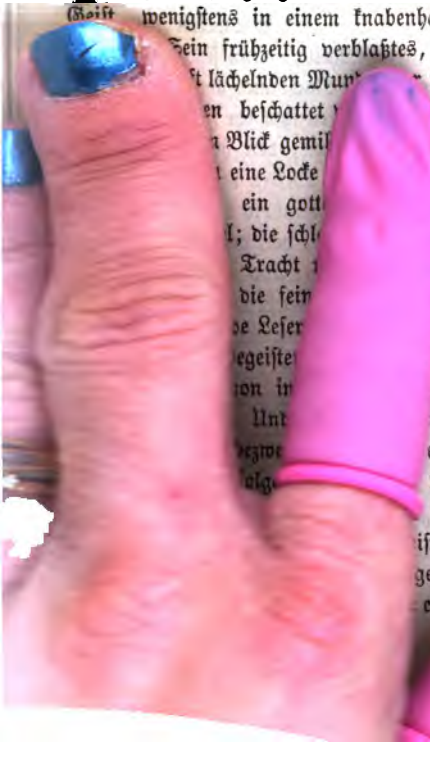
wurde er als ein jedenfalls origineller Geist anerkannt und prophezeite man ihm eine Zukunft. Die Zeitungen kündigten von ihm mehrere Werke an, deren Titel man schon nannte, unter Anderem ein politisches Werk und einen großen Roman. Dem jungen Gymnasiasten, dessen guter Wille und Phantasie den Zeiten vorausgriff, war er schon jetzt eine durch Ruhm verklärte Persönlichkeit. Was er von Reinholds Schriften verstand, schien ihm schön, was er nicht verstand, war ihm tiefsinnig, und den Verfasser selbst nannte er mit dem damals viel gebrauchten Worte „genial." Wie glücklich war er daher, als ihn Reinhold mit so vieler Güte seines Umganges würdigte; mit welcher Andacht hörte er ihn Pläne zu künftigen großen Werken auseinandersetzen. Reinholds äußere Erscheinung war übrigens derart, daß sie nur zur Befestigung des Glaubens an einen hohen und edlen Geist, wenigstens in einem knabenhaften Gemüthe, beitragen konnte. Sein frühzeitig verblaßtes, scharfgeschnittenes Gesicht mit dem sanft lächelnden Munde, der von einem feinen schwarzen Schnurrbärtchen beschattet war, mit den dunklen, durch einen unbestimmbaren Blick gemilderten Augen — sein dichtes schwarzes Haar, von dem eine Locke, nach dem Ausdrucke eines dichtenden Freundes, „wie ein gottesleugnerisches Fragezeichen" auf die weiße Stirne fiel; die schlanke, etwas magere Gestalt, die in der immer schwarzen Tracht nur schlanker und feiner erschien; die mageren Hände, die feinen Füße, kurz Alles an ihm bestätigte, was wohlwollende Leser aus seinen wenigen Schriften herauslasen und was begeisterte jugendliche Freunde und unter diesen jener damals schon in ganz Deutschland bekannte Dichter von ihm prophezeiten. Und wie sollte Heinrich, der gläubige sechzehnjährige Knabe, bezweifeln, was in einem berühmten Buche in fünf aufeinanderfolgenden Sonetten von Reinhold gesagt war? Mit Liebe und Glauben horchte er jedem Worte des jungen Mannes, der ihm wie ein hehrer Meister erschien. Er sah in eine neue Welt, es gingen ihm die Augen auf; es war ihm, als finge er erst zu leben an, als erfahre er zum ersten Male, daß in

ungewöhnliche iſt. Menſchen wie Reinhold hatten zu allen Zeiten gegen das Mißtrauen ihrer Umgebung zu kämpfen. Ich hoffe, Sie werden den Tag noch erleben, da Sie auf Reinhold ſtolz ſein werden."

„Nun, Gott gebe es!" ſagte der Alte halb ungläubig, „Sie müſſen das verſtehen, und ich will es hoffen."

Joſeph oder, wie er ſich ſeit lange ſelbſt nannte und genannt ſein wollte, Reinhold Ott gehörte mit zu Heinrichs liebſten Jugenderinnerungen und war gewiß eine der einflußreichſten Erſcheinungen, die in der leicht beſtimmbaren Periode zwiſchen Knaben- und Jünglingsalter vor ſeinem Geiſte auftauchten. Schon in früher Kindheit wurde ihm der junge Ott immer als ein Muſter vorgehalten, dem er nachſtreben ſollte, und noch erinnerte er ſich, wie von Zeit zu Zeit der Alte kam, um ſeiner Mutter über die Erfolge des fernen Sohnes, der auf dem Gymnaſium der Provinzial-Hauptſtadt verweilte, mit Stolz Bericht abzuſtatten, und wie er, damals noch ein armer Mann, freudig alle Opfer brachte, um deſſen Lehrjahre zu fördern. Wenn dann der junge Student in Ferien nach Hauſe kam, blickte Heinrich mit ſchüchterner Bewunderung zu ihm hinauf. Aber die entſcheidende Zeit, die ihn auf innige Weiſe an Reinhold knüpfte, trat erſt ſpäter ein, als Heinrich als ſtrebſamer Gymnaſiaſt [illegible] ſechzehn Jahren mehrere Wochen mit dem fünfundzwanzigjährigen Reinhold auf dem Dorfe, in den Wäldern, im Gebirge, am Fluſſe zugebracht. Reinhold hatte damals ſeine Laufbahn verlaſſen, hatte bereits mehrere Reiſen [illegible] man wußte nicht recht, zu welchem Zweck, [illegible] ſeinen Eltern zurückgekehrt. Das Bedürfnis [illegible] gange bewog ihn, Heinrich an ſich [illegible] ſchmeichelhafte Verehrung, die dieſer [illegible] halten. Reinhold war indeſſen als [illegible] hatte in einem Blatte der Provinz [illegible] mehrere Aufſätze veröffentlicht, die [illegible] in Styl und Gedanken ein gewiſſes

wurde er als ein jedenfalls origineller Geist anerkannt und prophezeite man ihm eine Zukunft. Die Zeitungen kündigten von ihm mehrere Werke an, deren Titel man schon nannte, unter Anderem ein politisches Werk und einen großen Roman. Dem jungen Gymnasiasten, dessen guter Wille und Phantasie den Zeiten vorausgriff, war er schon jetzt eine durch Ruhm verklärte Persönlichkeit. Was er von Reinholds Schriften verstand, schien ihm schön, was er nicht verstand, war ihm tiefsinnig, und den Verfasser selbst nannte er mit dem damals viel gebrauchten Worte „genial.“ Wie glücklich war er daher, als ihn Reinhold mit so vieler Güte seines Umganges würdigte; mit welcher Andacht hörte er ihn Pläne zu künftigen großen Werken auseinandersetzen. Reinholds äußere Erscheinung war übrigens derart, daß sie nur zur Befestigung des Glaubens an einen hohen und edlen Geist wenigstens in einem knabenhaften Gemüthe, beitragen



Sein frühzeitig verblaßtes, scharfgeschnittenes Gesicht
t lächelnden Mun von einem feinen schwarzen
en beschattet den dunklen, durch einen
Blick gemil — sein dichtes schwarzes
eine Locke usdrucke eines dichtenden
ein gott Fragezeichen“ auf die
l; die schl agere Gestalt, die in der
Tracht und feiner erschien; die
die fein Alles an ihm bestätigte,
e Leser benigen Schriften heraus-
egeiste Freunde und unter diesen
ion in nd bekannte Dichter von
Unt rich, der gläubige sechzehn-
bezwe einem berühmten Buche in
folg von Reinhold gesagt war?
jedem Worte des jungen
ister erschien. G in eine
gen auf; als
er zum in

der Welt Schönes sei. Nach dem Schulsysteme seiner Heimat kannte er nur wenige Dichter des vorigen Jahrhunderts; Reinhold sprach ihm von Goethe und den modernen Dichtern, und o! welche Nacht war es, als er im Mondschein über die Felder, durch den Wald mit Reinhold wanderte und dieser ihm beinahe den ganzen ersten Theil des „Faust“ auswendig recitirte und ihm das tiefe Streben des Menschengeistes und das Ungenügende des Wissens und Lebens erklärte. So hatte Heinrich die Welt noch nicht betrachtet, und solche Deklamationen hatte er noch nicht gehört! Wie unendlich traurig hatte Reinhold

O sähʼst du, voller Mondenschein,
Zum letzten Mal auf meine Pein —

hergesagt. Er selbst war Faust, und sollte er eines Tages zu Grunde gehen, so geht er nur an übergroßem Streben zu Grunde, dann ist die Welt, die menschliche Natur, dann sind die Verhältnisse Schuld daran, nicht er. Diese Nacht und ähnliche Stunden blieben Heinrich unvergeßlich; sie waren ihm der Faustus-Mantel, auf dem er, von Reinhold fortgetragen, den höchsten Genüssen zueilte. Aber nicht nur in die schönen Welten der Dichtung, auch in die positive Welt wurde er durch Reinhold eingeführt. Reinhold erzählte ihm von fremden Ländern, von deren Verfassungen, von dem Streben verschiedener Parteien, und er sah sich plötzlich von einem bewegten, wogenden Ozean umgeben, von dessen Dasein er keine Ahnung hatte; er fühlte sich von seiner Zeit ergriffen; neue Wünsche, auch etwas zu sein, wenn auch nur ein kleines Glied in der Kette, auch etwas für die Menschheit zu thun, erwachten in seinem Herzen; er ergriff Partei; er fühlte Haß und Liebe, er fühlte sich zum ersten Male als Mensch und Bürger der großen Welt.

Als er dann nach Wochen das Dorf und Reinhold verließ, um die Universität zu beziehen, nahm er mit den vielen neuen Eindrücken und Gefühlen, mit der gesteigerten Liebe und Verehrung auch noch eine ewige Dankbarkeit für Reinhold und eine

unverwischbare Erinnerung an das einflußreiche Zusammenleben mit sich fort. Wie viel er auch später erlebte, wie viel Noth und Drangsal er durchzumachen hatte, jene mit Reinhold im Walde und auf den Feldern verlebte Jüngerzeit stand immer frisch, rosig, vergoldet in seinem Gedächtnisse fest; und obwohl ihm Reinhold auf seinen vielfachen Kreuz- und Querzügen vollkommen aus dem Gesichtskreise entschwunden war, und obwohl er bis zur Stunde die auf sein Genie bezüglichen Prophezeiungen nicht erfüllt hatte, die schöne, begeisterte Jünglingsgestalt schwebte ihm immer in einer Glorie vor; er dachte seiner stets wie eines höheren Meisters, wie eines geliebten Lehrers. Er fühlte sich ihm gegenüber für so viele innige Freuden, für so viele Aufschlüsse und reinste Genüsse zur größten Dankbarkeit verpflichtet. Kurz nach jenem Zusammenleben im Dorfe kam noch etwas hinzu, was nur zur Steigerung seines liebe- und ehrfurchtsvollen Gefühles für Reinhold beitragen konnte und diesen in den Augen Heinrichs mit einem neuen Scheine der Verklärung umgeben mußte. Er erhielt plötzlich die Nachricht, daß Reinhold, mittellos, wie er war, und allen Entbehrungen ausgesetzt, die weite Reise nach Spanien, und zwar zu Fuße angetreten habe, um sich daselbst in den Reihen der Christinos für die Sache der Freiheit und des neu auferstandenen Volkes zu schlagen. Reinhold war also ein Mann, dessen Thaten mit seinen Worten, dessen Leben mit seinen erhabenen Grundsätzen übereinstimmte. Bald darauf erfuhr Heinrich, daß der verehrte Freund wirklich in Frankreich angekommen war. Welch ein Triumph für ihn allen den Philistern gegenüber, die Reinholds Wesen anzweifelten, seine Grundsätze gerne als Prahlereien, seine Aussprüche als Paradoxen ansahen! Zwar erfuhr man später, daß Reinhold die Pyrenäen niemals erreichte; aber man kannte die Ursachen nicht, die ihn von der Weiterreise abhielten, und für Heinrich war es ausgemacht, daß diese Ursachen nur sehr gewichtige sein, daß ihn nur Zwecke, die noch höher als die spanischen sein mußten, von der Ausführung seines Vorhabens abhalten konnten.

Hatte auch die Zeit die in Heinrichs Gemüth und Phantasie so schön ausgestattete Erscheinung des Jünglings, den er als seinen einflußreichsten Lehrer und Meister betrachtete, etwas in den Hintergrund gedrängt, das schöne Licht, in dem er und die mit ihm verlebten Wochen ihm immer vorschwebten, konnte sie nicht abschwächen, und es ist darum kein Wunder, daß die Nachricht von Reinholds plötzlichem Eintreffen im Dorfe ihm die freudigste Ueberraschung verursachte und daß er sogleich bereit war, ihn gegen Anklagen und Verdächtigungen des eigenen Vaters in Schutz zu nehmen. Dieß gethan, nahm er Hut und Mantel und eilte aus dem Schlosse, durch das Dorf, dem stillen Ott'schen Gehöfte zu.

„Wo ist Reinhold?" fragte er eintretend.

„Oben in der Dachstube," antwortete die Mutter, erfreut über die freudige Aufregung in Heinrichs Gesichte, „die Kinder machen ihm hier zu viel Lärm."

Heinrich eilte die Treppe hinauf, der ihm wohlbekannten Dachstube entgegen. Er klopfte an und trat ein, ohne ein „Herein" abzuwarten.

Reinhold lag auf dem Boden, über den er eine Reisedecke gebreitet hatte; eine thönerne Lampe rauchte, auf einem Stuhl stehend, ihm zu Häupten und beleuchtete seinen auf die Hand gestützten Kopf und ein Buch, das aufgeschlagen vor ihm lag. Er wollte sich beim Eintritte Heinrichs erheben, aber dieser lag rasch auf den Knien vor ihm und drückte ihn nach einer herzlichen Umarmung auf sein Lager nieder. Auch Reinhold war über das Wiedersehen erfreut.

„Gottlob!" rief er, „oder vielmehr die Götter seien gepriesen, da ist doch wieder ein menschliches Gesicht. Erst sechs Stunden bin ich hier, aber es scheint mir eine Ewigkeit. Der Anblick dieser Bauerngesichter dehnt die Zeit ins Unendliche. Kommt man so aus der Welt zurück, aus der wirklichen Welt, was diesen Namen verdient, z. B. aus der Gesellschaft des jungen Deutschland, kann man gar nicht glauben, daß diese Bauern und die Menschen

derſelben Gattung angehören. Ich begreife Gentz. Wenn die Dinge ſo fortgehen, werde ich ein Ariſtokrat, ein arger Ariſtokrat. Ein Theil der Menſchen iſt da, um den andern Theil zu ernähren, daß dieſer ſich des Lebens freue in Kunſt, Wiſſenſchaft und Luxus. Darauf deutet die ganze Natur. Der große Fiſch nährt ſich von dem kleinen. Wilberforce war ein Narr, und in Europa haben wir weiße Neger."

Heinrich lachte. „Wer Sie nicht beſſer kennte," ſagte er, „müßte vor Ihnen erſchrecken."

Reinhold antwortete mit einem lauten Gelächter und ſagte: „Sie haben Recht! Selbſtironie, lieber Freund, nichts Anderes als Selbſtironie. Es iſt die hohle Blaſe der Ironie, mit der man am Beſten durchs Leben ſchwimmt: die Selbſtironie iſt ihre letzte Konſequenz und höchſte Entwicklung; ſie iſt beinahe der Luftballon des Humors, der uns in die höchſte Höhe trägt, von wo aus wir die Welt in der Vogelperſpektive betrachten können, erhaben über Zeit, Partei, Vorurtheil und Eigennutz. Sie verſtehen mich, Heinrich, Sie haben mich immer verſtanden. — Bis zu einem gewiſſen Grade. Das Verſtändniß eines Individuums für das andere verliert ſich immer mehr. Natürlich. Es fehlt an Uebung, es gibt keine Individualitäten mehr. Unſere Zeit nivellirt; Jeder will, daß der Andere ſo ſei wie er ſelber, und Alles lebt, denkt, fühlt, liebt und haßt nach Einer Formel, nach einer und derſelben Formel."

„Das wäre arg," ſagte Heinrich, nur um etwas zu ſagen, da Reinhold eine Pauſe machte.

„Es iſt auch arg, ſehr arg," fuhr Reinhold fort — „aber es hat auch ſein Gutes, ſein ſehr Gutes. Es werden nicht mehr Einzelne die Geſchichte, ſpeziell das Zeitalter machen, ſondern die Maſſen, das Volk, die Menſchheit. Gleichheit iſt die Loſung; hervorragende Individuen müſſen auf das Niveau der Allgemeinheit herabgedrückt werden, oder zu Grunde gehen, wie die Mohnhäupter des Tarquinius. Bedauern Sie das? Sie haben Unrecht — aber ich bedaure es auch. Was iſt Geſchichte ohne

Charaktere? eine langweilige Steppe, eine Wüste, ein Sumpf. Im Grunde kann es gar keine solche Geschichte geben, denn jedes große Individuum ist ein Resumé einer Entwicklung, und die Entwicklung muß sich nothwendigerweise resumiren, zusammenfassen, in Einem Punkte begreifbar machen. Jedes Genie ist der Leichenstein einer alten Zeit und der Anfang einer neuen."

Reinhold sprach noch lange so fort, bald im Tone des Scherzes, bald mit größter Wärme, ja mit Heftigkeit. Seine Stimme fügte sich aufs Natürlichste und Angenehmste, wie bei einem großen Schauspieler, den Gedanken und Affekten, die er ausdrücken wollte, ebenso die Bewegungen seiner Arme und des ganzen Oberkörpers, den er während des Redens manchmal vom Boden erhob, manchmal wie aufgegeben oder nachlässig sinken ließ.

Ein Aphorismus folgte auf den andern, ein Axiom auf das andere; jeder Satz wurde mit Bestimmtheit und wie mit der Voraussetzung seiner Unumstößlichkeit hingestellt, wenn auch schon der nächstfolgende dem hervorgehenden widersprach und ihn in Nichts auflöste. Als ihn Heinrich einmal auf einen solchen Widerspruch aufmerksam machte, lachte er laut auf und sagte: „Sehen Sie, lieber Heinrich, ich bin eine Art von Montaigne. Ich stelle Thatsachen, Beispiele, Gedanken, Meinungen neben- und hintereinander; mögen sie sich widersprechen; ist Das meine Schuld? Ich hüte mich vor Schlußfolgerungen wie auch Montaigne; das ist Alles, was man den Widersprüchen gegenüber, welche die Welt erfüllen, thun kann. Aber so spiegelt man Welt und Leben am Besten ab; nehme sich Jeder heraus, was ihm zusagt, was er verdauen kann, oder worüber er sich, wenn ihm Das Bedürfniß ist, ärgern mag. Am Bornirtesten sind die logischen Menschen mit ihren anmaßenden Schlußfolgerungen. So lange wir nicht alle Thatsachen kennen und alle Gesetze, welche die Welt im Innersten zusammenhalten, so lange sollte alle Logik verboten sein."

Heinrich fing an, zu glauben, daß die Leute, die Reinhold zu großer Liebe zum Paradoxen beschuldigten, Recht haben könnten.

Es wurde ihm etwas unheimlich bei dieser Art des Gespräches, und um es auf solideren, thatsächlichen Boden zu leiten, fragte er Reinhold, wo er die letzten Jahre verlebt habe.

„Ueberall und nirgends," rief Reinhold, „ich durchstreifte halb Europa, um irgendwo etwas Neues zu finden. Ich fand es nicht. Aber ich will Neues. Die Welt will Neues!" rief er mit Nachdruck.

„Und was ist," fragte Heinrich weiter, „aus Ihren schönen literarischen Plänen geworden, die Sie mir vor Zeiten mittheilten, vorzugsweise aus dem großen Romane, von dem auch schon die Zeitungen wiederholt gesprochen haben?"

„Nichts!" antwortete Reinhold gleichgültig, „bei näherer Prüfung fand ich in all Dem nur alte Form und alte Anschauung — aber die Welt will Neues, und sie hat ein Recht, es zu wollen."

Aus dem weiteren Gespräche ging ziemlich deutlich hervor, daß Reinhold in den letzten Jahren in den verschiedensten Verhältnissen gelebt, daß er viel erfahren, daß er unzählige und unter diesen große und herrliche Entwürfe und Anfänge zu Arbeiten gemacht, daß er aber eigentlich nichts vollendet, und daß sich seine literarischen Produkte, seit seinen ersten Erfolgen, nicht um ein einziges abgeschlossenes Werk vermehrt hatten. Aber diese Bemerkung konnte dem Bilde Reinholds, wie es einmal in Heinrichs Geist und Phantasie feststand, nicht zum Nachtheile gereichen. Reinhold mußte wissen, was er that. Sein ehemaliger Schüler steckte noch in der alten Gewohnheit der Bewunderung, war ihm gegenüber noch so gläubig wie ehemals und nahm es sich noch nicht heraus, ihn zweifelnd und kritisch zu beurtheilen. Letzteres um so weniger, als Reinholds sprudelndes Gespräch immer viel Anregendes hatte und dem seit vielen Wochen in der Einsamkeit Lebenden einen Genuß gewährte, der ihm, er sah es jetzt erst recht ein, sehr fühlbar mangelte. Mehr als die Hälfte der Nacht wurde verplaudert. Als Heinrich endlich ins Schloß zurückkehrte, war er wie berauscht. Eine gewisse Folgerichtigkeit

und Gradheit schien ihm zwar im Wesen Reinholds zu fehlen; aber, sagte er sich, wie es immer sei, er ist ein ungewöhnlicher und bedeutender Mensch, und für mich ist seine Anwesenheit ein wahres Glück.

Aber, ob Glück, ob Unglück aufgeht, lehrt das Ende.

Viertes Kapitel.

Reinhold wurde am folgenden Morgen durch das Geräusch geweckt, das seine Mutter machte, als sie das Feuer im Ofen seiner Dachstube anzündete.

„Hast du gut geschlafen, Seppi?" fragte sie, da sie ihn wach sah und sich an sein Bett setzte.

„Danke, Mutter, ziemlich gut," antwortete er gähnend, „aber gegen Morgen hat mich der Lärm der Kinder geweckt. Könntest du sie nicht etwas weiter von meiner Stube unterbringen?"

„Ich wüßte nicht wo, lieber Seppi; es bleibt mir kein Fleckchen im Hause, als die dunkle Kammer."

„Es ist doch sonderbar," sagte Reinhold verdrießlich, „daß der Vater, da er nun Geld hat, in diesem alten, schlechten, engen Hause bleibt."

„Wir waren hier immer glücklich," entschuldigte die Mutter, „es thäte uns wehe, das Haus zu verlassen."

„Vorurtheile! Eingebildete Gefühle!" rief Reinhold achselzuckend. „Es ist mir nicht nur wegen der Nacht, es ist mir auch wegen des Tages. Die Kinder werden mich während der Arbeit stören. Wie soll ich denken, wenn da unten ein solcher Lärm verführt wird. Höre nur, wie der kleine Toni schreit! Hat der Junge eine Lunge! Wie soll da ein gebildeter Mensch etwas Rechtes dabei denken können!"

„Beruhige dich, lieber Seppi!" seufzte die Mutter; „ich werde mein Möglichstes thun, um die Kinder ruhig zu erhalten.

Beklage dich nur beim Vater nicht — er ist ohnedieß verdrießlich — es würde Streit geben."

Reinhold zuckte wieder mit den Achseln; die Muter, nachdem sie noch einmal nach dem Feuer gesehen, ging, um dem Sohn das Frühstück zu bringen. Er stand auf, zog den Schlafrock an und stellte sich gähnend ans Fenster. Ich werde es hier nicht lange aushalten, dachte er, während er über den schneebedeckten Dorfplatz und die verschneiten Strohdächer seine Blicke streifen ließ. Nach wenigen Wochen wird mein Vater meiner müde sein und wird gerne mit einem Theile seiner Erbschaft herausrücken, nur um mich los zu werden. Dann werde ich wieder in der Stadt und vor meinen Manichäern erscheinen können. Wenn nur diese Bauern nicht so konservativ wären und nicht so ängstlich an ihrem Besitz hängen würden, den sie doch so schlecht zu genießen verstehen! — Dann fiel ihm der gestrige Besuch Heinrichs ein, und er lächelte zufrieden. Er erinnerte sich an Alles, was er ihm gesagt, und fand, daß er ganz gute und originelle Gedanken gehabt habe. Plötzlich wurde sein Gesicht aufmerksamer. Er näherte sich dem Fenster und legte die Stirne an die Scheibe, die er abwischte, um die Gegenstände da draußen deutlicher unterscheiden zu können.

Ungefähr fünfzig Schritte vom Ott'schen Gehöfte lag das Häuschen des Schulmeisters, eine kleine hölzerne Hütte, die jetzt so trostlos wie all die anderen Hütten aussah, aber im Sommer einem im Grün versteckten Vogelneste ähnlich war. Ein Garten verband es mit dem Ott'schen Garten, ein kleiner Hof führte auf den großen Dorfplatz und eine niedere Treppe vom Hofe in das Innere des kleinen Häuschens. Auf dieser Treppe stand eben der Schulmeister, der alte Tobias, und neben ihm ein junges Mädchen von ungefähr zwanzig Jahren, das Reinhold, der doch das ganze Dorf kannte, eine neue Erscheinung war, eine neue und überraschende Erscheinung. Sie war städtisch gekleidet und hatte, wie er sich gleich beim ersten Anblick sagen mußte, nichts mit dem Wesen der übrigen Dorfbewohner gemein. Wie sie die Treppe herabstieg und den alten Schulmeister, der sich in das Schul-

gebäude begab, an die Hofthür begleitete, ihm dort die Hand schüttelte und sich neigte, um ihm die Stirne zum Kusse zu bieten, schüttelte Reinhold über die auffallende und doch so einfache Anmuth der Unbekannten wie bedenklich den Kopf. „Recht niedliche Händchen und Füßchen," murmelte er, „ein Phönix, bei den Göttern, ein Phönix in diesem Dorfe!"

„Wer ist das Mädchen, das dort den Schulmeister begleitet?" fragte er die Mutter, die ihm eben in ihrer schönsten Festtagsschale den Kaffee hereinbrachte.

„Ein gutes Kind, beinahe ein Fräulein," erwiderte diese, „die Nichte des Schulmeisters und die Tochter eines Lehrers von der Hauptschule in der Kreisstadt. Der alte Tobias nahm sie zu sich, da sie beide Eltern verloren und sonst keine Verwandten hat. Er hat klug und gut daran gethan, der alte Tobias, denn sie ist gar lieb, die schöne Fanny, und erheitert ihm seine alten Tage. Er ist auch ein ganz anderer Mensch geworden, seit sie hier ist; er spricht doch wieder mit den Leuten und ist auch gütiger gegen die Schuljugend."

„War er es nicht immer?" fragte Reinhold.

„Ja wohl, aber seitdem ihm ein böser Junge den Zopf abgeschnitten, ist er menschenfeindlich geworden. Jetzt behaupten die Leute, er sei wieder gut geworden, seit ihm der Zopf wieder gewachsen; die Wahrheit aber ist, daß ihn seine Nichte glücklich macht und daß er darum wieder besser geworden."

Ein reizender Novellenstoff „Der Zopf und die Nichte", dachte Reinhold, während seine Blicke das Mädchen ins Haus zurückbegleiteten. Er stand noch lange am Fenster und spähte, ob er die schöne Fanny nicht hinter den blau und weiß gestreiften Kattunvorhängen des kleinen Hauses entdecken könne; da sie aber nicht erschien, setzte er sich an den Kaffee und dachte schlürfend: Willst du immer weiter schweifen? Sieh, das Schöne liegt so nah. Das Gemüth wie die schöpferische Phantasie finden überall Stoffe in Fülle. Ich muß mir diese schulmeisterliche Idylle in der Nähe ansehen. Ich werde dem alten Schulmeister als einem

Mann der Wissenschaft schmeicheln — ich bin ja auch sein Schüler — ich bin ihm einen Besuch schuldig. Man muß sich zerstreuen. Auch das Gemüth muß beschäftigt werden, sonst verrostet es, wie ein ungebrauchtes Instrument. So ein armes, zwanzigjähriges, jungfräuliches Gemüth sehnt sich ebenso nach Aufregungen wie ein Dichterherz. Wir wollen sehen.

Dann kleidete er sich langsam an und schlenderte gegen Mittag dem Schlosse zu, um Heinrich seinen Besuch zurückzugeben. Er fand ihn in der Mitte seiner Geschwister, an einem runden Tische sitzend und lehrend.

„Ei, Sie machen sich nützlich, Heinrich," sagte er billigend, „das ist recht. Die Welt wird von zwei Menschenklassen aufrechterhalten: von der einen, die das Nützliche, von der andern, die das Schöne schafft."

Nach diesem Aphorismus sah er mit dem ihm eigenen aufmunternden, beinahe zärtlichen Blicke und nach der Seite geneigtem Kopfe lächelnd die Geschwister an. Er streichelte Alfred das Haar, Agnes die Wangen, und selbst bei Hedwig ließ er sich, das alte Recht in Anspruch nehmend, nicht von Liebkosungen abhalten, als wäre sie, die er als kleines Mädchen kannte, nicht indessen zu einer Jungfrau herangewachsen. Hedwig erröthete, als er auch ihr die Wangen streichelte und versicherte, das Kind habe sich prächtig entwickelt und sei merkwürdig gewachsen. Mit einer unmerklichen Bewegung entzog sie sich seiner Hand, um ihm einen Sitz anzubieten. Da lächelte er sie noch einmal an, versicherte sie, daß sie aber von nun an als erwachsene Person, als ein liebenswürdiges junges Fräulein gelten solle, und setzte sich.

„Unterrichten! Lehren!" sagte er. „Ja, ja, es hat seine großen Reize. Man pflanzt die Seelen Anderer auf den Boden seiner eigenen Seele, man ist wie ein Baum, dessen solidem Stamme zarte Zweiglein eingeimpft werden, um sich von seiner Kraft zu nähren. Tragen sie auch andere Früchte, ihr Geschmack erinnert doch an den Stamm. — Ich kenne Das. Vor Jahren saß ich so in Chalons, in der Champagne, und lehrte lustige

Franzöſinnen. Es war eine eigenthümliche Geſchichte. Ich wanderte nach Spanien, um mich gegen Don Carlos für die Freiheit zu ſchlagen; in Chalons war ein Werbebureau für die Fremdenlegion der Königin Chriſtine. Der Werber, ein Franzoſe, machte Ausflüchte und beſtellte mich zu wiederholten Malen, ehe er mich auf die Liſte ſetzen wollte. Endlich, da ich einmal mit ihm allein war, ſagte er mir, daß er ſich nicht entſchließen könne, mich anzuwerben; ich ſei zu gut für die Legion und ich mache mir Illuſionen über die ſpaniſche Sache. Es ſei die Sache eines abſolutiſtiſchen Prätendenten und eines ehrgeizigen, intriganten Weibes, das nicht um einen Deut mehr werth ſei, als Don Carlos. Dann fragte er mich, ob es denn in meinem eigenen Vaterlande ſo gut ſtehe, daß ſeine Söhne ihr Blut und ihren guten Willen in die Fremde exportiren können, ohne der eigenen Heimat Abbruch zu thun? Der Alte hatte Recht, und ich ließ mir um ſo leichter von der Reiſe abrathen, als ich in Chalons ſchon in mannigfache Beziehungen getreten war, die mich an die Stadt mit angenehmen Banden feſſelten.

„N'en parlons pas!“ fügte Reinhold beziehungsvoll mit einem Blicke auf die Kinder hinzu, wie er überhaupt gerne, beſonders, wenn er von Frankreich ſprach, franzöſiſche Phraſen einmiſchte. „Genug, ich blieb,“ erzählte er weiter, „und ich mußte bleiben, da mich der Alte nicht anwerben wollte und ich ſo kein Reiſegeld bekam, mit dem ich meinen Weg hätte fortſetzen können. Er ſelbſt aber half mir mich ernähren, indem er mir Lektionen verſchaffte; meine erſte Schülerin war ſeine eigene Tochter, ein liebliches, anmuthiges Geſchöpf — tiens! bei den Göttern, ſie hatte einige Aehnlichkeit mit Ihnen, Hedwig!“

Hedwig erröthete wieder und hätte gewünſcht, daß er ſeine Erzählung fortſetze, aber er legte ſeine Stirne in Falten und ſagte vor ſich hin: „Wie intereſſant auch die Zeit war, ich denke nicht gerne daran zurück. Es gibt Menſchen, die überall Schickſale haben. Ich bin ein Menſch der Kataſtrophen.“

Auf die Bitte der Hexe erzählte er doch wieder, aber dießmal

von Paris, wohin er, wie er sagte, durch die Chaloner Katastrophe verschlagen wurde; dann wieder von anderen Städten und Ländern. Er erzählte, als ob er vor sich hin spräche, als ob er sich nur erinnern wolle, und hie und da mischte er nach seiner Art einen Aphorismus ein. Doch brach er öfter mitten in der Erzählung ab, um sie in ganz anderer Gegend, unter ganz anderen Verhältnissen wieder aufzunehmen, bald mit einem düsteren Gesichte, bald mit einem lauten Lachen. Bruchstück folgte auf Bruchstück. Ein Bild schloß sich ans andere, und jede Viertelstunde trat er in anderer Umgebung und in anderer Gestalt auf: als Vorleser einer alten Gräfin, als Schauspieler, als Schriftsteller, als Zeitungsredakteur, als Spieler an der Badener Spielbank, als armer Wanderer, als Gast am Tische eines Pastors, als Freimaurer, ja selbst als Mitglied einer geheimen politischen Gesellschaft. Wie rasch verging seinen Zuhörern die Zeit. Alfred hörte mit offenem Munde zu, Agnes klatschte in die Hände, und Hedwig, die etwas abseits saß, betrachtete ihn mit Verwunderung, die ihm manchmal Bewunderung schien. Heinrich fragte sich, ob er hier einen Odysseus vor sich habe, wie sich Reinhold selbst nannte, oder einen Gil Blas von Santilana, oder einen Don Quixote von La Mancha?

Wie verschieden auch die Wirkung von Reinholds Erzählungen auf seine verschiedenen Zuhörer war, wie ungleichmäßig sie ihn auch nach diesen Erzählungen beurtheilten, der Reiz, den Mittheilungen aus fernen Gegenden und aus fremdartigen Verhältnissen auf Menschen, die in der Einsamkeit leben, oder auf jugendliche Gemüther ohne Erfahrung und Erlebniß ausüben, war für Alle gleich stark. Die Zeit war rasch vergangen, und man bat Reinhold, doch zu Tische zu bleiben. Er nahm die Einladung an, obwohl er die Bemerkung machte, daß ihn seine Mutter erwarten werde. Geschmeichelt durch das allgemeine Interesse, erzählte er auch bei Tische — der Vater war abwesend — nur daß er sich jetzt mehr zu Hedwig wandte. Agnes, deren feurig zuhorchende Augen ihn Anfangs angezogen hatten,

ſtießen ihn jetzt ab. Je vertraulicher ſie im Laufe der Stunden wurde, deſto öfter beleidigte ſie ihn. Sie konnte ſeine Aphorismen nicht leiden, welche die Erzählung ſo oft unterbrachen. Wenn ſie das Herannahen einer allgemeinen Bemerkung ſpürte, fiel ſie ihm ins Wort mit einem: „Es iſt ſchon gut!“ oder „Ganz recht, erzählen Sie nur weiter.“ Hedwig hingegen horchte mit religiöſer Andacht, mochte er nun erzählen oder Bemerkungen oder Reflexionen machen. Seine Aphorismen waren ihr wie tiefſinnige Räthſel. Sie bedauerte es, wenn ſie dieſelben nicht verſtand, und ſie fand ſie wahr und tief, wenn ſie ihren Sinn errieth.

Als Reinhold ſpät Abends das Schloß verließ und Heinrich, der ihn bis an die Brücke begleitet hatte, in die Stube zu den Geſchwiſtern zurückkehrte, fand er Hedwig allein in der Fenſterniſche ſitzend, während Alfred und Agnes über die Erzählungen und den Erzähler ſprachen.

„Nun,“ ſagte Heinrich, „das war ein Tag für dich, Hexe. Wie viele Geſchichten! Wie viele Abenteuer! Du mußt ganz glücklich ſein! Nicht wahr, Hexe, wenn Herr Reinhold nur bald wiederkäme.“

Aber Heinrich war im höchſten Grade erſtaunt, als ihm die kleine Schweſter kurz antwortete: „Ich kann ihn nicht leiden!“

„Wie, und warum?“

„Ich weiß nicht,“ antwortete Agnes achſelzuckend, „aber ich kann ihn nicht leiden.“

Reinhold ſchlug ſich vor die Stirne, als er am Hauſe des Schulmeiſters vorbeikam. „Ich habe ja,“ dachte er, „die ſchöne Fanny ganz vergeſſen! Nun, die kleine Hedwig iſt auch nicht übel. Sie ſieht aus, als wollte ſie aus einem Seelenſchlafe erwachen; vielleicht kann ich ſie wecken. Welche von Beiden iſt hübſcher? Das wollen wir morgen ſehen!“ — So denkend lehnte er ſich an die Staketenwand, die den kleinen Hof des Schulmeiſters abſchloß, und ſah in die beleuchtete kleine Stube. Der alte Tobias ſaß mit ſeiner Nichte beim Nachteſſen; eine kleine Lampe ſtand zwiſchen ihnen und beleuchtete das kleine faltige

Gesicht des alten Mannes, das lächelnd in das freundliche, aber melancholische seiner Nichte blickte. „Eine ächte Idylle!“ sagte Reinhold; „sie essen Kartoffeln in der Schale. Es fehlt nur noch der Dritte. — Ich habe die Wahl zwischen Schloß und Hütte. ‚Schloß und Hütte,‘ ein hübscher Titel für einen Roman. Nein, etwas banal!“

Fünftes Kapitel.

Der alte Tobias war verlegen und gerührt zugleich, als Reinhold bei ihm eintrat, auf ihn zueilte und ihm beide Hände drückte. Er war so wenig an Besuche gewöhnt. Seine Schüler, und zu diesen gehörten nach seiner beinahe vierzigjährigen Wirksamkeit als Schulmeister nunmehr zwei Drittheile der Dorfbewohner, nannten ihn unmittelbar nach dem Austritte aus seiner Schule den alten Narren, indem sie nur unwillkürlich der Ueberlieferung folgten, die seit Geschlechtern in dem Dorfe fortwirkte. An diese Benennung knüpfte sich von selbst eine Art leiser Verachtung, die bewirkte, daß man ihn einer gänzlichen Einsamkeit überließ. Wie sollte man einen Menschen nicht mitleidig belächeln, der von seinem Vater, dem ehemaligen herrschaftlichen Verwalter des Dorfes, ein kleines Häuschen, einige Stück Feldes und eine hübsche Summe ererbte, und der sich trotzdem schon in seinem fünfundzwanzigsten Jahre mit wahrem Fanatismus an das verachtetste Amt im Dorfe, an die Stelle eines Schulmeisters, herandrängte, ja, der ein solches verachtetes Amt nur zu seinem Vergnügen verwaltete, da er keinen Gehalt annahm und die Gemeinde bewog, die kleine Summe, die ihm ausgezahlt werden sollte, zum Ankaufe von Büchern zu verwenden, die er dann an die begabtesten seiner Schüler als Preise austheilte? Er war dem Dorfe ein Räthsel, und auf dem Dorfe ist Alles lächerlich, was räthselhaft ist.

„Wie geht es, mein guter alter Lehrer?“ fragte Reinhold

mit dem Ausdrucke der innigsten Theilnahme, indem er ihm wiederholt die kleinen mageren Hände drückte.

„Wie schön, daß Sie sich meiner erinnern!“ stammelte der Schulmeister, „das geschieht mir so selten.“

„Sollte ich meinen alten Lehrer vergessen?“ rief Reinhold, „ich wäre der undankbarste aller Menschen!“

„Nun, nun, das ist zu viel,“ lächelte Tobias; „ein Mann, wie Sie, darf mich nicht Lehrer nennen. Von Ihnen würde es mir am Wenigsten auffallen, wenn Sie mich vergessen hätten, und habe ich es in der That immer natürlich gefunden, wenn Sie ins Dorf zurückkehrten, ohne zu mir zu kommen.“

„Damals war ich undankbar, lieber Lehrer,“ rief Reinhold, „aber je länger ich lebe, desto mehr sehe ich ein, was ich Ihnen schulde. Haben Sie nicht den Grund gelegt zu Allem, was ich später in mir aufbaute? Sind Sie nicht die Ursache des —“

„O, o! nur nicht zu viel,“ wehrte der Alte bescheiden ab; doch rieb er sich die kleinen Hände ganz glücklich und versicherte einmal übers andere, daß ihm der Besuch die größte Freude mache. „Wissen Sie, lieber Herr Ott,“ fügte er hinzu, „daß Sie seit vielen, vielen Jahren der Erste sind, der sich daran erinnert, daß er bei mir lesen und schreiben gelernt! Nun, es ist mir schon genug. Sie sind wohl so viel werth, wie hundert dieser Bauern; die gleich nach dem Austritt aus der Schule mit den Andern über meinen Zopf zu lachen anfangen.“

„Ihr Zopf,“ sagte Reinhold mit tiefstem Ernst, „ist mir eine Erinnerung an eine ehrwürdige Zeit, die wir nicht genug zu schätzen wissen — an eine Zeit, der wir alle Ideen verdanken, die uns noch heute nähren und die wir noch lange nicht verdaut haben — an eine Zeit, deren Losungswort Wissen, Bildung, Aufklärung war, die unsere und anderer Völker bedeutendste Geister reifen sah.“

„Das ist's! Das ist's!“ rief Tobias freudig. „Sie sagen es, Sie drücken es aus, was mich an diese Zeit so fesselt — es war die wahre gute alte Zeit.“

„Gewiß," bestätigte Reinhold, „und Sie sind ein Märtyrer dieser guten alten Zeit und ihrer unsterblichen Prinzipien."

Bei aller Bescheidenheit des alten Mannes that ihm diese Anerkennung, wenngleich er sie übertrieben fand, doch wohl, da in dieser Anerkennung in der That mehr als ein Gran von Wahrheit steckte. Tobias, ein Sohn des vorigen Jahrhunderts und wegen der Schwächlichkeit seines Körpers wie wegen der Sinnigkeit seines Geistes von der robusten Jugend seiner Umgebung frühzeitig zurückgestoßen und ausgeschlossen, warf sich auf die Bücher. Er las die idealistischen und aufklärenden Schriftsteller seiner Zeit. Er wurde, wie man sich in diesen Schriftstellern ausdrückte, „ein Schätzer der Menschheit", und hätte nichts so sehr gewünscht, als ihr Wohlthäter zu werden. Aber die Mangelhaftigkeit seiner Kraft wie seiner Bildung erkennend, wollte er wenigstens im kleinen Kreise, in seiner Welt Gutes wirken und wurde Schulmeister. Reinhold, der sich seine Geschichte aus Dem, was ihm erzählt wurde, zusammensetzte, fand die Bestätigung derselben in den Büchertiteln der kleinen Bibliothek, die sich in einem alten Glasschranke über dem altgothischen Lehnsessel des Schulmeisters befand, und in den Porträts Lessing's, Campe's, Herder's, Schiller's, welche die vier Wände des Zimmers zierten. Die Bücherrücken und die Bilder sagten ihm, in welchem Sinne er zu dem alten Manne zu sprechen hatte, um rasch und ganz dessen Herz zu gewinnen. Dieser Zweck war bei dem jugendlichen, ja kindlichen Gemüthe des Schulmeisters bald erreicht. Mit strahlendem Gesichte saß er da an dem kleinen, roth angestrichenen Tische, Reinhold gegenüber, und ließ er sich von diesem über neue Bücher sprechen, die er nicht kannte, und von den Fortschritten der Welt, die ihm ein Geheimniß waren. Reinhold setzte ihm auseinander, wie die Dampfmaschinen bestimmt seien, anstatt der Menschen zu arbeiten und diesen Zeit zu lassen, daß sie sich bilden und ihrem hohen Ziele der Vervollkommnung entgegenstreben, während sie bis jetzt unter dem Drucke der Arbeit verdumpfen, körperlich und geistig zu Grunde gehen mußten. Er

bewies ihm, wie die Eisenbahnen einen größeren Einfluß auf die Menschheit ausüben müssen, als selbst die Buchdruckerei je gethan. „Wie ehemals das Auge die Zeilen des Buches," sagte er, „so wird nun der Mensch die Welt selbst durchfliegen; er wird sie selbst kennen lernen und nicht bloß ihre Theorie; er wird selbst urtheilen, anstatt wie früher das Urtheil Anderer auf Treue und Glauben anzunehmen. Die Vorurtheile von Volk gegen Volk werden sich durch die erleichterte und häufige Berührung abschleifen; dieser Fluch der Nationen wird abfallen, wie die Gränzen zusammenstürzen, und die Erde wird bewohnt sein von einem Volke von Brüdern, die sich brüderlich ihre Geistesschätze, ihre Errungenschaften entgegentragen."

„Ein Evangelium! Ein Evangelium!" rief Tobias strahlend und hob beide Hände begeistert zum Himmel. „Hast du gehört, Fanny," fragte er seine Nichte, die schweigend und horchend am Ofen stand, „hast du gehört? Und siehst du, wie recht ich habe, wenn ich dir immer sage, die Welt wird besser und die Menschen werden glücklich werden, und dann auch besser und liebevoller! Komm doch näher und setze dich hieher zu uns und höre die gute Botschaft."

Fanny näherte sich und setzte sich an die Seite ihres Oheims. Sie ergriff seine Hand und blickte ihm in das freudestrahlende Gesicht. So glücklich hatte sie ihn noch nicht gesehen. Ein dankerfüllter Blick sagte dann Reinhold, daß sie sich als seine Schuldnerin fühle, und munterte ihn auf, fortzufahren. Auch Tobias hätte ihm gerne seine Dankbarkeit bezeigt. Aber wie? Was konnte er Reinhold bieten? Er war ein leidenschaftlicher Kaffeetrinker, und so fiel es ihm ein, Reinhold eine Tasse des geliebten Getränkes anzubieten. Fanny erhob sich, um ihn zu bereiten. Während es in einer Ecke des Zimmers brodelte, breitete sie ein weißes Tuch über den Tisch, stellte altes, blaugeblümtes Kaffeegeschirr darauf und, da es zu dunkeln anfing, die alte, zweizackige Lampe, die nur einen kleinen Kreis von Licht verbreitete, während die Winkel der Stube in heimliche Dämmerung getaucht

blieben. So saßen die Drei bald gemüthlich plaudernd vor ihren Tassen, und Reinhold wurde vom alten Tobias gezwungen, die Cigarre anzuzünden, die ihm doch sonst so sehr verhaßt war.

Der Alte nannte den Abend, der so schnell verfloß, einen der glücklichsten seines Lebens, und auch Fanny erschien er ebenfalls als einer der reichsten. Es war ihr, als hätte sie nie so viel erlebt, wie in diesen wenigen Stunden. Ohne es zu wollen, begleitete sie Reinhold, als er endlich ging, bis an die Thür des Hauses, und sie war sehr überrascht, ja beschämt, als er sie würdigte, ihr die Hand zu reichen. Sie blieb auf der Treppe stehen, bis der Oheim, der Reinhold bis an die Staketen begleitete, zurückkam.

„Er wird uns bald wieder besuchen, bald, sehr bald — er hat es mir versprochen," sagte der Alte und lief händereibend in der Stube auf und ab. — „Welch ein Mann! He Fanny, welch ein Mann! Welche Gedanken! Jedes seiner Worte könnte man drucken lassen! Du bist ja aus einer Stadt, Fanny — ist dir schon ein solcher Mann begegnet? Nicht? Das glaube ich! Eine Stunde mit einem solchen Manne, und man fängt neu zu leben an."

Diese Worte waren Fanny aus dem Herzen gesprochen. Es war ihr, als finge für sie ein neues Leben an. Gedankenvoll stand sie am Ofen und vergaß, die langen braunen Haare, deren Flechten sie wie jeden anderen Abend aufgelöst hatte, aufzubinden und neu zu ordnen — ebenso vergaß der Schulmeister, vielleicht zum ersten Mal in seinem Leben, die Hefte seiner Schüler durchzusehen und die orthographischen Fehler mit rother Tinte anzustreichen. Die orthographischen Fehler blieben stehen, ebenso das Kaffeegeschirr auf dem Tische, und das Haar Fanny's blieb ungeordnet.

Reinhold hatte versprochen, so oft zu kommen, als er Zeit habe. Und er hatte viel Zeit. Doch erschien er durch mehrere Tage nicht wieder; er begnügte sich damit, Fanny von seiner Dachstube aus zu beobachten und zu spähen, ob sie nicht manchmal

nach ihm herüberſehe. Wenn ſich drüben die blau und weiß geſtreiften Vorhänge bewegten und er einen Schatten dahinter bemerkte, flog ein Lächeln über ſeinen Mund. Fanny ſah ihn nur, wenn er über den Dorfplatz ging, um den Schloßbewohnern einen Beſuch zu machen. Des Nachts erhob ſie ſich manchmal in ihrem Bette und betrachtete das erleuchtete Fenſter der Dachſtube, das ihr eine eigenthümliche Ehrfurcht einflößte. Da drüben in ſtiller Nacht, während die Welt rings umher im Schlafe lag, wurden Gedanken gedacht, von deren Tiefe ſie keine Ahnung hatte; der Oheim wiederholte es ihr ja jeglichen Tag, daß dieſer bleiche Kopf Dinge denke, wie ſie in dieſem Dorfe noch nicht gedacht worden. Aber wie klein ſie ſich auch einem Manne wie Reinhold gegenüber fühlte, ſo war ihr Mädchenſtolz doch beleidigt, daß er ſeit jenem Abende nicht den kurzen Weg vom Ott'ſchen Gehöfte herüber in das kleine Haus gemacht habe. Sie hatte ihm allerdings nichts zu ſagen und zu bieten, was ihn anziehen könnte, aber ſie horchte doch auf jedes ſeiner Worte mit religiöſer Andacht, ihre Seele flog ihm entgegen, ſie verehrte ihn, ſie war glücklich, wenn der Oheim von ihm ſprach, und der Oheim ſprach immer von ihm; das ſollte für ihn doch auch einigen Werth haben. Freilich wußte er das Alles nicht und ſollte er das Alles nie erfahren, aber wie ſchön wäre es, wie weiſe wäre Alles in der Natur eingerichtet, wenn man ſo etwas ahnen könnte, und von einem Manne wie Reinhold hätte ſie es beinahe erwartet, ja verlangt, daß er die geheimſten Geheimniſſe eines Herzens errathe. Der Oheim ſagte von ihm, er ſei einer der Geiſter, die in die ferne Zukunft ſehen, warum ſoll er nicht wiſſen, daß man ſich in ſeiner nächſten Nähe nach ſeinem Worte, nach ſeiner Belehrung ſehnte? Am Ende ſagte ſie ſich, daß ſie ſich eigentlich nur darüber ärgere, daß er ſein Wort nicht halte, und daß er den guten Oheim, ſeinen Lehrer, vernachläſſige.

Endlich kam er doch wieder und dießmal ſchon wie ein alter Bekannter und guter Freund. Fanny war ihm für ſeine Leutſeligkeit und Herablaſſung ſehr dankbar, und ſie freute ſich, daß

er sie einfach bei ihrem Namen und nicht mehr Fräulein nannte. Er spielte mit dem Oheim Schach und hörte sehr geduldig dessen Geschichten zu, wie er das Spiel zur Zeit der französischen Einquartierung von einem französischen Kapitän lernte, wie er es bald besser spielte als sein Lehrer, wie er ihn aber doch aus Furcht immer gewinnen ließ, da der Kapitän ein sehr zornmüthiger Mann gewesen. Aber eines Tages habe der Kapitän das gemerkt und sei vor Wuth aufgesprungen und habe seinen Säbel ergriffen; denn, sagte er, er wolle keinen Pardon, keine Gnade, das sei gegen die militärische Ehre, und ein kleines Schulmeisterlein sollte sich nicht herausnehmen, ihn entwischen zu lassen. Er, der Schulmeister, sei damals sehr erschrocken, und der Kapitän habe gelacht und ihm dann, um ihm seinen Schrecken abzukaufen, dieses selbe Schachspiel zum Andenken geschenkt. Reinhold lachte sehr über die Geschichte, lobte das Spiel des alten Tobias, erzählte die Geschichte des Schachspieles, hob dessen tiefe Bedeutung hervor und knüpfte allerlei politische Bemerkungen daran. Dann bat er Fanny, einen Gang mit ihm zu versuchen. Sie war eine Schülerin ihres Oheims und spielte es nicht übel. Reinhold lobte auch sie und gab ihr manchen guten Rath — und manchen verlorenen Stein zurück. Es war ihr, da sie am kleinen Tischchen ihm gegenüber und so nahe saß, daß er nur den Kopf zu neigen brauchte, um ihre Stirne zu berühren, als wäre sie auf der Leiter menschlicher Wesen um eine Stufe höher gestiegen, und wenn er ihre Hand faßte, um sie von einem verderblichen Zuge zurückzuhalten, glaubte sie, daß zwischen ihm und ihr aller Unterschied aufgehört habe. Ein elektrisches Feuer durchzuckte ihr ganzes Wesen, und mit elektrischer Schnelligkeit flog ihr in solchen Momenten der Gedanke an hundertfache Möglichkeiten durch Herz und Phantasie.

Sechstes Kapitel.

Reinhold war nicht der Mann, um über Menſchen, Dinge oder Gefühle, die ihn beſchäftigten, lange zu ſchweigen. Bemerkte man dieſes, ſo verglich er ſeine Gedanken und Gefühle mit Oel, das immer oben auf ſchwimme, oder er fand es natürlich, daß der Becher ſeines Herzens, in dem es immer zuſtröme, überſprudelte. So wußte man im Schloſſe bald viel über das anziehende und ſinnige Weſen Fanny's, und beim Schulmeiſter hörte man oft von den Reizen der ſtillen und tieffühlenden Hedwig erzählen. Fanny horchte dann, wie ſie bald ſelbſt bemerkte, mit einer gewiſſen Beſorgniß; denn das Schloßfräulein mußte einem Manne wie Reinhold in Bildung und Manieren näher ſtehen, während ſie ſich ihm in dieſer Beziehung ſo fern fühlte, und ſie empfand dem Fräulein gegenüber, ohne ſie weiter zu kennen, eine leichte Abneigung. Hedwig hingegen hätte gerne „die ſtille Blume aus des Schulmeiſters Garten," wie ſie Reinhold nannte, kennen gelernt, um zu ſehen, wie ein Mädchen ſein mußte, von dem er ſo poetiſch erzählte, und das ihr in Folge dieſer Erzählungen in einem ſehr romantiſchen Lichte erſchien. Sie wußte nicht, daß jeder Kenner des weiblichen Herzens den Wunſch, das Weib, das ſie geliebt glaubte, kennen zu lernen, für ein Zeichen der Liebe genommen hätte. Sie bildete ſich ein, nur die Vertraute Fanny's werden zu wollen und von ihr überhaupt nur hören zu wollen, wie von Liebe geſprochen werde und wie Reinhold von Liebe ſpreche. In ihren Gedanken ſaß ſie oft an Fanny's Stelle in der ſtillen Schulmeiſterwohnung hinter den blauen Fenſtervorhängen und lauſchte den Worten Reinholds und war glücklich. Je mehr ſie ſich in dieſe Vorſtellung verſenkte, deſto öder wurde ihr das weite Schloß und deſto lieblicher wurde ihr die kleine Stube des alten Tobias, und im Verfolge ſolcher Gedanken däuchte es ſie nicht nur leicht, ſondern ſelbſt wünſchenswerth, allen Reichthum zu verlaſſen, um ihm in poetiſche Zurückgezogenheit und Stille zu folgen.

Eigenthümlicherweise begegnete Reinhold ihrem Wunsche, Fanny's Bekanntschaft zu machen. Er hatte immer gerne ein Publikum, und der Gedanke verführte ihn, zwei Zuhörerinnen zugleich zu haben, die ihm horchten wie Niemand, die keines seiner Worte anzweifelten und Alles mit gläubiger Liebe hinnahmen. Diese Zwei auf Einem Punkte waren ihm mehr werth, als ein anderes hundertköpfiges Publikum. Es reizte ihn außerdem, diese beiden jungen Herzen, von deren Liebe zu ihm er überzeugt war, zusammen zu sehen und womöglich eine innige Freundschaft zu Stande zu bringen. Die Kombination war neu und konnte allerlei Verwicklung und Aufregung bewirken. Die Romane, die er auszuführen nicht die Ausdauer hatte, setzte er gerne im Leben in Szene; er war eben so gerne Romanheld als Romanschriftsteller. Es war ihm leicht, die Geschwister aus dem Schlosse zu einem Besuche beim Schulmeister zu bewegen. Der Umgang mit diesem vortrefflichen Manne, meinte er, werde ihnen eine große Genugthuung gewähren und ihm im Dorfe ein Ansehen geben, das ihm die Erreichung seiner, freilich etwas phantastischen, aber doch edlen Zwecke erleichtern könne. So wanderten denn die drei Geschwister an einem schönen Vorfrühlingstage, von Reinhold geführt, dem Hause des alten Tobi entgegen. Er war eben damit beschäftigt, die Ranken der Schlingpflanzen, welche die südliche Seite seines Hauses bedeckten, zuzuschneiden und aufzubinden. Fanny stand am Fuße der Leiter und reichte ihm Scheere, Nägel und Bindfaden. Verlegen stieg er herab, um seine Gäste zu bewillkommnen und sie ins Haus zu führen. Fanny folgte stumm, mit hoch erhobenem Kopfe und etwas düsterem Gesichte. Hedwig wagte kaum, zu ihr aufzublicken; sie erschien ihr so stolz und überlegen, daß sie unwillkürlich das Haupt vor ihr neigte, und sie bebte zusammen, als Reinhold zwischen sie trat und den Wunsch aussprach, sie bald als innige Freundinnen zu sehen. In dem Augenblicke war es Fanny, als ob die gefürchtete Nebenbuhlerin bittend und um Schutz flehend zu ihr hinaufsähe, und als ob sie in der That Schutz bedürfte.

Das stolze Schloßfräulein war ganz anders, als das arme Mädchen sich vorgestellt hatte. Fanny fühlte mit Einem Male etwas wie Mitleid mit ihr; ihr ganzes Benehmen schien ihr anzudeuten, als ob sie dem reichen Fräulein etwas, vielleicht die Liebe Reinholds geraubt hätte. Und wenn dieses auch nicht der Fall war, so war es doch gewiß, daß Hedwig Reinhold liebte. Bei dem Eindrucke, den sie ihr jetzt machte, war es der Schulmeistersnichte genug, um das Eis schmelzen zu machen. Mit Wärme ergriff sie Hedwigs Hand, um sie aus der Stube in den Garten zu führen. Reinhold ließ sie allein und sah ihnen lächelnd nach. Er wußte, wie solche kleine Spaziergänge nach dem ersten Zusammentreffen Mädchenfreundschaften rasch zur Blüthe und Reife bringen, und er wunderte sich nicht, als er nach einem halbstündigen Gespräche mit Heinrich und dem Schulmeister einen Blick zum Fenster hinauswarf und die beiden Mädchen mit verschlungenen Armen wie alte Freundinnen den Garten durchstreifen sah, und zwar im lebhaftesten Gespräche. Ich würde nicht erstaunt sein, dachte er, wenn sie sich schon Du sagten.

In der That stellte sich zwischen den beiden Mädchen bald ein inniger Umgang her, und Fanny erschien ebenso oft im Schlosse als Hedwig im Schulmeisterhause. Mit Anbruch des Frühlings versammelte sich die ganze Gesellschaft am Liebsten im Schloßgarten oder bei schlechtem Wetter in der kleinen Stube; nur der alte Tobias entschuldigte sich. Er nannte die Versammlungen der kleinen Gesellschaft im Schlosse „die große Welt," für die er nicht gemacht sei, und verbrachte die Stunden, in denen ihn Fanny allein ließ, mit den Büchern, die ihm Reinhold aus eigener und aus Heinrichs Bibliothek sehr reichlich lieferte, indem er seinen Bildungsdrang und seine Wißbegierde durch den Umgang mit den beiden jungen Männern aufs Neue und aufs Jugendlichste angeregt fühlte. Er wollte auch diese glückliche Zeit benützen, da sich ihm die Gelegenheit bot, sich bei diesen über schwer verständliche Stellen Aufklärung und Rathes zu erholen. Die Welt verschwand ihm vor den neuen Gedanken, die ihm die modernen

Bücher vor den Geist brachten; er versank in die neuen Vorstellungen und in all die Projekte, die sich mit Veränderung und Beglückung der Menschheit, mit Begründung einer schönen Zukunft beschäftigten, und er gab sich diesen Eindrücken um so freudiger hin, als er seine Nichte in so guter und bildender Gesellschaft geborgen und glücklich sah. In der That mochte die ganze Gesellschaft, wenn man sie so unter einem Lindenbaum des Parkes oder in einer gemüthlichen Stube um ein Buch versammelt oder den Reden Reinholds und den Worten Heinrichs lauschen sah, Jedermann als eine glückliche erscheinen. Heinrich hoffte, diesen Kreis bald auf die schönste Weise erweitert zu sehen; denn nun war der Frühling da, und mit ihm sollte auch Willibald erscheinen, mit dem er in beständigem brieflichen Verkehre stand, und der nun kommen sollte, um Heinrichs Lieblingsidee, ein sinniges Monument seiner Mutter, auszuführen. Aber diese Hoffnung sollte auf eine Heinrich sehr liebe Weise vereitelt werden. Willibald hatte mit dem Modell seiner Mignon in der Frühlings-Ausstellung großes Glück gemacht und den Auftrag erhalten, sie in Marmor auszuführen. An diesen Auftrag knüpften sich bald andere Bestellungen, da er von einem hohen Herrn ausgegangen war, auf dessen Kunstsinn man sich verließ und den man gerne nachahmte. Heinrich war der Erste, der Willibald rieth, das Eisen zu schmieden, so lange es warm sei, und seine Reise nach Steinthal aufzuschieben. Die Sehnsucht nach dem Freunde und nach Gesprächen über ihre Vergangenheit war in Heinrich um so leichter zu beruhigen, als er ihn in froher und beschäftigter Gegenwart glücklich wußte und sich selbst zufrieden fühlte. Er that seine Pflicht, er erreichte seinen Zweck. Agnes entwickelte sich von selbst und wuchs und blühte an Geist und Körper wie eine schöne Pflanze. Alfred arbeitete mit jenem Bewußtsein und guten Willen, die einen künftigen besonnenen Mann versprechen, und Hedwig, wenn sie sich ihm auch nicht mehr so anschloß wie zu Anfang, war doch angeregter und wie aus ihren früheren Träumen erwacht. Er schrieb das dem Umgange mit Fanny zu,

der immer inniger wurde, bei der sie oft viele Stunden und ganze Abende verbrachte; Frauen, sagte er sich, oder auch Mädchen können nur durch Mädchen erzogen werden, und die Besorgniß, die er manchmal in dem Gedanken an eine rein männliche Erziehung empfand, verschwand im Hinblicke auf den gesammelten, in sich abgeschlossenen Charakter Fanny's. Eine Mutter hätte freilich zu erfahren gesucht, was die beiden Mädchen so innig an einander knüpfte; der Bruder wäre sich unzart vorgekommen, wenn er den Grund dieser Mädchenfreundschaft hätte erforschen wollen. Sorgenlos wanderte er mit Alfred nach dem Schlosse Halden, und mit Freuden nahm er an den Versammlungen Theil, die nunmehr im Frühling und im Sommer beinahe immer im Schloßgarten stattfanden. Keine Dissonanz störte äußerlich dieses Zusammenleben, wenn nicht etwa der kleine Haß, den die Hexe oder Agnes gegen Reinhold zur Schau trug, dem sie oft Worte gab, aber fast immer nur, um die Gesellschaft zum Lachen zu bringen. Nur Reinhold fühlte sich unter dieser Abneigung offenbar unbehaglich; er that Alles, um das Herz des Kindes zu gewinnen; er schmeichelte ihr, er beschäftigte sich mit ihr, ja er raffte sich ihr zu Gefallen zu literarischer Thätigkeit auf und schrieb und las kleine Geschichten vor, die vorzugsweise auf den Beifall Agnes' berechnet waren.

Möge hier eine der vielen kleinen Geschichten stehen, die er, wie er versicherte, im südlichen Frankreich selbst erlebt hatte.

Der Wolfstödter.

In dem alten Schlosse Latour de Farges, das auf dem letzten südlichen Ausläufer der Cevennen liegt und über die Hügel, die den edlen Muscat-Lunel tragen, über die Ebene Nieder-Languedocs, über die alte, verlassene, todte Stadt Aigues-Mortes bis in das Mittelmeer hinausblickt — in diesem eigenthümlichen Schlosse,

wo ich als Gaſt mehrere Monate verlebte, ſaßen wir eines Morgens beim zweiten Frühſtück, als das Wiener Stubenmädchen eintrat und zum Herrn des Schloſſes ſagte: „Der Mann mit die Wolfsköpf' iſt draußen!" Darauf griff mein Wirth in die Taſche und gab ihr für den ſo bezeichneten Mann einige Frankſtücke. — „Wer iſt der Mann mit die Wolfsköpf'?" fragte ich, durch die ſonderbare Bezeichnung des Gaſtes neugierig gemacht. — „Das iſt," ſagte mein edler und gelehrter Wirth, „unſer Herkules, der die Schluchten unſerer Gebirge von Ungethümen reinigt, wie es in der alten Welt der Sohn der Alkmene mit der Keule der Geſittung gethan. Wäre dieſes Land noch griechiſch, wie es ehemals geweſen, dieſer Mann würde ein Heros oder Halbgott, er würde in hundert Mythen als der galliſche Herkules weiterleben, und man würde ihm Tempel bauen; in unſeren unmythologiſchen Zeiten muß er ſich mit den Almoſen begnügen, die er bei Bauern und Gutsbeſitzern ſammelt, und mit dem Preiſe, den er für jedes eingelieferte Wolfshaupt von der Regierung erhält."

„Es iſt ein Wolfsjäger?" fragte ich.

„Ja, ſo etwas der Art; jedenfalls ein Mann, der dieſen Gegenden, die keine anderen als Schafheerden haben, ſehr nützlich iſt. So viel iſt gewiß, daß, ſeit Jean Reynaud ſein Handwerk treibt, die Zahl der Wölfe in den Cevennen bedeutend abgenommen hat. Ehemals kamen ſie in den Wintern ſchaarenweiſe bis in die Dörfer; das geſchieht jetzt nur noch ſelten, und das haben wir gewiß nur dem unermüdlichen Eifer dieſes Mannes zu verdanken und ſeinem Haß, den er den Wölfen geſchworen zu haben ſcheint."

Ich wurde noch neugieriger, leerte mein Glas und ging hinaus, um mir den Heros in der Nähe zu betrachten.

Da war ich überraſcht, einen Mann zu finden, der nichts weniger als einem Herkules glich. Jean Reynaud war eine ſchmächtige, kleine Geſtalt, mit blaßbraunem Geſichte, das von einem mehr als zur Hälfte ergrauten Barte eingefaßt war. Er ſaß auf der Terraſſe und verzehrte behaglich ein Frühſtück, das

ihm die Köchin vorgesetzt hatte. Als ich mich näherte, stand er höflich auf, nahm einen Sack und schüttelte ihn, bis zwei gewaltige Wolfsköpfe heraus und mir zu Füßen rollten. Dann setzte er sich wieder hin und frühstückte weiter.

Es war in der That ein sonderbares Bild. Die prächtige Terrasse mit der Aussicht in das blühende südliche Land; die runden Thürme des alten Schlosses; rechts und links vor dem Wolfstödter große Aloën; hinter ihm ein gewaltiger Feigenbaum und Rosenlorbeerbüsche, welche die Wand des Schlosses bedeckten; neben ihm die zwei Wolfsköpfe und im Fenster des einen Thurmes ein angefesselter Bergadler, der mit blitzenden Augen auf die Köpfe der erschlagenen Ungethüme niedersah. Das Bild war um so sonderbarer, als der Mann mit seiner friedlichen Beschäftigung und seiner noch friedlicheren Erscheinung so wenig zu den Wolfsköpfen paßte. Hätte ein Maler diese Szene gemalt, der Beschauer würde es eben so wenig verstanden haben, als ich Jäger und Beute zusammenreimen konnte.

Um so begieriger, wie auf die Lösung eines Räthsels, war ich, die Geschichte des Wolfsjägers oder vielmehr die Geschichte seiner Neigungen zu erfahren, die ihn einem solchen gefahrvollen und blutigen Berufe entgegenführten. Sollte in der Brust dieses Mannes aus dem Volke wirklich etwas derart geschlummert haben, das ihn trieb, sich allgemein nützlich zu machen? War es einfach ein Mensch, der Gefahren, Aufregungen, Abenteuer liebt? oder noch einfacher, Einer, der dieß Geschäft wie ein anderes trieb, um Geld zu verdienen?

Ich setzte mich zu ihm, und nachdem ich die Wolfsköpfe bewundert, ihre Rachen und glänzenden Zähne angestaunt, fragte ich ihn, ob ihm die Jagd auch etwas Rechtes einbringe.

„Genug, um mich und mein Weib zu ernähren," antwortete er in so gleichgültiger Weise, daß ich wohl erkannte, wie ihm der Erwerb Nebensache war.

Ich fragte weiter, auf welche Art und mit welcher Waffe er zu Werke gehe. Er zog ein sogenanntes katalonisches Messer,

dessen Klinge ungefähr vier Zoll lang war, aus der Tasche und sagte: „Dieß ist meine Waffe!"

„Wie?" rief ich erstaunt, „mit einem Messer geht Ihr Wölfen zu Leibe?"

„Ich nehme wohl," antwortete er, „wenn ich auf die Jagd gehe, auch eine Büchse mit, und zwar eine Doppelbüchse, um für alle Fälle gerüstet zu sein, besonders wenn ich des Thieres nicht mit meinen Händen habhaft werden kann. Dann schicke ich ihm eine Kugel nach. Aber ich treffe selten, denn ich bin ein schlechter Schütze. Am Liebsten werfe ich mich selbst auf das Thier und mache ihm mit diesem Messer den Garaus."

Bei diesen Worten hob er das Messer, schwang es und machte die Bewegung des Stoßes mit einem Ausdrucke, daß ich plötzlich einen andern Menschen vor mir sah. Seine Augenlieder zogen sich in die Höhle zurück, während die Augäpfel leuchtend hervortraten; die Zähne knirschten übereinander, und die Hand, die das Messer hielt, schloß sich knochig und krampfhaft an den Griff, als sollte sie ihn nie wieder fahren lassen. Der Aermel fiel bei dieser Bewegung zurück, und ich sah einen nervigen Arm, der aber von oben bis unten mit Narben bedeckt war.

„Nun," sagte ich, auf diese Narben deutend, „ich sehe, daß sich die Bestien zu vertheidigen wissen."

„Das glaube ich," erwiderte er lachend; „so ist mein anderer Arm, so sind meine Rippen, so ist mein Schenkel zugerichtet. Das glaube ich, daß sich die zu vertheidigen wissen; aber sie sollen mich nicht unterkriegen, bis ich mein Werk gethan habe."

„Was?" fragte ich, „bis alle Wölfe in den Cevennen ausgerottet sind?"

„Nein, etwas Anderes!" antwortete er kurz, als ob er nicht gern nähere Auskunft geben wollte.

So stellte ich denn eine andere Frage: „Habt Ihr das Geschäft aus Neigung ergriffen?"

„Nein, weiß Gott, nicht aus Neigung!" rief er in einer Art, daß ich nicht wußte, ob er lachte, ob er sich selbst oder mich verhöhnte.

„Habt Ihr es von Jugend auf betrieben?“

„Nein, erſt ſeit zwölf Jahren verfolge ich ſie; früher war ich Schulmeiſter.“

„Schulmeiſter?“ rief ich erſtaunt. „Ihr ſeid ſonderbare Leute, ihr Schulmeiſter in Languedoc. Da ſah ich vor Kurzem einen in der Arena von Nimes, der bei einem Stiergefechte einen wilden Stier aus der Camargue bei den Hörnern packte und ihn auf den Rücken legte, ohne daß ihm dabei die Brille von der Naſe gefallen wäre — gerade, als ob er einen unartigen Jungen übers Knie legte. In meinem Vaterlande würde man ſehr lachen, wenn man ſolche Thaten von Schulmeiſtern erzählte.“

„Ja,“ lachte Jean Reynaud ſeinerſeits, „man kann nicht wiſſen, wozu Einen das Schickſal macht. Ich hätte ehemals auch nicht geglaubt, daß ich mein Leben im Kriege mit dieſen Beſtien verbringen würde.“

So ſprechend ſtand er auf, warf die Wolfsköpfe in den Sack, den Sack über die Schulter, ergriff den Stock, rief noch einen Gruß in die Küche und machte ſich auf, um weiter zu wandern. Ich ſchloß mich ihm an und ſchlenderte mit ihm fort. Wir gingen an den drei Pinien vorbei, welche den Schiffen auf den Gewäſſern der nahen See, wie ein Tagesleuchtthurm, als Richt- und Merkzeichen dienen, auf dem Wege nach St. Geniés und Caſtries, wo die Gegend mit ihrem Aquädukt beinahe der Campagna von Rom ähnelt. Ich hätte noch gerne Manches aus ihm heraus gefragt, wenigſtens die Erzählung einiger Abenteuer eines Wolfsjägers gehört, aber Jean Reynaud war offenbar nicht der Mann, der gerne mit ſeinen Thaten prahlte. Des Ruhmes wegen tödtete er die Wölfe nicht, auch nicht des Gewinnes halber, ſo viel wußte ich ſchon. Aber welche waren ſeine Beweggründe? Liebe zu ſeinem Nächſten? Um den Bauern ihr Eigenthum zu ſchützen? Nein! Er haßte die Bauern, die ihn für verrückt hielten und ſich über ihn luſtig machten. Aus ſeinen Worten ſchien mir hervorzugehen, daß ihn eine Art perſönlichen Haſſes gegen die Wölfe erfüllte und daß er in dem Kriege gegen ſie nur eine

persönliche Befriedigung suchte, und zwar nicht jene Befriedigung des Jägers, die sich mit der Beute begnügt, sondern eine Befriedigung des Herzens. Ich deutete ihm an, daß ich so etwas vermuthete, und fügte hinzu, daß ich sehr wohl verstehe, wie man sich einer wilden Bestie gegenüber von Gefühlen könne leiten lassen, als hätte man es mit Menschen zu thun.

„Nun denn," rief Jean Reynaud, als wir schon halbwegs von St. Geniés waren, „da Sie das verstehen und Ihnen außerdem daran zu liegen scheint, die Ursache meines Krieges zu erfahren, so will ich Ihnen Alles sagen."

So sprechend setzte er sich auf den Rand des Weges unter einen Mandelbaum und sagte: „Ich habe oft gehört, und Sie werden wohl auch oft gehört haben, daß es Völker gibt, bei denen die Blutrache heimisch ist; bei denen, wenn ein Glied aus der Familie ermordet worden, die ganze Familie nicht eher ruht, als bis sie wieder dem Mörder den Tod gegeben; wenn sie das nicht kann, verfolgt sie alle Glieder der Familie des Mörders. O, das begreife ich ganz gut, denn zwischen mir und den Wölfen ist es gerade so. Sehen Sie, Herr, ich hatte ein Kind, ein einziges Kind, ein Mädchen von drei Jahren, schön wie ein Engel. Ich hatte geglaubt, daß das grimmigste Thier beim Anblicke dieses Kindes seinen Blutdurst verlieren und es verschonen müsse, wie die Löwen den Propheten Daniel verschonten. Aber die Wölfe haben es nicht verschont. Vor meinem Hause spielte es eines Tages mit frischgefallenem Schnee; ich höre einen Schrei, den ich ewig hören werde; ich stürze hinaus, und ein Wolf trägt es in seinem Rachen fort. Ich habe ihn erreicht, ich warf mich auf ihn, ich rang mit ihm, und ich entwand ihm mein Kind. Er floh vor meinem Messer — aber sein Zahn war in das Herz meines Kindes gedrungen, und nach einer halben Stunde lag es todt in meinen Armen. Damals über der Leiche meines Kindes habe ich ihnen Rache und unversöhnlichen Krieg geschworen. Sie mögen sich in Schluchten und Wälder verkriechen, ich weiß sie aufzufinden; ich weiß alle ihre Schlupfwinkel, ich habe ihre Listen

und Tücken ſtudirt. Ihre Jungen erwürge ich mit dieſen meinen Händen, den Alten ſtoße ich das Meſſer in den Nacken. Sie mögen mich zerfleiſchen, ich laſſe keinen, den ich einmal halte. O, hätte ich damals die Kunſt verſtanden, wie jetzt, der Mörder meines Kindes wäre mir nicht entgangen! O, hätte ich ihn mit meinen Händen würgen können! Aber er ſoll mir nicht entgehen; ich will nicht eher ruhen, ich will nicht eher ſterben, als bis ich ihn vor meinen Füßen verenden geſehen!"

Mit einem gezwungenen Lächeln — denn es war mir beim Anblick dieſes vor Ingrimm zitternden Mannes gar nicht lächelnd, vielmehr unheimlich zu Muthe — ſagte ich: „Aber Jean Reynaud, wie wollt Ihr ihn erkennen? Sieht nicht ein Wolf aus wie der andere? und ſind ſeit jener Zeit nicht Jahre vergangen? Iſt er nicht vielleicht ſchon erlegt worden?"

„Nein!" rief Jean Reynaud, „er iſt, Gott ſei Dank, noch von Niemandem erlegt worden. Ich eile überall hin, wo ich von einem erlegten Wolfe höre; er iſt noch nicht getödtet. Und was das Erkennen betrifft, ich würde ihn ohne jedes Zeichen erkennen, denn ich habe ihn gezeichnet; ich habe ihm am Halſe, rechts, eine Wunde beigebracht, deren Narbe nie verſchwinden wird. Aber, wie geſagt, ich würde ihn auch ohne Das erkennen. Habe ich ihn doch vor drei Wintern auf dreihundert Schritte erkannt; aber er floh, der Elende, er hatte nicht den Muth, den Kampf mit mir aufzunehmen, und feige hat er ſich verſteckt, denn ich habe ihn durch Wochen vergebens geſucht. O, er kennt mich, wie ſie mich alle kennen! Sie wiſſen, was ich geſchworen habe. Wenn ich nur erſt den Einen halte! Durch zwei Winter hat er mir in den Cevennen gefehlt, da durchſtreifte ich die Alpinen und den Jura und habe dort furchtbar gehaust; ihn aber fand ich nicht. Aber ich weiß es, ich erreiche ihn noch. Dann ſoll mir keine Kugel dienen; mit den Händen und höchſtens mit dem Meſſer wird er gewürgt."

„Aber der Wolf, wenn er noch lebt, muß jetzt ein gewaltiges Thier ſein."

„Schadet nichts. Ich werde auf dem Platze bleiben, er aber auch. O meine Marion! jetzt wäre sie eine blühende Jungfrau!"

Wie traurig klang diese kurze Elegie nach jenem langen Rachegesang. Noch eine Zeitlang saßen wir schweigend neben einander; dann wanderte Jean Reynaud weiter nach St. Geniés, ich zurück nach Latour de Farges, beschäftigt mit dem Gedanken an den Mann, in dessen Gemüthe, wie bei Fabeln lesenden Kindern, und doch so verschieden von den Kindern, eine so eigenthümliche Vermenschlichung der Thierwelt vor sich gegangen.

Doch hatte ich ihn beinahe vergessen, als ich den Winter darauf in dem Cevennenthale Vaunages meinen Aufenthalt nahm. Auf einem Ausflug kam ich auch einmal nach St. Come, und erst hier erinnerte ich mich Jean Reynaud's wieder, denn ich war in seiner Heimat. Seine Wohnung war bald erkundet, aber Niemand glaubte, daß ich ihn zu Hause finden werde, denn dieß sei die Zeit, die er vorzugsweise im Gebirge verbringe. Dennoch traf ich ihn daheim. Er war eben aus dem Gebirge zurückgekehrt, aber nur, um sein Haus sofort wieder zu verlassen. Er war in einem so aufgeregten Zustande, daß er sich kaum Zeit ließ, mich zu begrüßen; fieberisch lief er in der Stube hin und her, ordnete Das und Jenes, antwortete kaum auf die Fragen seines Weibes und eilte wieder zum Hause hinaus. Auf der Schwelle sagte er mir: „Jetzt habe ich ihn, er ist wieder in den Cevennen; jetzt gilt es, er oder ich, oder wir Beide!" Dann lief er weiter. Aber nach zwanzig Schritten kehrte er wieder in den kleinen Hof vor seinem Hause zurück, setzte sich an einen Schleifstein, zog sein Messer aus der Tasche und schliff es, daß die Funken vom Steine flogen, indem er diesen mit wüthenden Tritten in so schnelle Bewegung setzte, daß er kaum sichtbar blieb. Dann rief er mir wieder zu: „Jetzt gilt es, jetzt halt' ich ihn!"

„Jean Reynaud," sagte ich, „nehmt doch wenigstens für alle Fälle eine Büchse mit."

Er machte mit der Hand eine verächtliche Bewegung durch die Luft, lief eilends von dannen und verschwand bald in dem

Hohlwege, der in die verbrannte, steinige Bergwüste führt, die unmittelbar hinter den Weingärten von St. Come beginnt. Die Leute des Dorfes, die ihn so abziehen sahen, lächelten und sagten: Jean Reynaud hat etwas Großes vor. Gewiß hat er es auf den riesigen Wolf abgesehen, der sich dieser Tage in den Bergen zeigte.

Die Zeit in St. Come verging mir auf sehr angenehme Weise in Gesellschaft des Maire, dessen Gast ich war, und seines südfranzösischen Weines, den man, wenn er ein Alter von einigen Jahren in Fässern dem Sonnenlicht ausgesetzt erreichte, in Paris als Alicante verkauft. So hatte ich meinen Wolfstödter bald wieder vergessen und dachte seiner am Wenigsten, als ich, drei oder vier Tage nach unserem kurzen Wiedersehen, mit meinen Gastfreunden am Tische saß und ein wahrhaft homerisches Mahl einnahm, wie es sich in diesen einst von der Griechenstadt Massalia aus bevölkerten Gegenden ganz in seiner alten Art bis auf den heutigen Tag in Sitten und Gewohnheiten erhalten hat. Da entstand ein Auflauf vor unserem Hause, und herein stürzte der Garde champêtre, um dem Maire pflichtschuldigst zu melden, daß sich in der Nähe des Dorfes, jenseits des Hohlweges, unfern der Windmühle, der Wolf gezeigt, daß man Jean Reynaud gesehen, der ihn verfolgte, und daß dieser im Augenblicke wohl schon im Kampfe mit dem gewaltigen Thiere begriffen sei. Wir sprangen auf und eilten hinaus auf den Platz, wo wir ein Volk versammelt fanden, das sich bereits mit seinen Nationalgardewaffen ausgerüstet hatte und sich sogleich in Bewegung setzte, als sich der Maire an seine Spitze stellte. Jean Reynaud sei zwar der Mann, meinte man, der mit den Wölfen allein fertig zu werden verstehe, und gewiß werde es ihn beleidigen, daß man ihm zu Hülfe komme, aber dießmal handle es sich um einen ganz auserlesenen Feind, gegen welchen Bundesgenossen nicht zu verachten seien. Manche wetteten, man werde trotz der Ungethümlichkeit des Thieres Jean Reynaud bereits als Sieger auf seiner Leiche sitzend finden.

Der Garde champêtre führte den Zug. Es ging über Stock und Stein, dann über ein Feld, das tief aufgerodet war, denn man hatte vor einiger Zeit zufällig daselbst einige antike mit Münzen angefüllte Urnen gefunden und dann, in der Hoffnung auf weiteren Gewinn, das ganze Feld tief aufgewühlt und umgelegt; dann ging es durch ein tiefes Thal und wieder über einen Hügel, an dessen Fuß sich eine kümmerlich bewaldete Schlucht hinzog. Von diesem Hügel weiterziehend, hielt man einige Male inne, um zu horchen, denn unfern von hier mußte nach den Berichten der Kampf stattfinden. Man wollte vom Kampflärm geleitet sein, aber man vernahm nichts, und da auch von der Höhe aus, so weit das Auge reichen konnte, nichts zu sehen war, mußte man annehmen, daß der Kampfplatz unten im verbergenden Gehölze oder hinter demselben sei. Dorthin wendeten sich Aller Schritte.

Wir hatten uns nicht geirrt; wir hatten den Kampfplatz vor uns, aber der Kampf war vorüber. Unten angekommen, blieben wir erstarrt stehen; es wurde uns ein trauriger, schauriger Anblick. Der Wolf, ein wahrhaft riesiges Unthier, lag ausgestreckt da; sein Leib war von Wunden bedeckt, in seinem Nacken stak Jean Reynaud's katalonisches Messer bis ans Heft; aus seinem aufgerissenen Rachen strömte noch das Blut, ringsherum hing der Schaum. Aber neben ihm lag auch Jean Reynaud, vom Blute bedeckt, das aus unzähligen Wunden geflossen und hie und da schon geronnen war; die größte seiner Wunden klaffte vorn an der Brust, weit und gähnend. Er lag auf dem Rücken, doch hielt die linke Hand noch den Nacken des Thieres so krampfhaft, als ob sie nicht abzulösen wäre. Der Kampf muß schrecklich und lang gewesen sein, denn der Kampfplatz erstreckte sich hundert Schritte weit rechts und links von dem Orte, wo die beiden Todten lagen, das konnte man an den gebrochenen Bäumen, an den geknickten Sträuchern, selbst an dem zerstampften, verwitterten Gestein und an den Blutspuren erkennen, die überall zu finden waren. Da es ausgemacht war, daß Jean Reynaud

vor dem Wolfe nicht geflohen ſei, mußte man annehmen, daß ſich der Wolf ſeinem Feinde zu entziehen geſucht, daß ihn dieſer mehrere Male verfolgt und erreicht oder ſich von dem fliehenden Thiere habe nachſchleppen laſſen. Ich näherte mich, um Jean Reynaud ins Geſicht zu ſehen; ſein Ausdruck überraſchte und erſchütterte mich umſomehr, als er von der ſchauerlichen Szene ringsumher ſo auffallend abſtach, denn dieſer Ausdruck war ein Ausdruck höchſter Befriedigung, der ſeligſten Ruhe. Ein unendlich glückliches Lächeln war an ſeinen Lippen hängen geblieben. Raſch beugte ich mich tiefer, um nach dem Halſe des Thieres zu ſehen, und fand an der rechten Seite deſſelben eine gewaltige Narbe, die beinahe die ganze Fläche einnahm — jene Narbe, an der Jean Reynaud ſeinen Todfeind erkennen wollte. Er hatte ihn alſo endlich gefunden; ſeine Rache war geſättigt, ſeine Sendung vollbracht. Daher dieſes glückliche Lächeln, das den Todeskampf überdauerte.

Einige Männer von St. Come trugen ihren ehemaligen Schulmeiſter in das Dorf, um ihn in der Nähe ſeiner Marion zu begraben; den rieſigen Wolf ſchickte man nach Nimes auf die Präfektur und dann auf den Markt, um wenigſtens den Preis, den die Regierung auf Tödtung eines Wolfes ſetzte, und den Verkaufspreis für die Wittwe Jean Reynauds zu gewinnen. Den Wolf kaufte der Maire zu St. Come, ließ ihn ausſtopfen und in der Mairie aufſtellen, als Merkwürdigkeit der Gegend und als Erinnerung an Jean Reynaud, den Wolfstödter.

Drittes Buch.

Erſtes Kapitel.

Gegen Mitte des Sommers wurde die Idylle im Schloß und Park auf lärmende Weiſe geſtört. Herr Volkmar hatte den Kreis der jungen Leute bisher gewähren laſſen, ohne ein einziges Mal Gefallen oder Mißfallen an deſſen Treiben auszudrücken, ſo daß es ſchwer zu beſtimmen war, ob er das Leben Heinrichs mit Ironie oder Achtung, oder nur mit Gleichgültigkeit betrachtete. Im Ganzen ſchien es, daß er mit der im Hauſe herrſchenden Ordnung und Stille zufrieden war und daß er ſich um das Uebrige nicht kümmerte. Wenn Heinrich ihn hie und da zu Rathe ziehen oder bei irgend einer Angelegenheit der Erziehung betheiligen wollte, entzog er ſich mit einem nicht unfreundlichen, aber kurzen: „Das mußt du beſſer verſtehen," und verſicherte ihn, daß er alles Vertrauen zu ihm habe; ja er geſtand ihm einmal bei ſolcher Gelegenheit, daß er ſich durch Heinrichs Benehmen aufs Angenehmſte enttäuſcht fühle; er habe von ihm und ſeinen übertriebenen Gefühlen allerlei Unpraktiſches und mancherlei Uebertreibung erwartet, er ſehe aber mit Freuden, wie ſein Sohn mit ſeinem Leben wie mit ſeinen Lehren in vernünftigen und bürgerlichen Gränzen bleibe. Es war zu verwundern, daß Herr Volkmar auch nur Dieſes bemerkt hatte; denn jene Weichheit, die ſich nach dem Tode der Mutter manchmal an ihm geoffenbart und

die den Wunsch, sich seinen Kindern zu nähern, im Gefolge zu führen schien, war längst verflogen, und seine Familie bekam ihn nur selten zu sehen. Mehrere Stunden von Steinthal, in der Nähe einer kleinen Eisengrube, die er ausbeutete, besaß er ein kleines Haus, das er nunmehr den größten Theil der Zeit bewohnte, weil, wie er seinen Kindern andeutete, sich jetzt dort sein Geschäft konzentrire und er nach jener Seite hin allerlei Pläne auszuführen gedenke, die seinen Aufenthalt in jenen waldigen Gegenden nothwendig machen.

Eines Tages, nachdem er beinahe drei Wochen ohne Unterbrechung abwesend gewesen, fuhr er plötzlich in seinem leichten, von zwei siebenbürgischen Pferden gezogenen Wagen, von jener geräumigen, luftigen, halb ländlichen, halb eleganten Art, die man in jenen Gegenden Neutitscheinka nennt, in den Hof des Schlosses, und die Kinder, die ans Fenster eilten, bemerkten mit Staunen, daß der Korb des Wagens beinahe ganz mit ausgesuchten und kostbaren Lebensmitteln jeder Art ausgefüllt war. Herr Volkmar erklärte ihnen dieses Räthsel, indem er ihnen nach kurzer Begrüßung mittheilte, daß er in Kurzem Besuch erwarte.

„Es wird," sagte er, „Frau Böcking, die Besitzerin jener ausgedehnten Güter, die an meine Wälder stoßen, wahrscheinlich längere Zeit oder wenigstens zu wiederholten Malen in diesem Schlosse ihren Aufenthalt nehmen. Ich habe sie eingeladen, und sie hatte die Güte, die Einladung anzunehmen. Es ist das eine ausgezeichnete Frau, der ich alle Rücksichten schuldig bin, und ich wünsche, daß sie demgemäß hier empfangen werde und auf eine Weise, die ihrem ungeheuren Reichthum entspricht. Es darf an nichts mangeln, man muß jedem ihrer Wünsche entgegenkommen. Sie muß sich hier wohl fühlen und gerne hieher zurückkehren; es ist unbedingt nothwendig. Die ganze vordere Front muß für sie eingerichtet werden, da sie schwerlich allein kommen wird, und dabei, Heinrich, verlasse ich mich auf deinen städtischen Geschmack. Frau Böcking wird nichts tadeln, wenn sie hört, daß die Einrichtungen von einem Menschen herrühren,

der in der eleganten Welt der Residenz gelebt hat. Du, Hedwig, sorgst für das innere Hauswesen und daß Küche und Keller reichlich versehen seien. Dir, Agnes, habe ich nur zu empfehlen, daß du deine Zunge im Zaume halteſt und überflüſſige oder naſeweiſe Bemerkungen unterdrückſt, wenn dir an der Dame etwas auffällt, was du als unerfahrenes Geſchöpf nicht verſtehſt."

Nach dieſen Verhaltungsbefehlen zählte Herr Volkmar hundert Dukaten, je fünf und fünf unter einander, auf den Tiſch. „Dieß," ſagte er, zu Hedwig und Heinrich gewendet, „zur Beſtreitung der Koſten; wenn es nicht ausreicht, verlangt mehr. Ich glaube ſelbſt, daß die Summe nicht hinreichen wird, denn die Dienerſchaft iſt neu zu kleiden. Du, Heinrich, biſt ſo gut, einige der Tölpel, die im Hauſe herumfaullenzen, anzuweiſen, wie ſie ſich als anſtändige Bediente zu benehmen haben; ihrem Anzuge muß ein Anſtrich von Livrée gegeben werden. Frau Böcking iſt gerne von Livrée-Bedienten umgeben."

Herr Volkmar brachte alles Dieſes in einer Art von Aufregung hervor, die er zu verbergen ſuchte. Ohne ſich geſetzt zu haben, verließ er wieder die Stube; aber auf der Schwelle wendete er ſich noch einmal um und ſagte: „Für die Zeit des Aufenthaltes der Frau Böcking wünſche ich, daß Monſieur Reinhold Ott vom Schloſſe ferngehalten werde. Ich glaube nicht, daß ihr der Umgang mit derart Menſchen gefallen würde, und ich wünſche — wohl verſtanden — daß ihr hier Alles einen guten Eindruck mache."

Die Geſchwiſter ſahen einander erſtaunt an. Agnes warf einen Blick auf das Geld und ſagte traurig: „Was hätte Mama Alles mit ſo viel Geld angefangen! Sie hat nie ſo viel gehabt, und jetzt wird das ſo hinausgeworfen für eine Unbekannte, der zu gefallen ich die Zunge halten muß." — Hedwig lächelte bitter, indem ſie dachte, welche Art Perſon die Unbekannte ſein müſſe, die am Umgange Reinholds keinen Geſchmack finden könne. Heinrich aber ermunterte die Schweſtern, mit gutem Willen ans

Werk zu gehen und den Vater ganz zufriedenzustellen, da ihm an einem glänzenden Empfange jener Dame offenbar viel liegen müsse. „Ich weiß es," fügte er hinzu, „daß der Papa mit ihr in Geschäftsverbindung steht; sie hat zahlreiche Eisenwerke und bezieht Holz und Kohlen aus unseren Wäldern. Auch ist sie Gutsnachbarin, und Papa hält sich für verpflichtet, der guten Nachbarschaft wegen ein Uebriges zu thun."

„Sie ist ungeheuer reich! Heirathen will er sie!" rief Agnes, mit dem Fuße stampfend.

Heinrich erblaßte bei diesem Ausruf; doch faßte er sich schnell und murmelte: Thorheit! Hedwig aber schüttelte den Kopf. „Du weißt noch nicht, Heinrich," sagte sie, „daß die Hexe immer Alles erräth. Ich hasse sie im Voraus, die hier die Stelle unserer Mutter einnehmen soll."

„Und noch dazu eine lächerliche Person!" fügte Agnes hinzu.

„Woher weißt du, daß Frau Böcking lächerlich ist?" fragte Heinrich mit verweisendem Tone.

„Daher, daß mir der Papa befiehlt, meine Zunge zu halten. Er fürchtet, daß ich Bemerkungen mache oder herausplatze."

„Und mit Menschen von Genie soll sie auch nicht zusammenkommen," murmelte Hedwig.

„Meine Schwestern," sagte Heinrich, „seien wir nicht ungerecht auf bloße Vermuthungen hin. Vielleicht lernen wir an Madame Böcking eine brave, vielleicht eine vortreffliche Frau kennen. Es ist auch möglich, daß sie eine komische oder häßliche Außenseite und einen guten Kern hat. Aber wie Dem immer sei, sie ist unser Gast, und das Beste, was wir thun können, ist, uns nach dem Willen unseres Vaters zu richten."

Es gelang ihm, sie von ihren vorgefaßten Meinungen abzubringen, und sie folgten dem Beispiele, das er ihnen gab, indem er sich bemühte, Alles im Schlosse zu ordnen, und Tag und Nacht arbeitete, den vorderen Flügel sowohl wie den etwas verwilderten Park in Stand setzen zu lassen. Nach wenigen Tagen waren unter der Aufsicht der Geschwister die Dinge so

weit gediehen, daß Herr Volkmar seine Zufriedenheit ausdrückte und meinte, daß Schloß Steinthal jetzt eine verwöhnte Fürstin empfangen dürfte und daß er der Ankunft der vortrefflichen Frau Böcking mit Ruhe entgegensehe.

Sie ließ nicht lange auf sich warten. An einem schönen Sommernachmittage erhob sich auf der Straße, die vom Walde ins Thal hinunterführt, eine gewaltige Staubwolke, die sich rasch dem Schloß entgegen bewegte. Herr Volkmar rief seine Familie zusammen und stellte sich auf der Höhe der Treppe auf, die in Hufeisenform vom großen Saale auf die Terrasse vor der Schloßbrücke herunterführt. Die Staubwolke wurde durch den Bach abgeschnitten, den der Wagen durchfahren mußte, und erhob sich diesseits des Baches nicht wieder, da hier der Weg, der zum Schlosse führte, zum größten Theile mit Gras bewachsen war. Es erschien ein gewaltiger, blau angestrichener, von zwei kräftigen Mecklenburgern gezogener Reisewagen. Er fuhr rasselnd über die Brücke und hielt plötzlich vor der Treppe, von der Herr Volkmar rasch hinabeilte, indem er seinen Kindern winkte, ein Gleiches zu thun. Noch bevor der Bediente herabspringen konnte, hatte Herr Volkmar den Schlag geöffnet und Frau Böcking den Arm zum Herabsteigen gereicht. Eine korpulente Frau zwischen Vierzig und Fünfzig, mit rothen, von der Hitze noch mehr gerötheten Wangen, sprang heraus und erwiderte den Gruß Herrn Volkmars eben so rasch, ja in Eile, als ob sie früher nach Anderem sehen müßte. In der That wendete sie sich um und dem Wagen zu, den sie ebenso wie die Pferde und die beiden Bedienten prüfend betrachtete. „Himmel!“ rief sie erschrocken, „wie das Alles bestaubt ist! Man sieht's dem Wagen gar nicht mehr an, daß er ganz neu ist! Was müssen Sie von mir denken, Herr Volkmar! Ich versichere Sie, es ist ein ganz neuer, theurer Wagen. Achtzehnhundert Gulden wie Ein Kreuzer, und fünfundachtzig Gulden Transport! Ist's nicht wahr, Jean? — Aber Jean, wie siehst du denn aus?“ fuhr sie gegen den Bedienten gewendet fort. „Deine weißen Handschuhe! Deine weißen Strümpfe, als ob du

ſie ſeit acht Tagen getragen hätteſt! Alles von heute Morgen, ich verſichere Sie, Herr Volkmar! O, das Reiſen und der Luxus! Was das koſtet! Nun gottlob, man hat es ja!" fügte ſie, ſich ſelbſt beruhigend, hinzu. „Guten Tag, Herr Volkmar, ich freue mich, bei Ihnen zu ſein. Ich freue mich, daß es Ihrer Beharrlichkeit gelungen iſt, mich herbeizuziehen! Aber laſſen Sie mich doch gleich Ihr Schloß von Außen in meinen Augenſchein nehmen! Das intereſſirt mich ja hier am Meiſten!"

So ſprechend, eilte ſie über die Brücke zurück, wo ſie die Front des Schloſſes überblicken konnte. „Ein herrliches Schloß!" rief ſie, „ſo adelig! Und die Menge Wappen, die da angebracht ſind! Das ſieht ſo ungeheuer nobel aus!"

Herr Volkmar war ihr nachgegangen. Sie wandte ſich zu ihm, ergriff ſeine Hand und ſagte mit einem beinahe ſentimentalen Tone der Sehnſucht: „Welch ein Glück, ein ſolches Schloß zu bewohnen! Das iſt ja mehr als zur Hälfte geadelt!" Dieſer Gedanke ſchien ſie nachdenklich und ihr bewegliches Weſen etwas ruhiger zu machen. Lächelnd kehrte ſie zu der Familie zurück, um ſich dieſelbe vorſtellen zu laſſen. Während Herr Volkmar die Namen ſeiner Kinder nannte, verneigte ſie ſich mit einer zeremoniellen Hoheit und bewegte den Fächer langſam hin und her; da ſie aber Agnes erblickte, bedeckte ſich ihr Geſicht mit einem gutmüthigen Lächeln, und den angenommenen Anſtand vergeſſend, rief ſie: „Das iſt ja ein prächtiger Kerl!"

Der Anzug der neu angekommenen Dame, die großen Blumen und Schleifen auf dem weitfaltigen Mouſſelinkleide, die langwehenden Federn auf dem Hute machten beinahe ebenſoviel Lärm, als ihre Beweglichkeit und Beredtſamkeit, ja wirkten bis zu einem gewiſſen Grade beinahe betäubend, ſo daß man einen jungen Mann, der nach ihr aus dem Wagen geſtiegen war, kaum bemerkte. Er hielt ſich Anfangs im Schatten des Wagens und ſpäter hinter den Baluſtraden der Treppe. Während der raſch aufeinanderfolgenden Ausrufungen der Frau Böcking flog nur manchmal ein ſchüchterner Blick über die Geſichter der Anweſenden,

als ob er prüfen wollte, welchen Eindruck das Weſen der ſonderbaren Frau hervorbrachte. Agnes, die Alles zuerſt ſah, war auch die Erſte, die das blaſſe, ſchüchterne Geſicht des etwa zwanzigjährigen Jünglings bemerkte, und die auch zu errathen ſchien, was in ihm vorging. Bei dem freudigen Ausrufe, den der Anblick der vielen Wappen der Frau Böcking entlockte, hatte ſie nicht übel Luſt, das Verbot des Vaters zu vergeſſen und laut aufzulachen. Da begegnete ſie dem Blicke des jungen Mannes, der ſie ängſtlich und wie flehend anſah; ſie unterdrückte ſchnell ihr Lächeln, fühlend, daß es ihm wehthun würde. Dafür lächelte er ihr dankbar zu, und als ſie Frau Böcking einen prächtigen Kerl nannte, wendete ſich ihr großes Auge unwillkürlich dem jungen Manne zu, und ſie erkannte, daß das Wort in ihm ein Echo gefunden. Sie nahm ſich in dem Augenblicke vor, über Frau Böcking nicht zu lachen, ja ſie ſagte ſich, daß die ſonderbare Frau eine gute Frau ſein müſſe, da das edle Geſicht des fremden jungen Mannes offenbar für ſie beſorgt war und es ihm leid thun müßte, wenn man ſie lächerlich fände. Wenn ſie nur ſchon gewußt hätte, wer der junge Mann eigentlich war?

Frau Böcking befriedigte ihre Neugierde.

„Ich muß doch," rief ſie, „den jungen Leuten meinen Neffen vorſtellen. Komm, Edmund. Edmund Bronn, mein Neffe, oder beſſer, mein Sohn und Erbe, denn ich habe ihn an Kindesſtatt angenommen, adoptirt nennt man Das, und er erbt eines Tages mein ganzes Vermögen, das gottlob nicht klein iſt. Er iſt der Sohn meiner ſeligen Schweſter und des berühmten Profeſſors Bronn, der ſich ſo viel mit allerlei Steinen abgegeben und darüber Bücher ſchrieb. Er war Profeſſor der — wie heißt man Das, Edmund?"

„Der Geologie," ſagte Edmund leiſe.

„Richtig, der Geologie. Ein ſehr ſchlechtes Geſchäft, denn der berühmte Profeſſor hat keinen Kreuzer hinterlaſſen, aber Hofrath iſt er geworden, und Das iſt doch auch etwas. Edmund iſt der Sohn eines Hofrathes, und gelernt hat er etwas; er darf ſich

gottlob in der Welt sehen lassen. Sie sind ja auch ein Gelehrter, junger Herr Volkmar, Sie können über Alles mit ihm sprechen, denn er hat Alles gelernt; aber Alles, was man nur lernen kann. Ich habe ihm alle Lehrer gehalten und immer die theuersten. Ist's nicht wahr, Edmund? Sie haben gar keinen Begriff, Herr Volkmar, was so eine vornehme Erziehung kostet!"

Heinrich fühlte, wie peinlich diese Art der Vorstellung dem jungen Manne sein mußte. Er näherte sich ihm und reichte ihm die Hand, indem er ihm seine Freude ausdrückte, den Sohn eines so verdienstvollen Mannes kennen zu lernen. Agnes hing an seinem Arme und begleitete seine Rede mit einer Geberde, die sagen wollte, daß sie sich ebenfalls freue, als ob die Geologie ihre Lieblingswissenschaft wäre.

Frau Böcking war indessen, von Herrn Volkmar geführt, die Treppe hinaufgestiegen in die ihr bestimmten Gemächer. Die Anderen folgten. Wie im Sturme durchflog sie die Stuben und Säle, verwundert und entzückt, so herrliche Räume bewohnen zu dürfen.

„Das ist ja herrlich," rief sie einmal übers andere, „das ist ja wahrhaftig adelig! O, welch ein Glück, ein solches Schloß zu besitzen!" Aber nach dem ersten Rausche des Entzückens hatte sie schon Manches zu tadeln. „Das Alles wäre noch weit schöner," sagte sie, „wenn anstatt dieser alten Teppiche schöne neue Seidentapeten die Wände bedecken würden und dieses alte Gehölz nicht da wäre."

„Dieser Vorwurf," sagte Herr Volkmar, „trifft dich, Heinrich. Ich habe mich mit der Einrichtung dieser Zimmer auf dich verlassen."

„Entschuldigen Sie, Madame," sagte Heinrich, „ich glaubte dieß Alles so lassen zu müssen, da diese Möbel, Stickereien und Holzschnitzereien aus der Zeit Ludwigs XIII. heute sehr geschätzt werden und sich in der That durch Geschmack auszeichnen."

„Was kümmert mich Ludwig XIII.," rief Frau Böcking, „und wenn das Alles noch älter und aus der Zeit Ludwigs des

Zwanzigsten wäre, eine elegante Einrichtung muß modern sein. Sie sollten die Einrichtung des Bankiers Baron v. Fries sehen, der sich alle fünf Jahre neu einrichtet! Diese schönen Papiere und diese Goldleisten! Lauter Gold und nichts als Gold!"

„Liebe Tante," sagte Edmund, „das ganze Schloß des Barons Fries mit allen seinen Möbeln und Tapeten ist nicht so viel werth als hier ein einziger Salon."

„Wirklich? Nun du mußt Das besser verstehen, Edmund, du bist ein sehr gebildeter junger Mann." Dann zu ihren Wirthen gewendet, fuhr sie fort: „Sehen Sie, ich bin die Tochter eines Tuchhändlers aus einer kleinen Stadt. An meiner Wiege ist es mir nicht vorgesungen worden, daß ich einmal Millionen besitzen werde, und was ich so von der großen Welt und der Eleganz verstehe, das habe ich erst später gelernt, als mein Seliger reich wurde. Sehr viel habe ich einem Bedienten zu verdanken, der früher in einem gräflichen Hause diente und mich in der Vornehmheit unterrichtete."

Die Offenherzigkeit der Frau Böcking verfehlte nicht, trotz ihrer falschen Vornehmheit auf Heinrich einen guten Eindruck zu machen; er sagte sich, daß hier eine gute Natur zu Grunde liegen müsse, und die Wärme und rücksichtsvolle Güte, die Edmund ihr zeigte, und die Ueberzeugung, die sein ganzes Wesen einflößte, daß er einer großen Erbschaft wegen alle die lächerlichen Seiten eines Emporkömmlings nicht ertragen würde, daß er in der That mit einer gewissen Liebe an ihr hänge und daß diese Liebe nur durch gute Eigenschaften verdient werden könne, bestärkten Heinrich in seiner Ansicht. Für Agnes war es genug, daß Edmund ihr Neffe war, um sich ihr gefällig und dienstfertig zu erweisen. Nur Hedwig sah vor Allem ihre schwachen Seiten. Ihr that die Erfahrung wohl, daß die Frau, aus deren Gesellschaft man Reinhold ausschließen mußte, nothwendig eine kleine Seele haben müßte. Aber schweigsam und immer ernst, wie sie war, nahm man es nicht in auffallender Weise wahr, daß sie dem Gaste gegenüber eine feindliche Stellung einnahm. Sie

[illegible] nicht widersprochen, als ihr der Vater befahl, die aufmerksame Wirthin zu machen, und so glaubte sie, bei dem in sich zusammengefaßten Charakter, den sie hatte, ihre Pflicht erfüllen und, ohne irgend ein Widerstreben zu zeigen, Alles thun zu müssen, was die Gastlichkeit verlangte. Edmund konnte sich bereden, daß man seiner Tante allseitig mit Wohlwollen entgegenkomme, über ihre Schwächen hinwegsehe, und er trat aus seiner bisherigen Befangenheit heraus, um sich dankbar und mit Wärme an seine neuen Bekannten anzuschließen. An Heinrich fand er einen Umgang, wie er ihn, seit er mit der Tante auf dem Lande lebte, schmerzlich vermißt hatte, und Agnes, die ihm Park und Schloß zeigte, erschien ihm wie einer jener leitenden Genien romantischer Märchen, die den Ritter zu Schätzen oder in verzauberte Gärten zu einem seligen Leben führen.

Bei der Schwatzhaftigkeit der Tante war es natürlich, daß man im Schlosse bald die ganze Stellung des Neffen beurtheilen und daß Diejenigen, die ihm eine besondere Theilnahme widmeten, sich den immer melancholischen Ausdruck seines Gesichtes, das Ergebende, Entsagende seines ganzen Benehmens erklären konnten. Edmund war der Sohn eines berühmten, aber armen Gelehrten, der eine zahlreiche, unversorgte Familie hinterließ. Die Tante übernahm es, die Waisen zu versorgen, und sie that es auf großmüthige Weise, indem sie den Schwestern Edmunds die Männer ihrer Wahl verschaffte und noch zur Zeit für die Ausbildung eines jüngeren Bruders sorgte, der sich bei einer seiner Schwestern befand. Die ganze Familie, die ohne Frau Böcking ein von Sorgen und Mangel zerrissenes Leben führen, die sich vielleicht hätte trennen müssen, um in verschiedenen Ländern und Berufen ihr Brod zu suchen, dankte, Das war offenbar, ihr Glück der Tante Böcking. Aber es war von jeher wie eine stillschweigende, darum nicht minder feststehende Bedingung der Tante, unter der sie sich großmüthig und gütig zeigte, daß Edmund, für den sie von jeher eine große Vorliebe verrieth, ihr ganz und gar und gewissermaßen wie eine Belohnung ihrer Handlungsweise überlassen werde.

Frühzeitig wurde er dem ſtillen Landhauſe vor dem Thore der Univerſitätsſtadt entriſſen, um den Winter in der Reſidenz, den Sommer auf den Gütern ſeiner Tante zu verbringen und ſich, wie dieſe es wünſchte, zu einem eleganten jungen Manne auszubilden, der mit den Löwen der Reſidenz wetteifern und der den würdigen Begleiter der reichen Frau darſtellen ſollte. Frau Böcking wußte, wie viel ihr zu einer vornehmen Dame fehlte, aber die Welt ſollte erkennen, daß ſie wenigſtens Bildung im Hauſe hatte. Ihren Zweck erreichte ſie nur zur Hälfte. Edmund wurde nie ein Löwe; die Vergnügungen der Bankiers- und Fabrikantenſöhne ſagten ihm nicht zu; er bewahrte immer eine gewiſſe Schüchternheit, die ihn verhinderte, ſich auf lärmende Weiſe geltend zu machen, und eine Befangenheit, die um ſo größer war, als er wußte, daß die Tante ein glänzendes Auftreten von ihm verlangte, und er immer fürchten mußte, daß ſie ihn in Verlegenheit bringen würde, indem ſie ihn, wie eitle Mütter ihre Kinder, zu einem Auskramen ſeines Geiſtes oder ſeiner Kenntniſſe zwang. Der Grundzug ſeiner Stimmung war die Angſt vor dieſem Zwang und die Sehnſucht nach dem ſtillen und inhaltsvollen Familienleben, in dem er zu Hauſe ſeine Jugend verbrachte unter dem anregenden Worte eines liebenswürdigen Gelehrten, ſeines Vaters, unter dem häuslichen Walten einer liebenden Mutter und in der Geſellſchaft der geliebten Geſchwiſter. Er entſagte dem Glücke, das ſein Glück geweſen wäre, in demſelben Augenblicke, da er mit vierzehn Jahren von der kinderloſen Tante entführt und von allen Freunden der Familie wegen der Adoption, die gleich darauf erfolgte, glücklich geprieſen wurde. Aber mit jener frühen Einſicht, die Kindern eigen iſt, welche in einem intimen Familienleben aufwuchſen und Leiden und Freuden einer beſchränkten Exiſtenz verhandeln hören, erkannte er ſeine Lage und ſeinen Beruf. Er war zwar nicht hochmüthig genug, um ſich zu ſagen, daß er ſich opfere, aber es war ihm klar, daß er ein ihm widerſtrebendes Leben hinnehmen müſſe, um für das Loos der Einen Hälfte ſeiner Familie zu ſorgen und für das

der andern dankbar zu ſein. Ihren Zweck erreichte Frau Böcking nur inſofern, als Edmund, obwohl er ſich nicht ganz nach ihren Abſichten entwickelte und ausbildete, doch, wie ſie ſelbſt ſagte und wie ſie aus der Anerkennung der Anderen ſchließen konnte, ein „nobles Weſen“ hatte, daß er, wie ſie ſich gerne ausdrückte, „vornehm,“ „fein,“ „gentil“ ausſah. In der That war ſeine angeborne Anmuth derart, wie ſie ſelbſt die Welt der Emporkömmlinge, die Halbbildung und der Halbgeſchmack anerkennen muß, obwohl das Rezept der vorgeſchriebenen Eigenſchaften eines jungen Mannes nach der Mode wenig auf ſie paßte. Es war die Anmuth einer edlen Seele, die ſich in Wort und Bewegung, ſelbſt in Schweigen und Zurückhaltung äußert und die, ohne es zu wollen, ſelbſt in der abſichtsvollen und in ihren Begriffen ſo beſchränkten Welt der Eleganz ihr Uebergewicht geltend macht. So wirkte ſie auch auf Frau Böcking, die ſich von den Erfolgen ihres Neffen zwar keine Rechenſchaft abzulegen verſtand, aber im Allgemeinen erkannte, daß er ſehr liebenswürdig ſei, und im Beſonderen ſeine weißen Hände, ſein blaſſes Geſicht und vor Allem ſeine Toilette, die ihm immer ſo gut ſaß, bewunderte.

Agnes fand, daß Edmunds Stellung eine gewiſſe Aehnlichkeit mit der Stellung ihres Bruders hatte; führte er doch auch aus Rückſicht für ſeine Familie ein Leben, das er ohne dieſe Rückſicht nicht gewählt haben würde, und jede Aehnlichkeit mit Heinrich war in ihren Augen ſchon ein Zeugniß der Vortrefflichkeit. Am Liebſten wäre ſie ſtets in ſeiner Geſellſchaft geweſen, wenn das bewegte Leben, das ſeit Ankunft der Frau Böcking begonnen, dieß geſtattet hätte. Man war fortwährend auf den Beinen; die ſehr bewegliche Frau wollte Alles ſehen, jeden Winkel der Gegend kennen lernen, und bei ihrem Bedürfniß, ſtets einen großen Hof um ſich zu haben, mußte die ganze Familie zu Roß und zu Wagen an ihren Ausflügen theilnehmen und die wenigen Stunden des Tages, die ſie im Schloſſe verbrachte, im Parke oder in ihren Gemächern ſie umgeben. Hedwig war eine ſchweigſame und ernſte Geſellſchafterin, die ihr nicht zuſagte; umſomehr wurde

die lebhafte Hexe in Anſpruch genommen. Frau Böcking mit ihrem hausbackenen Gefühle, das ſich unter allen Parvenuſchwächen geſund erhalten hatte, fand es heraus, daß die Hexe mit den Gäſten zufrieden war, daß aber Hedwig einen ſtillen Widerwillen gegen ſie im Herzen trug. Sie ſchrieb Erſteres ihrem eigenen gewinnenden Weſen zu, das einem liebenswürdigen Kinde, wie die Hexe, zuſagen müſſe; den Widerwillen der älteren Schweſter erklärte ſie ſich dadurch, daß ſie bei dieſer eine Ahnung der Pläne ihres Vaters vorausſetzte. Hedwig, ſagte ſie ſich, ahnt, daß mich Herr Volkmar zur Herrin dieſes Schloſſes zu machen wünſcht; ſie iſt eiferſüchtig, ſie will nicht abdanken, ſie ſieht ſchon die künftige Stiefmutter in mir, und ich merke, daß ich an ihr eine ſchlimme Stieftochter bekomme. Die reiche Böcking iſt auch nicht auf den Kopf gefallen. Wir wollen uns nichts merken laſſen, aber wir werden ſie aus dem Hauſe entfernen, und zwar nicht als Stiefmutter, ſondern, indem wir ſie uns zu Dank verpflichten und ſie eine gute Partie machen laſſen.

Und die kluge Frau war nicht drei Tage im Hauſe, als ſie Herrn Volkmar ſchon von einem Neffen ihres Seligen ſprach, einem vortrefflichen jungen Manne, der bereits ein gutes Amt innehabe und dem nichts fehle als etwas Geld, um eine glänzende Carrière zu machen.

Herr Volkmar verſtand ſie und bedauerte, ſolche junge Männer nicht in der Nähe zu haben; dieſer Mangel habe ihn ſchon oft betrübt, da er nicht wiſſe, wie ſeine Hedwig zu verſorgen, und es doch ſeine Abſicht ſei, ſie ſo bald als möglich zu verheirathen. Daraufhin berief ſie Edmund, der ihr immer als Sekretär diente, um ihr einen Brief an den betreffenden Neffen zu diktiren. Nach einiger Ueberlegung aber ſchickte ſie ihn wieder fort und ſetzte ſich ſelbſt an den Schreibtiſch. Edmund hatte den entfernten Neffen und Kreisſekretär ſeiner Pedanterien und ſeines Beamten-Ehrgeizes wegen nie geliebt, und er war offenbar für die ganze Volkmar'ſche Familie ſchon ſehr eingenommen. Er konnte Hedwig für den Kreisſekretär zu gut finden, und er liebte außerdem ſo

[illegible] arrangirte Heirathen nicht. Es war besser, sie [illegible] Geheimniß; sie legte die Rücksicht auf die ortho[illegible] Regeln ab und schrieb dem Kreissekretär eigenhändig. [illegible] in diesem Briefe eine gute Partie und ihrerseits [illegible] Widgift an; er wäre sehr pedantisch und undankbar, [illegible] unter solchen Umständen ein Gefühl für Rechtschreibung [illegible] wollte.

Zweites Kapitel.

Reinhold hatte sich der zeitweiligen Verbannung aus dem Schlosse mit Anmuth unterworfen. Als ihm Heinrich die Entschließung seines Vaters mittheilte, und zwar lächelnd, als ob es keiner Schonung bedürfte, wo von einer Beleidigung nicht die Rede sein konnte, nahm er sie eben so lächelnd hin, als ein Mann, dem der vorausgesetzte Widerwillen der Frau Böcking gegen seine Gesellschaft nur schmeichelhaft war. „Diese Dame," sagte er scherzend, „hat wohl die Angst Gretchens vor Mephistopheles. Welches größere Kompliment kann Unsereinem gemacht werden," fügte er stolz hinzu, „als diese Scheu, welche die Welt des Geldes vor uns empfindet? Sprechen Sie vor diesen Menschen nur die Worte Geist, Bildung, Literatur, Poesie aus, und es wird ihnen unbehaglich wie dem Teufel, wenn der Name Gottes vor ihm ausgesprochen wird. Ich freue mich, ich betrachte es als eine Anerkennung, so oft mir ein solcher Affront widerfährt."

Aber unmittelbar von Heinrich ging er in das Schulmeisterhaus, und indem er schon in der Thür dem alten Tobias und Fanny die Hände entgegenstreckte, rief er halb scherzend, halb in gedrücktem Tone: „O Freunde, nehmt gütig einen Verbannten auf! Ich bin aus dem Schlosse gewiesen für die ganze Dauer eines hohen Besuches, als unwürdig solchen Umgangs!" Tobias war entrüstet. „Grämen Sie sich darum nicht," sagte er dagegen, „Sie sind darum nicht von allen Freunden verlassen."

„Nur der Arme kann den Armen lieben!“ rief Reinhold zurück und drückte Fanny's Hand aufs Bedeutungsvollste.

Da der alte Tobias der Ernte wegen, bei der die Mithülfe der ganzen Schuljugend in Anspruch genommen wurde, eben Ferien hatte, entwarf Reinhold sogleich einen Plan, wie man zu Dreien diese Zeit auf die angenehmste Weise verbringen könne. Er wollte mit Vergnügen seine großen Arbeiten unterbrechen, seinem Geiste ebenfalls Ruhe gönnen, um mit den Freunden die Gegend zu durchstreifen. Das Land, das im Winter einen so trübseligen Anblick bot, war im Sommer in der That lieblich anzusehen. Von frischem Wasser durchrauschte Thäler, sanfte Hügel, hie und da wilde Klüfte, in die von der Höhe herab über zerbröckeltes Gestein kleine Wasserfälle stürzten, auf manchen der Hügel, das Land weit überblickend, kleinere und größere Edelsitze und vor Allem der meilenweit hinlaufende Tannenwald mit seinen sausenden Hallen und lichten Halden boten Abwechslung genug und konnten tage- und wochenlang mit Vergnügen durchstreift werden. Tobias, der es sich schön dachte, mit einem Buche im Walde zu liegen, nahm den Gedanken Reinholds mit Freuden, Fanny mit einer Ahnung tiefen Glückes auf. Und schon am nächsten Tage wanderten die Drei einer Thalschlucht entgegen, die im Lande berühmt war, freilich mehr der Sagen wegen, die sich an sie knüpften, als ihrer schönen Wildheit halber.

Reinhold war überaus heiter und erzählte von seinen Reisen. Auf einem Hügel stehend, den er mit Fanny rascher, als es dem alten Schulmeister möglich war, erklettert hatte, jauchzte er vor Freude in die Luft und sagte einige schöne Worte über die Reize der Gegend.

Fanny sah ihn verwundert an.

„Wie können Sie, lieber Freund, sich über diese arme Gegend so freuen, da Sie die Alpen und die Pyrenäen gesehen haben? Es ist mir ebenso unbegreiflich, wie es mir ein Räthsel ist, daß Sie sich mit unserer Gesellschaft begnügen können.“

„Nehmen Sie,“ erwiderte Reinhold, „meine Bewunderung

dieſer Gegend als einen Beweis an, daß ich Sie lieben kann, was Sie doch auch nicht glauben können. Nehmen Sie Beides als einen Beweis der Friſche, die ich meinem Gemüthe zu bewahren wußte. Mein geliebtes Mädchen, ebenſo wenig, als ich auf der wilden und gewaltigen Grimſel wohnen möchte, und eben ſo ſehr ich mich in einem lieblich gewellten Lande, wie dieſes iſt, wohl fühle, ebenſo wenig ſehne ich mich nach den Erſchütterungen und Kämpfen der Welt, nach den glänzenden Erſcheinungen der Geſellſchaft zurück, und ebenſo ſehr möchte ich mein Leben in Geſellſchaft holder Naturen, wie die Ihrige, dahinſpinnen."

Fanny ſchüttelte ungläubig den Kopf, doch lächelte ſie ſelig. Aber dieſes Lächeln verhinderte nicht, daß eine Thräne in ihr Auge trat.

„Eine Thräne!" rief Reinhold gerührt, „warum weinſt du, Fanny?"

So ſprechend, faßte er ſie an der Hand und führte ſie einige Schritte tiefer den Hügel hinab, auf eine Stelle, wo ſie dem nachkeuchenden Schulmeiſter unſichtbar waren. „Warum weinſt du, Fanny?" wiederholte er dort wieder und drückte ſie in ſeine Arme.

Fanny ließ es geſchehen, ohne ſich zu ſträuben, aber auch ohne die Umarmung zu erwidern. Sie wiſchte ſich die Thränen aus den Augen und wollte ſeine Frage beantworten, als eben der Schulmeiſter auf der Höhe des Hügels ankam. „Ich will Ihnen ein anderes Mal antworten," ſagte ſie, „heute ſeien wir heiter und laſſen wir den Onkel nicht ſo viel allein."

Reinhold, befriedigt von den Thränen und daß ſie die Umarmung geſtattet hatte, kehrte gerne zum Onkel zurück, indem er ſich vornahm, dieſe Spaziergänge und Ausflüge nicht fallen zu laſſen, und den ſchönen Anfang zu ſchönen Fortſetzungen und einem erfreulichen Schluſſe auszuſpinnen.

So ſahen denn alle die nächſten Tage ſie im Walde; da der alte Tobias ein ſtarker Kaffeetrinker war, wurde die Kaffeemaſchine mitgenommen, und wo dieſe aufgeſtellt wurde, da blieb er mit ſeinen Büchern liegen, während Reinhold und ſeine Nichte den

Wald durchſtreiften. Meiſt wanderten ſie einer ſtillen Schlucht, einer der romantiſcheſten Stellen des Waldes zu, die von moosbedeckten Felſen und alten Tannen umſchloſſen war. Von Oben wanden ſich dünne Waſſerfäden flüſternd und liſpelnd in den Grund herab, wo ſie ſich zu kleinen Tümpeln ſammelten, ohne die platten Felſen zu bedecken, die mit dicken Mooſen und Flechten weiche Ruhebänke bildeten, während das Nadelholz ſanftes Geſäuſe herniederwehte und wie einen Schleier um die ganze Schlucht wob. Reinhold ſtand auf einem der Felſen, und den Hut in der Hand und die Haare zurückgeſtrichen, deklamirte er:

Die rauhen Felſen ſorgen,
Daß noch eine Stätte bliebe,
Wo ausweinen kann verborgen
Eine unglückliche Liebe.

Als er darauf zu Fanny niederſah, die ihm zu Füßen ſaß, lächelte ſie ihm auf eine Weiſe entgegen, daß er betroffen war. Es kam ihm vor, als wäre etwas Haß oder Verachtung oder Ironie in dieſem Lächeln.

„Die rauhen Felſen," ſagte ſie ſofort lächelnd, „mögen für mich ſorgen, ſo viel ſie wollen, ich weine doch nicht. Oder meinen Sie, daß ich weinen ſollte?"

„Ich verſtehe Sie nicht," ſagte Reinhold verlegen, „es kommt mir vor, als ob du mit mir zanken wollteſt, Fanny! Thue Das; die Verſöhnung wird deſto ſüßer ſein."

„Nein," ſagte Fanny ruhig, „ich will nicht zanken; ſetzen Sie ſich hieher, und ich will Ihnen jetzt ſagen, warum ich damals geweint habe."

Reinhold gehorchte, ſetzte ſich zu ihr und ergriff ihre Hand, die ſie ihm ruhig überließ; dann ſagte ſie: „Reinhold, ich kenne Sie durch und durch. Ich weiß nicht recht, wie ich zu dieſer Kenntniß kam, aber ich weiß es, daß ich Sie kenne. Sie ſind ein Verräther, ein kaltes Herz, ein Menſch, der Allen etwas einreden will, woran er ſelbſt nicht im Mindeſten glaubt. Sie kennen

alles Schöne, auch die Liebe, den Edelmuth, die Großmuth, kurz Alles, was ich nicht einmal zu nennen weiß, vom Hörenſagen oder aus Büchern, oder durch Ihre Phantaſie. In Ihnen ſelbſt iſt nichts von all Dem."

Reinhold lachte laut auf: „Du ſagſt mir da ſchöne Sachen, Fanny, das Schlimmſte, was man einem Menſchen ſagen kann, und dabei behaupteſt du, daß du mich liebſt! Wenn das Alles wahr wäre, könnteſt du mich nicht einmal achten, um wie viel weniger —"

„Stille," unterbrach ihn Fanny, „ich kenne die Phraſe: keine Liebe ohne Achtung; du haſt ſie ſelbſt mehrere Male wiederholt, ſie iſt aber ebenſo wenig wahr, als das Meiſte, was du mir und Anderen geſagt haſt. Ich liebe dich, ja, ich liebe dich, trotz Allem, ja, trotzdem ich dich — du haſt es errathen — trotzdem ich dich nicht im Geringſten achte, ja, ich verachte dich aufs Gründlichſte. Aber ich habe dich geliebt, bevor ich dich errieth, und nun kann ich nicht mehr los."

Während ſie ſo ſprach, begann ihre Lippe ſo arg zu zittern, daß ſie nicht fortfahren konnte. Reinhold wollte ihr Schweigen benützen, um Einwendungen zu machen; aber eine Bewegung der Entrüſtung mit ihrer Hand, die ſie ihm raſch entzog, ſchnitt ihm das Wort ab. Sie athmete tief auf, als wollte ſie eine Laſt von der Bruſt werfen, die ſie am Sprechen hinderte, und fuhr mit trockenem Tone fort:

„Ich liebe dich, weil ich nicht anders kann, und ich will glücklich ſein. Wenige Wochen oder Tage ſind mein, und die will ich benützen; in dieſer Zeit gehörſt du mir, und ich gehöre dir. Nach dieſer Zeit wirſt du dich von mir abwenden, wirſt du mich verlaſſen, ich weiß es; glaube nicht, daß du mit mir geſpielt, daß du mich betrogen haſt. Ich weiß, was ich thue. Ich werde nie wieder einen Mann lieben, aber ich werde das Glück oder wenigſtens die Liebe ohne Glück gekoſtet haben. Was dann folgt, iſt gleichgültig. Man lebt nur einmal im Leben, und mein Leben iſt in dieſe Tage zuſammengedrängt. Wir lieben dich Beide, Hedwig

und ich; so habe ich getheilt, daß sich Hedwig nicht beklagen kann. Du wirst zu ihr zurückkehren, nicht weil du sie mehr liebst als mich, nur weil sie reicher ist, und sie wird dich selbst nach mir annehmen, weil sie dich liebt und mit Täuschungen liebt, die ich längst nicht mehr habe. So bald du wieder aufs Schloß gehst, sind wir geschieden; mein Leben hat ausgebrannt. Solltest du dir einst Gewissensbisse machen wollen, was ich aber nicht glaube, so ist es überflüssig, denn, du siehst es, du hast mich nicht betrogen. Sei nur, wenn möglich, mit Hedwig anders, als mit mir. Nun weißt du es, und nun seien wir glücklich, so lange es dir gefällt."

„Fanny, du bist ein Kind!" rief Reinhold etwas verlegen, „beim Himmel, ein kindisches Kind und vor Allem eifersüchtig — nichts als Das — du wirst es einsehen lernen."

„Stille!" rief Fanny gebieterisch.

„Du bist ein großer Charakter!" fügte er rasch hinzu, und er dachte es auch, daß ein großer Charakter dazu gehöre, ein solches Schicksal mit solcher Ruhe zu acceptiren. Er ergriff wieder ihre Hand und streichelte sie; aber Fanny entzog sie ihm und sagte: „Nicht heute, nicht, so lange meine Worte in mir selbst nachklingen."

In der That schien ihm schon am nächsten Tage dieser ganze Vorgang ein leerer, beunruhigender Traum. Fanny war liebender und hingebender als je, und die Ausflüge in den Wald wurden schöner, als sie vorher gewesen. Eines Tages stiegen sie aus tiefem verschwiegenen Thalgrunde einen Hügel hinan. Fanny hing schweigend an Reinholds Arme; ihre Wangen glühten, ihre Lippen zitterten; ihre Augen waren geschlossen, und sie ging wie eine Nachtwandlerin. Reinhold lächelte sonderbar und blickte manchmal seine Begleiterin von der Seite an. Auf dem Hügel angekommen, blieb er plötzlich stehen, denn auf der Landstraße am Fuße des Hügels war es belebt; ein Wagen rollte dahin, von einem Reiter und einer Amazone begleitet. Reinhold trat rasch einige Schritte zurück, und Fanny folgte ihm, ohne zu wissen, was sie that, und ohne die Gesellschaft dort unten gesehen zu haben. Reinhold

aber hatte sie auf den ersten Blick erkannt. Im Wagen saßen Frau Böcking mit Hedwig und Heinrich; der Reiter und die Amazone waren Edmund und Agnes. Er hatte sich noch zur rechten Zeit ihren Blicken entzogen; aber die Landstraße machte eine solche Wendung um den Hügel, daß Reinhold nicht Zeit hatte, ihn zum zweiten Male zu ersteigen, um sich jenseits desselben den Blicken der Gesellschaft zu entziehen. Auch hatte ihn schon Agnes bemerkt. Rasch sprengte sie vor und klopfte ihrer Schwester mit der Reitpeitsche auf die Schulter, dann zeigte sie nach dem Hügel, und Hedwigs Blicke folgten den ihrigen.

„Ist Ihnen nicht wohl?“ fragte Frau Böcking. „Sie werden ganz blaß!“

Auch Heinrich erschrak über die plötzliche Blässe seiner Schwester und folgte mit Frau Böcking der Richtung, nach der eben Hedwig gesehen hatte; aber Reinhold und Fanny waren indessen jenseits des Hügels verschwunden, und Hedwig versicherte, daß sie ganz wohl sei. Der Wagen rollte weiter dem Dorfe zu.

Agnes hielt ihr Pferd zurück und ließ es langsamen Schrittes gehen; so that auch ihr Begleiter aus Höflichkeit, und weil er unwillkürlich gerne an ihrer Seite blieb. Nachdem der Wagen schon einen bedeutenden Vorsprung erreichte und eben im Begriffe war, im Walde zu verschwinden, sagte sie: „Jetzt, lieber Edmund, haben Sie die Güte, mich zu begleiten; rasch zurück! Ich muß spioniren und etwas sehen, was mir vielleicht von größter Wichtigkeit ist. Kommen Sie mit, ich habe vor Ihnen keine Geheimnisse.“

So sprechend, wandte sie ihr Pferd und galoppirte, von Edmund gefolgt, auf der Landstraße zurück, dann in kühnen Sprüngen über den Graben, über ein Ackerfeld, dann über Wurzel, Stock und Stein den Hügel hinan. Edmund hatte Mühe, ihr zu folgen; doch war er auf diesem gefährlichen Wege stets an ihrer Seite und langte gleichzeitig mit ihr auf der Spitze des Hügels an. Sie sah sich schnell nach allen Seiten um und rief dann, die Hand nach einem breitschattigen Baume ausgestreckt: „Dort sind sie!“

Edmund sah ein Mädchen, das am Fuße des Baumes saß und das Gesicht mit beiden Händen bedeckte; vor ihr ging ein Mann auf und ab und sprach, wie man an den Bewegungen seiner Arme erkennen konnte, mit großer Beredtsamkeit.

„Sie sehen da ein Mädchen, das sehr unglücklich ist," sagte Agnes, „und gleich dabei den Mann, der sie so unglücklich macht."

„Wer ist dieser Mann?" fragte Edmund.

„Es ist dieser Reinhold Ott, den Sie bei uns schon mehrere Male nennen hörten, aber niemals aus dem Munde meiner Schwester. Ein schlechter Mensch, Edmund, ein arger schlechter Mensch!" Der junge Mann sah sie erstaunt an. Diese Worte paßten so schlecht zu dem kindlichen Munde, zu dem zarten jungfräulichen Gesichte, und doch wieder klangen sie wie ein doppelt wahrer Richterspruch, da sie aus so wahrhaftigem Munde kamen.

„Sie staunen?" sagte Agnes weiter, „aber es ist so. Niemand hält ihn dafür, aber ich thue es, und ich allein habe Recht. Was ich da sehe, beweist mir, wie sehr ich Recht habe. Sehen Sie, Edmund — ich sage Ihnen ja Alles — sehen Sie, den Mann liebt meine arme Hedwig."

Traurig wandte sie wieder das Pferd und sprengte der Landstraße zu. Nach wenigen Minuten hatten sie den Wagen erreicht.

Als Reinhold spät Abends nach Hause kam, erwartete ihn seine Mutter am Thore des Hofes. — „Gehe leise auf deine Stube und komme heute Abend nicht herab in die Wohnstube," flüsterte sie ihm zu.

„Warum? Was ist wieder?"

„Dein Vater ist zornig; ich fürchte, es gibt wieder einen Auftritt."

„Was hat er wieder?" fragte Reinhold ärgerlich und schüchtern zugleich.

„Vielleicht weiß ich es. Geh nur still auf deine Stube und halte dich ruhig, daß er nicht merkt, du seiest schon zu Hause. Ich bringe dir dein Nachtessen, dann will ich's dir sagen."

Reinhold schlich die schmale Treppe hinauf, trat leise in die

Stube und ſetzte ſich ſogleich in ſeinen geflochtenen Armſtuhl, um mit keinem Schritte ſeinem Vater, der unter ihm in der Wohnſtube auf und ab ging, ſeine Gegenwart zu verrathen. So ſaß er wohl eine Stunde lang, bis die Mutter hereintrat, in der einen Hand eine Lampe, in der andern den Teller mit dem Nachteſſen Reinholds.

„Dein Vater iſt fort," ſagte ſie; „er iſt wieder ausgegangen und kommt wohl erſt ſpät wieder nach Hauſe. So wird's heute wohl friedlich ablaufen, und bis morgen wird ſich ſein Zorn wieder verraucht haben. Du weißt ja, wie er iſt."

„Was hat er denn? Um was handelt es ſich?" fragte Reinhold ängſtlich und ungeduldig zugleich.

„Schau," ſagte die Mutter mit niedergeſchlagenen Augen, „das ganze Dorf ſpricht von dir und der Schulmeiſters-Fanny. Die Leute ſagen, du machſt ihr die Kur, du verdrehſt ihr den Kopf, und Gott weiß was Alles noch. Sehr viel ſchlechte Sachen erzählen ſie; ſieh, Sepp, ſehr ſchlechte Sachen, deren du doch nicht fähig biſt. Nicht wahr, mein Kind, du biſt nicht fähig? Eure beſtändigen Spaziergänge in den Wald — ſiehſt du, das muß den Leuten auffallen."

„Dummes Zeug," brummte Reinhold; „was liegt mir am Geſchwätz der dummen Leute!"

„Freilich ſind es dumme Leute," beſtätigte die Mutter, „da ſie ſolche Dinge von dir ſagen können; aber ſchau, in der großen Stadt macht das vielleicht nichts, das Geſchwätz der dummen Leute; da verliert ſich das, und man kümmert ſich nicht weiter darum. Aber auf dem Dorfe iſt das anders; was die Leute einmal zu ſchwätzen anfangen, das ſchwätzen ſie dann lange fort, Jahre lang, und Niemand vergißt es, und Jeder erinnert ſich dann bei jeder Gelegenheit, weil ſie nichts Anderes zu ſchwätzen haben. Das bringt ſo ein Mädchen um ſeinen Ruf für ewige Zeiten, und das iſt doch nicht recht — für ein gutes, ehrliches Mädchen! Nicht wahr, Seppi, ſie iſt noch ein ehrliches, ein recht ehrliches Mädchen, die gute Fanny?"

„Ja wohl! ja wohl iſt ſie noch ein recht ehrliches Mädchen!“

„Gottlob,“ rief die Mutter, „da iſt es ja noch Zeit, Alles gutzumachen — da kannſt du noch fortbleiben vom Schulmeiſter, wenn du nicht die Abſicht haſt, ſie zu heirathen. Oder willſt du ſie heirathen, mein Sohn?“

Reinhold zuckte die Achſel.

„Nicht?“ fragte die Mutter beſorgt, „du willſt nicht?“

„Mutter,“ antwortete Reinhold etwas barſch, „frage du Fanny, ob ſie mich heirathen will, und ſie wird Nein ſagen.“

„Das will nichts ſagen,“ erwiderte die Mutter eifrig; ſie hat dich lieb, Das weiß ich, Das braucht ſie mir nicht erſt zu ſagen, Das ſehe ich an dem Blicke, mit dem ſich mich, deine Mutter, grüßt, ſeit du ins Haus kamſt. Und ſo ein gutes Mädchen, das einen Mann recht lieb hat, iſt immer bereit, einen Mann nicht zu heirathen, wenn es ſich ſagt, daß es der Mann nicht wieder ſo lieb hat, daß er nicht ſo glücklich mit ihr wäre, als ſie es ihm wünſcht; ſie ſagte immer Nein, und ſollte ihr hundertmal das Herz darüber brechen, oder wenn ſie auch als alte Jungfer ſitzen bleiben oder ihren guten Ruf verlieren ſollte.“

„Vielleicht iſt es ſo,“ lächelte Reinhold mit einiger Selbſtgefälligkeit.

„Wenn es ſo iſt, mußt du ſie erſt recht heirathen; ſo ein Mädchen paßt zu jedem Manne, und ſie iſt ſo viel werth wie irgend eine gelehrte Dame, und ſo einem Mädchen muß man beweiſen, daß ſie Einen ja recht glücklich machen kann, und daß ſie nur beſcheiden iſt.“

„Und wenn ich ſie heirathe, womit ſie ernähren?“ fragte Reinhold, „rückt der Vater mit ſeinen Thalern heraus? Er thut es nicht, und wenn es ſich um hundert ehrliche Mädchen handelte.“

„Er behauptet immer,“ ſeufzte Frau Ott, „es ſei dir nur um ſeine Thaler zu thun; aber wir haben noch ſo viele kleine Kinder, Sepp.“

„Mutter,“ ſagte Reinhold, das Geſpräch abſchneidend und den Löffel ergreifend, „wir werden wohl über die Sache noch ſprechen.

Haſt du nichts aus dem Schloſſe gehört? Wann werden die Beſuche wieder abreiſen?"

„In den nächſten Tagen, vielleicht ſchon morgen oder übermorgen; Herr Volkmar hat die Pferde deines Vaters zurückbehalten, um der fremden Frau ihr Gepäck nachzuſchicken."

„Nun," ſagte Reinhold, „ſo wollen wir ruhig abwarten, was die Zukunft bringt."

Während dieſes Geſprächs der Mutter mit dem Sohne hatte der Vater ein anderes über denſelben Gegenſtand und über dieſelben Perſonen mit dem alten Tobias. Er war herübergekommen, ſobald er im Schulmeiſterhauſe Licht bemerkte. Der alte Tobias empfing ihn lächelnd und ohne Ueberraſchung, obwohl die Stunde für einen Beſuch ungewöhnlich gewählt und obwohl er nicht gewohnt war, von ſeinem Nachbar beſucht zu werden. Aber Ott war ja der Vater Reinholds, und der alte Tobias bildete ſich ſeit einiger Zeit viel auf ſeinen Scharfblick ein, mit dem er entdeckte, daß ſich zwiſchen Reinhold und Fanny etwas anſpinne, etwas, was ſeine alte und immer hoffnungsvolle Seele mit Glück erfüllte. Gewiß, dachte er beim Eintritte Otts, gewiß iſt dieſer Beſuch ein Vorſpiel zur Anknüpfung innigerer Bande. In ſeiner Vermuthung wurde er noch durch die feierlich ernſte Miene beſtärkt, mit der ſich ſein Beſucher ihm gegenüber an den Tiſch ſetzte. Mit einem klugen Lächeln machte er Fanny ein Zeichen, daß ſie das Zimmer verlaſſe, und ſie ging hinaus in den Garten.

Aber wie traurig ſchnell fiel er aus allen ſeinen Himmeln, als ſich Nachbar Ott, kaum daß er ſich geſetzt hatte, zu ihm vorbeugte und ſo begann:

„Schulmeiſter, Ihr wißt, daß Euch die ganze Gemeinde für einen alten Narren hält" — Tobias lächelte zuſtimmend — „nun, Ihr ſeid nahe daran, allen Denen, die Euch bis jetzt nicht dafür hielten, zu beweiſen, daß Ihr wirklich und wahrhaftig ein ausmachter und ungeheurer Narr und Thor ſeid!"

Tobias fuhr erſchrocken zurück und ſah Ott mit weit offenen, erſtaunten und fragenden Augen an.

„Ja, reißt nur die Augen auf!“ fuhr Ott fort, „und es ist wahr, wer nicht bei Zeiten die Augen ordentlich aufthut, der muß sie zu spät aufreißen. Meint Ihr, ich habe an Eurem Lächeln, da ich hier eintrat, nicht erkannt, was für Gedanken Ihr hattet? Ihr glaubtet, ich komme, als guter Papa für ein gutes Söhnlein um die Hand Eurer Nichte zu werben? Ja freilich, der Vater oder Oheim, der dergleichen erwartet, kann lange warten, bis ich als Werber für meinen Sohn vor ihn hintrete.“

„Nun,“ stammelte der Schulmeister verlegen, „Herr Ott, Sie sind jetzt ein reicher Mann; ich weiß auch, wer Ihr Sohn ist, und daß er würdig wäre ganz anderer Partien; aber ich dachte, seine Neigung“ —

„Zum Henker!“ fiel ihm Ott ins Wort, „das ist es ja nicht! Im Gegentheile, ich wäre ja glücklich, wenn er eines solchen ordentlichen Gedankens fähig wäre und ein ordentliches Mädchen heirathen wollte; dann könnte vielleicht noch etwas aus ihm werden. Meinen Reichthum! Alles gebe ich ihm, wenn er was Rechtes damit anfangen will; aber der Henker hole meinen Reichthum, er hat mir meinen verlorenen Sohn wieder ins Haus gebracht, den ich als armer Mann für immer los gewesen wäre. Irrt Euch nicht, Schulmeister! setzt Euch keine singenden Vöglein in den Kopf. Dem Menschen fällt es nicht ein, ein armes Mädchen zu heirathen und sich ordentlich und mit Mühe durchs Leben zu schlagen. Der will müßiggehen, sich unterhalten und große Worte machen. Jetzt zieht er mit Eurer Nichte in den Wäldern herum, und an jedem Strauch bleibt ein Fetzen ihrer Reputation hängen. Das ganze Dorf spricht davon, und die Einen nennen Euch einen Narren und die Anderen einen schlechten Kerl, dem man von Rechts wegen sein Mündel nehmen sollte, um es unter bessere Obhut zu stellen. Mit Fanny's gutem Ruf ist es aus, ein für alle Mal, und wenn sie noch einen Mann finden will, muß sie hundert Meilen weit von hier fortziehen oder nach Amerika auswandern.“

Der Schulmeiſter ſprang erſchrocken von ſeinem Sitze auf und rief ein über das andere Mal: „Fanny! Fanny!“ ganz unter dem Eindrucke der eben gehörten Worte und unfähig, ſeine Gedanken zu ſammeln. Aber ſein Charakter voll Vertrauen gewann bald die Oberhand. Er ſetzte ſich, athmete tief auf und lächelte wieder. „Herr Ott,“ ſagte er nach einiger Zeit, „Sie haben mich arg erſchreckt, denn ich habe einen Augenblick vergeſſen, von wem Sie ſprachen; aber Sie ſprachen von Ihrem Sohne, den Sie zu allen Zeiten verkannten; ich weiß es; er hat mir in den rührendſten Worten darüber geklagt. Sie verkennen ihn jetzt wieder; er iſt ein edler Menſch und wird ein armes Mädchen nicht zu Grunde richten; er wird, wenn er in der That in ein Liebesverhältniß mit ihr getreten, auch Alles thun, was ein edler Menſch in dieſem Falle thut.“

„Zum Beiſpiele?“ fragte Ott, bitter lächelnd, „zum Beiſpiele, was wird er in dieſem Falle thun?“

„Er wird meine Fanny heirathen.“

„So, und wie wird er ſie ernähren?“

„Er hat ſo viele Mittel! Dieſer Mann kann anfangen, was er will.“

„Und was wird er in dieſem Falle wollen?“

„Ich glaube, er wird mit ſeinem Weibe ein ſtilles Loos jedem anderen vorziehen und ſich eine der Menſchheit nützliche Beſchäftigung geben.“

„Welche, zum Beiſpiele?“

„Zum Beiſpiele, er kann hier im Dorfe mein Nachfolger und Schulmeiſter werden.“

Ott lachte laut auf.

„Lachen Sie, ſo viel Sie wollen; ich kenne ſeine Anſichten über den Beruf des Lehrers; er wünſcht nichts ſo ſehr, als von unten auf etwas zur Bildung und Aufklärung des Volkes beizutragen; er ſagt, dieß ſei die einzige wahre und ſolide Grundlage einer beſſeren Zukunft, und Ehre Dem, der an dieſer Grundlage ſeinen Theil hat.“

Der Vater Ott lachte wieder wie vorhin. „Und Ihr glaubt, o närrischer Tobias," rief er, „daß dieser Mensch fähig ist, eine Pflicht zu erfüllen, die jeden Tag wiederkehrt? eine Arbeit zu übernehmen, die Ausdauer, Gewissenhaftigkeit, Selbstverleugnung verlangt? einen Stand zu wählen, der ohne Glanz ist, und Worte zu sprechen, die nicht wie Pauken und Trompeten klingen? Armer Tobi! Ich habe meine Pflicht gethan und Euch gewarnt. Glaubt nicht, daß es mir leicht geworden; denn es ist immer nicht leicht, gegen sein eigen Fleisch und Blut zu sprechen. Jetzt seht, daß Ihr Eure Pflicht thut, und daß Ihr nicht nachträglich bedauern müßt, was Ihr nicht vorzusehen im Stande seid."

So sprechend, erhob er sich und verließ den Schulmeister in einem Zustande der Unruhe, wie ihn dieses friedliche Gemüth bisher noch nicht gekannt hatte. Sein Vertrauen in Reinhold war zwar nicht tief erschüttert, aber er sagte sich, daß allerdings zwischen ihm und Fanny eine große Kluft sei, die sie trenne; daß es ungerecht sei, einem solchen Manne eine Schulmeisterei zuzumuthen, und daß doch andererseits keine andere Zukunft abzusehen sei, und dabei that es ihm herzlich leid, daß Fanny's Ruf, wenn auch nur vorübergehend, gelitten haben sollte. Er nahm sich vor, mit Fanny oder Reinhold zu sprechen oder auch mit Beiden. Dieser Entschluß vermehrte nur noch die Unruhe. Wie sollte er mit Fanny von Liebe sprechen? Er hatte dergleichen nie gethan, er verstand sich nicht darauf, er schämte sich vor ihr; sie war ja ein Weib! Und wie sollte er Reinhold Vorstellungen machen; ihm, den er gewissermaßen wie seinen Lehrer betrachtete! Schon in dem Gedanken lag eine Anmaßung, deren der bescheidene Schulmeister nicht fähig war.

Nie hatte er einen größeren inneren Kampf durchgemacht, und nie war er in seiner Stube so spät in die Nacht hinein auf und ab gegangen. Endlich nach Mitternacht raffte er sich auf, entriß sich diesem unbehaglichen Widerstreite in seinem Innern, setzte sich an den Tisch und las Fichte's „Bestimmung des Menschen."

Drittes Kapitel.

Während der Schulmeiſter Fichte's „Beſtimmung des Menſchen" las, hielt Frau Böcking in ihrem Salon, wo ſich nach ihrem Wunſche die Familie verſammelt hatte, einen Vortrag über die Nothwendigkeit, ſich adeln zu laſſen. Um zu beweiſen, wie ſehr ſie von dieſer Nothwendigkeit überzeugt ſei, erzählte ſie, welche Schritte ſie ſchon gethan, welche Mühe ſie ſich ſchon im Vereine mit ihrem ſeligen Manne gegeben, um dieſes Ziel zu erreichen. Wenn er noch lebte, rief ſie traurig und mit zum Himmel gekehrten Augen, wäre ich heute Frau Böcking Edle v. Böckingsfeld; ja, wenn er nur zwei Monate länger gelebt hätte, der Selige, denn es war Alles ſchon aufs Beſte vorbereitet. Die Leute bei der Landtafel, die Hofkammer, die Sekretäre des Miniſters des Innern, Alles, Alles war ſchon für uns gewonnen und aufs Glänzendſte beſtochen. Ich verſichere Sie, Herr Volkmar, man konnte keiner Hofrathsfrau mehr begegnen, ohne ein Sammtkleid, ein brillantenes Armband, eine koſtbare Buſennadel oder dergleichen, Alles, Alles von meinem Seligen herſtammend, an ihr zu bemerken. Das iſt wahr, theuer iſt die Ehre, und wer's nicht in großem Ueberfluſſe hat, ſoll auch lieber nicht daran denken; man kann ſich daran zu Grunde richten. Nun, gottlob, wir konnten es ja thun und beſtehen. Wir hatten ja keine Kinder, dachten wir; da wir keine Kinder haben, wollen wir wenigſtens den Adel haben. Wie geſagt, es war Alles fix und fertig, der Rapport über die Verdienſte meines Seligen ſo ſchön aufgeſetzt, daß ich gerührt war, als ihn uns der Hofrath von der Polizei vorlas; auch mein Mann vergoß eine Thräne. Das Wappen war ſchon beſtimmt, ein großer Löwe mit einem Hammer in der Tatze — der Sekretär rieth, einen Bock zu wählen; das hätte glauben machen, daß das Wappen mit unſerem Namen verwandt und unſer Adel ſo alt wie der Name ſei — aber ich wollte keinen Bock, ich wollte einen Löwen, das iſt viel ſchöner. Finden Sie

nicht? Aber wie gesagt, da starb mein Seliger, und mit dem Adel war's aus; als ob ich nicht sein ganzes Vermögen geerbt hätte! Glauben Sie, daß es den Leuten eingefallen wäre, die ungeheuren Summen, die wir ausgelegt, zurückzuerstatten? Nicht im Geringsten, sie behielten, was sie hatten, und ich war um den Adel."

Agnes lachte so laut auf, daß es in dem hohen Saale wiederhallte; der Vater warf ihr einen zornigen Blick zu, aber Frau Böcking sagte, ihn begütigend: „Lassen Sie den kleinen Wildfang lachen; lächelt doch selbst Herr Heinrich, und mein theurer Neffe Edmund ist ebenfalls bereit, zu lächeln, wie immer, wenn ich diese Geschichte erzähle, die mich doch an zehntausend Dukaten kostete. Diese Jugend mit ihrem Leichtsinn und ihrer Philosophie, wie sie's nennen, versteht sich schlecht auf den wahren Werth der Dukaten und der Titel. Nun, die Zeit wird kommen, wo auch sie diese Dinge mit reiferem Verstande beurtheilen wird. Was nun die Hexe betrifft, so nehme ich der gar nichts übel, denn einmal ist sie ein verbranntes Gehirn, und dann habe ich meine Pläne mit ihr, sehr schöne Pläne!"

„Darf man wissen?" lachte Agnes, „damit man sich ein wenig darnach einrichten kann."

„Nicht, bevor du siebzehn Jahre alt bist!" antwortete Frau Böcking.

„Siebzehn Jahre?" rief Agnes — „es handelt sich also um eine Heirath?"

„Vielleicht!" lächelte Frau Böcking selbstgefällig; „ich sorg' gerne für die Jugend!"

„Haben Sie vielleicht noch einen zweiten Neffen, irgend einen verlorenen Assessor oder Kreissekretär, den Sie mir zugedacht haben, wie Sie Hedwig Ihren ältesten Neffen geben wollen?"

„Was plauderst du da?" rief Herr Volkmar erzürnt, wurde aber von Frau Böcking überschrien, die aufsprang, auf Agnes zueilte und halb ärgerlich, halb lachend sagte: „Spitzbub! was weißt du? Du hast an der Thür gehorcht? Du hast meine Briefe

erbrochen, die ich dir anvertraute, um sie auf die Post zu schicken! Bekenne!"

„Alle diese Verbrechen," sagte Agnes, uneingeschüchtert durch den Zorn des Vaters und durch die lauten Worte der Frau, „alle diese Verbrechen wären überflüssig gewesen. Das Meiste haben Sie mir selbst verrathen. Warum haben Sie in diesen vierzehn Tagen meiner Schwester Hedwig wenigstens zwanzigmal von Ihrem vortrefflichen und ausgezeichneten Neffen, dem Kreissekretär Joseph Scholle, gesprochen? und von der herrlichen Carrière, die dieser fleißige und ebenso gut angeschriebene Beamte machen werde? Warum sollte das Alles meine gute Schwester Hedwig interessiren, wenn ihr nicht der vortreffliche, ordentliche, carrièremachende, dreißigjährige, steife Vatermörder tragende Herr Kreissekretär Josephus Scholle als beglückende Ehehälfte bestimmt ist?"

„Sie ist wirklich eine Hexe!" rief Frau Böcking.

„Und das muß wahr sein," fuhr die Hexe fort, „sehr bereitwillig ist der gehorsame Neffe auf die Pläne der theueren, vorsorglichen Tante eingegangen. Umgehend hat er auf ihren ersten Brief geantwortet und so auch auf den zweiten und dritten; die Sache scheint abgemacht, und ich wette, der Kreissekretär ist so sehr gewöhnt, den Befehlen seiner Oberen und seiner Frau Tante zu gehorchen, daß er jetzt schon in Hedwig aufs Heftigste verliebt ist."

„Sie spricht von ihm, als ob sie ihn seit zehn Jahren kennte!" rief Frau Böcking mehr erstaunt als erzürnt.

„Freilich kenne ich ihn," bestätigte Agnes. „Ist es nicht natürlich, daß ich mich nach ihm erkundigte, da es sich um den Künftigen meiner Schwester handelt? Der gute Edmund, der von allen den Plänen keine Ahnung hat, läßt sich seit zwei Wochen aufs Liebenswürdigste ausfragen und gibt mir so viel Auskunft, als ich nur verlangen kann. Heute noch, als der letzte Brief des Herrn Josephus Scholle ankam, machte er mich auf die Adresse aufmerksam und sagte: ‚Ist das nicht die Schrift einer vertrockneten, bestaubten, hölzernen Beamtenseele?' Ja, sagte ich! Dann

zeigte mir Edmund die Devise des Siegels: Semper idem, das heißt: ‚Immer derselbe!‘ ‚Ja,‘ sagte Edmund, ‚so war er schon mit zehn Jahren, so wird er sein Leben lang bleiben. Denken Sie nur,‘ fügte er hinzu, ‚dieser Joseph Scholle trug schon mit zwölf Jahren einen Cylinderhut, Vatermörder und schwarzen Frack.‘“

„Das ist wahr,“ lachte Frau Böcking; „aber,“ fügte sie hinzu, „solche Leute geben die besten Ehemänner.“

„Was mich betrifft,“ versetzte Agnes mit Entschiedenheit, „so bitte ich, mich mit solchem Glücke zu verschonen.“

„Sei ruhig, Hexe,“ versicherte Frau Böcking, „dir habe ich etwas zugedacht, womit du zufrieden sein wirst.“

Während dieses Gespräches war Hedwig leise aufgestanden, um sich eben so leise zu entfernen; Edmund begleitete jedes Wort des Mädchens mit beifälligem Lächeln, während Heinrich ernst und mit gefalteter Stirne zuhörte. Es war ihm, als rückte eine Zeit mit neuen Pflichten, vielleicht mit Kämpfen heran. Frau Böcking bemerkte seine ernste Miene, und fürchtend, daß es zu ernsthaften Verhandlungen kommen könne, für die der Moment noch nicht reif sei, bat sie die jungen Leute, sie mit Herrn Volkmar, mit dem sie vor ihrer Abreise noch über allerlei wichtige Gegenstände und Geschäftsangelegenheiten zu sprechen habe, allein zu lassen. Sie bot Allen eine überaus freundliche gute Nacht und umarmte die Hexe, die sie etwas länger zurückhielt, um sie zu versichern, daß sie für sie auf eine Weise sorgen wolle, die sie zufriedenstellen werde. Agnes ihrerseits versicherte, daß Das gar nicht nothwendig sei und daß sie selbst für sich sorgen werde. „Vielleicht,“ fügte sie lachend hinzu, indem sie aus dem Saale eilte, „vielleicht habe ich es schon gethan.“

Kaum war Frau Böcking mit ihrem Gastfreunde allein, als sie ein ernsteres Gesicht machte. „Ich fürchte,“ sagte sie nachdenklich, „daß wir auf ernstere Hindernisse stoßen werden, als wir Anfangs glaubten. Das thäte mir leid; meines Neffen wegen, Ihrer Tochter wegen und, ich will es nur gestehen — auch

meinetwegen. Es geht nicht recht bei meinem Alter, eine so erwachsene Stieftochter im Hause zu haben. Das Mädchen hat ihren eigenen Kopf; wir werden Das jetzt bei dieser Heirath erfahren, und wenn aus der Heirath nichts wird, fürchte ich, werde ich es im Hause oft genug erfahren müssen."

„Sie irren," versicherte Herr Volkmar; „sie hat bis auf den heutigen Tag nie widersprochen."

„Die widerspricht nicht," sagte Frau Böcking nachdenklich, „sie schweigt — aber — eben —"

„Ich versichere Sie, verehrteste Frau, Sie irren; es ist eine Natur, die Alles mit sich machen läßt."

„Wir wollen sehen — aber sie ist nicht allein. Ich habe wohl bemerkt, welches Gesicht Ihr Herr Sohn machte, als von der projektirten Heirath die Rede war; die heutige junge Welt will von solchen verabredeten, mit praktischem Verstande arrangirten Heirathen nichts wissen, oder es ist wenigstens Ihr Herr Sohn der Art —"

„Lassen Sie mich machen," fiel ihr Herr Volkmar ins Wort, „ich habe Heinrich bis jetzt gewähren lassen, aber ich werde wieder mit meinem Willen auftreten, sobald es sich um Wichtiges handelt und sobald er den Gedanken haben sollte, sich seinem Vater zu widersetzen. Ich habe nicht vergessen, welch ein unpraktischer Mensch er ist."

„Nun, wir wollen das Alles ruhig abwarten," sagte Frau Böcking; „Sie haben mehr durchgesetzt, Sie werden auch Das durchsetzen, wenn Sie wollen. Eigentlich wollte ich Ihnen von was Anderem sprechen. Nicht umsonst und bloß um zu plaudern bin ich diesen Abend auf das Gespräch über den Adel gekommen. Sehen Sie, mein verehrtester Herr Volkmar, es scheint mir höchst unerklärlich, ein solches altadeliges Schloß mit so vielen Wappen zu bewohnen, ohne selbst adelig zu sein. Es scheint mir wie schreiende Anmaßung. Ein bürgerlicher gemeiner Name und dieses Schloß und dieser Reichthum — das paßt so wenig zusammen, wie — wie, ich weiß gar nicht wie! Sie kennen meine

Bedingungen, Herr Volkmar. Ich muß aus der gemeinen, bürgerlichen Frau Böcking wenigſtens Frau von Volkmar werden. Ich ſterbe nicht ruhig, wenn ich nicht ein Wäppchen auf meinem Wagen und ein Von vor meinem Namen habe.

„Aber, verehrteſte Frau Böcking, ich halte ſo wenig auf dergleichen —"

„Aber, verehrteſter Herr Volkmar, ich halte ſo viel darauf! Glauben Sie," rief Frau Böcking ſtolz, „es wäre mir ſo ſchwer, einen Titel zu bekommen? Nicht im Geringſten. Ich brauche nur meine zwei Hände zum Fenſter hinauszuſtrecken, um an jedem Finger einen Grafen oder Freiherrn hängen zu ſehen; aber ſie ſind Alle ruinirt, und ich habe keine Luſt, mein ganzes Vermögen herzugeben, um adelige Schulden zu zahlen. Dazu bin ich zu ſehr die praktiſche Frau Böcking. Ich begnüge mich mit einem einfachen ‚von' oder ‚Edler von' oder ‚Ritter von' bei einem ſoliden Vermögen. Es iſt das Einzige, was ich von Ihnen verlange; dafür gebe ich Ihnen alle meine Wälder, Hämmer, Hochöfen, Maierhöfe zur freieſten Verfügung. Fangen Sie damit an, was Sie wollen, ſchalten und walten Sie damit ganz nach Herzensluſt. Ich weiß es ja, daß Sie große Pläne damit haben, daß Sie glauben, Ihre und meine Einkünfte verzehnfachen zu können, daß Sie der Gedanke nicht ruhen läßt, wie unſere beiden Güter vereinigt ein ſo herrliches Ganzes geben würden. Nehmen Sie Alles hin, verwirklichen Sie Ihre liebſten Pläne, aber geben Sie mir dafür ein einfaches ‚von'!"

Herr Volkmar lächelte zu der Ausſicht, die ihm die reiche Frau eröffnete und die in der That die Verwirklichung ſeiner liebſten Pläne enthielt, wie ein junges Mädchen vor ſich hin lächelt, wenn es von Liebe und Liebesglück träumt, und er ſagte: „Mit größtem Vergnügen würde ich auf Alles eingehen, was Sie von mir verlangen, verehrteſte Frau Böcking, aber ich habe mich um dieſe Dinge nie gekümmert, ich habe meinen bürgerlichen Widerwillen oft gegen Diejenigen ausgeſprochen, dir mir ſolche Ehren anboten; ich würde mich ſchämen, nun vor ſie hinzutreten

und sie aufzufordern, daß sie die nothwendigen Schritte für mich thun."

„Ueberlassen Sie das Alles mir," rief Frau Böcking rasch; „ich habe in diesen Dingen Erfahrung, ich kenne die Leute, die dergleichen einzurichten wissen; ich habe sie schon einmal gekauft und werde sie zum zweiten Male zu kaufen wissen, und zwar wohlfeiler als das erste Mal, da Sie schon so viel von mir bezogen haben. Seien Sie ruhig, kümmern Sie sich um nichts; eines Tages werde ich vor Sie hintreten und Sie als Herrn v. Volkmar begrüßen, und Alles wird fix und fertig sein. Vierzehn Tage darauf bin ich Frau v. Volkmar, und Sie sind unbeschränkter Herr eines unendlichen Waldgebietes und aller meiner Hämmer, Hochöfen und Gruben."

Herr Volkmar lächelte wieder und schlug in die dargebotene Hand der künftigen Frau v. Volkmar; der Handel war abgeschlossen, und sie erklärte, schon am nächsten Morgen abreisen zu wollen, um die große Angelegenheit sofort in Angriff zu nehmen.

Es war vielleicht in demselben Augenblicke, daß auch in der Stube Heinrichs zwischen diesem und Agnes einerseits und zwischen Edmund andererseits ein Vertrag abgeschlossen wurde, und dieser lautete dahin, daß der neue Freund Edmund, den man längst wie einen alten Freund behandelte und betrachtete, so oft als möglich herüber nach Steinthal kommen solle; selbst wenn die Tante nicht käme, solle er zu Pferde steigen und herüber reiten, um einige Tage mit den Freunden zu verleben. Zur Bekräftigung des Vertrages reichte man sich die Hände, und da bemerkte man, daß Hedwig nicht zugegen war.

„Wo ist sie?" fragte Heinrich; „ich will sie rufen."

„Sie ist schwerlich im Schlosse," sagte Agnes.

„Um diese Stunde? wo kann sie sein?"

„Ich errathe es vielleicht," seufzte Agnes. „Vielleicht thun wir gut, wenn wir uns überzeugen, daß meine Vermuthung richtig ist. Komm mit mir, Heinrich; ich will dir zeigen, wo sie ist. Vielleicht erfährst du bei dieser Gelegenheit Manches,

was du wissen mußt und was du mir nicht glauben würdest; du bist eine viel zu edle und vertrauensvolle Seele, um das Schlechte zu errathen, wenn du es nicht mit eigenen Augen siehst und mit eigenen Ohren hörst. Du siehst weniger wie ich, weil du nicht so verdorben bist wie ich, und so viel Mißtrauen —"

Die beiden jungen Männer lachten laut auf.

„Lacht nur," fuhr Agnes ernst fort, „ihr werdet euch überzeugen, wie Recht ich habe. Kommen Sie auch mit, Edmund; Sie gehören zur Familie, und ich habe keine Geheimnisse vor Ihnen. Sie haben heute Nachmittags schon etwas gesehen, Sie werden jetzt die Fortsetzung sehen."

Agnes führte die jungen Männer aus dem Schlosse, durch das Dorf. Als sie sich der Schulmeisterwohnung näherten, gab sie ihnen durch Zeichen zu verstehen, daß sie nunmehr vorsichtig und leiser aufzutreten hätten. Wie eine Katze schlich sie um den Hof des Schulmeisters, längs der Stakete, die den Garten umschloß, sprang rasch, doch geräuschlos über die Stellen, die hell vom Monde beschienen waren, und winkte dann, von der schattigen Stelle aus, ihren Begleitern, ein Gleiches zu thun, bis sie hinter dem Garten anlangten, an einem Platze, wo er bloß durch eine lebende Hecke geschlossen war. Einen rauschenden Mitternachtswindzug benützend, der die Zweige lärmend aneinander schlug, bog sie das Gebüsch auseinander und schlüpfte hinein, immer das Gesträuch auseinander haltend, daß ihr die beiden jungen Männer folgen konnten. Ungesehen blickte sie von diesem Verstecke aus in eine Allee von kleinen Apfelbäumen, die zum Theil im Schatten lag, zum Theil vom Monde beschienen war, und in der zwei weibliche Gestalten auf und nieder gingen.

„Die rechts ist Hedwig," flüsterte die Hexe.

„Und die Andere?" fragte Edmund.

„Des Schulmeisters Nichte, Fanny; dieselbe, die Sie heute Früh vom Hügel aus weinen sahen."

„Wie bleich und traurig sie aussieht," flüsterte Edmund, „und sie ist so hübsch."

„Das darf Sie nichts kümmern," erwiderte Agnes, „da Sie von Ihrem Schicksale, der Tante, mir bestimmt sind."

Edmund wollte antworten, als sich die beiden Mädchen näherten und ihm Agnes durch ein Zeichen Schweigen gebot.

„Ach, hättest du eine Ahnung von den Qualen," sagte Hedwig mit zitternder Stimme, „die ich diese ganze Zeit hindurch getragen habe. Ich wußte dich allein mit ihm, ich sagte mir, daß er mich gänzlich vergessen müsse, daß ihr glücklich seid. Ich sah nur euch, ich dachte nur an euch, ich war neidisch, eifersüchtig — wie oft, Fanny, hätte ich dich in Gedanken ermorden mögen — dich und ihn auch."

„Und alle diese Qualen," erwiderte Fanny mit ruhiger Stimme, in fast trockenem Tone, „alle diese Qualen sind nichts im Vergleiche mit dem Jammer, den ich durchmachte. Ist es nicht schlimmer als alle Eifersucht, jeden Tag ein Stück seiner Täuschung fallen zu sehen? allen Glauben zu verlieren und im Herzen ein Gefühl zu haben, als ob man jede Stunde um Jahre älter würde, als ob Alles in der Seele austrocknete? So war mir's. Das war ein jämmerlicher Traum, daß ich wenigstens vierzehn Tage lang glücklich sein wollte; es waren vierzehn höllische Tage, in denen ich fortwährend gegen die Wahrheit kämpfte. Ich wollte mich berauschen, um wenigstens im Rausche an Glück zu glauben, und ich that Alles und erlaubte Alles, um diesen Rausch zu erreichen. Umsonst! der Rausch dauerte nicht eine Minute, die Reue und der Widerwille gegen mich selbst und gegen die Welt dauerte die Tage und Nächte hindurch."

Sie entfernten sich wieder. Die Lauscher schwiegen; es hatte Keiner den Muth, an den Anderen ein Wort zu richten. Agnes zog das Tuch, das sie um den Kopf geworfen hatte, über dem Gesichte zusammen und schlüpfte aus dem Gebüsche heraus ins freie Feld, wo sie sich in den Schatten eines Baumes setzte und die Stirn in beide Hände legte.

Heinrich und Edmund lauschten noch einem Bruchstücke des Gespräches, als die Mädchen sich zum zweiten Male näherten.

„Du ſagſt ja ſelbſt," hörten ſie Hedwig ſprechen, „daß du ihm nur wie ein Spielzeug gedient haſt — vielleicht liebt er dann mich. Er hat es mir ja geſchworen."

„Glaubſt du," erwiderte Fanny, „daß man mit einem Mädchen ſo leben kann, während man eine Andere liebt?"

„Wir kennen die Männer nicht. — Vielleicht!"

„Nein!" rief Fanny entſchieden, „wer hier liebt, kann dort nicht lügen. Willſt du noch jemals etwas von Liebe hören, wenn es nicht wahr iſt, daß ſie jede Lüge vernichtet? Hedwig, ſei glücklich, daß du eine ſolche Erfahrung vor dir haſt; ein Geſchöpf, das er um jede Möglichkeit künftigen Glückes brachte, das er entwürdigte und erniedrigte. Laſſe dich abſchrecken und laſſe ab von ihm!"

„Ich kann nicht!" ſeufzte Hedwig.

Sie hielt inne und lehnte ſich an einen Baum, als ob ſie nicht fähig wäre, auf ihren Füßen zu ſtehen. Dann wandte ſie ſich raſch wieder zu Fanny und ſagte: „Vielleicht thuſt du ihm Unrecht! Sein Vater iſt bei deinem Oheim; vielleicht will er für den Sohn und in ſeinem Auftrage um deine Hand anhalten."

Fanny legte den Arm um Hedwigs Hals und ſagte bitter lächelnd: „Armes Geſchöpf, jetzt hoffſt du ſchon auf dein Unglück, um nur dir ein Stück deines Glaubens an Reinhold zu retten. Du wünſcheſt, daß er ehrlich ſei, und zitterſt davor. Ich vermuthe, ich bin überzeugt, daß ſein Vater vor ſeinem Sohne warnt, wie ich dich jetzt warne. Er kommt zu ſpät, und ſeine Warnung iſt überflüſſig. Reinhold wird ſeinen Fuß nicht wieder über unſere Schwelle ſetzen; ich habe es ihm verboten. Er hat zwar widerſprochen, aber er wird nicht wiederkommen. Ich weiß es — aber bei euch im Schloſſe wird er wieder erſcheinen, ſobald euer Beſuch fort iſt. Aber vergiß es dann nicht: es iſt nichts in ihm als Lüge. Ach, du wirſt es vergeſſen, wie ich es auch vergeſſen habe, weil ich es vergeſſen wollte."

Hedwig lehnte ſich wieder an den Baum, umſchlang ihn mit dem einen Arme, während ſie die andere Hand auf die Augen

drückte, als wollte sie die Thränen zurückhalten, die unter Schluchzen gewaltsam hervorbrachen.

Heinrich hatte während dieses Gespräches die Hand Edmunds ergriffen und sie krampfhaft gedrückt. Als Hedwig zu schluchzen begann, ließ er sie fahren, und mit dem Rufe: „Ich habe ein Verbrechen begangen!“ stürzte er aus dem Gebüsche hervor und umschlang seine Schwester mit beiden Armen.

„Reinhold!“ rief Hedwig, „du bist es? Nicht wahr, mich wirst du nicht betrügen?“

„Ich werde dich nicht betrügen lassen, meine Schwester,“ rief Heinrich mit bebender Stimme; ich werde meine Thorheit, meine Verblendung, mein Verbrechen wieder gut machen. Ich werde mich zwischen dich und alle Lügner der Welt stellen. Ich werde ihn züchtigen, den Elenden —“

Hedwig fuhr zusammen, als sie Gesicht und Stimme des Bruders erkannte. Sie wand sich aus seinen Armen los und sah ihn mit starrer Miene an.

„Du hast mich belauscht, Heinrich,“ sagte sie mit harter Stimme, „ich habe dich in meine Geheimnisse nicht eingeweiht, und ich höre aus deinem Munde nicht gerne solche Ausdrücke, wenn du von einem Manne sprichst, den du uns als deinen Lehrer und Freund und als das Ideal deiner Jugend zuführtest. Wenn ich ihn nun liebe, so ist dieß eine Sache meines Herzens, die ich allein abmachen möchte, und wenn ich mein Glück hinwerfen will, so ist mir vielleicht mein Unglück theurer als alles Glück, das mir in der Familie mit viel Vernunft und Vorsorglichkeit zubereitet wird. Ich werde für mich zu sorgen wissen.“

Sie kehrte ihm den Rücken und eilte der Gartenthür zu; Fanny war schon bei seinem Erscheinen ins Haus geflohen. Er ließ die Arme sinken und stand sprachlos, vor sich hinstarrend, da. Nur einen Augenblick fühlte er sich durch die harte Zurückweisung seiner Liebe gekränkt; dieses Gefühl machte rasch dem Bewußtsein Platz, daß er hier vor einem Unglücke stehe, das sich schon tief eingewurzelt, und zwar in einem harten Boden, und von dem er

ahnte, daß es schwer zu bekämpfen sein werde. Zugleich stürmten die Vorwürfe auf ihn ein, daß er die erste Ursache dieses Unglückes sei, da er wie ein Knabe gehandelt, der keinen der Charaktere, um die es sich hier handelte, zu beurtheilen und sich danach zu benehmen verstanden. Es fiel ihm wie ein Schleier von den Augen, und er sah Reinhold, wie ihn Fanny geschildert hatte. Sollte sich Hedwig nicht täuschen lassen, da er, der erfahrene Mann, der in der Welt gelebt, so lange seine Täuschungen bewahrt hatte? Die Härte seiner Schwester war eine gerechte Strafe dafür; sie durfte ihn dafür hassen und verachten. Wie ungenügend kam er sich vor, wie schien er sich selbst anmaßend, die weise und vorsorgliche Mutter vertreten und ersetzen zu wollen. Muthlos ließ er die Arme sinken und seufzte: „Jetzt sollte sie leben! Jetzt sollte sie zu Hülfe kommen! Mutter!“ rief er flehend und wendete unwillkürlich seine Augen den Sternen zu. „Mutter! Deine Liebe kann nicht gestorben sein! Wo du immer weilst im unendlichen All, komme! hilf!“

Agnes faßte ihn an der Hand und zog ihn aus dem Garten. Sie fühlte, als sie sich an seinen Arm hängte, daß sein Herz klopfte, und sie führte ihn, ohne daß er es merkte, zwischen den Feldern auf und ab, bis ihn die milde, kühle Sommernachtluft beruhigte. Edmund ging neben ihr einher, und wie der Mond auf die Gefilde, so blickte des „Freundes Auge mild“ auf das klare, ruhevolle, doch so sehr von Liebe verklärte Gesicht des klugen Kindes herab. Es war ihm plötzlich, als trete er aus der Einsamkeit heraus, in der er bisher, früh von seiner Familie getrennt, neben der Tante gelebt, und er sagte sich, daß ihn kein Geschick mehr von diesen Menschen, vor Allem von diesem Kinde, trennen könne.

Als sie, ins Dorf zurückkehrend, am Ott'schen Gehöfte vorbeikamen, sah Heinrich zu Reinholds Fenster hinauf, das dunkel war. „Er schläft,“ sagte Heinrich bitter und ballte unwillkürlich die Faust dem Fenster entgegen. — „Wo ihn fassen? Was mit ihm anfangen?“ murmelte er, indem er die geballte Faust gegen

ſeine Stirne führte. „Er entſchlüpft Allen mit einem Worte, wie ein Schall, wie eine Luftblaſe.“

„Mit Dem,“ ſagte Agnes, „iſt leicht fertig zu werden; da liegt's nicht — aber Hedwig.“

Das erinnerte Heinrich wieder an Hedwigs Worte. „Wie ſie mich zurückſtieß!“ ſagte er gekränkt; „ich vermag nichts über ſie.“

Agnes, errathend, welche Gedanken ſich mit dieſen Worten bei Heinrich verbinden mußten, ſagte tröſtend: „Du haſt dir darüber keine böſen oder anklagenden Gedanken zu machen. In dieſem Falle wäre ſie gegen die Mutter ebenſo geweſen. Ihr darf man nicht rathen und helfen wollen. Die Mutter hat es immer geſagt, Hedwig muß man allein ihrem Glück oder Unglück entgegengehen laſſen. Kein Menſch kann jetzt Reinhold von ihr trennen; das wird nicht eher geſchehen, als bis ſie empört ihn ſelbſt von ſich ſtößt. Bis dahin wird ihr Alles gleichgültig ſein, was um ſie her und mit den Anderen vorgeht.“

Heinrich war längſt gewöhnt, auf die Worte der Hexe wie auf den Rath einer erfahrenen Perſon und auf Wahrheiten zu horchen, und dieß umſomehr, als ſie ſich immer auf Worte und Anſichten der Mutter berief, die in ihr fortzuleben ſchien und an deren geringſte Ausſprüche aus früheſten Zeiten ſie ſich mit einer erſtaunlichen Friſche und Genauigkeit erinnerte. Aber er fühlte ſich gedemüthigt und ſchwach, ſich in dieſem Falle, da er zuerſt in einer wichtigen Angelegenheit als Schützer und Rather auftreten ſollte, zur Unthätigkeit verdammt zu ſehen.

Viertes Kapitel.

Der Lärm, den die Abreiſe der Frau Böcking verurſachte, ließ die Ereigniſſe der letzten Nacht für einen Augenblick in den Hintergrund treten. Die Niedergeſchlagenheit, die ſich auf den Geſichtern der Geſchwiſter malte, nahm die Dame für Trauer

des Abſchiedes; ſie tröſtete ſie mit der Verſicherung, daß ſie, ſobald nur gewiſſe wichtige und dringende Geſchäfte, die ſie in die Reſidenz riefen, abgemacht ſeien, auf längere Zeit, vielleicht auf ſehr lange Zeit wiederkommen werde. Indeſſen wollte ſie ihren Edmund ſo oft als möglich ſchicken. Indem ſie noch jeden Einzelnen ihrer Gunſt verſicherte und der zahlreich verſammelten Dienerſchaft wie eine Königin ihrem Volke zunickte, ſtieg ſie in den Wagen und rollte mit Edmund, der ſchweigend Abſchied genommen hatte, davon. Wenige Stunden nach ihr verließ auch Herr Volkmar das Schloß, um ſich in die Wälder zu begeben und für die bevorſtehende Vereinigung ſeiner Güter mit den Böcking'ſchen die erſten vorbereitenden Schritte zu thun.

Im Schloſſe war es mit Einem Male ſo leer und ſtille, wie vor dem Beſuche, ja ſtiller und trauriger, und faſt wünſchte man die lärmende Frau wieder zurück, um durch den Lärm betäubt und durch ihre Gegenwart von Geſprächen abgehalten zu werden, die Eins vom Anderen, das iſt Hedwig von Heinrich und umgekehrt, fürchtete. Edmund hatte eine Lücke zurückgelaſſen, und Agnes geſtand, daß ſie nunmehr wiſſe, was die berühmte Sehnſucht ſei. Im Schloſſe herumwirthſchaftend, um Alles wieder auf den vorigen Stand zurückzubringen, ſang ſie allerlei Lieder vor ſich hin. Sie dichtete wieder, und zwar, wie ſie Heinrich verſicherte, nichts als Sehnſuchts- und Liebeslieder. Sie war die Einzige, die ſprach und ſich hören ließ.

Wieder ſaß man in der kleinen Stube beiſammen, aber anders als ſonſt. Alfred arbeitete mit unausgeſetztem Fleiße, denn der Vater hatte ihm angekündigt, daß er im Herbſte in die Stadt und auf die Schule kommen ſolle: ein Entſchluß, der mit Heinrichs Wünſchen zuſammenfiel und den Herr Volkmar gefaßt hatte, weil er es für gut hielt, daß Frau Böcking ſo wenig Stieftinder als möglich im Hauſe vorfinde. Hedwig, dachte er, werde dann verheirathet werden, und Heinrich werde in die Stadt zurückkehren. Agnes werde nicht ſtören, da Frau Böcking ihre Gunſt auf ſie geworfen habe. Während Alfred arbeitete, ſaß Hedwig in der

tiefen Fensternische, auf ihre Arbeit oder in den Park, selten aber in die Stube sehend. Eine eiserne Maske der Ruhe bedeckte ihr Gesicht. Heinrich ging in der Stube auf und ab und erwartete den Besuch Reinholds. Er hatte Befehl gegeben, daß man ihn in den Vorsaal ebener Erde rufe, wenn Reinhold ankommen sollte.

Reinhold kam in der That schon am nächsten Tage nach der Abreise der Frau Böcking; da er aber auf dem gewohnten Wege nach der kleinen Stube von einem Diener aufgehalten und in den unteren Saal geführt wurde, um daselbst Heinrich zu erwarten, legte sich seine Stirn in besorgte Falten, und bevor Heinrich unten ankam, war er aus dem Schlosse verschwunden und kam nicht wieder. Heinrich fühlte sich nicht veranlaßt, ihn aufzusuchen. Da er von selbst ausblieb, war der nächste Zweck, den sich Heinrich vorgesetzt hatte, erreicht, und was sollten fernere Auseinandersetzungen mit einem Manne, dessen Worte nichts bewiesen und keine Bürgschaft gaben? Bei dem Charakter Hedwigs fürchtete er auch aufs Neue ihren Widerspruch zu erwecken, wenn sie denken mußte, daß Reinhold in Folge einer Ausweisung aus dem Schlosse hinwegblieb. Sie war ruhig; vielleicht kam sie zur Besinnung. Aber ihre Ruhe verbreitete eine unheimliche Atmosphäre über die kleine Gesellschaft der Geschwister; es war Heinrich immer, als schwebe eine Gefahr in der Luft, und die Kälte, ja die Liebloſigkeit, die ihm Hedwig seit jenem Abende, manchmal sogar mit einiger Ironie bewies, erfüllte ihn mit einer öden Trauer. Mehr als je sehnte er sich nach dem lieben Freunde Willibald zurück, der es verstanden hatte, die traurigsten Zeiten seines Elendes zu erwärmen, und um nur seinen liebenden Geist auch in der Ferne zu spüren, schrieb er ihm jetzt öfter als zu Anfang seines Aufenthaltes in Steinthal, theilte ihm Alles mit, was um ihn her vorging, was er hoffte und fürchtete, und bat ihn dringender, sein Versprechen zu halten und so bald als möglich nach Steinthal zu kommen. Und lebendiger als je trat jetzt das Bild Mariens vor ihn und beklagte er die nothwendige Trennung von einem Wesen, das nur tröstend, liebend, auf-

richtend wirken konnte. Er bildete sich ein, daß er sie vorzugsweise Hedwigs wegen herbeiwünschte, da es ihrer Wärme und sanft und ausdauernd wirkenden Milde allein gelingen könne, das Eis zu zerthauen, das Trotz und Eigenwille um dieses eigenthümliche Herz und seine innere Flamme lagerte. Was ist aus der guten Marie geworden? Willibald in seinen Briefen schwieg von ihr; vielleicht weil er fürchtete, in der Brust des Freundes eine nutz- und zwecklose Sehnsucht zu erwecken; vielleicht wollte er ihm nur ein reuiges Gefühl ersparen. Denn Heinrich war es manchmal, als ob er Marien gegenüber etwas zu bereuen habe. In der Erinnerung schien es ihm, als hätte er Manches gethan, um die Liebe, die sich ihm in den letzten Tagen seines Aufenthaltes in der Residenz, in den Tagen des Schmerzes so herrlich offenbarte, zu wecken und zu nähren, und da er sie nun verlassen, war es ihm, in seiner jetzigen Neigung, Alles von der traurigsten Seite anzusehen, als hätte er an ihr etwas verschuldet, was mit dem Verbrechen Reinholds an Fanny und seiner Schwester einige Aehnlichkeit hatte. Und diese Selbstquälerei vermehrte nur die Sehnsucht, sie wieder zu sehen und seine Schuld zu sühnen, flößte ihm aber auch eine gewisse Furcht ein, Willibald ausdrücklich um ausführliche Mittheilungen über sie und ihr Schicksal zu bitten.

So gingen stumme, innerlich bewegte Tage dahin, ohne die Befriedigung, die er früher immer gefühlt, eine heilige Pflicht zu erfüllen. Hatte er sie denn Hedwig gegenüber erfüllt? Und jetzt noch, da er die Gefahr kannte, die über ihrem Haupte schwebte, was that er, um sie abzuwenden? Was konnte er thun?

Hedwigs Wesen hatte sich in dieser kurzen Zeit bedeutend verändert und eine gewisse Unnahbarkeit angenommen, obwohl sie über alltägliche Gegenstände gesprächiger war als sonst. Sie trug den Kopf höher, ging aufrechten Ganges, etwas herausfordernd einher und schien viel größer geworden; sie war mit Einem Male eine schlanke, imponirende Gestalt. Ueber ihr ganzes Benehmen und Handeln war eine Ruhe ausgegossen, die verrieth,

daß große Entſchlüſſe in ihr feſtſtanden, und doch zeigte die Bläſſe ihres Geſichtes und die bald glänzenden, bald matten Augen, daß dieſer Ruhe ein harter innerer Streit vorausgegangen oder daß er noch fortdauere.

Heinrich hoffte wieder, und da er ſie eines Tages allein im Parke auf und ab gehen ſah, näherte er ſich ihr, legte ihren Arm in den ſeinen und ſetzte den Spaziergang mit ihr fort.

„Haſt du mir noch nichts zu ſagen, Hedwig?“ fragte er nach einiger Zeit mit bittender Stimme.

„Nein!“ erwiderte Hedwig kurz.

Heinrich wollte dieſe trockene Kürze nicht verſtehen und ſagte: „Das iſt vielleicht gut. Nicht, Hedwig?“

Hedwig ſchwieg.

„Du weiſeſt mich wieder zurück, meine Schweſter,“ fuhr Heinrich ruhig fort, „du gönnſt mir deine Geheimniſſe nicht, du ſagſt mir nicht, was du wünſcheſt, wozu du dich entſchließeſt, aber das Recht der Theilnahme an deinem Schickſale ſollteſt du mir doch gönnen.“

„Mein Bruder,“ erwiderte Hedwig, „du meinſt es gut; ich danke dir. Aber ich habe es niemals verſtanden, wie man einen Vertrauten haben kann.“

„Das iſt traurig!“ ſeufzte Heinrich.

„Vielleicht, aber es iſt ſo.“

„Haſt du nicht Fanny vertraut?“

„Nein! Das that nicht noth, wir errietheu einander, wir hatten daſſelbe Schickſal, daſſelbe Gefühl.“

„Und ich, dein Bruder, der für dein Glück zittert, ſoll neben dir einhergehen und dich unthätig deinem Verderben entgegeneilen ſehen? Was ſoll ich thun?“

„Zeige mich dem Vater an, daß er mich einſperre! Oder thue du es; als älteſter Bruder haſt du Autorität und Recht genug dazu, und der Billigung unſeres Vaters kannſt du gewiß ſein.“

Heinrich hielt in ſeinem Gange inne und ſah ſie erſtaunt

an. Sprach sie ernst, verkannte sie ihn bis zu dem Grade, oder spottete sie seiner? Sie sah ihm wieder ins Gesicht, und er las all Das zugleich in ihren Blicken und Zügen: Verkennung, Ernst und Ironie. Er schlug die Hände zusammen und ließ die Arme sinken, als sich Hedwig dem Schlosse zuwendete, den Arm ausstreckte und mit demselben gemischten Ausdrucke fortfuhr:

„Sieh, Heinrich, dieser Thurm ist ein Ueberrest des alten Feudalbaues, der früher an dieser Stelle stand; er ist fest. In seinem letzten Stockwerke ist noch eine Stube erhalten und sehr wohl bewohnbar. Das Fenster ist eng und ein Entkommen unmöglich oder wenigstens sehr schwer."

Heinrich sagte sich, daß sie wie im Wahnsinn spreche, und doch war er es, der sie wie ein Verirrter ansah und wie ein Irrsinniger ihrem Finger folgte, der auf den alten Thurm deutete, während sie ruhig, mit höchster Besinnung und klarem Ausdrucke sprach. Er begriff sie nicht, er suchte sich zu fassen und drückte, außer sich vor Schmerz, beide Hände vor die Augen. Als er wieder zu ihr sprechen wollte, war sie verschwunden.

Agnes erschrak über das verstörte Gesicht, mit dem er noch in seine Stube trat. Sie drang in ihn und wollte die Ursache wissen. Er erzählte ihr Alles und brach in Klagen aus, daß Hedwig seine Sorge und Qual um ihr Glück mit Hohn erwidere. Agnes aber schüttelte den Kopf, dachte einige Minuten nach und sagte dann: „Darüber, mein Bruder, kannst du dich beruhigen, Spott ist nicht in ihrem Wesen, und trotz Allem liebt sie dich zu sehr, als daß sie deine Sorge und Liebe verhöhnen könnte. Ich glaube daran nicht, und wenn sie bei ihren Worten noch so höhnisch gelacht hätte, was sie gewiß nicht gethan hat. Dahinter steckt etwas ganz Anderes."

„Was sollte es sein?" fragte Heinrich, in der Hoffnung, von dem hellsehenden Kinde, wie schon oft, Aufklärung und Trost zugleich zu erhalten.

Agnes neigte den Kopf und zog die Stirne zusammen, beschäftigt, sich allerlei Gedanken in ihrem Geiste zurechtzulegen,

dann rief sie mit Einem Male: „Das ist es, sie will eingesperrt sein.“

„Wie?“ fragte Heinrich erstaunt.

„Ja, ganz richtig,“ fuhr Agnes rasch fort, „die Sache ist klar. Gespottet hat sie nur, um ihre wahre Absicht halb zu verbergen, und weil sie sich doch nicht so ganz offen aussprechen kann. Ja, ja, sie will eingesperrt sein; sie hat Angst vor sich selber, vor ihrem Eigenwillen, vor ihrem Eigensinn. Sie kann nicht nachgeben, das weiß sie, und möchte gezwungen sein. Das ist es, gewiß, das ist es.“

„Ist sie so kindisch,“ fragte Heinrich, etwas beruhigt und beinahe lächelnd, „kann sie glauben, daß ich zu solchem Mittel —“

„Warum nicht?“ unterbrach ihn Agnes.

„Agnes!“ rief er unwillig.

„Da sie es will,“ fuhr Agnes ruhig fort — „sie will zurückgehalten sein vom Abgrund, an dessen Rande ihr zu schwindeln beginnt und in den sie sich stürzt, weil sie es gesagt hat — so ist sie — so sind wir Weiber.“

„Niemals,“ rief Heinrich, „werde ich ihr mit solchen Mitteln entgegentreten.“

„So müssen wir,“ fuhr Agnes fort, „wenigstens auf unserer Hut sein, denn es steht uns gewiß etwas bevor.“

Schon nach wenigen Tagen sollte der Gedanke Agnesens, ihre Absicht, vielleicht auch, wenn sie Recht hatte, der Absicht ihrer Schwester gemäß, verwirklicht werden, wenn auch in etwas anderer Weise.

Herr Volkmar kam aus den Wäldern zurück, und zwar, wie man gleich bei seinem Eintritte in die Wohnung merken konnte, in sehr erbitterter Stimmung. Er hatte in solchen Fällen gleich im Thorwege etwas zu tadeln, oft sogar solche Anordnungen, die er selbst getroffen hatte, und schalt die Hälfte der Dienerschaft, bevor er auf seiner Stube anlangte. Seinen Kindern sagte er nichts, aber sie bekamen nur mürrische Gesichter zu sehen. Ihre Grüße nahm er kalt entgegen und setzte sich, ohne ein Wort zu

sprechen, an den Tisch, wo er dann seine Mahlzeit stumm verzehrte, wenn er nicht Dieß oder Jenes an den Speisen zu tadeln hatte. So war es auch heute, und doch würde Jeder, der ihn eine halbe Stunde früher durch den Wald hatte fahren sehen, geglaubt haben, daß er dieß Mal in der glücklichsten Stimmung und gerne zu seinen Kindern wiederkehrte. In der That hatte er sein einsames Haus am entgegengesetzten Ende seines Waldes auf das Heiterste verlassen; während seines ganzen dießmaligen Aufenthaltes war ihm Alles nach Wunsch gegangen; die Anstalten, die er zur künftigen Vereinigung seines Gutes mit dem Böcking'schen traf, stießen nirgends auf Hindernisse; die jenseitigen Beamten kamen ihm auf höheren Befehl, und als ob er bereits ihr Herr wäre, auf das Bereitwilligste entgegen und gaben ihm Auskunft, die seine höchsten Erwartungen noch weit übertrafen. Er fühlte sich wie ein Mann, der seine Macht und seinen Reichthum um mehr als das Doppelte plötzlich vermehrt und seine Wirksamkeit wie über eine neue Provinz ausgedehnt sieht. Er machte neue Pläne, wie er mit dieser Macht in den Händen neue Reichthümer und neue Macht erwerben werde, und solche Pläne heiterten sein Gemüth aufs Unwiderstehlichste auf. Er nahm sich vor, seinen Kindern für ihr Benehmen gegen Frau Böcking zu danken und ihnen den dankbaren, liebenden Vater zu zeigen. Diese guten Entschlüsse wurden durch einen Freund der Kinder zunichte gemacht.

Herr Ott, der sein Gehöfte ausdehnen wollte, hatte ihm zu diesem Zwecke Bauholz abgekauft und befand sich im Walde, um die Fällung zu überwachen. Herr Volkmar, der an der Stelle vorüber kam, ließ seinen Wagen halten, um seinen Kunden zu begrüßen, im Grunde aber, um nachzusehen, ob nicht auch andere als die bezeichneten Stämme gefällt worden. Da er sah, daß Alles richtig war, lud er Nachbar Ott ein, in den Wagen zu steigen und mit ihm ins Dorf zurückzukehren, was dieser gerne annahm.

Ott, der von jeher ein Freund der Schloßkinder gewesen,

kam, nachdem man einige Zeit von Geschäften gesprochen, auf diese, und zwar wie immer mit großem Lobe. Er glaubte jede Gelegenheit benützen zu müssen, um diesen Vater für seine Familie günstig zu stimmen; er that es in jenem Gefühle und aus dauernder Dankbarkeit gegen die verstorbene Mutter. Gewöhnlich hörte Herr Volkmar kalt und gleichgültig zu und brachte das Gespräch bald auf einen anderen Gegenstand. Heute horchte er mit Wohlgefallen, stimmte dem Lobredner seiner Kinder lebhaft bei und nahm das Gespräch selber auf, wenn es der gute Ott fallen ließ. Diese auffallende Veränderung im Wesen des Waldherrn machte den alten Vater Ott nachdenklich. Er hatte sich diesen selben Morgen vorgenommen, über eine gewisse Angelegenheit mit Heinrich zu sprechen; jetzt fragte er sich, ob es nicht besser wäre, geradenwegs mit dem Vater anstatt mit dem Sohne zu sprechen. Am Ende, sagte er sich, ist es besser, ich wende mich an diesen, der gewohnt ist, mit Strenge und Kraft dreinzugreifen, und diese wird hier vielleicht besser am Platze sein, als die Sanftmuth Heinrichs. Dieser täuscht sich zu sehr über meinen ungerathenen Sohn und wird mich wieder mit einer Predigt über meine Ungerechtigkeit entlassen, während mir dieser Alte, der immer lieber das Schlechte voraussetzt, gleich glauben wird, so bald ich ihm etwas Schlechtes vom Sepp erzähle, den er ohnedieß von jeher für ein verlorenes Subjekt gehalten. Am Ende ist es auch Pflicht, solche Dinge von Vater zu Vater zu verhandeln, und wenn es zu einem schlechten Streiche kommt, soll der alte Volkmar und soll die Welt nicht glauben, daß ich dazu geschwiegen habe, oder daß ich es gutgeheißen habe, weil es sich um ein reiches Mädchen für meinen Sohn handelte. Nach dieser Reflexion, und doch noch nicht ganz überzeugt, daß er recht thue, beugte er sich vor, legte beide Hände flach aneinander und sagte, indem er sie zwischen beide Knie preßte: „Indessen ist es bei den besten Kindern immer nothwendig, auf seiner Hut zu sein."

Herr Volkmar, der längst was Anderes dachte und im Fahren seine vorüberfliegenden Fichten betrachtete — man sagte

von ihm, daß er, wie Cyrus jeden seiner Soldaten, jeden Baum seines Waldes kannte — hörte nicht auf diesen allgemeinen Satz, und Ott war gezwungen, sich zu räuspern und zu wiederholen: „Ja, ja; es ist immer höchst nothwendig, selbst bei den besten Kindern."

„Ja," erwiderte Herr Volkmar, immer in den Wald hinaussehend, „wenn man Erfahrungen gemacht hat, wie Ihr mit Eurem Sepp."

„Ich will wohl von meinem Sepp sprechen, ganz richtig," sagte Ott zaudernd, „aber zugleich auch von jemand Anderem, der Sie angeht."

Volkmar wurde aufmerksam.

„Von Heinrich?" fragte er und fügte dann hinzu: „Mit dem bin ich ganz zufrieden. Er hat seine verdrehten Ansichten und Schrullen, er verachtet Geld und Geldeswerth; aber da ist nichts mehr zu ändern, das sehe ich ein."

„Nicht von Heinrich will ich sprechen."

„Sondern?"

Der alte Ott wurde plötzlich verlegen und wußte nicht, was er sagen sollte. Mit Einem Male wurde er zweifelhaft, ob er eine Denunziation oder eine Warnung anzubringen im Begriffe sei. Er räusperte sich, er hustete, mußte aber endlich doch etwas sagen, da Herr Volkmar durch sein Zaudern desto neugieriger und dringender geworden.

„Die Sache," sagte er, „ist diese: Ich habe nämlich heute Morgens mit meiner Frau von der Dummheit meines Sepp gesprochen."

„Dummheit?" fragte Volkmar, „dumm ist er eben nicht."

„Ich meine die Dummheit, die er da mit der Schulmeistersnichte angefangen."

„Welcher Art?"

„Nun, er hat ihr den Kopf verdreht, ist mit ihr Tage lang in Wald und Feld herumgestrichen, und der Himmel weiß, was noch, und was dabei herauskommt."

„Und der Schulmeister?“ fragte Herr Volkmar.

„Hat in all Dem nichts Uebles gesehen und ließ sie machen, und war froh, wenn ihm der Sepp was von Büchern schwätzte.“

„Der alte Narr!“ lachte Herr Volkmar. „Ich sag's ja immer, wenn Einer nur die Nasenspitze in die Bücher steckt, verliert er den letzten Rest von gesundem Menschenverstande und hat er nicht Aug' und Ohr für Dinge, die fast jeder Dummkopf begreift.“

„Nun,“ fuhr Ott fort, „sehe ich von meinem Hause aus das arme Mädel in Stube und Garten wie einen verirrten Geist umherschleichen; sie sieht jämmerlich aus, und als ob sie nicht den Muth hätte, sich vor einem Menschenauge zu zeigen. Nun sagte ich zu meiner Frau: ‚Der schlechte Kerl hat das arme Mädel elend gemacht, und jetzt kümmert er sich nicht mehr um sie; sonst stand er den ganzen Tag drüben, und jetzt setzt er keinen Fuß mehr über des Schulmeisters Schwelle. Wenn er noch einen Funken von Ehrlichkeit im Leibe hat, muß er doch daran denken, wie er ein ordentlicher Mensch wird und wieder gutmacht —‘“

„Was kümmern mich diese Dorfklatschereien und die Schlechtigkeiten Eures Sohnes!“ rief Herr Volkmar ungeduldig.

„Sehr viel!“ antwortete Ott beleidigt. „Sehr viel! Denn wenn ich Das meinem guten, aber etwas dummen Weibe sage, antwortet sie mir, der Sepp habe sich gar nichts vorzuwerfen, und er sei mit der Fanny ganz ehrlich gewesen, und sie habe es gewußt, daß er sie nicht heirathen werde und daß er höher hinauswolle.“

„Aber bin ich Gemeindeversorger?“ fragte Herr Volkmar noch ungeduldiger als vorher.

Ohne sich stören zu lassen, fuhr der Andere fort: „Daß er höher hinauswolle, hat sie gesagt, daß er eine reiche und glänzende Partie machen werde, wie er es verdiene, und daß Alles abgemacht sei, denn das Mädel wolle es nicht anders, nämlich das Fräulein, das Schloßfräulein, die Schloß-Hedwig.“

„Was?“ rief Herr Volkmar, unfähig, etwas Anderes hinzuzufügen, und ſeinem Nachbar mit weit aufgeriſſenen Augen ins Geſicht blickend.

„Und daß, wenn der Vater nicht wolle, das Schloßfräulein entſchloſſen ſei, mit ihm durchzugehen und ſich der Tyrannei des Vaters nicht im Geringſten zu fügen.“

Herr Volkmar lachte laut auf, verſicherte ſeinem Nachbar, daß ihm die Geſchichte höchſt komiſch vorkomme, und lachte dann wieder ſo ſehr, daß er ihm für die gute Warnung zu danken vergaß.

Am Eingange des Dorfes, noch ziemlich fern vom Ott'ſchen Gehöfte, ließ er den Wagen halten und fragte den Reiſegefährten, ob er nicht ausſteigen wolle.

Dieſer that es und wollte den höchſt verächtlichen, höhniſchen Blick nicht bemerken, mit dem der reiche Schloßherr ihn anſah, als er ihn grüßte und für die Fahrt dankte.

Herr Volkmar befahl dem Kutſcher, raſch zu fahren, und die Pferde flogen dahin, als fürchtete er ſich, zu ſpät nach Hauſe zu kommen.

Kein Wunder, daß er ſich nach ſolchem Geſpräch in bitterſter Stimmung befand. Er fühlte ſich gedemüthigt von dem Gedanken, daß ein Habenichts wie Reinhold, der außerdem zu einer von ihm ſo ſehr geringgeſchätzten Menſchenklaſſe gehörte, die Augen zu ſeiner Tochter zu erheben wagte, und im Innerſten gereizt darüber, daß ſeine Kinder nicht fähig ſeien, die Tiefe einer ſolchen Beleidigung zu ermeſſen. Nicht gewöhnt, ſich mit dieſen auseinanderzuſetzen oder es zu irgend einer ausführlichen Beſprechung kommen zu laſſen, ſogar wo es ſie ſelbſt betraf, ſondern nur kurz zu befehlen, zu verbieten oder zu ſchweigen, ließ er auch jetzt den Abend hingehen, ohne ein Wort zu ſprechen, obwohl er alle ſeine Kinder in das Speiſezimmer berufen hatte. Sie ſaßen wartend da, während er ſeine Mahlzeit ungewöhnlich lange ausdehnte. Erſt als es dämmerte und die Stube bereits von ziemlichem Dunkel erfüllt war, rief er Alfred herbei. Dieſer,

der bis dahin mit Agnes in einem Winkel geflüstert hatte, erschrak, erhob sich rasch, ging aber erst vorwärts, nachdem ihm Agnes durch einen leisen Stoß bedeutet hatte, daß er es thun solle.

„Alfred!“ sagte Herr Volkmar kurz und in gebieterischem Tone, „du wirst deine Sachen zusammenpacken und von jetzt in drei Tagen das Haus verlassen und dich in die Kreisstadt begeben, um dich daselbst auf der Schule für das polytechnische Institut vorzubereiten.“

Alfred sah mit großen Augen um sich, nicht wissend, ob er sich freuen oder weinen solle. Er athmete dann auf, als der Vater fortfuhr:

„Heinrich wird dich dahin begleiten, um dich unterzubringen, dich einigen meiner bekannten Familien vorzustellen und die nöthigen Privatlehrer für dich zu wählen.“

Die Anderen waren nicht minder erstaunt, als Alfred selbst, da sie den Entschluß des Vaters kannten, nach den Erfahrungen, die er mit Heinrich gemacht, seinen zweiten Sohn auf keine Schule zu schicken, und da es ihnen auffallen mußte, daß er sich freiwillig zu einer solchen Ausgabe entschloß.

„Papa will im Hause aufräumen, um der künftigen Baronin Platz zu machen,“ flüsterte Agnes ihrer älteren Schwester ins Ohr; „nimm dich in Acht, Hedwig, jetzt kommt bald die Reihe an dich!“

„Und du?“ fragte Hedwig ebenso leise, „wohin wirst du gesteckt?“

„Ich werde geduldet, um die Gnädige zu unterhalten, und Dank meinem Freunde Edmund.“

Heinrich errieth die Gründe seines Vaters ebenso gut wie die Hexe, aber er freute sich, daß die Umstände herbeiführten, was er nie erlangt haben würde, daß doch Alfred auf eine Schule geschickt werde.

Zwar hätte der Knabe noch einige Zeit daheim und unter seiner Hut bleiben können; aber wer bürgte dann dafür, daß der Vater auch noch später den guten Willen gehabt hätte, ihm eine reichere Erziehung geben zu lassen? Einmal auf die Schule

geschickt, konnte man hoffen, daß er bis zur Vollendung seiner Studien dort belassen werde, und Heinrich drückte seinem Vater den herzlichsten Dank und seine Freude über dessen Entschluß aus. Daraufhin machte auch Alfred ein freudiges Gesicht und stotterte einige Worte des Dankes.

„Schon gut; jetzt gehe!" sagte Herr Volkmar.

Alfred verließ das Zimmer, und die Hexe folgte ihm, um den Knaben in diesem großen Momente, da er Jemanden haben mußte, um sich über die wichtige bevorstehende Veränderung auszusprechen, nicht allein zu lassen.

Wieder nach einigem Schweigen rief Herr Volkmar mit dem Tone eines Richters, der einen Verbrecher zum Verhör ruft: „Hedwig!"

Hedwig näherte sich dem Tische und stützte sich mit der einen Hand auf den Rand desselben und beugte den Oberleib vor, als ob sie nur noch eine Anrede erwartete, um mit einer ausführlichen Gegenrede zu antworten.

„Es wird," sagte Herr Volkmar so trocken als möglich, „es wird in den nächsten Tagen der Kreissekretär Herr Scholle, der Neffe der Frau Böcking, hier eintreffen."

Hedwig wartete einen Augenblick, da aber der Vater nicht fortfuhr, fragte sie: „Es soll also ein Zimmer für ihn eingerichtet werden? Das willst du sagen?"

„Ja! und ferner, daß du ihn freundlich empfangen sollst." — „Wie jeden Anderen," wollte Hedwig antworten, aber diese Art Heuchelei war ihr fremd. Da sie wußte, um was es sich handelte, wollte sie es auch gesprochen haben, und sie sagte: „Ich weiß Papa, was du Weiteres sagen oder vielleicht auch verschweigen willst. Herr Scholle ist der Mann, mit dem ich nach dem Plane der Frau Böcking verheirathet werden soll!"

„Ja!" sagte Herr Volkmar mit einem Tone, der mehr Gebietendes als bloß Bestätigendes hatte.

„Papa," erwiderte Hedwig ruhig und fest, „ich werde ihn nicht heirathen."

„Du wirſt!“ ſagte Herr Volkmar mit Nachdruck. „Es iſt eine gute Partie.“

„Ich werde nie auf dieſe Weiſe heirathen,“ entgegnete Hedwig ebenſo ruhig wie vorhin, indem ſie ſich noch etwas mehr vorbeugte und beide Hände auf den Tiſch ſtützte.

„Schrullen! Unſinn!“ rief Herr Volkmar mit einer Aufregung, die er noch zu verbergen ſuchte. „Ich habe euch einige Zeit euren Willen gelaſſen; nun glaubt ihr, nach euren Köpfen und euren verrückten Bücher-Ideen handeln zu können; aber es iſt höchſte Zeit, daß ich wieder meine Gewalt geltend mache.“

Er unterbrach ſich, denn der Diener brachte die Lampe. Als dieſer das Zimmer wieder verlaſſen hatte, erhob er ſich und ſtellte die Lampe ſo, daß ſie Heinrichs und Hedwigs Geſichter beleuchtete, und ſie Beide ſtrenge anblickend, fuhr er fort: „Ich weiß, was dich beſtimmt, mir ſo frech zu antworten; ich weiß, was vorgeht. Unwürdiges, das fähig iſt, meine größten Pläne zunichte zu machen und mich um meinen guten Ruf zu bringen. Liebeleien mit einem Taugenichts, Das, Heinrich, ſind die Früchte deiner Freundſchaften und deiner Erziehung. Dich mache ich verantwortlich für Alles, was geſchieht, und du haſt dafür zu ſorgen, daß mir dieſe mißrathene Tochter den Mann, den ich ihr beſtimme, ſo empfange, wie ich es wünſche.“

„Herr Scholle ſoll empfangen werden, wie es ſchicklich iſt,“ ſagte Heinrich, „aber Verzeihung, mein Vater, ich w[illegible] die d[illegible] Hand dazu bieten, meine Schweſter mit Zwang zu [illegible] wo ihr Herz widerſpricht. Im Gegentheile werd[illegible] Unglück auf jede Weiſe von ihr abzuwenden ſu[illegible] hob die Hand, ballte die Fauſt und machte ei[illegible] ob er auf den Tiſch ſchlagen wollte, faßte [illegible] ſpöttiſch: „Ich habe mich von dir ſo erha[illegible] ſehen! Ich werde alſo deiner Hülfe ent[illegible] da Hedwig heirathet, Alfred auf die S[illegible] und Agnes, wie du einmal ſelbſt ſa[illegible] wirſt du gut thun, in die Reſidenz z[illegible]

bahn wieder aufzunehmen und die hier unnütz verlorene Zeit wieder einzubringen. Die Reisegelder stehen zu deiner Verfügung, sobald du Alfred untergebracht hast."

Heinrich, der während seiner Rede aufgestanden war, ging an seinen Platz zurück und ließ sich so langsam als möglich nieder, um die Aufregung zu verbergen, in die ihn der ganze Vorgang und jetzt besonders die Worte des Vaters versetzten. Er sah sich mit Einem Male aus dem väterlichen Hause gewiesen und gerade in dem Augenblicke, da seine Gegenwart vielleicht am Nothwendigsten war, nachdem er, wie er sich sagte, bisher so wenig für seine Geschwister hatte thun können. Obwohl er sich gleich in der ersten Sekunde sagte, daß er, selbst aus dem Schlosse gewiesen, in der Nähe bleiben werde, so erfüllte ihn doch der Gedanke, bisher so nutzlos gewesen zu sein und nunmehr noch wie ein ungerathener Sohn verbannt zu werden, mit tiefer Niedergeschlagenheit. Er beugte den Kopf und kam sich sehr anmaßlich vor, daß er einmal eine Mutter, wenn auch zum tausendsten Theile nur, hatte ersetzen wollen.

Schon hatte er sich einem leidenschaftlichen Mädchengemüthe gegenüber rathlos gefühlt, und jetzt stand er in seinem Vater einer Natur gegenüber, von der er wußte und fühlte, daß alle seine Waffen, seine Gründe, seine Gefühle machtlos von ihm abprallen müßten. Er neigte den Kopf immer tiefer, und er wäre in eine traurige Träumerei versunken, wenn er nicht plötzlich eine sanfte Hand gefühlt hätte. Hedwig stand neben ihm und sah ihm mit einem Blicke ins Auge, der ihn für ihr ganzes Benehmen der letzten Zeit um Vergebung bat. Es war eine Weichheit in diesem Blicke, die er von Hedwig noch nicht gekannt hatte, und er ergriff ihre Hand mit einer Freudigkeit, als ob er sie nach einer langen Trennung zum ersten Male wieder sähe — er sagte sich, daß auch ihr so zu Muthe sein müsse, und damit erklärte er sich eine gewisse entschlossene Heiterkeit, die mit Einem Male ihr ganzes Wesen belebte. Er wußte nicht, daß diese plötzliche Verwandlung in ihr aus dem Gedanken entsprang, daß der

Widerstand, den sie nunmehr zu leisten entschlossen war, nicht mehr dem Bruder, sondern dem Vater gelten werde, und daß dieser Widerstand schon des Zwanges wegen, den sie voraussah, und der angedrohten Heirath halber gegen den Vater berechtigter sein werde, als er es gegen den liebevollen und besorgten Bruder gewesen. Sie freute sich, daß die Verantwortlichkeit für die Zukunft von den Schultern Heinrichs genommen war, und zugleich, daß das neue Auftreten des Vaters sie auch vor dem Bruder rechtfertigen werde. Und mit der klarsten Stirn trat sie an den Tisch zurück, als sie ihr Vater wieder beim Namen rief.

„Du gehst jetzt auf dein Zimmer," befahl Herr Volkmar.

„Wohl, mein Vater!"

„Und du versprichst mir," fuhr Jener fort, „es nicht zu verlassen, als bis ich es dir besonders erlaube."

Hedwigs Ausdruck verrieth, daß der Vater eben ein Wort gesprochen, das sie erwartet und gewünscht hatte, und rasch antwortete sie: „Nein, mein Vater, Das verspreche ich nicht."

Herr Volkmar sah sie mit einem drohenden Blicke an.

„So gehe indessen auf dein Zimmer, das Andere wird sich finden. Wenn ich nicht freiwilligen Gehorsam finde, werde ich mir ihn zu erzwingen wissen. Noch gibt es Riegel und Schlösser!"

Hedwig ging. Offenbarer Triumph lag auf ihrem Gesichte; sie ging in ihre Gefangenschaft, als ob sie eben durch diese ihre Freiheit erlangt hätte.

Fünftes Kapitel.

Die trüben Eindrücke, welche das neue Auftreten des Vaters hervorbrachte, waren schon am folgenden Tage in den Hintergrund gedrängt, da man sich von dem guten Knaben, den Alle liebten, trennen sollte. Jetzt, da der kleine Kreis gesprengt werden sollte, kam es den Geschwistern vor, als ob man die ganze Zeit seit Heinrichs Rückkehr trotz der traurigen Aufregungen

der letzten Woche so glücklich verlebt hätte, als es ohne die Mutter möglich war. Man hätte gewünscht, noch lange so fortleben zu können, und die Stimmung war ein Gemisch von Bedauern des Vergangenen und Furcht vor der bevorstehenden Trennung, die eine vielfache zu werden drohte.

Dießmal war Hedwig die Muthigste und Heiterste; die Verweisung auf ihr Zimmer wurde oft verletzt, indem sie im Schlosse viel hin und her ging, um Alles zu besorgen, was zur Ausstattung Alfreds nothwendig war. Dieser bat seinen Bruder und Lehrer, noch einen der lieben Spaziergänge mit ihm zu machen und ihm noch einmal zu erzählen und zu rathen, wie er es so oft gethan hatte. Die beiden Brüder wanderten am Nachmittag durch die bereits herbstliche Natur, Beide traurig; doch wollte Alfred seine Betrübniß am Wenigsten zeigen. Er war ein Mann, der in die Welt ging, und wollte sich dieses Looses würdig beweisen, indem er nicht klagte, sondern sich bei seinem älteren und erfahrenen Bruder Raths erholte, wie er Alles und Jedes anzufassen habe, um in der Fremde unter den Menschen und in seinen Studien fortzukommen. So sprechend, gelangten sie in die Nähe des Schlosses Halden, und Alfred wollte eintreten, um dem guten Kastellan und seiner Frau, die sie so gut aufgenommen, als sie kamen, um die Leihbibliothek zu besuchen, Lebewohl zu sagen.

Die Kastellanin kam ihnen mit betrübtem Gesicht entgegen.

„Ja, ja," sagte sie traurig, „man muß sich Lebewohl sagen, und wären Sie nicht zu mir gekommen, ich wäre zu Ihnen gegangen, um Abschied zu nehmen, denn auch wir verlassen die Gegend."

„Wie?" rief Heinrich erstaunt. „Sie gehen? Das sieht wie eine Unmöglichkeit aus. Ich habe mir Schloß und Gegend nie ohne Sie und Ihren Mann denken können."

„Und ich," erwiderte die Kastellanin, „konnte mir nicht denken, daß ich anderswo sterben werde. Aber es steht nichts fest in der Welt. Heutzutage wandern Schlösser und Berge und

Wälder und Felder von Hand zu Hand, wie sonst die Groschen. „Halden ist verkauft mit Allem, was drin und drum und dran ist.“

„Aber könnten Sie nicht auch bei dem neuen Besitzer verbleiben, oder hat er Ueberfluß an so treuen Beamten?“ fragte Heinrich.

„Wir könnten wohl, wenn wir wollten,“ entgegnete die Frau; „es ist Dieß sogar im Kaufkontrakte bedungen, daß wir bleiben können; aber am Ende hängen wir doch mehr an unserer Herrschaft, als an diesem Hause — und dann der arme Herr, er ist ruinirt, weil er schnell reicher werden wollte, als er schon war — in Geschäften, auf der Börse — Gott weiß, er hat sich in Dinge gemischt, die ein adeliger Herr nicht versteht und in die er sich nicht mischen sollte. Nun, es ist nicht unsere Sache, Das zu untersuchen; aber er muß jetzt sparen, und dazu bedarf er treuer Leute, die ihn nicht bestehlen, und da hat er so allerlei Stadtgesindel, Kammerdiener, Livréevolk um sich; da dachten wir, es ist gut, wir gehen zu ihm in ein anderes Schloß, das ihm noch geblieben ist, und ihm ist's auch ganz recht.“

„Nun,“ sagte Heinrich, „Sie thun vielleicht in jeder Beziehung gut. Wer weiß, was für eine Herrschaft Sie jetzt bekämen.“

„Nein, nein,“ fiel ihm die Kastellanin ins Wort, „der neue Besitzer soll ein ganz vortrefflicher Mann sein; alle Welt lobt ihn, und die ihn in hiesiger Gegend kennen, freuen sich, daß er hieher übersiedelt. Haben Sie vielleicht vom General von Wehrstätt gehört?“

„Wie,“ rief Heinrich freudig überrascht, „ist der neue Besitzer General von Wehrstätt? Dann wahrhaftig hat man ein Recht, sich zu freuen. Er ist einer der vortrefflichsten Menschen.“

Wie traurig, dachte Heinrich, daß ich jetzt vielleicht fort soll, da der Mann hierher übersiedelt, der mir eine so liebe Gesellschaft und eine Stütze gewesen wäre und der Marien kennt, der sie immer so herzlich liebte.

„Glauben Sie wirklich, daß er hieher übersiedelt,“ fragte er die Kastellanin.

„Es ist gewiß, nur ist die Zeit noch nicht bestimmt, wann; da er erst seine Entlassung nehmen will, die er aber aufgeschoben hat, weil wieder von Krieg die Rede ist. Nimmt er aber seine Entlassung, so kommt er gewiß hieher, um seine alten und kranken Tage — denn er soll manchmal sehr leidend sein, der alte Herr — hier zu verbringen in Gesellschaft seiner jungen Frau."

„Seiner Frau — Das ist ein Irrthum. General Wehrstätt ist nicht verheirathet."

„Doch, doch," versicherte die Kastellanin, „gewiß ist er verheirathet, seit Kurzem nur aber; er ist gewiß verheirathet. Wir haben ja den Auftrag, die Zimmer für die Frau Gemahlin einzurichten, und darum hat er ja einzig das Schloß gekauft, um sich hieher mit der jungen Frau zurückziehen zu können."

„Mit der jungen Frau?" sagte Heinrich kopfschüttelnd.

„Ja, diese alten Herren vom Militär," lächelte die Kastellanin, „die glauben sich niemals alt, und doch soll Herr von Wehrstätt schon in den Siebzigen sein und dabei sehr leidend an alten Wunden und allerlei Beschwerden."

„Ja leider, Das ist er," bestätigte Heinrich, „und wer ist die junge Frau?"

„Es soll ein altadeliges Fräulein sein, ohne Mitgift, versteht sich," sagte die Kastellanin; „so wenigstens erzählt man mir."

Auf dem Heimweg ließ Heinrich seinen Bruder plaudern und knabenhafte Luftschlösser bauen, ohne viel dazu zu sagen oder auf das Geplauder einzugehen.

Die Bedenklichkeiten, die bei der Nachricht von der Heirath des Generals in ihm aufgestiegen, zerstreute er bald; er war gewiß, daß Herr v. Wehrstätt nicht fähig war, eine jener jugendlichen Greisenthorheiten zu begehen, die oft das ehrwürdigste graue Haar mit Lächerlichkeit bedecken; er war überzeugt, daß jeder Handlungsweise dieses Mannes würdige und lobenswerthe Motive zu Grunde liegen und daß es auch dießmal der Fall sei; aber trotz alledem fühlte er sich von dem Gedanken an des Generals Heirath beengt, ohne zu wissen, warum. Er suchte nach

den Urſachen dieſes Unbehagens; er fand ſie nicht, und er mußte ſich ſagen, daß er thöricht ſei, oder daß er ſich von Ahnungen plagen laſſe, an die er nicht glaube.

Am nächſten Tage nahmen ihn die Vorbereitungen zur Abreiſe Alfreds zu ſehr in Anſpruch, als daß er länger viel über die Nachricht und das mit ihr zuſammenhängende Mißbehagen hätte nachdenken können, und an dem dritten Tage war die Abreiſe ſelbſt da, die an Entfernteres nicht denken ließ. Agnes machte alle möglichen Scherze über den Jüngling, der ſich aufs hohe Meer der großen Welt begebe, gab ihm mit komiſch-ernſtem Geſicht allerlei Weisheitsregeln mit auf den Weg, zitirte ihm die Rede des Polonius an ſeinen Sohn Laertes, und dabei ſtanden ihr den ganzen Morgen die Augen in Thränen, die mit dem ewig lachenden Munde und den Witzen und Reden ſonderbar und rührend kontraſtirten. Die Anderen lächelten mit ihr und waren durch die Komödie, die ſie ſpielte, nicht minder gerührt, als ſie ſelbſt. Aber um die eigene Rührung wie die der Anderen nicht aufkommen zu laſſen, ſagte ſie zu wiederholten Malen vor ſich hin: „Die Mutter wollte es ja, daß Alfred auf die Schule geſchickt werde, ſo müſſen wir uns darüber freuen.“ Hedwig, die den Knaben oft umarmte, machte ſich Vorwürfe über ihre Weichheit, fand Das nicht praktiſch oder vernünftig und nannte es überhaupt eine Thorheit, ſich über Trennungen zu grämen, die nur zum Guten führen. Sie enthielt ſich an dieſem Morgen ſelbſt aller der Zärtlichkeiten, die ſie ihrem jüngeren Bruder ſonſt bewies. Nur einmal umarmte ſie ihn, vor der letzten Umarmung, und das auch nur, um ihm unbemerkt die Erſparniſſe ihres Taſchengeldes in den neuen Paletot zu ſchieben.

Aber noch im letzten Augenblicke ſchien es, als ob aus der ganzen Reiſe und den Studien Alfreds nichts werden ſollte. Als er in Begleitung Agnes' und Heinrichs in die Stube des Vaters trat, um Abſchied zu nehmen, ſtand dieſer in ärgerlicher Stimmung an ſeinem Sekretär und kramte in Papieren, unter denen ſich Geburts- und Taufſchein Alfreds finden ſollten und die ſich

doch nicht finden laſſen wollten. Der Knabe aber mußte mit dieſen Papieren verſehen ſein, um in die Schule aufgenommen zu werden. Herr Volkmar ſchalt und brummte durcheinander, bald über die Unordnung in ſeinen Papieren, die doch ſonſt Niemand Anderer als er ſelbſt berührte; bald über die Pedanterien der Schulen und der Geſetze, die dergleichen verlangten; dann wieder über Alfred, der ihm ſo viel Sorge und Mühe mache, und über ſich ſelbſt, daß er den thörichten Gedanken gefaßt, ihn auf die Schule zu ſchicken, wo man doch nichts lerne für das viele Geld. Er warf die Papiere hin und ging mit ſchnellen Schritten in der Stube auf und ab, ohne ſeine Kinder, die ſchweigend da ſtanden, mit einem Blicke anzuſehen. Sie ſahen ihn ſeit lange zum erſten Male wieder ſo, wie ſie ihn bei Lebzeiten der Mutter oft zu ſehen pflegten. Sie war in ſolchen Momenten am Ruhigſten und wußte immer den Augenblick zu erfaſſen, um den Zorn von den Kindern auf ſich zu lenken und dann zu beruhigen. Die Kinder ſtanden jetzt gebeugten Hauptes da und dachten ihrer, während der Vater, immer mehr in Zorn gerathend, auf den Tiſch ſchlug, laut berechnete, wie viel ihn die zwei oder drei Jahre Alfreds koſten würden, und endlich, während er die Papiere in die Schublade zurückwarf, ausrief, es ſei eine Dummheit, die Heinrich ausgeheckt habe, und man ſolle die Pferde, die ſchon vor dem Thore bereit ſtanden, wieder ausſpannen.

Es ſchien Alles verloren. Heinrich biß ſich auf die Lippen, um nicht ein Wort auszuſprechen, das ſeinen bisher feſtgehaltenen Entſchluß, es mit ſeinem Vater zu keinem erbitterten Konflikte kommen zu laſſen, zunichte gemacht hätte. Alfred ſtand mit herabhängenden Armen da und ſuchte die Thränen in den Augen feſtzuhalten, indem er ſtarr vor ſich hinſah. Agnes betrachtete die beiden Brüder und rief mit Einem Male, wie Hülfe rufend: „Mutter! Mutter!“

Herr Volkmar ſchwieg plötzlich und hörte auf, die Papiere in die Lade zu werfen. Alfred ließ ſeinen Thränen freien Lauf,

und Heinrich sagte: „Es wird mir gelingen, Alfred auch ohne die Papiere einschreiben zu lassen. Wenn sie sich finden, wird man sie nachschicken, wo nicht, sich eine Kopie verschaffen. Ich kenne den Direktor, und unser Name wird hinreichen."

So sprechend, schob er Alfred vor, der seinem Vater zitternd die Hand küßte, dann ging er rasch mit ihm aus der Stube, die Treppe hinab, hob ihn in den Wagen und stieg ebenso rasch nach. Agnes, die ihnen folgte, sagte: „So recht, jetzt geschwind fort!" Sie sprang noch auf den Tritt, um den scheidenden Bruder zu umarmen, und sie that es, während sie den Kutscher anfeuerte, die Pferde in Bewegung zu setzen. In dem Augenblicke kam ein Diener und brachte noch die vermißten Papiere von Herrn Volkmar. Heinrich ergriff sie, und der Wagen flog davon. Agnes warf einen lustigen Triller in die Morgenluft, dann ging sie in die kleine Stube, die sie den ganzen Tag nicht verließ.

Sie fand Hedwig am Fenster, weit hinausgelehnt, um über die Gipfel der Bäume hinweg auf die kleine Strecke Weges, die von der Stube aus sichtbar war, den Wagen mit den Brüdern vorbeikommen zu sehen. Er flog über den schmalen Raum wie ein Traum vorüber, kam noch einen Augenblick zwischen zwei Wipfeln zum Vorschein, dann war er verschwunden, und Hedwig zog ihren Kopf zurück. Ihr Gesicht war in Thränen gebadet, und sie schluchzte so aufgeregt, wie sie Agnes noch nie gesehen hatte.

„Warum weinst du so arg?" sagte diese; „Alfred bleibt in unserer Nähe, zu Weihnachten besucht er uns und dann zu Ostern wieder. Wir können manchmal hinüberrutschen, und ich denke es jedes Mal zu thun, so oft uns Frau Böcking besucht. Die wird es schon beim Papa durchsetzen und wird sich auch als gute künftige Stiefmutter zeigen und nachsehen wollen, wie es Alfred geht. Dann reist auch Edmund mit uns, oder ich fahre gar allein mit ihm, was noch schöner sein wird."

Hedwig schwieg, und Agnes fuhr fort: „Ich freue mich, daß er fort ist, denn die Mutter hat es gewollt, daß er auf die Schule geschickt werde."

„Es ist doch Alles anders," seufzte Hedwig, „als es wäre, wenn die Mutter noch lebte — ich würde anderen Abschied von ihm genommen haben."

„Nun," sagte Agnes, „Heinrich hat es gut gemacht; gerade so, wie es die Mutter gemacht haben würde, als es aussah, daß aus der ganzen Reise nichts werden sollte."

Hedwig wurde aufmerksam, und Agnes deutete nur die Szene in der Stube des Vaters an, und Hedwig begriff sie schnell und wußte ohne weitere Ausmalung, wie sich Alles zugetragen. Sie lächelte bitter und sagte: „Diese Tyrannei stürzt mich ins Verderben."

„Was meinst du?" fragte Agnes, „die Heirath mit diesem Scholle?"

„Ja," erwiderte Hedwig nach einigem Zaudern, „ja diese Heirath mit dem Scholle."

„Heinrich wird eine solche Heirath nicht dulden," versicherte Agnes.

„Ich werde mir selber helfen," sagte die Andere leise und fügte noch leiser hinzu, „und ich glaube, daß mir mein Vater helfen werde."

„Weil er dich zwingen wird?"

„Ja, sein Zwang wird mir die Freiheit geben," sagte sie entschieden und mit einem Ausdruck, als ob diese Worte einen ganzen Plan zusammenfaßten.

Als wenige Minuten darauf ein Diener eintrat, der Hedwig zum Vater beschied, stand sie rasch auf und erhob den Kopf, daß sie plötzlich bedeutend gewachsen schien. Sie wollte dem Diener schnell folgen, besann sich aber, sammelte sich und ging dann langsamen, gemessenen Schrittes zur Stube hinaus.

Herr Volkmar war in der Stimmung, deren er immer bedurfte, um seinen Kindern Befehle zu geben, wo er Widerstand, lauten oder stillen Widerspruch erwartete, und er wollte diese Stimmung benützen, da er nicht gewöhnt war, seine Autorität in anderer Weise geltend zu machen. Als Hedwig bei ihm eintrat,

nahm er einen Brief, der vor ihm lag, in die Hand, sah hinein und sprach, als ob er die Worte aus dem Briefe herausläse: „Herr Scholle wird heute oder morgen eintreffen. Ich wiederhole dir den Befehl, ihn als deinen dir bestimmten Bräutigam zu empfangen."

„Ich muß," erwiderte Hedwig ruhig, „ich muß darauf wiederholen, Vater, was ich dir vor einigen Tagen gesagt habe: Ich werde mich nie auf diese Weise verheirathen lassen."

„Ich werde dich zwingen!" rief Herr Volkmar.

„Ich werde mich nicht zwingen lassen!"

Herr Volkmar erhob die Augen und sagte mit zornigem Spotte: „Da du so aufrichtig bist, wirst du mir wohl auch sagen, wie du dich meinem Zwange widersetzen willst."

„Auf jede Weise," erwiderte Hedwig gelassen.

„Zum Beispiel?" fragte Herr Volkmar weiter.

„Ich werde mich deiner Gewalt und den Liebeserklärungen des Herrn Scholle zu entziehen wissen."

„O," rief Herr Volkmar, indem er aufsprang und den Finger drohend erhob, „o, ich weiß sehr wohl, was du in deinem Hirne spinnst; du willst dich von diesem Taugenichts, von diesem großen Manne und Genie entführen lassen."

Hedwig schwieg; ihr Vater fuhr fort: „Merke dir, daß ich diese Schande meines Hauses aufs Furchtbarste rächen werde; daß du von dem Augenblicke an aufgehört hast, mein Kind zu sein, daß du deinen Fuß nicht mehr über meine Schwelle setzen darfst. Sage Das deinem Geliebten, daß er nicht einen Pfennig mit dir erstiehlt, und sieh zu, ob er dich dann noch stehlen will."

Hedwig zuckte die Achsel.

Herr Volkmar war außer sich. Er warf die Papiere, die vor ihm lagen, zu wiederholten Malen über- und durcheinander, während er vergebens nach Worten suchte, um seinen Zorn auszudrücken. Er war wie ein Mann, der nicht weiß, was er anfangen soll. Er war an solchen offenen Widerstand nicht gewöhnt und hatte es nicht gelernt, wie ihm entgegenzutreten. Mit schnellen Schritten

lief er in der Stube auf und ab, bis er plötzlich vor Hedwig stehen blieb und ihr zuschrie: „Hinter Schloß und Riegel werde ich dich setzen, um einer solchen Schande vorzubeugen."

„Thue Das," sagte Hedwig rasch, „im alten Thurme ist ja noch ein Gefängniß!"

„Willst du mich verhöhnen?" rief Herr Volkmar; „du sollst mich nicht umsonst auf das Gefängniß aufmerksam gemacht haben. Fort!"

Hedwig ging, der Vater folgte ihr. Er stutzte und hielt einen Augenblick inne, als sie, im Thorweg angekommen, nicht den Weg nach dem Gange, der zu ihrem Zimmer führte, einschlug, sondern sich links nach dem Hofe wendete und ihre Schritte dem Winkel entgegenrichtete, in welchem der Thurm mit dem Gefängniß stand. Er war ihr nur gefolgt, um sie auf ihre Stube zurückzuführen; daß sie auf sein im Zorn ausgestoßenes Wort hin, ohne weiteren Befehl, gleich selbst dem Gefängniß entgegenging, schien ihm das höchste Maß des Trotzes; er wendete sich und eilte in seine Stube zurück, während Hedwig ruhig ihren Weg fortsetzte. Erst auf der Thurmtreppe bemerkte sie, daß sie allein war, und blieb betroffen stehen, aber nach einigen Minuten stieg sie weiter und öffnete die kleine Thür, die in das sogenannte Gefängniß führte.

Es war ein kleines, rundes Gemach, das mit Leichtigkeit in eine schöne romantische Arbeitsstube oder auch in ein Boudoir hätte verwandelt werden können. Ja, das schien schon einmal der Fall gewesen zu sein; denn an der Wand hing ein alter erblindeter Spiegel in schön und alterthümlich geschnitztem Goldrahmen; unter ihm, an die Wand befestigt, befand sich ein schmaler Konsoltisch mit Marmorplatte und rechts und links von diesem zwei alte Lehnstühle, deren gelbseidener Ueberzug mit ausgefaserten Damastblumen in Fetzen von Lehne und Rücken herabfielen. Gefängnißartig waren hier nur die allerdings starken Eisengitter der tiefen Fenster, welche, mit Blei eingelassen, tief in den dicken Mauern steckten. An diesen hing Hedwigs Blick mit Genugthuung; diese verkörperten ihr, was sie eigentlich

wollte: den Zwang, das Recht zum Widerstande, vielleicht auch die Romantik, mit der sie ein Leben, das ihr arm und prosaisch schien, auszuschmücken wünschte.

Es war ihr vielleicht eine unangenehme Enttäuschung, daß nicht Riegel hinter ihr ins Schloß fielen, aber sie sagte sich, daß wohl der Vater statt der Riegel einen oder mehrere handfeste Diener, vielleicht einige Kohlenbrenner, als Wachen vor die Thüre und auf die Treppe gestellt habe, und daß sie doch viel zu thun und manche List anzuwenden haben werde, um sich ihrer Gefangenschaft zu entziehen.

In der That hörte sie bald nach ihrem Eintritt ins Gefängniß etwas auf der Treppe sich bewegen und war nun überzeugt, daß sie überwacht war. Sie wußte nicht, daß es die Hexe gewesen. Diese hatte vom Gang aus Vater und Schwester beobachtet, wie ersterer im Hofe umgekehrt war und diese ihren Weg nach dem Gefängniß allein fortsetzte. Sie errieth den ganzen Zusammenhang.

Nach einiger Zeit schlich sie auf die Treppe, unentschlossen, ob sie die Schwester besuchen sollte oder nicht. Da sie erkannte, daß die Thüre nicht verschlossen war, sagte sie sich: Möge sich Hedwig mit ihrer eigenen Komödie langweilen, bis sie sie selbst aufgibt. Und so denkend, schlich sie wieder fort. Es war dem Kinde nichts unmöglicher, als auf solche mit sich selbst gespielte Täuschung Anderer einzugehen.

So blieb denn Hedwig durch Stunden allein, und in einem der zerrissenen Lehnstühle sitzend, hatte sie Zeit, über sich und ihre Lage nachzudenken.

Diese Lage war eine kritischere, als irgend Jemand im Hause geahnt hätte, da in der That Niemand im Hause wußte, daß sie die Zeit hindurch in beständiger Verbindung mit Reinhold, in persönlicher wie in brieflicher, geblieben war. Es war ihr gelungen, selbst die allsehende Hexe zu täuschen. Und, mit Reinhold allein, war es diesem leicht, sie gänzlich zu berauschen und alle Bedenklichkeiten, die in ihr aufgestiegen waren, wie leichte Wolken zu verscheuchen. Dachte sie auch manchmal der Warnungen

Fanny's, so sagte sie sich doch gleich darauf, es sei besser, mit einem Menschen wie Reinhold unglücklich zu sein, als sich ein Glück gefallen zu lassen, wie es ihr ihr Vater bereiten wollte, oder auch, wenn sie diese Heirath mit Hülfe ihres Bruders vereiteln könnte, als das einförmige, todte, leidenschaftslose Leben, zu dem sie sich im alten Schlosse für immer verdammt schien. Sie hatte sich gewöhnt, in dem Gedanken an das Unglück, das ihr Reinhold vielleicht bereiten werde, zu schwelgen, und das scheinbar so kalte und theilnahmslose Geschöpf weinte manchmal im Stillen über sich selbst und über das Elend, das sie in der Phantasie schon durchlebte. „Und wären es nur einige glückliche Wochen," sagte sie sich, „so sind sie mehr werth als das ganze Glück einer guten bürgerlichen Ehe." Es kam zu diesen Selbsttäuschungen, deren jedes Mädchen fähig ist, noch eine Eigenschaft hinzu, die sie besaß, ohne daß Jemand sie in ihr gesucht hätte: ein gewisser Hochmuth, der ihr sagte, daß sie zu etwas Besserem als zu einer gewöhnlichen bürgerlichen Existenz geboren sei.

In der großen Stadt und unter anderen Verhältnissen geboren, so meinte sie, würde sie eine ausgezeichnete Frau, die eine Rolle gespielt hätte, vielleicht irgend eine große Künstlerin geworden sein. Sie begriff es nie, daß Heinrich, der so nahe daran war, in der großen Welt eine Rolle zu spielen, den Schauplatz freiwillig verlassen konnte; sie betrachtete Das als einen Beweis kleiner Gesinnung und fühlte sich dadurch bis zu einem gewissen Grade von ihm entfernt. Wenn er seinen Geschwistern manchmal einen Dichter erklärte und ihnen die Schönheiten des Gedichtes auseinandersetzte, dachte sie bei sich, daß sie größer und poetischer gestimmt sei, als er, und daß er im Grunde wenig berechtigt sei, sie über die Geheimnisse der Poesie aufzuklären. Dieser geheime Hochmuth fand im Umgang mit Reinhold starke Nahrung. Sie glaubte an seinen Geist! Seine geistige Trägheit und, wenn das Wort erlaubt ist, seine geistige Verlotterung hoffte sie heilen und ihn zu Schöpfungen aufstacheln

zu können. Sie sah schon einen berühmten Mann in ihm, sich an der Seite eines berühmten Mannes, und zwar in einer Gestalt, die des berühmten Mannes würdig war. Sie zeichnete sich selber aus, als geistreiche Hausfrau, als die Muse des Dichters, vielleicht selbst als Schriftstellerin. Ihr Salon war mit Kunstwerken geschmückt, und in diesem Salon war sie von den ausgezeichnetsten Männern umgeben. Allerdings erinnerte sie sich in solchen Momenten phantastischer Schwelgerei auch oft des entsagungsvollen Schicksals, des Elendes unter deutschen Dichtern und Schriftstellern, deren Biographien sie in letzter Zeit mit besonderer Vorliebe studirte; aber diese Erinnerung war ihr eine Bürgschaft, daß sie sich nicht zu betrügen suche, daß sie auf Alles gefaßt sei, daß sie die Dinge von allen Seiten betrachte und erwäge. Selbst wenn es ihr elend gehen, wenn sie mit Noth und Entbehrung zu kämpfen haben sollte, sie nahm es gerne hin; sie wollte gerne in einer Dachstube wohnen, selbst die arme Kost bereiten und wirthschaften. Auch dieses Leben hat seinen Reiz, seinen Ruhm und seinen Glanz. Daß Reinholds Gestalt auf diesen Phantasiebildern in den Hintergrund trat, daß sie diese Bilder eigentlich mehr beschäftigten, als er selbst, bemerkte sie nicht, und so waren auch die Bedenklichkeiten, die gegen seinen Charakter manchmal in ihr aufstiegen, von keinem Gewicht, und dieses um so weniger, als Fanny's Warnungen und Anklagen Reinholds — sie war während dieser ganzen Zeit fortwährend mit Fanny in Verbindung geblieben — immer schwächer und blässer wurden. Sie schrieb die ersten Ausbrüche Fanny's der Eifersucht und getäuschten Liebe zu und glaubte dazu um so mehr Grund zu haben, als die Schulmeisters-Nichte manchmal mit unendlicher Sehnsucht von den mit Reinhold verlebten schönen Tagen sprach und offenbar in eine tiefe Trauer versank.

Mit solchen Gedanken und Träumereien, die ihr längst Bedürfniß geworden, vergingen ihr rasch die Stunden ihrer Haft, und sie merkte es kaum, daß man ihr, und zwar auf Veranstaltung der Hexe, nicht einmal ihr Essen brachte. Es war schon

gegen Abend, als sie ein Geräusch auf der Treppe hörte, die Thüre knarrte und Fanny leisen Schrittes eintrat.

Mit ihrem Eintreten erst nahm das Gefängniß einen unheimlichen Charakter an und erinnerte an die abgelegenen Gemächer, in denen Geister zu erscheinen pflegen, denn einem Geiste gleich überschritt sie die Schwelle und ging auf Hedwig los.

Wer das Mädchen seit einigen Tagen nicht gesehen, hätte sie nicht wieder erkannt.

Sie war offenbar krank; ihre Wangen waren blaß, ihre Stimme zitterte im Sprechen, ihre Augen glühten, und ihr Anzug, sonst so nett und zierlich, war vernachlässigt. Hedwig war an das traurige Aussehen ihrer Freundin schon gewöhnt oder hatte kein Auge dafür; es überraschte sie nicht, wohl aber Fanny's Erscheinen im Gefängniß. Sie eilte mit fragendem Gesichte auf sie zu; Fanny aber setzte sich ruhig auf den anderen Lehnstuhl und sagte vor sich hin: „Ich habe wieder eine Bestellung für dich, Hedwig."

„Von Reinhold?" fragte diese hastig.

„Ja! Es scheint, daß ich mein Geschäft gut verrichte, da ihr euch immer an mich wendet mit Botschaften," sagte Fanny mit leisem Lächeln.

„Was ist's?"

„Dein Vater" — sagte Fanny, im trockensten Tone des Berichterstatters vor sich hinsprechend — „dein Vater war heute Nachmittags beim alten Ott. Nach diesem Besuche rief der alte Ott seinen Sohn und kündigte ihm an, daß er sein Haus und das Dorf noch heute verlassen müsse."

„Was sagte Reinhold?"

„Er weigerte sich. Aber der alte Ott versicherte ihn, daß er ihn aus seinem Hause weisen und daß er mit Herrn Volkmar dafür sorgen werde, daß er im Dorf und in der ganzen Umgebung kein Obdach finde. Er bot ihm seine Pferde an und ein genug großes Reisegeld, um in die Residenz kommen und dort noch einige Zeit leben zu können."

„Und Reinhold?"

„Er nahm es an. Er reist noch diese Nacht ab, und du kannst ihn am Eingange des Waldes erwarten, wo die Straße vorbeikommt, um Abschied von ihm zu nehmen."

„Abschied!" rief Hedwig und lachte.

„Nein," sagte Fanny, „ich weiß es, du wirst nicht Abschied von ihm nehmen, du wirst mit ihm gehen."

Sie sah Hedwig fragend an. Als diese schwieg, war ihre bisherige Ruhe plötzlich hin; ihre Wangen rötheten sich glühend, und ehe Hedwig sich dessen versah, lag sie vor ihr, umfaßte ihre Knie. „Nehmt mich mit!" rief sie flehend, „nehmt mich mit! Ich werde euch in eurer Liebe nicht stören! Ich will eure Magd sein, ich will euch treu dienen; o, laßt mich nicht so allein mit mir! nehmt mich mit!"

Hedwig hob sie erschrocken auf. Gerührt, ja entsetzt von dem Ausdrucke der Verzweiflung, der auf dem Gesichte der Freundin lag, sagte sie schnell entschlossen: „Ja! so sei es! Komm!"

Diese Bereitwilligkeit brachte Fanny wieder zur Besinnung. Sie dachte eine Zeitlang nach, dann schüttelte sie den Kopf und sagte leise vor sich hin: „Wozu? Auch kann ich Das dem alten Manne nicht anthun."

So vor sich hinsprechend, reichte sie Hedwig abgewandt die Hand und ging ebenso still, als sie gekommen war, mit geneigtem Kopfe aus dem Gefängniß.

Hedwig war dieses Aussehen, dieses Benehmen der Vertrauten und Freundin nicht neu, und selbst wenn es ihr ungewohnt gewesen wäre, sie war jetzt zu sehr mit sich selbst beschäftigt und mit Dem, was ihr die nächsten Stunden bringen sollten, als daß dieser Abschied und die eben erlebte Szene einen merklichen Eindruck auf sie hätten hervorbringen können. Sie setzte sich wieder hin, drückte das Gesicht in beide Hände und versank in Nachdenken.

Es war schon tief dunkler Abend, als sie aufsprang und die Hand leise an das Schloß legte. Vielleicht hoffte sie die Thür geschlossen zu finden, denn sie drückte leise und langsam. Aber

die Thür war nicht geschlossen. Ein Seufzer entrang sich ihrem Busen, dann öffnete sie rasch, glitt die Treppe hinab und lief auf den Fußspitzen über den Hof, in die große Gesindestube. Dort an der Thür hingen immer mehrere Mäntel mit Kapuzen, wie sie die Dienstleute in diesen Gegenden zu tragen pflegen. Einen solchen nahm sie vom Nagel, ohne von den Dienstleuten, die am Herde saßen, bemerkt zu werden, da das Feuer in demselben nur ihren Winkel, nicht aber die entfernte Thür beleuchtete.

Sie warf ihn über ihre Schultern, zog die Kapuze über den Kopf und eilte so vermummt über die Brücke in die Nacht hinaus dem Waldsaume entgegen.

Die Hexe war auf Befehl des Vaters im Vorderhause mit Einrichten des Zimmers beschäftigt, das Herrn Scholle aufnehmen sollte.

Sechstes Kapitel.

Heinrich hatte seine Geschäfte in der Kreisstadt rasch abgemacht. Alfred war gut untergebracht; doch ließ sich der ältere Bruder nicht die nöthige Zeit, ihn auch in allen Einzelheiten zu versorgen, und schon am nächsten Tage trat er die Rückreise an. Es war ihm, als hätte er zu Hause Wichtigeres zu thun, und er beredete sich, daß es die angekündigte Ankunft des Freiers Scholle sei, die ihn so sehr zur Rückkehr drängte, da er in solchem Augenblicke doch die Schwester, auf deren Schicksal es abgesehen war, nicht allein lassen konnte. In Wahrheit aber waren es allerlei Ahnungen, die ihn heimwärts trieben und die in den heimischen Wirrnissen ihren Grund hatten. Der Kutscher konnte ihm die Pferde nicht schnell genug antreiben, und je mehr er sich den heimischen Wäldern und dem heimischen Dorfe näherte, desto mehr nahm seine Unruhe zu. Wohl wissend, daß ihn in nächster Zeit manche Schlichtung von Streit und Wirrsal erwarte, suchte er sich Menschen und Verhältnisse noch ein Mal recht klar zu machen,

um auf dem so geordneten Boden einen Plan seiner Handlungsweise zu entwerfen. So beschäftigt, verging ihm die Reise rascher, als da er noch mit unbestimmten Ahnungen zu kämpfen hatte, und schon fuhr er aus dem Walde heraus, auf dem Wege, der dem Dorfe entgegenführte, als er durch einen hellen Gesang aus seinem Nachdenken geweckt wurde. Die Worte des Gesanges lauteten:

Ich sitz' am Wege, ich sitz' am Pfad,
Wie die Blume, die Königskerze,
Und warte, bis der Geliebte naht,
Dem ich gebe mein ganzes Herze.

Die Sängerin, die in der That am Rande des Weges saß, hatte Kopf und Gesicht mit einem großen Tuche verhüllt, aber Heinrich erkannte lächelnd Stimme und Gestalt.

„Hexe," rief er erfreut, „du bist die Königskerze! Und ich bin es, den du erwartest und dem du dein ganzes Herze schenkst?"

Statt aller Antwort sprang Agnes in den Wagen, um den Bruder zu umarmen. Heinrich freute sich, dem lieben Geschöpfe wieder ins Auge zu sehen; aber wie er es that, schienen ihm mit Einem Male seine Ahnungen gerechtfertigt.

„Hexe," sagte er besorgt, „wenn du mit einer Posse anfängst, hast du was Trauriges zu sagen. Was ist vorgefallen?"

„Lasse nur gleich die Pferde hinab- und der großen Straße zuwenden," antwortete Agnes.

„Warum, was ist vorgefallen?"

„Sie sind fort!"

„Wer?" rief Heinrich erschrocken, „Reinhold und —"

„Und Hedwig," fügte Agnes bei. „In dieser Nacht sind sie fort, der Residenz entgegen, du holst sie vielleicht noch ein, bevor sie dort ankommen — du kannst sie ihm vielleicht noch entreißen."

„Ich Elender," rief Heinrich und schlug sich mit der Faust vor die Stirne, „ich Elender, der ich nicht den Muth hatte, das Unglück mit Gewalt zu verhüten. Aber ich traute ihm nicht Muth und Kraft zu solcher That zu."

„Er hatte sie wohl auch nicht," sagte Agnes, „Muth und Kraft dazu kamen von Hedwig."

„Ich will mit dem Vater sprechen!" sagte Heinrich.

„Was wird Das nützen," erwiderte Agnes, „der Vater ist wüthend, schiebt dir alle Schuld zu, schwört, daß ihm Hedwig nicht ins Haus darf, und wird dich nicht anhören. Das Beste ist, du verlierst keine Zeit und machst dich sogleich auf, sie zu verfolgen."

„Ich muß jedenfalls ins Schloß, um die Pferde zu wechseln; diese sind zu sehr abgehetzt."

„Der Vater wird dir diese ausspannen lassen," sagte Agnes, „und wird nicht erlauben, daß du andere anspannst." Heinrich dachte einige Minuten nach, dann befahl er dem Kutscher, ins Dorf und vor das Ott'sche Gehöft zu fahren; „der alte Ott," sagte er, „wird mir sein zweites Paar zur Verfolgung seines Sohnes leihen."

Vor dem Ott'schen Hofe angekommen, fanden sie den Eigenthümer auf einem Eckstein am Hofthore sitzend, mit gebeugtem Kopfe und zwischen den Knien durch auf den Staub der Erde niederstarrend. Als der Wagen vor ihm hielt, erhob er das Gesicht, das Heinrich um viele Jahre gealtert schien, und sagte: „Kommen Sie, um mir Vorwürfe zu machen, Herr Heinrich? Das weiß Gott im Himmel, ich bin nicht Schuld, und ich dürfte Ihnen eher vorwerfen."

„Sie haben Recht," sagte Heinrich, „aber es ist nicht Zeit zu Vorwürfen und Gewissensbissen — lassen Sie mir schnell Ihre Pferde vorspannen, daß ich den Flüchtigen nachsetze."

„Thun Sie Das," rief Ott; „es ist besser, Ihre Schwester bleibt ewig allein und mit der Schande behaftet, sich mit diesem Menschen geflüchtet zu haben, als daß sie, sei es wie immer, an ihn gebunden werde."

Er eilte in den Stall und kam nach einigen Minuten mit den Pferden zurück. Während er sie vorspannte, murmelte er immer vor sich hin: „Daß Ihrem Hause, daß dem Andenken

Ihrer Mutter Das aus meiner Familie kommen mußte! Wissen Sie, daß sie es war," sagte er lauter, „daß es Ihre Mutter war, welche die ersten Jahre seiner Studien bezahlte? Der Elende! Er weiß es! Und so dankt er ihr!" Agnes wendete sich ab, um nicht die Thräne zu sehen, die dem alten Manne aus dem Auge sprang und die er zu verbergen suchte, indem er sich vorn an der Deichsel zu schaffen machte. Dann erhob er sich wieder, und nach des Schulmeisters Hause deutend, sagte er: „Da drüben geht auch Manches vor. Ich weiß nicht, was, und habe Angst, es zu erfahren; aber das Mädel habe ich heute Morgens wie verrückt im Garten umherlaufen gesehen, und den Schulmeister sah ich am Fenster stehen und in den Tag hineinstarren, wie Einer, dem alle Gedanken ausgegangen."

„Ich sollte vielleicht hinüber!" sagte Heinrich.

„Nein, Herr Heinrich," erwiderte Ott entschieden. „Wer für Alle sorgen will, sorgt für Niemanden. Sehen Sie, daß Sie fortkommen und Ihre Schwester möglichst bald erreichen. Und seien Sie nicht schwach, nicht zu zärtlich und haben Sie nicht zu viele Rücksichten; was Ihnen der Elende oder die Unglückliche vorreden, zwingen Sie dieselbe zur Rückkehr, denn sie führt einen wahnsinnigen Streich aus und wird es Ihnen einstmals danken. Und nun glückliche Reise und gute Verrichtung! Soll ich Ihnen nicht noch ein Pferd vorspannen? Ich habe noch eines, freilich einen elenden Klepper!"

„Es würde wohl mehr hindern als fördern!" meinte Heinrich.

„Das ist wahrscheinlich! Glückliche Reise!"

Heinrich nahm Zügel und Peitsche, nickte noch einmal der guten Hexe zu und flog davon. Wenige Minuten darauf war er im Walde verschwunden. Agnes wendete sich langsam, um ins Schloß zurückzukehren. Am Hause des Schulmeisters vorbeikommend, schien es ihr unbarmherzig, so kalt vorüberzugehen, wo, wie sie von Ott erfahren, ebenso auch Unglück wohnte. Aber da sie den Fuß über die Schwelle der Hofthür setzen wollte, überfiel sie eine große Angst und Scheu vor diesem Unglücke; es war

ihr mit Einem Male, als wäre sie zu jung, als wäre es ihr noch nicht gestattet, jedes Unglück zu trösten oder auch nur zu kennen; sie wußte nicht, warum sie erröthete, und furchtsam schlich sie weiter. Aber wohin! das Schloß schien ihr so grausam öde — die beiden Brüder waren fort, die Schwester war fort, um vielleicht nie wieder zurückzukehren. So schlich sie auch am Schlosse vorbei, durch den Park über die trocken liegenden Steine des Baches, und lief sie endlich jenseits des Baches rasch über eine herbstliche Wiese und weiter einen Hügel hinauf, bis sie eine Mauer in ihrem Laufe aufhielt. Im Augenblicke war ein junger, an der Mauer wachsender Baum erklommen, aus seinen Zweigen sprang sie auf die Mauer und dann wieder auf die andere Seite hinab.

Sie stand im Kirchhofe. Der Weg, den sie nun nehmen sollte, war ihr von vielen geheimen Ausflügen hieher sehr wohl bekannt.

Mit beflügelten Schritten, als ob sie einer Umarmung entgegeneilte, lief sie durch die Reihen der Gräber. Auf einem derselben stand noch immer ein einfaches hölzernes Kreuz, und auf diesem standen die Worte: „Unsere Mutter!“ Nicht die Kinder hatten diese Worte hingeschrieben; sie kamen von irgend einer unbekannten Hand. „Unsere Mutter!“ las Agnes und wiederholte: „Meine Mutter! Meine Mama!“ Und diese Worte ausrufend, warf sie sich auf den Hügel und brach in bittere Thränen aus.

Heinrich fuhr indessen durch die Wälder so raschen Trabes, als es die schlechten Wege gestatteten. Erst während der Nacht kam er auf die große Reichsstraße, die der Residenz entgegenführt und die sich viele Meilen weit durch unerquickliches, unmalerisches Land hinzieht. Erst nach Mitternacht hielt er in einem Wirthshause an der Straße, um den Pferden einige Erholung zu gönnen. Hier erfuhr er, daß allerdings vor ungefähr zwölf Stunden ein junges Paar vorbeigekommen war. Nach der Schilderung konnte er nicht zweifeln, daß es Reinhold und Hedwig gewesen. Die Reisenden waren den Leuten aufgefallen, weil sie

weder wie ein Ehepaar, noch wie Bruder und Schweſter ausgeſehen, und vor Allem, weil das Mädchen ſehr niedergeſchlagen ſchien, ihr grober Kapuzenmantel nicht zu dem Reſte ihrer Kleidung paßte und ſie ſich ſelbſt in der Gaſtſtube, wie verſchämt oder wie eine Entdeckung fürchtend, fortwährend das Geſicht mit der Kapuze verhüllte. Die Kellnerin verſicherte, ſie habe nicht ſo viel gegeſſen, als zur Nahrung eines kleinen Vogels nöthig ſei, und die Wirthin meinte, man habe nicht unterſcheiden können, ob der Herr, der mit ihr geweſen, ſie tröſtete oder ihr Vorwürfe machte. Der Herr habe auch ein Zimmer beſtellt, um ein wenig auszuruhen, aber die junge Dame habe ſich geweigert, ihm dahin zu folgen. Sie ſei eine Zeit lang allein geblieben, und da habe man ſehen können, daß ſie unter der Kapuze weinte. Wenigſtens habe die Bewegung des Kopfes ihr Schluchzen verrathen. Auf keinen Fall ſah ſie aus, als machte ſie eine glückliche Hochzeitsreiſe. Der Herr ſei einige Zeit vor dem Hauſe auf und ab gegangen und habe ſehr verdrießlich vor ſich hingemurmelt und ſeinen Hut zu wiederholten Malen ganz ärgerlich auf den Tiſch geworfen und dann wieder ſchief aufgeſetzt, als wollte er mit Jemand Streit anfangen.

Dieſe Berichte ſchnitten Heinrich ins Herz. Er konnte es nicht erwarten, daß die Pferde wieder vorgeſpannt wurden, und vor der erſten Morgendämmerung ſetzte er ſeine Reiſe fort. Er blickte in alle Wagen, die ihm mit Tagesanbruch und während des ganzen Vormittags entgegenkamen, in der ſchwachen Hoffnung, daß ihm einer vielleicht die unglückſelige Schweſter zurückbringe. Aber nur gleichgültige, unbekannte Geſichter ſahen ſeinem forſchenden Auge entgegen. Erſt am Nachmittag ſahen ihm plötzlich aus einem prächtigen vorbeirauſchenden Reiſewagen bekannte Blicke entgegen. Unwillkürlich zog er die Zügel an, und in dem Augenblicke hielt auch der Reiſewagen, und während er hier vom Kutſcherbocke ſprang, eilte dort aus dem Innern Edmund hervor. Auf halbem Wege zwiſchen beiden Wagen lagen ſich die Freunde in den Armen, während ſich Frau Böcking hervorbeugte

und Heinrich herbeirief. Diesem aber war in seiner jetzigen Gemüthsstimmung der Anblick dieses wohlwollenden, freundlichen und befreundeten Gesichtes zu tröstlich und wohlthuend, als daß er dem Rufe der Frau Böcking sogleich gefolgt wäre. Doch bemerkte er auf diesem Gesichte bald eine gewisse Verlegenheit und Trauer, die er sich erst erklärte, als ihm Edmund, da sie endlich dem Wagen nachgingen, ins Ohr flüsterte: „Machen Sie sich auf manche unangenehme Aeußerung gefaßt; wir wissen Alles; wir sind den Flüchtlingen begegnet!"

In der That rief ihm Frau Böcking schon auf einige Schritte Entfernung ohne Rücksicht auf die Dienerschaft entgegen: „Schöne Geschichten, mein Herr Heinrich! Sehr schöne Geschichten! Glauben Sie, ich weiß es nicht, auf welcher angenehmen Lustreise Sie sich da befinden? Ich weiß es ganz wohl, Sie jagen einer entlaufenen Schwester nach! Ja, ja, wir sind den saubern Flüchtlingen begegnet; ich habe sie aufgehalten und ihnen einige unangenehme, aber verdiente Wahrheiten gesagt. Ich sollte Ihnen auch einige sagen, denn das Alles kommt vom Lesen, und Sie haben die Mädels zu viel lesen lassen und ihnen selbst zu viel vorgelesen. Ich habe nie gelesen, und darum habe ich mich nie entführen lassen. Glauben Sie, daß es nicht auch Leute gab, die Lust hatten, mich zu entführen? Besonders seit ich eine reiche Wittwe bin! Gottlob, es gab ihrer und sehr viele! — Nein, das werde ich mein Lebtag nicht vergessen, wie ich da mit Edmund aus dem Wagen steige, um ein wenig zu Fuß zu gehen, und wie mir da mitten im Walde das Pärchen entgegenkommt. Ich sah mich um, ob Sie nicht dabei sind oder Ihr Vater oder irgend eine respektable Garde de dame. — Gott bewahre, da ist Fräulein Hedwig allein mit einem Landstreicher. Ich fange gleich an, zu examiniren, zu verhören, und gottlob, das verstehe ich wie ein Kriminalrichter, und da hatte ich denn auch bald die ganze Geschichte heraus. Einen Augenblick dachte ich daran, das unglückliche Mädchen zu fassen, sie in meinen Wagen zu sperren und sie so nach Steinthal zurückzubringen."

„Das hätten Sie vielleicht thun ſollen, Frau Böcking," ſagte Heinrich. „Sie hätten uns einen großen Dienſt erwieſen."

„Ich habe mich gehütet," erwiderte Frau Böcking mit Eifer, ja mit aufſteigendem Zorn. „Wiſſen Sie, daß ſie einen Mantel auf dem Leibe hatte, wie eine Dienſtmagd; ein ſolcher Mantel ſaß noch nie in meinem Wagen und ſoll auch nie hineinkommen. Und dann will ich mich fernhalten von ſolchen Geſchichten. Ja, ja, ſagen Sie es nur Ihrem Herrn Vater, es iſt aus mit uns Beiden, aus unſerer Heirath wird nichts; ich kann in eine Familie nicht heirathen, aus der ſich die Töchter entführen laſſen, und mit dem Adel iſt es für jetzt auch aus. Die Geſchichte wird Skandal machen, und in einem ſolchen Moment kann man doch eine Familie nicht adeln, die den Skandal macht und ein ſolches ſchlechtes Beiſpiel gibt. Warum ſoll ich dann Ihren Vater heirathen?"

„Allerdings!" lächelte Heinrich.

„Sehen Sie, Sie geben mir ſelber Recht. Und wie ſehr würden Sie meine Entrüſtung begreifen, wenn Sie erſt Alles wüßten. Ich komme eben aus der Reſidenz, wo ich Alles fix und fertig gemacht habe; Tag und Nacht war ich auf den Beinen; wie viele Hofräthe, Regierungsräthe und Miniſter-Sekretäre habe ich beſucht, wie viele Beredtſamkeit verſchwendet! Wie liebenswürdig war ich mit der Geliebten des Polizeiminiſters; ich habe ihr meinen Shawl vom Leibe weg geſchenkt, weil er ihr gefiel, einen Shawl, der direkt aus Perſien kam und zweitauſend Gulden koſtete, zweitauſend Gulden wie ein Kreuzer. Alle die Beſtechungen, die ich für die Adelung des ſeligen Böcking leider umſonſt verſchwendete, kamen mir noch zugute — ich hatte für Ihren Papa nicht die Hälfte auszugeben, nicht dreißigtauſend Gulden — nur die Taxen hatte er noch zu bezahlen; und das Alles iſt umſonſt — das Alles" — jammerte Frau Böcking — „einmal weil ich mich nicht mehr darum kümmere, und dann weil man, wie geſagt, nicht wird einen Mann adeln wollen, deſſen Tochter durchgeht, und dann weil die Herren ſchon ihr Geld eingeſteckt haben!"

„Das ist allerdings das Traurigste an der Sache!“ sagte Heinrich mit demselben traurigen und zugleich spöttischen Lächeln.

„Ich glaube gar, Sie spotten noch!“ rief Frau Böcking, indem sie beide Hände flach auf die Knie schlug. „Ihr Herr Papa wird nicht spotten, daß ihm eine so reiche Partie entgeht. Und er soll es gleich wissen; gleich, wie ich zu Hause ankomme, schicke ich ihm durch einen Expressen einen Absagebrief, und alle Welt soll es wissen, daß ich ihm abgesagt habe.“

So sprechend, verschwand plötzlich der ernste und zornige Ausdruck aus ihrem Gesichte, um einem lauten Lachen Platz zu machen. Sie warf sich in den Wagen zurück und erschütterte ihn so sehr mit ihrem Gelächter, daß Heinrich, der am Schlage stand, die Bewegung fühlte.

„Es ist zu komisch,“ rief sie dann, immer lachend, „daß mir Das noch nicht eingefallen ist, — es ist unbezahlbar!“

„Darf ich wissen, was Ihnen so komisch erscheint?“ fragte Heinrich.

„Es ist zu komisch,“ wiederholte Frau Böcking, „mein armer Scholle! Gerade heute kommt er in Steinthal an, um seine künftige Braut zu besichtigen. Das Gesicht, das er aus seinen großen Vatermördern herausmacht, das dumme Gesicht, wenn er erfährt, daß das Nest leer ist — das möchte ich sehen! Tausend Gulden gäbe ich dafür, wenn ich's sehen könnte! — Sie müssen wissen,“ fuhr sie, zu Heinrich gewendet, immer lachend fort, „daß er schon so im gewöhnlichen Leben ein höchst dummes Gesicht hat, mein guter Neffe Scholle, und daß ihm schon einmal eine ihm Bestimmte vor der Nase weg durchgegangen ist, aus purer Angst vor seinem dummen Gesicht. Da möchte ich denn dabei sein, um zu sehen, wie er erfährt, daß ihm Das zum zweiten Mal passirt.“

„Und den Mann hatten Sie die Güte, meiner armen Schwester zu bestimmen,“ sagte er halb vorwurfsvoll, halb auf ihre heitere Stimmung eingehend — „hatte sie da nicht Recht, vor einem solchen Glück zu fliehen?“

„Nein,“ erwiderte Frau Böcking entschieden und wieder halb

erzürnt. „Nein, mein Neffe ist Beamter, Kreissekretär. Einen Schriftsteller einem Kreissekretär vorzuziehen, der vielleicht einmal Kreisrath wird, das ist unerhört, das ist unverzeihlich, das ist der höchste Grad des Leichtsinnes! Das ist ein Verbrechen!“

Da die beiden jungen Männer schwiegen, rief sie: „Meinetwegen!“ und fügte dann ruhiger hinzu: „Ich bedauere nur Eines! Ein anderer schöner Plan geht mir zu Grunde — die kleine Hexe — es thut mir leid um sie.“

„Die kleine Hexe,“ sagte Edmund, „wird für sich zu sorgen wissen. Um die ist mir nicht bange; was die thun wird, wird recht gethan sein.“

„Das glaube ich auch,“ sagte Frau Böcking, „darum thuts mir leid, daß sie für uns verloren sein soll.“

„Das ist noch die Frage,“ lächelte Edmund; „lassen wir sie erst achtzehn Jahre alt werden, dann wird die Sache von ihr entschieden werden, nicht von uns.“

„Nicht von deiner Tante?“

„Nicht im Geringsten,“ versicherte der Neffe.

„Du willst dich auch empören!“ rief die Tante in komischem Pathos.

„Für gewisse Angelegenheiten,“ erwiderte Edmund, „habe ich mir das Recht zur Empörung vorbehalten.“

„Nun, wir wollen sehen,“ lächelte Frau Böcking; „ich sage von dir, was du von Agnes sagtest.“

Heinrich begann, Abschied zu nehmen.

Edmund erbot sich, zum größten Entsetzen der Tante, ihn zu begleiten, aber Heinrich lehnte es dankbar ab.

„Es ist wohl am Besten,“ sagte er, „daß ich mit Hedwig, wenn ich sie erreiche, allein sei; jede Gesellschaft, die Gegenwart eines Dritten würde sie nur beengen, vielleicht demüthigen.“

Edmund sah Das ein. Bald darauf flogen die beiden Wagen in verschiedenen Richtungen auseinander. Um die verlorene Zeit wieder einzubringen, trieb Heinrich die Pferde mit doppelter Gewalt an. Aber die armen Thiere waren ermattet und keines

kräftigen Trabes mehr fähig. Er dachte wohl daran, sie irgendwo in einem Gasthause am Wege unterzustellen und die Post zu nehmen, aber er kannte diese öffentliche Anstalt seines Landes zu gut, um nicht zu wissen, daß er dann auf jeder Station Zeit verliere und daß er selbst mit müden Pferden rascher weiter komme. Auch hatte er es bei dem großen Vorsprunge, den die Flüchtlinge vor ihm hatten, aufgegeben, sie auf der Straße zu erreichen. Er sagte sich, daß er seine Reise bis in die Residenz werde fortsetzen müssen, und da kam es im Grunde auf einige Stunden früherer oder späterer Ankunft nicht an. Was ihm Frau Böcking gesagt hatte, erhöhte nur noch seine Sorgen und Traurigkeit. Ihr Absagebrief wird den Vater noch mehr erbittern, und er zitterte für Hedwig vor dem Empfange, den er ihr bei ihrer Rückkehr bereitet sah. Die ganze Zukunft erschien ihm dunkel und verworren; er fing an, an Mittel und Wege zu denken, wie in das gestörte Leben der unglücklichen Schwester einige Klarheit und Beruhigung zu bringen. Wie sehr sich auch das Land, das er jetzt durchfuhr, mit jeder Stunde verschönerte, er hatte kein Auge dafür, ja, er sehnte sich in die Düsternis der Wälder zurück, die er gestern durchfahren und deren dumpfes Sausen und Rauschen zu seiner Stimmung besser paßte, als das Lachen und Locken glücklicher Fluren. In seine Gedanken vertieft, merkte er es nicht, wie die Nacht zum zweiten Male herabsank, und daß ihn seine ermüdeten Pferde, ohne daß er es wollte, in ein Nachtlager brachten.

Es war das ein am Eingange in eine größere Provinzstadt gelegenes neues Gasthaus mit großen und hell beleuchteten Rundbogenfenstern, das sich bemühte, die Eleganz der Residenz-Gasthäuser nachzuahmen. Dem weiten und hohen Gastsaale mit einer Musiktribüne und Galerie auf halber Höhe sah man es an, daß er für Bälle und Lokalfeste bestimmt war, und trockene Laub- und Blumenfestons, die noch bruchstückweise an den Wänden hingen, sagten dies noch deutlicher.

Die Gäste, die Heinrich hier versammelt fand und die an

vielen einzelnen Tischen ihr Nachtessen einnahmen, waren nur zum geringsten Theile aus der Ferne kommende Reisende; es waren meist die Honoratioren der Stadt, Kaufleute und Beamte und Gutsbesitzer aus der Umgegend. In dem Saale herrschte eben große Stille, trotz der Menge der Gäste, und Aller Blicke wendeten sich Einem Punkte zu.

Heinrich, nachdem er seinen Platz in einem entfernten Winkel eingenommen, folgte den neugierigen Blicken und sah dort, wo sie sich sämmtlich konzentrirten, auf einem in der Mitte des Saales stehenden Stuhle eine dicke Gutsbesitzersgestalt sitzen, welcher eine andere, an Aussehen sehr verschiedene Gestalt das Haar zerwühlte und, einzelne Worte vor sich hinmurmelnd, den Kopf betastete. Es war dieß offenbar eine phrenologische Schädelprüfung. Der Untersuchte lächelte verschämt und verlegen und sah manchmal mit einem erwartenden und fragenden Blicke zum Phrenologen hinauf. Dieser, ein langer blasser Mann mit dünnem Schnurrbart und auf den Nacken herabwallendem Haare, dessen Alter schwer zu bestimmen war, ließ sich weder durch die flehenden Blicke des Untersuchten, noch durch die Bemerkungen und mancherlei geflüsterten Witze um ihn her in seiner Beschäftigung stören und wahrte einen unerschütterlichen Ernst, eine Andacht, die er augenscheinlich seinem Publikum mittheilen wollte.

Endlich begann er zu sprechen, und das leiseste Geflüster im Saale hörte auf, um der gespanntesten Aufmerksamkeit Platz zu machen.

„Wohlwollen," sagte der Phrenolog mit lauter Stimme, indem er in die Luft sah und mit den Händen in den Haaren seines Gegenstandes zu wühlen fortfuhr, „zur Nachgiebigkeit geneigt, leicht versöhnt, leicht erzürnt, aber Zorn von kurzer Dauer, unüberlegt."

„Ganz richtig! Merkwürdig, sehr merkwürdig," murmelte man hie und dort.

Der Phrenolog fuhr fort: „Wenig Scharfsinn!"

Die Versammlung lachte, der Untersuchte lächelte gutmüthig mit ihr.

„Ziemlicher Idealismus!“ sagte der Phrenologe weiter.

Der dicke Mann lächelte verschämt und erfreut, während Einzelne aus der Gesellschaft die Köpfe zusammensteckten, um sich über die Bedeutung dieses Wortes zu besprechen, und ein dünner Mann mit weißer Kravatte, dem man von ferne den Advokaten des Ortes ansah, ihnen zurief: „Das sind die zwei Zinkstatuen in seinem Garten, die Bäuerin mit dem Kalb und der Bauer mit dem fetten Schwein.“

„Ausgesprochener Hang zu sinnlichen Genüssen!“ rief der Phrenologe, die Erklärung des Advokaten unterbrechend, indem er die Hand auf dem Hinterkopf ruhen ließ.

Schallendes Gelächter erfüllte den Saal, und unter Händegeklatsch verließ der dicke Mann den Stuhl, halb erfreut, halb verschämt, und ging von Tisch zu Tisch, um die Bestätigung in Empfang zu nehmen, daß die Untersuchung im Ganzen zu seinen Gunsten ausgefallen, daß er wirklich Wohlwollen und Idealismus besitze und daß der Phrenolog in der That ein Zauberer sei.

Der Phrenolog hielt indessen einen allgemeinen Vortrag, aus welchem hervorging, daß er vor Eintreffen Heinrichs seine Lehre auseinandergesetzt, daß er den größten Theil der Gesellschaft schon untersucht und daß er, wie er mit Vergnügen bemerkte und wie es ihm die Anwesenden bestätigten, sich nie, niemals geirrt habe, daß ihm selbst die Objekte, die Anfangs seinen Aussprüchen widersprochen, bei längerer Prüfung ihrer selbst die Richtigkeit seiner Bemerkungen haben bestätigen müssen, oder daß, wenn sie es selbst nicht gethan, es doch die unparteiische Gesellschaft gethan habe. Er machte darauf aufmerksam, wie er hierzulande fremd sei, wie er Niemand aus der verehrten Gesellschaft zu kennen die Ehre, oder früher zu beobachten die Gelegenheit gehabt habe. „Möge es mir gelungen sein,“ rief er, indem er beide Arme wie betend in die Luft erhob, „möge es mir gelungen sein, durch diese Beweise, mit diesen Siegen, an Ihnen, meine Herren, ebensoviele eifrige als erleuchtete Bekenner einer Wissenschaft geworben zu haben, einer Wissenschaft, deren Nutzen

für die Erziehung des Einzelnen wie des ganzen Menschengeschlechtes, im Privat- wie im Staatsleben, unabsehbar, unermeßlich ist, deren Verbreitung eine neue Aera in der Weltgeschichte eröffnet, deren Erkenntniß neue Basen für Psychologie und Anthropologie bietet, deren Lichter die dunkelsten Geheimnisse der Natur und Menschheit zu beleuchten bestimmt ist."

So fuhr der Phrenolog noch lange mit großer Beredtsamkeit fort, und die Versammlung horchte mit Andacht, obwohl hie und da ein starker Geist ein ungläubiges oder zweifelndes Lächeln auf die Lippen zu zwingen suchte. Nachdem er mit einer weittönenden Phrase geendet, verließ er plötzlich den Saal, aber nur, um nach wenigen Minuten mit einer großen Kiste zurückzukehren, die er dort, wo die Gesellschaft am Dichtesten zusammensaß, auf einen Tisch stellte. Er öffnete sie und stellte vor die erstaunten Augen der Versammelten eine Reihe phrenologischer Köpfe in Porzellan auf und legte vor jeden dieser Köpfe eine gedruckte Broschüre. Dann setzte er die Bestimmung dieser Köpfe auseinander, erklärte, wie man mit Hülfe derselben und der Broschüre sich auch allein in die Geheimnisse dieser neuen Wissenschaft einweihen oder wenigstens an deren Grundsätze, die er vorhin auseinandergesetzt, erinnern könne. Mit Neugierde griff man von allen Seiten nach den Köpfen, und der Phrenolog legte rasch vor Jeden, der einen solchen ergriffen hatte, auch eine Broschüre hin, indem er den Preis der beiden Gegenstände nannte. Er hatte einen guten Markt, obwohl Mancher nur mit Widerwillen in die Tasche griff und den angegebenen Preis nur aus Scham bezahlte.

Der Phrenolog steckte das Geld mit Würde ein und kündigte für morgen eine Vorlesung über eine weit faßlichere, noch interessantere und viel nützlichere Wissenschaft an: über die Mnemotechnik oder Gedächtnißkunde, mit deren Hülfe man sich jeden Namen, jede Zahl, jedes Ereigniß unverwischbar einprägen könne, die ein von Natur schwaches Gedächtniß mit Mitteln und Waffen ausstatte, um das stärkste naturwüchsige zu beschämen. „Und um sogleich mit meiner Lektion zu beginnen," sagte er lächelnd, „bitte

ich Sie, meine verehrten Herren, sich die Stunde 8 zu merken und dann den Namen Ihres ergebensten Dieners Dr. Job Sine."

Er verbeugte sich mit Anstand und ging, nach allen Seiten mit dem Kopfe grüßend, aus dem Saale. Die Herren sprachen noch einige Zeit über die Fortschritte der Wissenschaft und über den merkwürdigen Mann, den Doktor, den die Einen für einen großen Kopf, die Anderen für einen Charlatan erklärten.

Der Bürgermeister meinte, es sei doch schön, daß jetzt die neuesten Errungenschaften der Wissenschaft auch ihnen in diese Stadt zugebracht werden, und es sei nicht zu leugnen, daß diese immer mehr einen großstädtischen Charakter annehme. Es sei nur Schade, daß nicht ein Saal da sei, wo sich die Wissenschaft würdiger präsentiren könne, als in einem Gasthause.

Der Rentmeister versicherte, er glaube ebensowenig an die Phrenologie als an die Gedächtnißkunde, und er würde bei seinem Unglauben beharren, selbst wenn ihm die unumstößlichsten Beweise zu deren Gunsten vorgelegt würden; denn erstens widersprächen deren Lehren seinem Gemüthe, und dann seien es neue Wissenschaften, und ein Großer habe gesagt, es gebe nichts Neues unter der Sonne.

Ein Domänenpächter versicherte, das sei ganz richtig.

„Ich habe," sagte er, „zwei Bücher, da steht schon Alles darin — Funke's Naturgeschichte und Burdachs Anthropologie. Wenn ich in einem dieser Bücher zwei Seiten lese, so meine ich immer, Alles zu wissen. Uebrigens habe ich einen Hofmeister für meine Kinder, der mir alle Fragen beantwortet. Indessen," fügte er wohlwollend hinzu, indem er die linke Schulter bis ans Ohr hinaufzog, „indessen muß man mit seiner Zeit fortschreiten. Diese Phrenologie ist vielleicht in der Wissenschaft, was die Säe- und Dreschmaschine im Ackerbaue."

Der Rentmeister seinerseits fand auch Dieses richtig, und darin, daß man mit seiner Zeit fortschreiten müsse, stimmten Alle überein.

Während dieser Diskussion bezahlten die Herren ihr Nacht-

essen, begrüßten einander, und lange vor zehn Uhr war der Saal beinahe leer. Die Kellnerin ging und löschte die Lichter aus. Nur noch der Winkel, in dem Heinrich saß, war beleuchtet, und diesem Umstande verdankte er die interessante Bekanntschaft des Dr. Job Sine.

Dieser nämlich trat wieder ein, als kaum sein Auditorium den Saal verlassen hatte. Er war aber dießmal ein ganz anderer Mann; der würdige Ernst, das Pathos, mit dem er vorhin seine Vorträge hielt, war ganz aus seinem Gesichte verschwunden; die gute Ernte, die er gemacht, erfüllte ihn augenscheinlich mit einer großen Freudigkeit, und ein ironischer Blick flog über die Gegend des Saales, den seine Zuhörer bevölkert hatten. Er rieb sich die Hände und zwickte die Kellnerin, bei der er ein Nachtessen, aber ein gutes, bestellte, im Vorübergehen in die Backen. „Von euren edlen und hochedlen Honoratioren allen", sagte er verachtungsvoll, hatte auch nicht ein Einziger die gute Idee, mich für meine unvergleichlich und gratis ertheilten Belehrungen zu einem Nachtessen einzuladen, obwohl ich mit erstaunlicher Freigebigkeit wenigstens einem Dutzend von ihnen diese schöne Tugend aus den dicken Schädeln herausgelesen habe. Nicht Einem fiel es ein, diese schöne Eigenschaft zu bethätigen und so für meine Wissenschaft zu zeugen. Rosine, es sind arge Dummköpfe, eure Honoratioren, he?"

Rosine lachte und schielte, um den Doktor zu warnen, zu Heinrich hinüber.

„Das ist ein Fremder," sagte der Doktor gleichgültig; „ich habe ihn beobachtet, während ich meinen Hokuspokus machte. Er hält von mir, meiner Wissenschaft und der verehrten, phrenologisch bearbeiteten Gesellschaft gleich viel. Stelle mir mein Nachtessen auf seinen Tisch, Rosine. Ich habe das Bedürfniß, mit einem Menschen zu sprechen, der mein Treiben verachtet."

Er näherte sich Heinrich mit vielem Anstande und noch mehr Bescheidenheit und bat ihn, sein Nachtessen an seinem Tische,

wenn er es erlaubte, in seiner Gesellschaft einnehmen zu dürfen. Heinrich antwortete mit einer einladenden Verbeugung, und der Andere fuhr, indem er sich setzte und sich noch einmal verbeugte, fort: „Ich erlaube mir, mich Ihnen vorzustellen. Ich heiße Dr. Job Sine und bin ein Mann, der den Leuten vom Schädel abliest, was ihm ihre Gesichter verrathen, und der, als Meister des Styls, nicht Alles sagt, sondern Mehreres weise verschweigt."

„Wenn ich nicht irre," sagte Heinrich lächelnd, „so habe ich Sie, Herr Doktor, vor zwei Jahren unter anderem Namen und als Journalist gekannt. Sie lebten damals in der Residenz."

„Ganz wohl," bestätigte der Doktor, „ich hieß damals Cyrill Kreutzer und hatte die Absicht, unter diesem Namen mehrere Werke zu schreiben; da ich aber die schriftstellerische Laufbahn aufgab, habe ich auch wieder einen anderen Namen angenommen. Ich liebe die Pseudonymität und diesen Wechsel. Unter jedem Namen begegnet Einem etwas Unangenehmes, und wenn man viel und schnell lebt, trägt und schabt sich ein Name ab wie ein Rock, und ein neuer Name thut dann so gut wie ein neuer Rock. Aber darf ich fragen, woher mir die Ehre kommt, von Ihnen gekannt zu sein?"

„Ich sah Sie," erwiderte Heinrich, „im Atelier meines Freundes, des Bildhauers Willibald; Sie wollten damals über Kunst schreiben und besuchten sämmtliche Ateliers."

„Das hat sich als schlechte Spekulation herausgestellt," fiel ihm der Doktor ins Wort; „den Künstlern in der Residenz geht es selbst zu schlecht, als daß man mit einigem Vortheil über sie schreiben könnte. Was fällt dabei ab? Hie und da eine Farbenskizze oder Zeichnung, die man aufbewahren soll, bis der Verfertiger berühmt wird. Es ist nichts mit der Kunst —"

„Heute sind Sie Phrenolog und Mnemotechniker?"

„Ich bin, was ich nach den Geboten der Zeit sein muß."

„Ich verstehe Sie nicht — entschuldigen Sie," sagte Heinrich lächelnd.

„Sie werden mich gleich verstehen. Im siebzehnten Jahr-

hundert wäre ich Alchymiſt oder Aſtrolog geworden, im achtzehnten Jahrhundert Roſenkreuzer und Nekromant; heute bin ich, was verdorbene Genies, die nichts gelernt haben, heute werden müſſen."

Der Doktor verſchlang ein großes Stück Fleiſch und goß ein Glas Wein darüber, wiſchte ſich den Mund ab und fuhr fort: „Halten Sie mich nicht für unbeſcheiden, wenn ich mich ein Genie nenne, ſelbſt ein verdorbenes; ich bediene mich nur des landläufigen Ausdruckes und will damit ſagen, was der Vulgus darunter verſteht. Ich weiß, daß es keine verdorbenen Genies gibt, und daß Diejenigen, die man ſo nennt, am Allerwenigſten Genies ſind. Ich bin einer von Denen, die mit großen Phantaſie-Intuitionen und noch größerer Trägheit des Geiſtes ihre Laufbahn beginnen, ohne einen Begriff von dem reellen Inhalt der Welt und der Dinge und ohne die geringſte Kraft, ihrem eigenen Weſen einen Inhalt zu verſchaffen. Kurz, einer von Denen, die mit großen Phraſen, wie mit geſchwellten Segeln, in die Welt hinein ſegeln, aber ohne Ziel und Steuer. Viele von Dieſen enden damit, daß ſie unverſtändliche myſtiſche oder auch liederliche Bücher ſchreiben; Jene wollen für tief, Dieſe für überkräftig gelten. In der Politik ſchließen ſie ſich immer den extremſten Parteien an, den Pietiſten, den Ultramontanen oder den Kommuniſten. Wir ſind immer talentlos, immer charakterlos, aber nicht immer ganz ſchlecht. Denen, die zur letzten Kategorie gehören, kommt es nur darauf an, den Schein zu retten, als ob ſie doch irgend eine Wiſſenſchaft oder eine Kunſt beſäßen, da es ihnen ſchwer wird, ſich ganz von der Welt zu trennen, an die ſich ihre Gedanken gewöhnt haben. Aber zu energielos und zu talentlos, um etwas Rechtes zu lernen, werfen ſie ſich auf etwas, was man in einer halben Stunde oder mit dem angeſtrengten Fleiße eines Tages lernen kann, und was doch wie eine Wiſſenſchaft oder eine Kunſt ausſieht, und in dieſer Beziehung hat die moderne Zeit wahrhaft mütterlich für uns geſorgt. Wir werden Phrenologen, wir werden Mnemotechniker, wir werden

Daguerreotypisten, manchmal Magnetiseure, oft Alles zusammen. Wie es den Anschein hat, will die Zeit für ihre verlorenen Söhne noch mütterlicher sorgen, denn, wenn es so fortgeht, eröffnet sich uns bald ein weites Feld der Thätigkeit und werden wir trotz St. Germain und Cagliostro bald prophezeien, Lebenselixire bereiten und Todte beschwören. Dann ist unser goldenes Zeitalter gekommen. Es verbreiten sich Russen und Polen genug über die Erde, um überall unsere Apostel zu machen; die höheren Stände sind überall vom besten Willen beseelt, den aufgeklärten Völkern diese Schlingen um den Hals werfen zu lassen und sich — wie Das immer geht — zuerst in diese Schlinge zu verstricken. Die Frommen werden uns gewähren lassen, ja uns selbst Schauplatz, Mittel und Schauspieler vorbereiten."

Doktor Sine lächelte bei diesen Worten, wie man bei einer schönen Aussicht in die Zukunft lächelt, und that einen neuen und tiefen Schluck. Doch fügte er hinzu: „Indessen ist Das nur eine Hoffnung, eine Kombination, auf die Richtung der allgemeinen Stimmung gebaut, und diese kann trügen und über Nacht eine andere Wendung nehmen; auch weiß ich nicht, ob ich dazu gemacht bin, einen rechten Geisterseher vorzustellen, und ob ich die rechte Lust dazu habe, wenn nicht Hoffnung da ist, es so weit zu bringen, wie der Dr. Balsamo, oder einst gefeiert zu werden, wie der Armenier Schillers. Auch ist die Zeit noch nicht gekommen und ist es nothwendig, etwas zu finden, was den Zwischenraum zwischen Jetzt und Künftig überbrückt. Phrenologie und Mnemotechnik langweilen mich schrecklich, obwohl ich das Geschäft erst einige Monate lang treibe; mit dem Magnetismus braucht es Zeit, bis man sich einen Namen macht, und ich habe keine Zeit zu verlieren. So bin ich denn auf einen zeitgemäßen Gedanken gekommen, der Kunst und Industrie aufs Schönste verbinden soll.

„Darf ich fragen?" sagte Heinrich.

„Warum nicht? Sie sehen mir aus wie ein ordentlicher Mensch, von dem ich keine Konkurrenz zu befürchten habe. Ich

will das Daguerreotyp, oder vielmehr seine neueste Vervollkommnung, die Photographie, populariſiren."

„Iſt Das nicht ſchon bis zu einem gewiſſen Grade geſchehen?"

„Bis zu einem gewiſſen Grade — ja — aber Unſereins treibt Alles gern auf den höchſten Grad. Mit einem großen Wagen, wie ihn Menagerie-Beſitzer oder Kunſtreiter haben, will ich von Markt zu Markt, von Haus zu Haus fahren und die Leute überall abkonterfeien. Vor der Hausthüre, auf dem Felde, wo der Bauer arbeitet, auf der Landſtraße halte ich den Handwerksburſchen und Fuhrmann auf und photographire ihn im Vorbeifahren — für fünf Groſchen, für drei, für zwei, für Einen!"

„Der Gedanke ſcheint mir gut," ſagte Heinrich, nur um etwas zu ſagen.

„Ausgezeichnet!" rief der Doktor und ſchwenkte die Hand über dem Kopfe; „es fehlt nur Eines!"

„Und das iſt?"

„Was immer fehlt, das Geld!"

„Es thut mir leid," ſagte Heinrich achſelzuckend.

„Oh!" rief Doktor Sine ablehnend, „es iſt mir in der That nicht eingefallen, Sie ins Mitleid zu ziehen. Ich habe Hülfsquellen. Ich dachte daran, Aktien auszugeben — da erfuhr ich zu meiner Freude, daß ein alter Freund, der mir ſeit Jahren aus den Augen gekommen, eine ſchöne Erbſchaft machte — er oder wenigſtens ſein Vater. Ich bin eben auf dem Wege, ihn aufzuſuchen."

„Viel Glück," ſagte Heinrich, „aber ſind Sie auch ſicher, daß er ſein Geld zu dieſem Unternehmen hergeben werde?"

„So viel als gewiß," verſicherte der Doktor. „Sehen Sie, dieſer Freund iſt ebenfalls ein Genie, wie ich es geweſen, er war ein Meiſter in der Phraſe, er hatte hundert Pläne im Kopfe und führte nicht einen einzigen aus, er fing Alles an und brachte nichts zu einem Ende — meiner Berechnung nach muß er jetzt auf dem Punkte angekommen ſein, wo man Phrenolog, Mnemotechniker, Magnetiſeur oder Photograph wird, und dieſen

Moment will ich benützen. Können Sie mir nicht sagen, wie weit es ist und welchen Weg ich einzuschlagen habe, um nach Steinthal zu gelangen?"

„Steinthal?" rief Heinrich erstaunt, „was wollen Sie in Steinthal?"

„Dort eben haust der Edle, den ich suche."

Heinrich legte seine Stirne in Falten. „Meinen Sie Reinhold Ott?"

„Richtig! Kennen Sie ihn?"

Heinrich antwortete nicht. Das Blut schoß ihm zu Kopfe. Er fühlte sich gedemüthigt wie nie. So lange hatte er mit Verehrung an einem Menschen gehangen, der zu derselben Klasse gehörte, wie die zerfahrene, äußerlich und innerlich verlebte zerfaserte Persönlichkeit, die vor ihm saß und mit einer Unverschämtheit, die bereits Natur und Naivetät geworden, verächtliche Grundsätze und Pläne auskramte. Er fühlte sich gedemüthigt, daß ein solcher Mensch so nahe an sein Leben greifen und sein Schicksal mit dem seinigen verketten konnte, daß seine Schwester in solche Kreise, in eine solche Welt gezogen wurde. Es war in diesem Augenblick noch mehr der Stolz des ehrenhaften Mannes, als die Bruderliebe, was sich in ihm gekränkt fühlte.

„Sie kennen Reinhold Ott?" fragte Dr. Sine wieder und setzte dringender hinzu: „Ist es richtig mit der Erbschaft?"

Heinrich erhob sich. „Mit der Erbschaft ist es nichts, und Reinhold Ott ist nicht in Steinthal, also können Sie Ihre Reise aufgeben, Herr Doktor!" So sprechend, verneigte er sich kurz und verließ den Saal. Der Doktor war etwas erstaunt über das plötzlich so barsche Benehmen seines neuen Bekannten; doch dachte er nicht lange darüber nach, da er Anderes zu denken hatte. „Wenn mein Reinhold kein Geld hat," brummte er vor sich hin, „mag er sein wo immer. Auf das verlorene Subjekt allein kommt es mir nicht an."

Siebentes Kapitel.

Früh Morgens war Heinrich wieder auf offener Landstraße. Nach einer mehr durchwachten als durchschlafenen Nacht hatte er sich schon mit Sonnenaufgang aufgemacht und bereits mehrere Meilen zurückgelegt, niedergeschlagen, traurig vor sich hinbrütend, ohne einen Gedanken festhalten zu können. Er fühlte die Erschöpfung, die er nach den Ereignissen und der beständigen Bewegung der letzten Tage fühlen mußte; was in seiner Lage durchzudenken war, hatte er schon wieder und wieder durchgedacht — das ist der Moment, der in unglücklichen Tagen, wo die Natur ihr Recht behauptet, sich herbeischleicht und hinter dem Rücken des ermüdeten Gedankens dem Körper neue Erquickung zusteckt. Heinrich hielt noch immer die Zügel der Pferde fest, glaubte sie noch immer anzutreiben, als er schon in tiefen Schlummer versunken hinfuhr. Und solcher Schlummer ist auch die Zeit, da die bösen Träume, die frischer Kummer bringt, endlich weichen und die Seele, sehnsüchtig nach Glück, sich in schöne Träume flüchtet, die Erinnerung aufwühlt und die liebsten Gestalten aus der Vergangenheit heraufbeschwört. Heinrich sah sich wieder in seinem Stübchen in der Residenz; und dieses Stübchen war zugleich ein hohes geräumiges Bildhauer-Atelier, voll der herrlichsten Statuen, die mit lebendem Auge auf ihn niederblickten, oder selbst wie lebend in ihrer schön gefalteten Gewandung anmuthsvoll und majestätisch auf und nieder wandelten. In ihrer Mitte arbeitend und in der Tracht eines italienischen Künstlers aus dem 15. Jahrhundert stand Willibald mit Hammer und Meißel in Händen, während kleine Knaben, lachend und scherzend, wie im Spiele, ungeheure Marmorblöcke herbeiwälzten, aus denen bereits wie aus halbbearbeiteten Steinen ganze oder halbe menschliche Gesichter herabblickten. Eines dieser Gesichter glich der guten Marie, die er vor der Thür seiner Stube sprechen hörte und die jetzt die Thür halb öffnete und überaus freundlich hereinblickte.

Heinrich wollte ihr entgegen, als der ſchöne Traum ſich zu verdüſtern anfing und einer der Knaben den größten Marmorblock ihm entgegen- und auf ſeine Bruſt wälzte — er ächzte auf und wollte ſich losmachen, als ihn Willibald beim Namen rief.

„Heinrich! Heinrich!“ erſcholl es voll Jubel.

Heinrich öffnete die Augen. Es war kein Traum; die Pferde hielten, Willibald ſchwang ſich eben in den Wagen und ſchlang nach einem Augenblicke beide Arme um den alten Freund. Für Heinrich verſchwammen noch Traum und Wirklichkeit zu ſehr in einander, als daß er ſich ſchnell faſſen und mit voller Beſinnung Alles um ſich her hätte erkennen mögen. Er ließ ſich umarmen, er umarmte unwillkürlich ſelber den Freund, er hörte wiederholt ſeinen Namen nennen und mancherlei freundliche Anrede, ohne noch recht zu ſehen oder zu begreifen, was um ihn her vorging. Willibald lachte vor Freude und über den verſchlafenen Freund, und lachte noch lauter, obwohl gerührt, als er aus einigen in der Verwunderung ausgeſtoßenen Worten erfuhr, daß der Freund eben von ihm geträumt hatte. Wie ein Nachtwandler folgte Heinrich ſeiner Einladung und ſtieg vom Wagen, und es war ihm noch immer wie im Traume, als Willibald die Zügel der Pferde ergriff und den Wagen wendete, um ihn in der Richtung zurückzuführen, aus der Heinrich eben gekommen war. Auf feſtem Boden ſtehend, obwohl noch immer erſtaunt, faßte er ſich wohl und fing an zu begreifen, daß er zufällig und im Schlafe, auf offener Landſtraße ſeinem Freunde begegnet ſei; aber er fiel wieder in den Zweifel zurück, als er von einem anderen Wagen eine zweite Geſtalt auf ſich zukommen ſah, die in der That den unglaubwürdigen Charakter einer Traumgeſtalt trug. Es war eine weibliche Geſtalt, die langſam, gebeugt herbeiſchwankte, ganz in Mantel und Kapuze gehüllt, die erſt, da ſie ſich näherte, plötzlich ihre Schritte beflügelte und mit Einem Male ſchluchzend als ſeine Schweſter Hedwig an ſeinem Halſe hing.

„Iſt es möglich!“ rief Heinrich. „Biſt du es, Hedwig, meine Schweſter! Oder träume ich noch?“

„Sie ist es, Heinrich," bestätigte Willibald; „ich bringe dir sie zurück."

Diese Worte brachten ihn in der That zu sich.

„Was ist das? Wie kommt das Alles?" fragte er, indem er die Schwester immer wieder an sich drückte.

„Das geht Alles auf die natürlichste Weise zu!" rief Willibald, indem er sich vor Freude die Hände rieb. „Das soll dir Alles erklärt werden, wenn du dich erst genugsam mit ihr und ein wenig mit mir gefreut hast."

Heinrich sah erst jetzt den Freund mit ganzem Bewußtsein an; dann die Beiden an den Armen fassend, ging er in ihrer Mitte, langsam, schweigend, manchmal den Kopf schüttelnd, den beiden Wagen nach, die ruhig ihres Weges zogen.

„Habe ich dich wieder, meine Schwester — und dich, mein Freund" — sagte er und drückte ihre Arme an sich — „was habe ich jetzt noch zu wünschen — jetzt löst sich ja Alles gut, und mir ist, als sollten heitere Tage anbrechen."

Hedwig senkte den Kopf, Willibald lächelte, als wollte er den Freund in seiner Meinung bestätigen.

„Aber wie kommst du hieher?" fragte dieser.

„Nun, ich komme zu dir, um dich wiederzusehen, um mit dir zu plaudern und mit dir zu leben und — war es nicht verabredet? — um endlich an das Werk zu gehen, du weißt es ja, das Denkmal der Mutter."

„Du hast, wie ich ahne," antwortete Heinrich, „ihrem Andenken schon einen großen Dienst geleistet."

Hedwig ließ seinen Arm los und ging einige Schritte voraus.

„Erkläre mir," fuhr Heinrich fort, „wie kamst du mit Hedwig zusammen?"

Willibald antwortete nicht. Er sah Hedwig nur mit theilnehmenden Augen nach, wie sie immer rascheren Schrittes weiterging und endlich in den Wagen stieg.

„Armes Kind!" sagte er dann, „wie muß ihr jetzt zu Muthe sein, da sie weiß, daß ich dir erzählen werde!"

Dann hielt er ein wenig inne und begann erst wieder, als der Raum zwischen ihnen und Hedwig so groß war, daß sie nichts mehr hören konnte: „Ich arbeitete, wie du aus meinen Briefen weißt, seit Monaten im Schlosse des Grafen Galton, wo ich einen Fries mit Basreliefs ausschmückte. Seit einigen Tagen bin ich mit der Arbeit zu Ende, und ich habe genug gewonnen, um einige Zeit zuzusehen oder auch eine Reise nach Italien machen zu können. Graf Galton verschaffte mir außerdem ein Stipendium zu diesem letzteren Zwecke. Aber ich wollte erst noch dich gesehen und wo möglich auch den Grabstein deiner Mutter gesetzt haben. Es drückte mich während dieser ganzen Zeit, daß ich meinem Nutzen und den Rücksichten meiner Laufbahn folgte und das Liebeswerk hintansetzte. Aber du hast es ja selbst so gewollt. Nun, es hat auch seine guten Folgen; ich habe eine beim Grafen Galton überflüssig gewordene große Marmorplatte billig an mich gebracht, die uns gute Dienste leisten wird; auch habe ich indessen das Basrelief recht kennen gelernt, und ich glaube, etwas Rechtes machen zu können, was dieses Grabes würdig sein wird."

Heinrich drückte ihm die Hand; er fuhr fort: „Ich machte mich sogleich nach Beendigung meiner Arbeit auf den Weg zu dir. Gestern kam ich in ein einige Meilen von hier gelegenes Landstädtchen und übernachtete daselbst. Die Gegend ist hübsch, und das Städtchen hat eine sehr interessante alte Kirche aus dem neunten Jahrhundert. Beides betrachtete ich im Mondschein und kehrte dann in meine Stube zurück. Da ich die ganze Zeit zu sehr beschäftigt war und dir doch nicht mit leeren Händen kommen wollte, setzte ich mich hin, um eine vorläufige Zeichnung des Grabsteines zu entwerfen. So saß ich ganz stille da, als ich in die Stube nebenan, von der ich nur durch eine alte, freilich verschlossene Thüre getrennt war, Gäste eintreten hörte. Ich erkannte sofort eine männliche und eine weibliche Stimme, beachtete aber meine Nachbarn nicht weiter und fuhr fort, zu zeichnen. Ich führte den Grabstein aus und zeichnete dann mit wenigen Strichen die Kirchhofmauer, den Wald, überhaupt einen Theil der Landschaft

hinzu, um mir das Werk in ſeiner Umgebung vorzuſtellen. Dann, wie um es zu vollenden und abzuſchließen, ſchrieb ich in den zu dieſem Zwecke beſtimmten Raum den Namen deiner Mutter. Ich ſaß befriedigt vor meiner Arbeit, wie vor einem vollendeten Werke, und doch in Erinnerung an die treffliche Frau, die ich als deine Mutter und aus deinen Erzählungen lieben gelernt hatte, von manchen traurigen Gefühlen und Erinnerungen angeweht. Da wurde ich durch ein immer lauter und lauter werdendes Sprechen im Nebenzimmer in meinem ſtillen Betrachten und Hinträumen geſtört. Der Mann ging mit großen Schritten in der Stube auf und nieder, hielt manchmal in der Nähe der Thüre, die in meine Stube führte, ſo daß es mir war, als ob er zu mir ſpräche, und ergoß ſich in einem Strome der Beredtſamkeit, dem ich bald mit einem gewiſſen Kunſtintereſſe zuhorchte. Er ſprach über die Nothwendigkeiten des Lebens und verſpottete die Idealiſten, welche die Mittel verachten, die zur Befriedigung dieſer Nothwendigkeiten dienen, als da ſind Geld und Geldeswerth. Er nannte dieß eine Verkennung der Poeſie, der wahren Poeſie, die auf Wirklichkeit beruhe; dieſe Idealiſten aber bezeichnete er als Narren, als verſchrobene Köpfe, die an ihrem eigenen Unglücke und am Unglücke Anderer Schuld ſeien. Verrückte Mädchen aber, mit Roman-Ideen im Kopfe, ohne allen Begriff von den Bedingungen des Lebens, ſeien die ſchlimmſten dieſer Idealiſten. Ein lautes Schluchzen, das ſich manchmal mitten in den Reden des Mannes hören ließ, verrieth mir, daß dieſe nicht in die Luft, ſondern an eine beſtimmte Perſon gerichtet ſeien. Der Redner ließ ſich nicht ſtören und fuhr aufs Philoſophiſcheſte und Grauſamſte fort, ſeine Zuhörerin mit Vorwürfen zu überhäufen, denn bald war es mir klar, daß dieſe Rede nichts Anderes war, als ein fortgeſetzter Vorwurf, daß dieſe Zuhörerin nicht beſſer für „die Nothwendigkeiten des Lebens“ geſorgt, daß ſie, die Tochter eines reichen Mannes, wie eine arme Abenteurerin in die Welt lief, daß ihn und ſie in der Reſidenz nichts als Elend erwarte, und daß er von ihrer Klugheit etwas Beſſeres gehofft habe. Es

wurde mir klar, daß es sich hier nicht um ein Ehepaar, sondern um eine Entführung handle, und daß sich der Entführer in gewissen Hoffnungen getäuscht sah. Das Drama, das ich nicht sah, nur rezitiren hörte, fing an, mich in hohem Grade zu interessiren, und Das um so mehr, als ich hier wirklichen Idealismus mit dem alltäglichsten, aber in schöne Reden gehüllten Positivismus oder Eigennutz im Konflikte sah."

Heinrich seufzte. Willibald athmete auf und sagte: „Eigentliche Ursache zur Betrübniß hast du nicht, Heinrich. Was mich betrifft, ich möchte mir das ganze Erlebniß um einen hohen Preis nicht abkaufen lassen."

„Ich verstehe dich nicht!" sagte Heinrich erstaunt.

„Laß dir indessen weiter erzählen. Meine Theilnahme wurde noch höher gesteigert, als ich vorhin ausdrückte. Das Schluchzen, das den Redner unterbrach, verwandelte sich manchmal, besonders wenn die Vorwürfe zu deutlich wurden, in Worte. Diese verstand ich nicht, wohl aber hörte ich einzelne Ausrufe, besonders aber, wenn sie bald weinend, bald zornig: ‚Reinhold! Reinhold!' rief. Der Name kommt nicht häufig vor; ich kannte nur den Einen Reinhold, von dem du mir ehemals erzählt und in der letzten Zeit manchmal geschrieben. Ich befand mich auf dem Wege zu dir, ich war in Folge meiner Arbeit eben mit meinen Gedanken bei dir und in deinem Kreise; aus deinen letzten Briefen wußte ich, was bei euch vorging — kein Wunder also, daß ich in dem angerufenen Reinhold Reinhold Ott vermuthete. Sollte die Weinende, die Entführte Hedwig sein? War es Fanny? Oder irgend eine andere Unglückliche? Ich horchte mit der größten Spannung, und ich gestehe dir, daß ich mich etwas der Thür näherte. Aber ein weiblicher Name wurde nicht genannt; Reinhold gebrauchte nur Zärtlichkeitsausdrücke, wie ‚mein Engel', ‚mein Schatz', ‚Liebchen', die um so empörender klangen, als sie zu den verhüllten Grausamkeiten seiner Rede einen argen Gegensatz bildeten. Es wurde stille in der Stube. Reinhold ging auf und ab, und das Schluchzen des Mädchens hatte sich beruhigt.

Erst ziemlich spät wurde es wieder lauter, als die weibliche Stimme Reinhold aufforderte, das Zimmer zu verlassen — sie wolle sich zu Bette legen."

Heinrich sah hier seinen Freund etwas furchtsam von der Seite an.

„Sei ruhig," sagte dieser, „du kannst mich ansehen, während ich weiter erzähle. Deine Schwester kommt dir so rein zurück und vielleicht geläuterter, als sie entflohen ist."

„So erzähle," sagte Heinrich.

„Nein!" erwiderte Willibald. „Wollte ich dir einzeln mittheilen, was ich jetzt hörte — es würde deinem brüderlichen Herzen jedenfalls einen schmerzlichen Eindruck machen. Nur so viel: ich erfuhr aus dem Kampfe, der jetzt begann, daß ihm schon ein ähnlicher, mit gleichem Erfolg vorhergegangen sein mußte; ich erkannte auch, daß die Unglückliche, als sie mit Reinhold entfloh, nicht wußte, was sie that. Sie glaubte, ihm damit keine Rechte einzuräumen, ja sie hatte keine Vorstellung davon, welche Rechte er aus ihrem Schritte ableiten zu können meinte. Sie war aus einer schönen Täuschung abgrundtief in Verzweiflung gesunken. Mein Freund, ich werde es nicht vergessen, welches Staunen aus ihren Worten sprach, welche Angst, ja welches Entsetzen! Es drängte mich, die Thür zu sprengen und hinein zu stürzen, um die Reinheit gegen kalte Verderbtheit in Schutz zu nehmen. Aber es war mir, als müßte ich noch warten, als müßte mir noch ein Zeichen werden, daß ich zu diesem Schritte, zu dieser Einmischung berechtigt sei. Das Zeichen ließ nicht lange auf sich warten. ‚Liebchen, komm und laß, laß uns sehn, wie froh die Götter sind!' hörte ich Reinhold deklamiren. Die Deklamation in solchem Momente schien das Mädchen aufs Aeußerste empört zu haben; ich hörte sie aufspringen und mit einer Stimme, die vor Wuth zitterte, ausrufen: ‚Fort, zur Thür hinaus, elender Komödiant!' — Eine Sekunde lang blieb es darauf stille, dann rief Reinhold dagegen, und zwar drohend: ‚Hedwig! Hedwig!' In dem Augenblicke hatte ich die Thür

eingerannt und ſtand in der Mitte des Zimmers. Reinhold ſah mich betroffen und regungslos an; aber Hedwig, als ob ſie begriffe, daß dieſer Einbruch nur Hülfe bedeute, ſtand auch ſchon im ſelben Momente neben mir und athmete auf wie eine Gerettete. Ich ergriff ihre Hand, indem ich mich vor ſie hinſtellte, und ſie ließ es geſchehen. Nachdem wir, ich und Reinhold, uns einige Zeit mit Blicken gemeſſen, rief er herausfordernd: ‚Wer ſind Sie, mein Herr? Was wollen Sie? Wer gab Ihnen das Recht?‘ — Ohne auf dieſe Fragen zu antworten, rief ich ihm zurück: ‚Verlaſſen Sie dieß Zimmer, wie es das Fräulein befohlen!‘ — ‚Dieß Zimmer iſt mein!‘ antwortete er. — Ich überlegte einen Augenblick, ob ich ihn mit Gewalt aus dem Zimmer bringen ſolle; aber ich fürchtete den Lärm, ich fürchtete, daß ich das Haus wecke, und daß es dann zu Erklärungen kommen müßte, die öffentlich würden und deiner Schweſter ſchaden könnten. So nahm ich Hedwig an der Hand und ſagte: ‚Folgen Sie mir, mein Fräulein!‘ — Sie war bereit, aber ein lautes Gelächter Reinholds machte ſie wieder zaudern; die Erfahrung, die ſie eben gemacht, hatte ſie mit Mißtrauen erfüllt; wie ſollte ſie ſich einem Unbekannten anvertrauen? Ich wollte mich ihr nennen; aber da fiel mir etwas Anderes ein, ein anderes Mittel, ihr Vertrauen einzuflößen und hoffentlich Gefühle in ihr zu erwecken, die es mir, ſie dir zurückzuführen, erleichtern ſollten. Ich faßte ſie wieder an der Hand und zog ſie mit einem Zuge die drei Schritte weit in meine Stube vor den Tiſch, auf dem, von der Lampe beleuchtet, meine Zeichnung ausgebreitet lag. Ich deutete mit der Hand darauf; ſie folgte, ihr Blick fiel auf den Grabſtein und den Namen der Mutter — und wie man auf einem Grabe liegt, lag ſie weinend und mit ausgebreiteten Armen auf der Zeichnung. Reinhold ſtand auf der Schwelle meiner Thür und ſah erſtaunt zu. ‚Dieß,‘ ſagte ich, auf die Zeichnung deutend, ‚iſt, wie Sie ſehen, meine Beglaubigung!‘ — ‚Wer ſind Sie?‘ fragte Reinhold wieder, aber weniger herausfordernd. — ‚Ich bin der Freund Heinrich

Volkmars, der Bildhauer Willibald, und ich werde Fräulein Hedwig ihrer Familie zurückführen.' Um meine Worte zu bekräftigen, ſtellte ſich Hedwig zu mir und ergriff meine Hand; Reinholds ganzes Geſicht veränderte ſich bei Nennung meines Namens, und als er ſah, wie entſchieden ſich Hedwig an meine Seite ſtellte. ‚Sind Sie Willibald, den ich längſt zu kennen wünſchte?' — ſagte er, ſchnell gefaßt und mit einem erſtaunten, ſüßen Lächeln, als ob ihn die neue Bekanntſchaft freue — ‚wie eigenthümlich! Schilderte man eine ſolche Begegnung in einem Romane, ſie würde höchſt unwahrſcheinlich klingen; aber der Roman iſt oft wahrer als das Leben und das Leben unwahrſcheinlicher als der Roman. Sie erſchienen hier, wie ein rettender Engel, um zwei Leben, welche die Leidenſchaft aus dem Geleiſe gebracht — wieder —'

‚Sie werden jetzt,' unterbrach ich ihn, ‚Sie werden jetzt nicht zaudern, Fräulein Hedwig meinem Schutze zu überlaſſen und ſich in ein anderes Zimmer zu begeben.' —

‚O gewiß nicht! Wie ſollte ich Ihnen gegenüber, dem liebſten Freunde des trefflichen Heinrich Volkmar?' erwiderte er immer lächelnd. — ‚Und wenn Sie welche Erklärung immer verlangen, ſo ſtehe ich morgen früh zu Dienſten!' fuhr ich fort.

‚Welche Erklärungen?' ſagte er abwehrend; ‚indeſſen, was es immer ſei, Sie haben Recht; es iſt immer beſſer in der ruhigen Morgenſtunde, als bei aufregender Mitternacht' — ſo ſprechend, verneigte er ſich und ging aus der Stube. Hedwig ſtand mit niedergeſchlagenen Augen und gebrochen neben mir; ſie wagte es nicht, mich anzuſehen, und ich fühlte, daß ſie jeden eigenen Willen, mißtrauiſch gegen ſich ſelbſt geworden, aufgegeben und jede Entſcheidung ihres Schickſales in meine Hand gelegt. Ihr ganzes Weſen, ihre Haltung, ihr Schweigen, ihre ſchlaff herabfallenden Arme, Alles an ihr ſagte mir: hier beginnt nach einer großen Erfahrung, nach gebrochenem Trotze und Eigenwillen ein neues Leben, aber ein abhängiges, das vor jedem eigenen Willen zittert und für und für nur geleitet, nur beherrſcht ſein will. Sie ſah

aus wie die Statue des Gehorsams und der Unterthänigkeit, und ihr Anblick erfüllte mich mit unendlichem Mitleid. Ohne ein Wort zu sprechen — ich fürchtete, mit dem freundlichsten Worte sie zu verletzen — führte ich sie in ihre Stube zurück und verriegelte die Thür zwischen mir und ihr. Ich schloß die ganze Nacht kein Auge; nicht daß ich es für nothwendig gehalten hätte, als Hüter gegen Reinhold zu wachen, aber ich sah jene Statue des Gehorsams, der Entsagung fortwährend vor Augen, und immer mußte ich mir die Gefühle vergegenwärtigen, die sie belebten. Wie sollte Hedwig wieder vor eure Augen treten? Welches Leben lag vor ihr, besonders wenn sie unter den alten Verhältnissen fortleben sollte? Für alle Welt ist sie ein Mädchen, das mit einem verlorenen Manne entflohen ist; Niemand kannte die Reinheit ihres Wesens wie ich, und Niemand wird daran glauben. Ich überlegte, ob ich sie zu euch zurückführen oder sie bewegen solle, mir in die Residenz unter fremde Menschen zu folgen. Das Schicksal hatte mich ausersehen, sie allein zu kennen und gerecht zu beurtheilen; hat es mir damit nicht die Pflicht auferlegt, für sie einzutreten? Künftig ihr Schutz und ihr Vertreter zu sein? Und wieder entstand die Gegenfrage in mir: Das größte Unglück eines Weibes, auf außerordentliche Bahnen geführt zu werden, sollst du es dauernd machen, indem du sie auf solchen Wegen weiterführst? Ist der Rückweg in die häuslichen Bezirke nicht immer die beste Arznei? Wer berechnet, wohin andere Wege führen? — Solche Fragen und Sorgen regten mich die ganze Nacht auf, und, immer mit dem Schicksale Hedwigs beschäftigt, war es mir gegen Morgen, als ob das meinige damit seit lange und für alle Zukunft verflochten wäre. So trat ich ihr auch des Morgens mit einer großen Unbefangenheit entgegen, als ob wir seit Jahren Freunde wären; aber doch hatte ich nicht den Muth, ihr irgend einen Zweifel, irgend eine meiner Fragen vorzulegen. Reinhold war verschwunden, wie ich im Gasthause erfuhr, kurz nach Mitternacht abgereist, und als ob es sich von selbst verstünde, was sich vielleicht auch in der That von selbst verstand,

fuhren wir nach dieſer Richtung und fanden dich nach ungefähr vierſtündiger Fahrt.“

Nach dieſer Erzählung gingen die beiden Freunde lange ſchweigend neben einander einher. Willibald ſchien an denſelben Gedanken weiter zu ſpinnen, die ihn dieſe Nacht nicht ſchlafen ließen, und Heinrichs Sinnen war dieſen Gedanken vielleicht nicht fremd. Schöne Möglichkeiten des Glückes für die Schweſter und den Freund ſah er zerſtört; er fühlte ſich gedrückt von der Erfahrung, wie wenig der Menſch ſeines eigenen Schickſals und des Schickſals ſeiner Lieben Herr ſei, ſelbſt wenn er ſich im Beſitze des Stoffes zum Aufbauen ſeines oder ihres Glückes befindet. Die Art des Wiederſehens hatte ihm den Freund wo möglich noch theurer gemacht, und doch, wie traurig waren die Umſtände, die dieſes Wiederſehen begleiteten. Unwillkürlich ſahen Beide zugleich zu Hedwig auf, die, ohne umzuſehen, auf ihrem Wagenſitze ſaß, langſam vor ihnen herfuhr, wie die Verkörperung einer Aufgabe, einer Pflicht, die ihnen Beiden lieb war und ſie doch traurig machte.

Nach einigen Stunden kehrten ſie wieder in dem Gaſthauſe ein, das Heinrich heute Morgens verlaſſen hatte. Willibalds Koffer wurde hier auf Herrn Otts Wagen übertragen, in welchem die Reiſe nun gemeinſchaftlich fortgeſetzt werden ſollte.

Willibald führte Hedwig voraus in die Gaſtſtube, und als Heinrich eintrat, fand er ihn um ſeine Schweſter aufs Sorgſamſte beſchäftigt, wie um ein krankes Kind, indem er ihr zuredete und ſie zwang, einige Speiſe zu ſich zu nehmen. Er wollte ſich eben zu ihnen geſellen, als Dr. Sine herbeiſtürzte, ihm in den Weg trat und ihn wie einen alten Bekannten an der Hand faßte. Er befand ſich noch in der nachläßigſten Morgentracht; ein großer, grauer, von Tinten- und anderen Flecken bedeckter Rock ſchlotterte um ſeinen geſtreckten Leib und war bis an den nackten Hals zugeknöpft, die langen, grau gemiſchten Haare, der dicke Schnurrbart, ſelbſt die Augenbrauen befanden ſich noch in der Unordnung, in die ſie das Nachtlager verſetzt hatte; die Lehmfarbe des

Gesichts und die dicken, tiefen Falten auf Wangen und Stirne traten jetzt bemerklicher hervor als beim Lampenlicht des letzten Abends. Es war eine wüste, verrottete Erscheinung, trotz eines lebhaften Restes jugendlichen Feuers, das noch in Augen und Bewegung kenntlich war. Sie mußte nothwendig die Aufmerksamkeit des Zerstreutesten oder Vertiefteſten in ihrer Nähe auf sich ziehen.

„Zu meiner größten Freude," rief Dr. Sine, „zu meiner größten Freude erfahre ich von Rosinen, daß Sie eben wieder hier eingekehrt sind. Ich habe ihr aufgetragen, Sie ja nicht hier vorüberkommen zu lassen, ohne mich davon zu benachrichtigen. Abgesehen von der Freude, Sie wieder zu sehen, wünschte ich eine Fortsetzung des Gespräches, das Sie so plötzlich abgebrochen haben. Sie sagten mir, daß mein alter Freund Reinhold Ott nichts geerbt hat, und er interessirte mich nicht weiter. Hier aber erfuhr ich, daß er an der Seite einer jungen Dame vorübergekommen: da kann nur eine Entführung dahinterstecken. Nun traue ich zwar meinem theuren Freunde nicht die zu einer Entführung nothwendige Energie zu; ich bin überzeugt, daß er entführt worden — aber es ist gleichgültig. Er läßt sich nur von einer Reichen entführen — es ist gewiß — aber ich wollte es nur von Ihnen bestätigt haben, da Sie aus seiner Gegend kommen. Ich würde meine Pläne mit ihm wieder aufnehmen, wenn er wirklich —"

Heinrich, der mehrere Male vergebens den Redefluß des Doktors zu unterbrechen versucht hatte, sah zu Hedwig hinüber. Sie ließ den Löffel fallen, sank zurück und zog die Kapuze vor die Augen. Der Doktor merkte die Zerstreuung Heinrichs, unterbrach sich von selbst bei jenem Worte und sagte dann leiser: „Es sind Fremde da, entschuldigen Sie; gehen wir bei Seite!" Heinrich nahm diese Einladung gerne an und führte den Doktor hinaus.

„Meine Demüthigungen beginnen," sagte Hedwig vor sich hin.

„Ein solcher Mensch!" tröstete Willibald.

„Das ist es eben," sagte Hedwig, „in eine solche Welt habe

ich mich flüchten wollen; solche Menschen waren meine Ideale — in zwei Tagen habe ich erdrückend viel gelernt."

Ruhiger fügte sie dann hinzu: „Mir sind die Augen aufgegangen. Gut und Böse habe ich unterscheiden gelernt, aber um einen hohen Preis. Eine Rückkehr ins Eden ist nicht erlaubt."

„Sie waren noch nicht außerhalb!" lächelte Willibald.

„Trösten Sie mich nicht, Willibald," fuhr Hedwig, sanft abwehrend, fort, „ich habe die feste Hoffnung, zu jener Ruhe zu gelangen, die der Erkenntniß folgt, wenn sie mit einer Verschuldung erkauft ist. Ich weiß es, daß ein so begonnenes Leben nicht mit Glück fortgesetzt werden kann, aber mit Ruhe hinter einem Wall von Einsamkeit."

Willibald schwieg. Diese ruhevolle Entsagung hatte für ihn etwas bei Weitem Rührenderes, als es ein laut klagendes Unglück gehabt hätte. Er faßte ihre Hand, und sie ließ es geschehen; da er sie aber küssen wollte, zog sie sie rasch und erschrocken zurück: „Das," sagte sie, schmerzlich lächelnd und vorwurfsvoll, „das wäre eine Demüthigung mehr! — Willibald," sagte sie dann eindringlich und ermahnend, „ich werde Jedem unendlich dankbar sein für Güte, Freundlichkeit, Nachsicht — aber wer mich als seines Gleichen behandelt, wird mich kränken, wird mich demüthigen."

Heinrich kam zurück. Den Doktor hatte er wohl auf geschickte Weise entfernt, denn er kam nicht wieder zum Vorschein, und die Drei nahmen ein stilles Mahl ein.

Achtes Kapitel.

Schon fuhren die drei Reisenden auf jenem Theile der Landstraße hin, der in die Wälder Herrn Volkmars mündete; die Pferde witterten Heimatluft und griffen mit frischer Kraft aus, und es hatte den Anschein, als ob man ohne weiteren Zwischenfall ans Ziel der Reise gelangen werde. Aber es war dieser an

Begegnungen so reichen Reise noch eine letzte Begegnung aufgespart; denn als der Wagen eben dem Walde zubog, kam ihnen aus dessen Schooße ein Reiter entgegen, der, seines sonderbaren Aussehens wegen, schon von ferne ihre Aufmerksamkeit auf sich zog und den selbst die Pferde mit einem ausdrucksvollen Wiehern begrüßten. Er war offenbar in großer Eile; denn er trieb sein Pferd mit Händen und Füßen an, obwohl er bei der schnellen Bewegung bald auf den Sattelknopf vorfiel, bald in Gefahr war, nach der Seite niederzugleiten. Die Bügel hatte er verloren und suchte sie nicht wieder zu gewinnen. Wenn er, um sich vor dem Falle zu bewahren, die Mähnen ergriff, vergaß er doch nicht, sie zornig zu zausen und das Pferd zu immer rascherem Trabe zu bewegen. Einen breiten altmodischen Hut hatte er tief in die Stirne gedrückt; die breiten Schöße seines flohbraunen Sparrockes flogen in der Luft, während die Strümpfe, von den Knien losgelöst, über die Schnallenschuhe fielen. Den Klepper erkannte Heinrich bald als das schlechte Pferd Otts, das er diesem im Stalle gelassen; den Reiter als den Schulmeister Tobias, der wohl nie früher ein Pferd bestiegen hatte. Daß er sich nicht irrte, bewies das kleine Zöpfchen, das sichtbar wurde, als sich der Reiter einmal im Profil zeigte, und das auf dem Nacken im unregelmäßigen Takte auf und nieder hüpfte. „Beim Himmel," rief Heinrich, indem er die Pferde anhielt, um besser sehen zu können, „er ist es! — ich traue meinen Augen nicht, aber es ist der Schulmeister."

„Er sieht aus wie ein parodirter Erlkönig," sagte Willibald, „Haft und Todesangst im Gesichte."

„Was mag vorgefallen sein, daß er sein Dorf verläßt — und in diesem Zustande?" rief Heinrich wieder.

„Ich ahne es," murmelte Hedwig.

Mittlerweile war der Reiter herbeigekommen und wollte, ohne die Reisenden zu beachten, vorüberstürmen.

„Halt!" rief ihm Heinrich zu. „Herr Tobias! Wohin? Warten Sie einen Augenblick! Erkennen Sie Ihre Freunde."

Er hielt wirklich. In der Nähe gesehen, war er beinahe schwerer zu erkennen als aus der Ferne; denn seine Kleider und seine Gestalt, die ihn von ferne kenntlich machten, waren dieselben wie sonst, seine Züge aber hatten sich auf erschreckende Weise verändert. Neben dem tiefsten Schmerze entstellte sie ein wilder Zorn, der auf diesem Gesichte so ungewohnt war und nur wie gefroren auf demselben liegen geblieben schien. Die sonst kindlich gerötheten Wangen des alten Mannes waren bleich und ließen ihn älter erscheinen, als er sonst erschien und als er war; seine Augen funkelten stechend, nur der Mund war wie von einem heftigen Schmerze herabgezogen. Er holte schwer Athem und war kaum im Stande, Heinrich zu begrüßen.

„Wohin, Herr Tobias?" fragte jetzt Heinrich in theilnehmenderem Tone; „was ist geschehen?"

„Was ist geschehen?" fragte Tobias wieder athemlos und beinahe ächzend, „was ist geschehen? Mein Gott, fort ist sie — fort — Wohin? — der Himmel weiß, wohin! Aber er muß es wissen — er muß mir sie wiedergeben — ich bin sein Schulmeister, und er ist ein Wolf, und er soll sich wundern, wie auch dieser Schulmeister einen Wolf verfolgen kann!" Diese im Zorne und mit geballter Faust ausgestoßenen Worte wurden von Thränen unterbrochen, und der Schulmeister trieb seinen Klepper wieder an und flog wieder dahin — aber man hörte seine Stimme, die laut in die Luft hinein weinte.

„Ist der Mann nicht verrückt?" fragte Willibald. „Was sprach er da von Wölfen und Schulmeister?"

Heinrich erklärte ihm diese Anspielung auf die von Reinhold vorgelesene Geschichte und meinte, es sei sehr möglich, daß dieser in seinen tiefsten Gefühlen verletzte Schulmeister ein ebenso grimmiger Verfolger werde, wie jener Wolfstödter in Languedoc. Er erinnerte sich der Worte, die Herr Ott bei seiner Abreise in Beziehung auf das Schulmeisterhaus gesagt hatte, und zweifelte nicht, daß Fanny verschwunden sei. Aber was kann sie zur Flucht oder noch Aergerem gebracht haben? Die Liebe zu Reinhold, den

sie so sehr verurtheilte? Oder vielleicht Furcht vor Schande? Schande für sie selbst und für den Onkel? — Mehr noch als Heinrich hatte diese Begegnung seine Schwester niedergedrückt, und die drei Reisenden, die im Laufe der zwei Reisetage zu einer gewissen Ruhe, selbst zu innerer Beruhigung gelangt waren, daß es aussah, als ob bei ihrer Ankunft in Steinthal wenigstens ein großer Theil der inneren Wirrnisse gelöst sein sollte, fuhren traurig aus dem Walde in das Thal nieder, und Hedwig sah eher nach dem Schulmeisterhause als nach dem Schlosse und schüttelte sich vor Frost.

Schloß, Dorf und Thal waren übrigens in eine Atmosphäre gehüllt, die der Stimmung der Ankommenden vollkommen entsprach. Ein starker Herbstregen fiel mit kalten Strömen nieder und durchdrang ihre Kleider. Doch war Heinrich das Wetter willkommen. Unter seinem Schutze hoffte er unbemerkt mit Hedwig durch das Dorf ins Schloß gelangen zu können. Die Pferde spannte er vor dem Stalle im Ott'schen Gehöfte in aller Stille aus, gab der Schwester den Arm und eilte, von Willibald gefolgt, dem Schlosse zu. Ungern bemerkte er, als er aus dem Dorfe heraustrat, daß ein Köhler vor dem Thore des Schlosses wie eine Schildwache aufgepflanzt war und ihrem Wege entgegensah, und daß dieser Köhler, sobald er sie bemerkte, im Inneren des Schlosses verschwand.

Heinrich vermuthete, daß er vom Vater aufgestellt war und daß er ihre Ankunft meldete. So war es auch; denn noch hatten sie das Thor nicht erreicht, als ihnen Herr Volkmar, trotz des strömenden Regens, mit bloßem Kopfe bis auf dreißig Schritte vor dem Schlosse entgegeneilte. Er faßte Heinrich heftig bei der Hand und sagte rasch und doch leise, als ob er im Schlosse gehört zu werden fürchtete: „Diese Entlaufene, die meines Hauses Ehre geschändet hat, darf mir nicht mehr ins Haus. Die Welt soll erfahren, daß ich mich von ihr lossage, daß sie nichts mehr mit mir gemein hat. Und du, der du sie zu solchem Lebenslauf erzogen und in so gute Gesellschaft gebracht hast, thust wohl am Besten, du gehst mit ihr. Ich rathe dir, von jedem Versuche, mit

Gewalt in mein Haus einzudringen, abzustehen, denn es ist dafür gesorgt, daß jeder Versuch vereitelt wird — und es sind Fremde da, denen ich euren Anblick, und vor denen ich mir den Skandal ersparen möchte."

Nach diesen rasch und leise ausgesprochenen Worten ließ Herr Volkmar den Arm seines Sohnes los und eilte, ohne eine Antwort abzuwarten, und ohne Willibald eines Grußes oder eines Blickes gewürdigt zu haben, ins Schloß zurück. Der Regen floß in Strömen. Der Abend sank bereits herab, die alten Wetterfahnen auf dem Schlosse gaben unter dem Regenschlage kräftige Laute von sich, die meist geschlossenen und zahlreichen Fenster starrten wie blinde Augen herab, und die Drei standen da, wie man sich arme Ausgestoßene vorzustellen pflegt. Heinrich blickte nach allen Seiten aus, ob er nicht irgendwo die Hexe erblickte; sie war nirgends zu sehen. Er führte die Hand an die Stirne, dachte einen Augenblick nach und rief dann, den Kopf erhebend: „Vorwärts! Wir werden nicht obdachlos bleiben!"

Hedwig zauderte. Heinrich errieth die Ursache und sagte: „Fürchte nichts, wir gehen nicht ins Dorf!" In der That lenkte er die Schritte abseits vom Dorfe, dem Bache entgegen, in die Felder, und nach halbstündiger Wanderung standen sie vor Schloß Halden.

Die Kastellanin, Heinrichs alte Freundin, war erstaunt, ihn in solchem Aufzuge und bei solchem Wetter wiederzusehen. Sie führte ihn und seine Gesellschaft sofort in eine warme Stube und traf, ohne viel zu fragen, alle Vorbereitungen, um es den Durchnäßten bequem und behaglich zu machen.

„Darf ich Sie, Frau Kastellanin," fragte Heinrich, „um ein Nachtlager bitten?"

„Gewiß, gewiß," versicherte die gute Frau.

„Aber nicht allein für mich, auch für meine Schwester und meinen Freund!"

„So viel Sie wollen, wir haben Platz genug; übrigens sind Sie hier Herr im Hause, und Sie haben nicht zu bitten, sondern zu befehlen."

„Sie sind wirklich zu gütig.“

„Nein, es ist von Güte nicht die Rede, auch nicht von Höflichkeit,“ erklärte die Frau; „es ist, wie ich sage. Sehen Sie hier diesen Brief des Herrn Generals v. Wehrstätt. Wir drängten ihn, doch bald einen neuen Kastellan oder Intendanten zu schicken, da wir so bald als möglich unserm alten Herrn folgen wollten; darauf schrieb er uns, daß er noch Niemanden gefunden, den er hier anstellen könnte, und wies uns an Sie, Herr Volkmar; Sie möchten die Güte haben und sich umsehen, die Stelle nach Ihrem Gutdünken vergeben, wenn Sie Jemanden kennen, dem Sie die Interessen des Generals anvertrauen möchten. Ueberhaupt sollen wir uns mit Allem und Jedem an Sie wenden und Ihren Anweisungen folgen. Sie sehen also, daß Sie hier zu gebieten haben.“

„Der gute General!“ rief Heinrich, freudig überrascht, „er erscheint mir wie eine Vorsehung!“ Dann zu Hedwig gewendet und ihre Hand ergreifend, fügte er hinzu: „Wir haben eine gute Zufluchtsstätte, meine Schwester, wo wir, ruhig und der Hexe nahe und einem trefflichen Manne nützlich, unsere Tage hinleben können. Ich werde Kastellan dieses Schlosses!“

„O, das würde sich doch für einen solchen Herrn nicht schicken,“ sagte die Frau, die seine Worte für Scherz nahm. Aber wie ernst es ihm war, zeigte er, indem er sofort Papier und Feder verlangte, um an den General zu schreiben. Er setzte ihm in kurzen Worten seine Lage auseinander und bat ihn, ihm die Stelle zu überlassen, indem er versprach, sein Möglichstes zu thun, um sich sofort in alle Geschäfte einzuweihen und die Interessen des Generals wahrzunehmen. Er siegelte den Brief und bat die Kastellanin, denselben noch in dieser Nacht in die nächste Stadt auf die Post zu schicken. Hedwig hatte sich indessen in eine andere Stube zurückgezogen, um ihre Kleider gegen andere, die ihr einstweilen die Kastellanin lieh, zu wechseln.

„Ist es wirklich dein Ernst, diese Stelle anzunehmen?“ fragte Willibald, als er mit Heinrich allein war.

„Gewiß! Wie sollte es nicht? Kann ich eine bessere Wendung

unſeres Schickſals wünſchen? Gleich bei den erſten Worten der Kaſtellanin flog mir der Plan durch den Kopf, und ich überblickte alle Vortheile, die ſich mir darböten. Hedwig wird hier Beſchäftigung und Pflichten finden, deren ſie vor Allem bedarf, und dann eine ſchöne Einſamkeit, in der ſie vor Verletzungen ſicher ſein wird."

„Und du, mit all deinem Wiſſen, deinen Ausſichten, die du in der Reſidenz —"

„Du weißt," unterbrach hier Heinrich ſeinen Freund, „was ich davon halte und warum ich das Alles aufgegeben. Ich ſtehe heute noch auf demſelben Punkte wie damals. Alfred iſt zwar auf der Schule, und Agnes bedarf meiner nicht; dafür aber bedarf jetzt Hedwig deſto mehr einer liebenden Geſellſchaft, einer Pflege, die ihr ſonſt Niemand geben kann. Es iſt nothwendig, daß ſie mit mir, daß ich mit ihr bleibe. Wovon aber leben? Wie ſie ernähren? Wollte ich in die Reſidenz zurückkehren, ich würde mich überzeugen, daß ich dort von allen Freunden und Gönnern längſt vergeſſen bin, daß mein Platz beſetzt iſt und daß ich von Neuem zu ringen anfangen müßte. Wie über dieſe erſte Zeit hinauskommen? Auch würde es mir jetzt ſchwerer als ehemals; ich hätte meine Schweſter bei mir, die ich in die Geſellſchaft nicht einführen könnte, deren Geſchichte mir in jeder Beziehung hinderlich wäre. Ich müßte in ganz anderen Schichten der Geſellſchaft und auf anderen Wegen zu leben anfangen, und ſelbſt Diejenigen, die ſich meiner noch erinnern, würden mir zu nichts verhelfen können. Hier aber iſt von Anfang an für uns Beide geſorgt, und Hedwig hat, wie geſagt, was ihr jetzt vor Allem noth thut. Dem General wird gut dienen ſein, ich werde ihm zu nützen ſuchen — die Hexe iſt in der Nähe, den Bruder kann ich im Auge behalten — da haſt du alle Bedingungen, um ein unter den gegebenen Umſtänden noch reiches, wenn auch ſtilles Junggeſellenleben zu führen."

Willibald ſchüttelte den Kopf; er konnte ſich, wie vor beinahe einem Jahre, nicht in den Gedanken ergeben, Heinrich in ſo kleinen, ſeiner unwürdigen Verhältniſſen hinleben zu ſehen.

So sagte er: „Denkst du niemals an dich selbst — taucht nie bei der Gelegenheit wenigstens der Gedanke in dir auf, auch etwas für dich, z. B. eine liebe Kastellanin, zu haben? Denkst du denn an die gute Marie gar nicht mehr? Das gäbe ein so gutes Weib für so stille Verhältnisse."

„Das ist sehr wahr, mein Freund," bestätigte Heinrich, „ich will dir meine Feigheit gestehen; ich hatte nicht den Muth, nach ihr zu fragen, und ich bin dir dankbar, sie zuerst genannt zu haben. Was weißt du von ihr?"

„Seit Monaten nichts mehr," erwiderte Willibald, „da ich fern von der Residenz arbeitete; aber Das weiß ich, daß sie nach deiner Abreise mehr als betrübt war. Das ist ein treues Herz."

„Wenn es je eines gab!" rief Heinrich mit Andacht und fügte nach einiger Zeit hinzu: „Ich will dir gestehen, daß ich oft und besonders in der letzten Zeit, da ich mich nach Theilnahme sehnte — aber wozu," rief er, wieder sich unterbrechend, „wozu alte Gefühle wieder aufwecken, die — vielleicht noch nicht entschlafen sind."

„Marie," sagte Willibald, „würde dir auch in diese Kastellanswohnung gerne folgen."

„Aber ich werde sie nicht hieher einladen," fiel ihm Heinrich ins Wort, und lachend, während er ihm die Hand auf die Schulter legte und ihm ins Auge blickte, sagte er: „Du bist der alte Willibald! Gerade so, wie du mich in jener Nacht, da ich Aussicht hatte, Sekretär des Ministers zu werden, sogleich mit dem glänzenden Fräulein v. Wiesen verheirathen wolltest, gerade so sprichst du mir gleich heute von Heirath, da sich mir ein Stück Brod und die Stelle eines Pförtners anbietet. Ist die arme Marie nicht mehr werth? Du bist ein Aristokrat! Dem Minister-Sekretär wolltest du das adelige Fräulein verheirathen, der Pförtner ist für die arme Marie gut genug."

„Du wirst nicht ewig Pförtner bleiben, und für Marie ist der beste Mann nicht zu gut. Die Stellung thut bei ihr nichts zur Sache."

„Sie wäre die beste Gesellschaft für Hedwig," sagte Heinrich

wieder ernſthafter; „ihre unverdrießliche Güte, ihr Wohlwollen, das niemals richtet und immer entſchuldigt. „Sie iſt,“ rief er laut, „ſie iſt eine Antigone. Nur mitzulieben, nicht mitzuhaſſen iſt ſie da!“

„Alſo!“ fiel Willibald eifrig ein, „ſo ſchreibe doch, ſo erkundige dich, wo ſie jetzt iſt, wie es mit ihr iſt?“ Er wurde durch die Kaſtellanin unterbrochen, die ein Nachteſſen auftrug und der bald Hedwig folgte. Der Kaſtellan war in Geſchäften abweſend, und ſo ſetzte ſich die kleine Geſellſchaft zu dem beſcheidenen Mahle nieder.

Das menſchliche Gemüth iſt ſo geartet, daß ſeine Stimmung ſich mit der äußeren Umgebung ändert, ſelbſt wenn die inneren Zuſtände dieſelben bleiben. Aeußerliche Lebensabſchnitte, Veränderung der Lebensweiſe bilden, ſobald nur der erſte Sturm überwunden iſt und die Welt außer uns wieder ihre Eindrücke ausübt, die Abtheilungen und Kapitel unſerer inneren Geſchichte. Wie ſie in Ruhe und gemüthlich zuſammen ſaßen, ſchienen den drei Freunden die Aufregungen der letzten Tage, ſelbſt der letzten Stunden weit hinter ihnen zu liegen; ſie kamen ſich mehr oder weniger in einem angenehmen Abenteuer begriffen vor; ſie ſahen für jetzt nur, daß ſie ſich aus Sturm und Wetter in eine behagliche Stube, zu einer erquickenden, unverhofften Mahlzeit bei einer guten, gerne auftragenden Gaſtfreundin gerettet hatten, und zum erſten Male ſeit ihrem Zuſammenſein kamen auch gleichgültige Gegenſtände zur Sprache, denn ein ſolches Geſpräch gehört zum Ausruhen des Gemüths.

Plötzlich ſprang die Thür auf, und eine bekannte Stimme rief: „Iſt noch ein Plätzchen da für eine befreundete Seele?“ Es war die Hexe, die auf der Schwelle, ſo rufend, ihre durchnäßten Schuhe ſtampfend von der Feuchtigkeit zu befreien ſuchte und hinter ſich einen triefenden Mantel abwarf. Der Aufruhr war groß, Heinrich und Hedwig trugen ſie unter Umarmungen an den Tiſch. „Verzeiht, Kinder,“ ſagte ſie nach dem erſten Sturm, „daß ich nicht früher gekommen bin, um euch zu ſehen, aber ich mußte erſt den Herrn Sekretär Scholle zu Bette bringen.“

„Iſt Herr Scholle hier?“ fragte Heinrich überraſcht.

„Freilich! Und ihr habt ein herrliches Schauspiel verloren. Diese Vatermörder, dieser Backenbart und dieser herrliche Kanzleistyl in Gestalt, Bewegung und Reden, und vor Allem dieses Gesicht, als er erfuhr, daß das Nest leer war. Ich war sehr traurig dieser Tage, aber Herr Sekretär Scholle hat mich bis in meine alten Tage hinein aufgeheitert. Sei ruhig, Hedwig, es wird dich kein Mensch mehr anklagen, daß du vor Dem davongelaufen. Ich hörte es, wie dir die Leute im Hause bei seinem ersten Anblicke Recht gegeben, und um diese Ansicht des Hauses zur öffentlichen Meinung zu machen, habe ich ihn durchs ganze Dorf geführt und Jedermann gezeigt, und du kannst sicher sein, daß heute schon die ganze Gegend für dich Partei nimmt. Aber stille! Ich könnte das Familienherz meines Vetters kränken."

„Aber wo ist er denn?" fragte Agnes sich umsehend, und mit ihr sahen sich die Anderen um und erblickten Edmund, der mit einem Paket unter dem Arme an der Thür stand.

„Edmund hier?" rief Heinrich, aufs Angenehmste überrascht; „so ist dieser Abend bestimmt, alles Liebe zu vereinigen! Wie kommen Sie hieher, lieber Freund?"

„Er kam," nahm Agnes für ihn das Wort, „er kam in einer dreifachen Mission. Erstens, um dem armen Scholle in seiner Verlegenheit beizustehen; zweitens, um dem Papa von Seite der Frau Böcking Liebe, Freundschaft, Heirath und Eisenhämmer aufzukündigen; drittens, um mich trotz Alledem über die Fortdauer seiner Liebe und Freundschaft zu beruhigen. Ich aber mißbrauchte ihn als Begleiter durch die regnerische und dunkle Nacht und als Träger eines kleinen Bündels Kleider für Hedwig."

Und wer von jetzt bis gegen Mitternacht die Gesellschaft durchs Fenster beobachtet hätte, würde geglaubt haben, die glücklichste Gesellschaft jugendlicher Freunde vor sich zu sehen, wenn auch Hedwig nur lächelte, wo die Anderen lachten, und Willibald sie manchmal mit einem mitleidigen Auge betrachtete.

Viertes Buch.

Erſtes Kapitel.

Eine Stimmung, die Jedem, der die Verhältniſſe nur äußerlich kannte, als eine faſt behagliche erſchienen wäre, hatte ſich über die zwei Geſchwiſter gebreitet. Dem Menſchen iſt doch das zunächſt Erlebte auch das zumeiſt Maßgebende. Das Gefühl, eine Heimatsſtätte gefunden zu haben, die Schweſter und den Freund zur Seite; die Ueberzeugung, daß über der ſchrecklichſten Stunde Derjenigen, die gleich ihm unter dem Herzen der Mutter gelegen, das Andenken dieſer Mutter gewaltet, war für Heinrich machtvoll genug, ihn nicht verſinken zu laſſen in den Fluthen der Drangſale, die ihn von allen Seiten umwogten.

Er war aus dem Hauſe ſeines Vaters gewieſen worden, faſt wie ein Dienſtbote, dem eine vernachläſſigte Pflichterfüllung zur Laſt gerechnet wird; aber Hedwig war wieder da; das Kind ſeiner Mutter war wieder gewonnen worden, und jede Bitterkeit legte ſich. Was hinter den Wolken lag, die noch immer drohend, ja ſchwärzer als jemals ſeinen Horizont umſäumten, beirrte ihn in dieſem Augenblicke nicht. Das Bild der Mutter war makellos aus der nächſten Gegenwart hervorgegangen!

Einige Tage waren ſo verſtrichen.

Heinrich begann, den ihm in ſo eigenthümlicher Weiſe zugefallenen Wirkungskreis ernſt zu nehmen; er ſaß ganze Stunden über den Geſchäftsbüchern und Rechnungen der Beſitzung, die er

zu verwalten hatte, prüfte und verglich, und allmählig gewann er Klarheit. Mit zunehmender Einſicht in das Getriebe dieſes nicht unbedeutenden Heimweſens erhielt auch die neue Thätigkeit einen Reiz, wie er ihn niemals geahnt. Das erlöſende Gefühl ſtrenger Arbeit hatte ihn wohlthuend überkommen.

Das ſollte jedoch nur kurze Zeit währen.

Eines Morgens, als er gerade von einem Gange durch die Felder zum Schloſſe zurückkehrte, ſah er das ihm bekannte Gefährte des Herrn Ott vor dem Eingange ſtehen. Er beſchleunigte ſeine Schritte; da kam ihm der alte Freund, der auch ihn erkannt hatte, ſchon entgegen.

Er hielt einen offenen Brief in der Hand; Heinrich ahnte nichts Gutes.

Als Ott näher kam, konnte Heinrich gewahr werden, welche gewaltige Veränderung mit dem ſonſt ſo behaglich und breitſpurig auftretenden Manne in wenigen Tagen vor ſich gegangen. Der ſonſt ſo aufrechte Kopf ſchien in die Schultern eingeſunken; der Gang war ſchleppend, wie der eines Menſchen, der einer ſchweren Krankheit entgegengeht.

„Herr Ott! was bringen Sie mir, alter Freund?“ rief Heinrich.

„Etwas vom Felde, worauf mein Sohn geſäet hat!“ ſchrie der alte Mann in einem Tone, der gegen ſeine ſonſtige Redeweiſe ſonderbar abſtach. „Aber die Ernte iſt auch danach geweſen! Wo dieſer Burſche hintritt, da gedeiht nur Unkraut und Unheil. Zu etwas Anderem war er von ſeiner Kindheit an nicht beſtimmt. Da leſen Sie!“

Heinrich nahm den Brief zur Hand.

Aus einem etwa vier Meilen entfernten Orte meldete der Kaſtellan, welches furchtbare Ereigniß ſich daſelbſt Tags zuvor zugetragen. Bauern hatten an einer ſeichten Stelle des dort vorüberfließenden Fluſſes die Leiche eines jungen Mädchens gefunden; unfern von ihr in zuſammengekauerter Stellung ſaß ein ſtiller alter Mann, unverwandt die Augen auf die einige Schritte

vor ihm liegende Leiche geheftet. Ein Pferd weidete in der Nähe. Als man zu dem alten Manne trat, bemerkte man, daß auch er todt sei. Man brachte die zwei Leichen, nachdem die Gerichtskommission an Ort und Stelle die vorgeschriebenen Erhebungen gepflogen, in das Dorf, und morgen sollten sie zur Erde bestattet werden. Aber der Pfarrer weigerte sich, die armen Leichen auf dem Friedhofe begraben zu lassen, weil hier, namentlich was das Mädchen betreffe, offenbar ein Selbstmord konstatirt sei; es müsse, habe er sich geäußert, ein Exempel statuirt werden... und so sei es leider gewiß, daß der brave alte Tobias und seine Pflegetochter in ungeweihtem Boden...

Heinrich vermochte nicht weiter zu lesen.

Mit irren Blicken hatte er den ferneren Inhalt des Briefes mehr errathen, als wirklich gelesen!

Ja! das war die schöne Fanny und ihr alter Oheim mit dem Kindesherzen! Wie und auf welche Weise das traurige Geschick der Beiden sich gerade so erfüllt hatte, daß sie, wie im Leben, so auch im Tode sich einander nahe befanden, Das konnten und wollten die für immer geschlossenen Lippen nicht offenbaren. War zwischen Oheim und Nichte ein gemeinschaftliches Einverständniß vorausgegangen? Hatte der alte Schulmeister nach einer letzten Unterredung mit dem schönen Kinde vielleicht zugegeben, daß dessen verwirrter Lebensknoten so und nicht anders zu lösen sei? — Dem widersprach das milde Wesen und die ethische Lebensanschauung des alten Mannes, der, wie man ihn kannte, lieber in Schande und Schmach die wenigen Jahre seines Daseins zugebracht, als gestattet hätte, daß Fanny ihn „so" verließe —

Die Vermuthung lag nahe, daß der Schulmeister, nachdem er das verlorene Kind lange gesucht und nicht gefunden, nachdem er in banger Ahnung vielleicht tagelang an dem Ufer des Flusses herumgeirrt hatte, der ihm ein entsetzliches Geheimniß zuzuflüstern schien, gerade angekommen war, als die Wellen die todte Schönheit an das Ufer getragen hatten — Hatte ihn der Schreck oder der langsamere Gram getödtet? —

„Armes Opfer!“ flüsterte Heinrich bebend.

„Und für den Vater eines solchen Sohnes, wie mein wackerer Säemann ist, hat man natürlich kein Wort des Mitleids,“ sagte der alte Ott mit Bitterkeit, „der muß sich also selbst vorjammern: Armer, armer Vater!“

Da legte ihm Heinrich die Hand auf die Schulter; es war, als ob der alte Mann unter dieser schwachen Berührung in den Boden versinken wollte. „Armer Vater!“ sagte Heinrich leise.

„Nicht wahr, Herr Heinrich,“ rief er krampfhaft lachend, „die Saat meines braven Sohnes ist herrlich aufgegangen? Wer hätte nicht seine Freude daran, wenn er sieht, wozu der alte Ott hat Vaterfreuden erleben müssen!?“

Dann richtete er sich mit Einem Male wieder auf. Es schien eine Art von Erstarkung über ihn gekommen zu sein.

„Was stehen wir hier,“ sagte er, indem er Heinrich beim Arme ergriff; „vom bloßen Reden werden die armen Leichen nicht in geweihten Boden geschafft, um da auszuruhen von dem Leide, das ihnen ein Mensch zugefügt hat. Kommen Sie, Herr Heinrich, und schaffen Sie Rath, damit der Geistliche Raison annimmt. Wollen Sie aber nicht, so gehe ich allein, ganz allein. Man soll dem alten Ott nicht nachsagen, daß er das todte Mädchen, nachdem es durch seinen Sohn verdorben und gestorben ist, neben der Kirchhofsmauer hat einscharren lassen — wie eine Selbstmörderin!“

„Wir wollen, was uns Beiden obliegt, auch gemeinschaftlich erfüllen,“ rief der tief erschütterte Heinrich, indem er seine Bereitwilligkeit, Herrn Ott zu begleiten, erklärte; nur wollte er, ohne Hedwig von ihrem Vorhaben zu unterrichten, daß Willibald als Gefährte des Traurigsten, was er bisher erlebt hatte, den schweren Gang mit ihm unternehmen solle.

Kurze Zeit darauf sah man die drei Männer auf Otts Gefährte die Landstraße dahineilen.

Es war gegen Mittag, als sie in dem Dorfe ankamen. Im Wirthshause erfuhren sie, daß der alte Tobias und Fanny noch

nicht begraben ſeien. Der Pfarrer hatte den Befehl gegeben, ſie ohne Sang und Klang, wie es „ſolchen Leuten gebühre“, zur Erde zu beſtatten, und zwar draußen vor der Kirchhofsmauer; nicht einmal das armſeligſte Geläute ſollte ihnen zu Theil werden, denn die Glocke ſei nur für Diejenigen da, die gläubig ins Leben und gläubig wieder aus dem Leben treten.

Heinrich trat mit raſchem Entſchluſſe den Weg zur Pfarrei allein an; er traf den geiſtlichen Herrn im Garten ſpazierend, ein Blatt Papier vor ſich haltend, das wahrſcheinlich den Text der morgigen Sonntagspredigt enthielt. Trotzdem daß Jahre darüber hinweggegangen, hatte Heinrich auf den erſten Anblick in dem jugendlichen Pfarrer einen Schulgenoſſen erkannt, mit dem er einſt die Bänke des Gymnaſiums getheilt hatte. Er nannte ihm ſeinem Namen, und es war, als ob der junge Prieſter von einer freudigen Empfindung durchzuckt würde.

„Wiſſen Sie,“ rief er, indem er Heinrichs Hand ergriff und ſie herzlich drückte, „daß ich ohne die Unterſtützung Ihrer Mutter niemals Das erreicht hätte, was ich jetzt inne habe?“

Alſo auch an dieſem Manne hatte ſich der ſtille Segen ſeiner Mutter bewährt!

„So leiſten Sie mir,“ rief Heinrich in hoffnungsvoller Erregtheit „im Namen der Frau, deren Andenken Sie bewahrt haben, eine Liebesthat.“

In gedrängter Kürze brachte nun Heinrich ſeine Bitte vor, indem er vor Allem betonte, daß das Motiv, das die arme Fanny in der Blüthe ihrer Schönheit und ihres Daſeins dem Tode zugeführt, innigſtes Erbarmen verdiene, und daß die Kirche in einem Falle von ihrem Rechte keinen Gebrauch machen werde, der ſo unwiderleglich für das Gebrechliche der Menſchennatur, für die dunklen Gewalten eines unerbittlichen Verhängniſſes ſpreche.

Als Heinrich geendigt, zeigte das bartloſe Antlitz des Prieſters eine furchtbare Herbigkeit des Ausdruckes; es war tiefroth gefärbt, der Mund geſchloſſen.

„Was Sie da von mir erbitten, mein Herr,“ ſagte er nach

einer langen Weile mit abwehrender Bewegung, „ist, so leid es mir gerade thut, es Ihnen gegenüber auszusprechen, unmöglich."

Heinrichs Herz wallte vor Bitterkeit über. Trotzdem er diesem Manne als ein Bittender gegenüberstand, vergaß er sich und sein Anliegen in diesem Augenblicke; mit bebenden Lippen rief er:

„Unmöglich! Sagt ein Mann in diesem Gewande und nach Allem, was ich ihm vorbrachte, daß es ihm unmöglich ist, menschlich zu fühlen und zu handeln?"

„Die Vorschriften der Kirche sind dagegen," sagte der junge Priester mit furchtbarem Ernste.

„Der Kirche," rief dagegen Heinrich, „die jenes Wort zu den Grundpfeilern ihres Bestandes zählt: Lasset die Kindlein zu mir kommen?"

In demselben Tone gereizter Bitterkeit rief dagegen der Priester:

„Soll ich vielleicht sagen, meiner Kirche, da es meinem ehemaligen Schulkameraden beliebt, einen Standpunkt einzunehmen und zu vertheidigen, der ihn streng genommen aus ihrem Banne ausschließt? Die Kirche, ja meine Kirche, ist nicht nur die gnaden- und liebevolle Mutter ihrer Kinder, sie muß auch die Zuchtmeisterin derselben sein; sie muß sie strafen und büßen lassen können. Und wehe der Mutter, die in weichzerflossener Verzärtelung dem Rechte entsagt, zu strafen und zu züchtigen."

War es nun, daß er plötzlich zur Einsicht gekommen war, wie wenig eine solche Sprache dem ehemaligen Genossen gegenüber sich gezieme, oder war es ein Anderes, er hielt plötzlich inne, und dieß bewirkte, daß auch Heinrich schwieg. Es war wie Ermüdung, daß er mit Einem Male allen Widerstand und Zorn in sich gebrochen fühlte.

Erst nach einer langen Pause vermochte er es, fast lautlos zu sagen:

„Sie können also meine Bitte, die Bitte Ihres ehemaligen Schulkameraden, nicht erfüllen?"

„Sprich nicht so," rief der Priester mit überquellender Weichheit,

„ſprich nicht in dieſem Tone. Der Sohn ſeiner Mutter ſoll ſich nicht über meine Härte zu beklagen haben.“

Er hatte ſich abgewendet und ging mit haſtigen Schritten in dem ſchmalen Gartenwege auf und nieder. Dann blieb er vor Heinrich ſtehen, und es klang faſt geſchäftsmäßig, als er trocken und ohne Anzeichen innerer Bewegung ſprach:

„Ich will mich der Berechtigung, in dem beſonders traurigen Falle, der hier vorliegt, die Strenge meiner Vorſchriften in etwas zu mildern, nicht entziehen. Ich will darum die Verfügung treffen, daß der geweihte Boden, den die Kirche den todten Kindern ihrer Liebe gewährt, den beiden Unglücklichen nicht verſagt werde. Mögen ſie unter ihren Fittigen ruhen, im Bereiche ihrer ſchützenden Mauer. Aber jedes andere Gnadenmittel muß ihnen verwehrt bleiben. Dahin gehört vor Allem der Segen des Prieſters, der dort zur Entweihung würde, wo ſo frevelhaft an den Gnadenmitteln der Kirche gezweifelt ward. Ich werde die Todten nicht begleiten, die Glocke darf nicht ertönen ... und in mitternächtiger Stille müſſen ſie beigeſetzt werden.“

Ohne ein weiteres Wort war der junge Prieſter davongegangen. Heinrich verließ nicht ohne eine gewiſſe Befriedigung, daß er dem alten Ott ein theilweiſes Gelingen ſeiner traurigen Sendung melden konnte, den Pfarrhofgarten.

Zweites Kapitel.

Genau in der Weiſe, wie ſie die „Kirche“ vorgeſchrieben hatte, ging die Beſtattung der ſchönen Fanny und des alten Schulmeiſters vor ſich. Nachträglich hatte zwar der Pfarrer an Heinrich die Meldung gelangen laſſen, ſein Verbot erſtrecke ſich „kirchlicherſeits“ nur auf das Mädchen; gegen die „religiöſe“ Beiſetzung des Schulmeiſters liege kein Anſtand vor und werde er ſich derſelben, falls ſie gewünſcht würde, bereitwilligſt unterziehen.

Aber wie aus Einer Seele kam der Beschluß als Antwort der Männer, Oheim und Nichte sollten gemeinschaftlich und zur selben Stunde dem Schooße der Erde übergeben werden.

Um Mitternacht setzte sich der stille Zug in Bewegung. Außer einigen Bauern, welche die Särge trugen, folgte Niemand, als Heinrich und Willibald, der alte Ott, von Beiden gestützt, in ihrer Mitte. Ein Kreuz ward nicht vorangetragen; die Glocke, die sonst so geschwätzig allen Aeußerungen des Dorflebens ihre Zunge lieh, schwieg; die Freunde der beiden Todten mußten sich mit dem einen Zugeständnisse der kirchlichen Gewalt begnügen: das gemeinschaftliche Grab befand sich innerhalb des Kirchhoffriedens; der Boden, der sie empfangen sollte, war ein geweihter!

Lautlos, unter tiefem Schweigen der Anwesenden, erfolgte die Bestattung! Keiner hätte es vermocht, dem mächtigen Strome der Bewegung, sei es selbst in der leisesten Klage, einen Ausdruck zu geben; Allen war es, als ob selbst ein geflüstertes Wort den Frieden dieser Todten unterbrechen müßte, so lange sich nicht die Erdschollen über ihnen gewölbt hatten. Diesen Moment schien der alte Ott abgewartet zu haben; mit von krampfhaftem Schluchzen unterbrochenen Worten rief er:

„Verzeihung, du armes Mädchen da unten im Grabe für Das, was mein Sohn an dir verbrochen hat! Verzeihung! Er lebt; du aber mußtest dein schönes Dasein in den kalten Fluß tragen, um daselbst sein Verbrechen zu ertränken. Wo ist da die Gerechtigkeit Gottes, wo ist da ihr gerühmtes Walten? Erbetteln mußte man für dich, die holdseligste Blume, die der Erdboden trug, das Bißchen geweihten Bodens, und doch wäre eine Kaisergruft für deinen schönen Leib die allergeringste Ehre gewesen. Er aber trägt sein verfluchtes Dasein weiter und weiter, denn das Schlechte regiert in der Welt und Lug und Trug; nur das Schöne verdirbt und vermodert, und die Geier sind die einzigen Herren und Gewalthaber auf dieser Erde."

„Laßt uns gehen, Ott," sagte Heinrich, indem er den alten

Mann an der Hand ergriff, „es ist nicht gut, die Ruhe der Todten durch solche Reden zu stören. Sie, die wir hier begraben haben, ist dem mächtigen Zuge der Selbstzerstörung gefolgt, der in ihrer Natur lag. Den dunklen Gewalten ihres Verhängnisses hat sie zum Opfer fallen müssen. Wer sollte, wer könnte das mahnende Wort aussprechen, um die Nachtwandlerin vor dem tiefen Falle zu bewahren? Laßt uns gehen."

Noch einmal richtete der alte Mann sich auf.

„Sie haben Recht, Herr Heinrich," sagte er mit kräftiger Stimme, „ja, Sie sollen Recht haben, wenn ich auch Das, was Sie eben gesprochen haben, nur zur Hälfte verstehe. Aber, Er sollte hier sein, den ich nicht mehr nennen will, Er, Er!"

Die Worte verhallten grollend; er wandte sich mit zorniger Geberde ab und ging mit hastigen Schritten den Anderen voraus bis zur Eingangspforte des Friedhofes, wo er wieder stehen blieb.

„Das Kreuz mit dem Denkmal und der Inschrift darauf wird der alte Ott besorgen lassen," rief er, gegen den Kirchhof zurückgewandt. „Das ist seine Pflicht, und da darf ihm Keiner ein Wort darein reden."

Der Morgen dämmerte bereits, als die beiden Freunde vor Schloß Halden wieder ankamen. Ott hatte sie schon früher verlassen, ohne Gruß, wie in noch immer ungebändigtem Zorne, um auf einem näheren Weg sein heimatliches Dorf aufzusuchen.

Als Heinrich eben im Begriffe stand, den Weg zu der kleinen Gartenpforte einzuschlagen, durch welche er unbemerkt über den Schloßhof in sein Zimmer gelangen konnte, öffnete sich diese von innen, Hedwig stand vor ihnen.

Im grauen Lichte des Morgens konnten sie sogleich bemerken, daß ihr Antlitz die Züge einer schlaflos zugebrachten Nacht trug; es war unheimlich bleich.

„Wo warst du gewesen, Heinrich?" rief sie, „du hattest dich so heimlich entfernt — und Willibald mit dir!"

„Wir hatten eine ernste Pflicht zu erfüllen," sagte Willibald tonlos.

„O!" schrie Hedwig, indem sie sich mit stürmischer Heftigkeit in Heinrichs Arm hängte, „ich kenne die ernste Pflicht, die euch hinausgetrieben hat. Ihr habt sie begraben, die durch mich ihren Tod gefunden hat. Ja, ich, ich allein habe sie gemordet!"

Heinrich drückte die Schwester an sich; er sprach linde, leise Worte mit ihr, fast wie man ein krankes Kind beschwichtigt.

„Schwester Hedwig," sagte er, „nicht du hast sie getödtet, sie ist nur für dich gestorben."

„Sie ist nur für mich gestorben," wiederholte Hedwig an Heinrichs Brust, „das ist eine große Wahrheit."

Das war das letzte Wort Hedwigs; lautlos gelangten die Drei ins Schloß. —

Wie mühsam Heinrich auch rang in den Tagen, die diesem Erlebnisse folgten, in gefesteter Stimmung auch äußerlich zu erscheinen, so kamen jene Momente, die er am Meisten scheute, in denen er alle seine Manneskraft tief ermüdet fühlte, häufiger an ihn, als er jemals geahnt hatte. „Was nützt all dein Streben und Opfermuth, wenn die Dinge und die Menschen sich gleichsam gegen dich verschworen haben?" raunten ihm diese bösen Stunden zu. „Du hast dich vermessen, die Stelle der Mutter bei deinen Geschwistern zu übernehmen, du wolltest ein Strahl sein von ihrem Lichte, ein Blüthenkern von dem vollen und reichen Baume, der einst die Kinder beschattete! Ist dir Das gelungen? Mußt du nicht selbst an dir erleben, daß ein Mensch niemals in der Individualität eines andern aufgehen kann, zudem, wenn es eine Mutter ist, die du in deinem Dünkel ersetzen wolltest?"

Entmuthigt, in tiefster Seele erschlafft, setzte er sich dann hin, um die Geschäfte seines neuen Berufes zu besorgen. Aber auch aus der Arbeit floß ihm keine Befreiung zu; das schmerzensstarre Antlitz seiner Schwester stand ihm stets vor Augen. Sie hatte seit jenem Morgen, als sie aus seinem Munde Fanny's Tod

erfahren, noch nicht ein einziges Mal gelächelt. In steinerner Ruhe wandelte sie vor ihm; ängstlich fragend lagen oft ihre Blicke auf ihm; es war ihm, als ob sie von ihm die Lösung jener schrecklichen Anklage erzwingen wollte: „Glaubst du nicht, daß Fanny's Tod mir zur Last fällt?"

Und doch in allen Fiebern seines Wesens fühlte er es, daß von einem einzigen Lächeln seiner Schwester die Wiedergeburt ihres Lebens, vielleicht auch des seinigen abhing.

In einer solchen Stimmung betraf ihn eines Tages Willibald.

„Du verzehrst dich, Heinrich," sagte er, „du mußt ein neues Leben beginnen."

Heinrich lächelte trüb. „Willst du ein Patent auf diese Erfindung nehmen? Ich wäre dir sehr dankbar dafür."

„Glaubst du, daß ich Scherz treibe?" meinte Willibald eifrig. „Mein Rath geht vorläufig dahin, daß du einen Bogen Briefpapier zur Hand nimmst und einen Brief schreibst."

„Einen Brief? und an wen?"

„An Marien," sagte Willibald kurz.

Da bedeckte Heinrich sein Antlitz mit beiden Händen.

„Heinrich! was ist dir?" rief Willibald erschrocken.

„Der Brief käme entweder zu früh oder zu spät," sagte Heinrich mit dem Tone gewaltsam zurückgedämmten Schmerzes, „ich werde ihn nicht schreiben."

Drittes Kapitel.

In diese Tage voll innerster Bedrängniß fiel ein eigenthümlich lautendes Schreiben des Generals von Wehrstätt, des Besitzers von Halden. Der Brief trug den Poststempel der Residenz, war aber nicht von der Hand des Generals geschrieben; nur die Unterschrift zeigte die strammen, wie in Reih und Glied aufgestellten Schriftzüge des alten Militärs. Am Ehesten schien das Schreiben von einer feinen und zaghaften Frauenhand herzurühren. Der

Brief lautete: „Mein lieber Freund! Wenn eine siegreiche Schlacht geschlagen ward, pflegen am Ende der Blutarbeit Siegesfanfaren zu ertönen. Bei ihrem Klange richtet sich hie und da ein Schwerverwundeter auf und lauscht mit bereits ersterbenden Blicken den Klängen, wie sie da über das weite Blachfeld, bald stärker, bald schwächer klingend, an sein Ohr gelangen, und legt sich dann hin und stirbt. Auch meine Lebensschlacht ist geschlagen, die Fanfare ertönt, der alte Soldat hört sie leiser und immer leiser verklingen, und wenn sie nach einigen Tagen nach ihm sehen werden, finden sie einen todten Mann. Aber er richtet sich doch noch einmal auf, und da ziehen an seinem Auge noch einmal alle die lieben Gestalten vorüber, die er während seiner langen Dienstzeit fest in das Herz geschlossen hatte. Weib und Kind sind nicht darunter, denn der alte Soldat hatte während seiner Handwerkszeit nicht die Muße, um derartige sogenannte Lebenserheiterer sich viel zu kümmern. Aber einige gute Freunde sinds, bei denen der müde Haudegen sich noch gerne verabschieden möchte. Und dazu gehören Sie!

„Zum Schlusse! Schloß Halden wird nun in kürzester Zeit seinen Besitzer wechseln, denn das Wappen Derer von Wehrstätt (es waren wackere Leute darunter) wird nun bald über dem Letzten ihres Namens zerbrochen werden. Ich habe die gesetzlichen Dispositionen getroffen, daß der neue Besitzer sich nur bei Ihnen allein mit seinem Besitztitel legitimiren darf. Jede andere Dazwischenkunft habe ich mir verbeten. Bis dahin bitte ich Sie, in Ihrer selbstgewählten Stellung als Verwalter meines Gutes zu verbleiben. Die Schlacht ist zu Ende. Die Alten ziehen heimwärts. Die frische Jugend nehme den Kampf auf."

Als Heinrich diesen Brief zu Ende gelesen, war es ihm, als ob sich dichte, undurchdringliche Schleier um seine Augen legten. Erst war es Verwirrung, die sich seiner bemächtigte, dann das Gefühl der tiefsten Muthlosigkeit. Er las den Brief zu wiederholten Malen; trotz all der freundlichen Worte, die der sterbende Soldat an ihn richtete, starrte ihm doch die eine Thatsache

entgegen: er mußte Halden verlassen, er war heimatlos geworden. Was sollte aus ihm, was sollte namentlich aus Hedwig werden? In grauenhafte Nacht gehüllt lag Alles; und aus diesen Wirrsalen führte kein Weg! Die Vermessenheit seines Thuns, das vielgestaltige Leben einer Familie aus seinem Gemüthe heraus neu ordnen und festsetzen zu wollen, erschien ihm jetzt als ein Verbrechen. Er verdiente Strafe und schwere Züchtigung, wo er Lohn und Selbstbefriedigung gehofft hatte!

Eine entsetzliche Gewißheit lag vor ihm und benahm ihm jede Kraft und Ruhe: der Abschiedsbrief des Generals war dazu bestimmt, an seinem Lebensmarke zu zehren. Schon daß er ihn vor Aller Augen verbarg, daß er selbst dem Freunde, der ihm zunächst stand, dessen Inhalt vorenthielt, bewies, wie krankhaft das Nervensystem des armen Dulders bereits geworden war. Nachts floh ihn der Schlaf oder es kam das Heer unruhiger Träume; am Tage fühlte er mitten unter den Arbeiten seines neuen Berufes, daß er von Stunde zu Stunde unfähiger werde, ihnen obzuliegen. Und wenn er mit riesiger Gewalt sich aufrichtete, um dieser Schwäche Herr zu werden, dann überfiel ihn eine Hülflosigkeit, wie er sie niemals gekannt, und er weinte ungesehen wie ein Kind.

Die Erste, die diese Veränderung an Heinrich wahrnahm, war die „Hexe." Sie war wieder einmal flüchtig wie eine Wildkatze gekommen, um den Geschwistern Nachrichten aus der Heimat zu bringen, wie der Vater noch immer grollend zu Hause herum gehe, wie ihn schon das bloße Aussprechen eines Wortes, das ihn an die gute Frau Böcking erinnerte, in die äußerste Wuth versetze, daß Herr Scholle, neuesten Nachrichten zufolge, es trotz seiner Vatermörder zum Kreisrath gebracht und sie diese wichtige Mittheilung selbst in der Zeitung gelesen habe, und wie bei dem Allen nur ein einziger Mensch auf Erden lebe, der sie so recht verstehe, und das sei Edmund.

Mitten in diesem Redestrome fiel es ihr auf, wie theilnahmslos gleichgültig, zurückgelehnt in seinen Sitz, der Bruder

ihren Plaudereien zuhöre. Sie stockte. Er, dessen Auge sonst aufleuchtete, wenn sie ihre Hexenkünste vor ihm versuchte, saß so gelangweilt, in so sichtbarer Verstimmung vor ihr.

Mit Einem Male sprang sie an Heinrich heran. Sie betastete ihm Mund, Ohren und Stirne, als wollte sie sich vergewissern, daß diese Organe in ihren Funktionen nicht gestört seien, und rief dann mit komischem Pathos:

„Entweder langweilt dich mein Geschwätz, Heinrich, oder du bist krank."

Heinrichs Lippen versuchten ein schwaches Lachen. Aber die erschöpfte Kraft versagte ihm selbst diese Aeußerung. Ein heißer Thränenstrom brach aus seinen Augen hervor.

„Er ist krank! Seht her, er ist krank!" schrie die Hexe mit gellender Stimme.

Noch einmal wollte sich Heinrich von seinem Sitze erheben; er sank machtlos zurück. Eine tiefe Ohnmacht hatte seine Sinne umhüllt.

Noch in derselben Stunde fertigte die Hexe einen Boten an Herrn Volkmar ab, dem sie schrieb:

„Lieber Vater! Ich muß in dieser Nacht bei Heinrich bleiben und vielleicht auch in den folgenden Nächten. Denn er ist krank, und da kann die Schwester nirgend wo anders sein, als bei ihrem Bruder. Heinrich hat mehr für uns gethan, und das klein wenig Nachtwachen wird den Augen deiner Hexe wahrlich nicht schaden."

Später kam der eiligst aus dem nächsten Städtchen herbeigerufene Arzt; er erklärte mit tiefem Ernste den Zustand Heinrichs als sehr bedenklich; eine bedeutende Krankheit sei im Anzuge, der vielleicht seine Jugendkraft werde Widerstand leisten können! Vielleicht!

Und während die Schwestern und Willibald in ängstlicher Erregtheit den Worten des Arztes lauschten, brachte derselbe Bote einen offenen Brief des Herrn Volkmar an Agnes, der nur die wenigen Worte enthielt:

„Bleibe, wo und wie du willſt. Es iſt einmal meine Beſtimmung, daß von meinen Kindern ein jedes ſeinem eigenen Kopfe folgt. Es muß Das ſo in eurer Natur liegen. Dafür muß ich mich allmählig daran gewöhnen, zu vergeſſen, daß ich euer Vater bin. Alſo bleibe bei deinem Bruder, der ſo viel für euch gethan hat, daß mir faſt nichts übrig bleibt.“

Viertes Kapitel.

Wie ſie da dem todtkranken Bruder ihre Pflege angedeihen ließen, boten die beiden Schweſtern Heinrich Volkmars ein ergreifendes Bild weiblichen Zartſinnes und Opfermuthes. Und das Bild gewann für Den, der die Verhältniſſe und Perſonen genauer kannte, eine höhere Bedeutung, wenn er gewahr wurde, welche Wandlung in den Charakteren der beiden Mädchen ſeit den wenigen Tagen ſich vollzogen hatte. Während auf dem Antlitze der „Hexe“ die tiefſte Bekümmerniß zu leſen war, erſchien dagegen Hedwig gehoben und von einer tiefernſten Freudigkeit beſeelt, die ſonſt nicht in ihrem Weſen lag. Agnes ſaß ſtundenlang am Bette des Bruders; keine ſeiner Bewegungen entging ihr, die leiſeſte Zuckung ſeines Mienenſpiels erſchreckte ſie. Wenn es aber darauf ankam, dem Kranken eine Labung zu reichen, die heiße Stirne ihm zu befeuchten, die Kiſſen zurechtzulegen, ſo war es immer Hedwig, die ungerufen, faſt ungeſehen ihres Liebesdienſtes wartete. Wenn die Nacht niederſank, die ſchreckliche „Bringerin“ entſetzlicher Delirien, ſprach die „Hexe“ jedes Mal den feſten Vorſatz aus, heute wolle ſie wachen, und Hedwig müſſe ſich zu Bette begeben. Wenn aber Hedwig, dem heftigen Drängen des Kindes anſcheinend nachgebend, das Krankenzimmer verließ, nach wenigen Augenblicken jedoch wieder geräuſchlos zurückkehrte, fand ſie das Kind ſchlummernd in den Armſtuhl zurückgelehnt,

und die ruhigen Athemzüge verriethen, daß dieser Schlaf bis zum Erwachen des andern Morgens andauern werde.

Willibald folgte dieser Wandlung, wie sie in Hedwig mehr und mehr hervortrat, in tiefster Bewegung. Er konnte es fast nicht fassen, aus welchen Quellen die geistige und körperliche Aufrichtung dieses Mädchens floß. Was war aus diesen Augen geworden, die noch vor einigen Tagen so unstät und brennend geleuchtet hatten? Ihr Blick war nun so milde, es war ihm, als ginge von ihnen die Klarheit des Mondes auf. Wohl ahnte er, was in dem Mädchen vorging. Wenn er sie zuweilen drängte, sich doch Ruhe zu gönnen, sah sie ihn schweigend mit diesen großen, leuchtenden Augen an, und er hielt beschämt inne. Nur einmal, als er heftiger mahnte, flog es wie ein Schatten von Ungeduld über ihr Antlitz.

„Wissen Sie denn nicht," flüsterte sie fast tonlos, „daß sie für mich gestorben ist?"

Die schwere Krankheit Heinrichs nahm indessen den Verlauf, wie ihn der Arzt am ersten Tage vorhergesagt hatte; neben wenigen Momenten ungetrübten Bewußtseins, in denen er seine Schwestern erkannte, die äußerste Zerrüttung des gesammten Seelenlebens. Meistens starrten die Augen weit geöffnet vor sich hin; wenn er sie aber wie zum Schlummer schloß, erwachten die wilden Geister jener phantastischen Wahngebilde in ihm, wie sie das grauenhaft wühlende Fieber in immer neuer Gestaltung erzeugt, anscheinend ohne Zusammenhang und dennoch in seltsamer Wechselwirkung der einen auf die andere Vorstellung.

Im Vordergrunde der irren Reden stand das Seelenleiden der letzten Tage. Der Brief des Generals zog sich wie ein lichter Faden hindurch; er schien ihn als die letzte Erinnerung an die jüngsten Tage auch am Zähesten festhalten zu wollen.

„Schafft mir ihn aus den Augen hinweg," schrie er einmal, „weit hinweg! Der General muß ihn zurücknehmen oder ihr müßt ihn in ein tiefes Grab hineinthun. Aber Hedwig darf davon nichts ahnen; ihr müßt den Brief vor ihr verbergen. Sie weiß

ja sonst nicht, das arme Mädchen, wo sie ihr Haupt hinlegen soll. Und sie muß doch sehr müde sein."

Auf den Brief kam er in immer neuen Wendungen zurück. Bald wollte er ihn vor aller Welt verborgen haben, da, wo der Fluß am Tiefsten ist; bald sollten sie ihn Jedem, der des Weges daher komme, laut vorlesen, damit man erfahre, daß Heinrich Volkmar keine Scholle Bodens habe, die er seine Heimat nennen könne. Dann sollte Hedwig ihr Reisebündel schnüren und mit ihm von Haus zu Haus betteln gehen. Erst als die Krankheit ihrem Höhepunkt zuzuneigen schien, wechselte dieses Wahngebilde einer zerrütteten Einbildungskraft, um einem anderen zu weichen, das er mit derselben Zähigkeit festhielt.

Es war die Erinnerung an die Mutter, die sich höher und immer höher aus dem wirren Schutte zusammenhangloſen Denkens abhob. Aber nicht in den sanften, zarten Umrissen des Bildes, wie es vor ihm in den Tagen der Gesundheit stand. Sie mochte ihm als eine Gestalt mit drohend aufgehobenem Finger erscheinen, vor der er sich, ängstlich zagend, wie ein der Strafe harrendes Kind, zurückzog. Wie er so dalag, die Furcht und das Entsetzen im Angesichte, die Hände in scheuer Abwehr zuckend, gewährte er den Schwestern einen Anblick, der für sie fast noch mehr des Unbegriffenen hatte, als die Wahnvorstellung von dem Briefe des Generals.

Er, der gute Sohn, fürchtete sich vor seiner Mutter!

„Was willst du stets von mir?" hieß es einst in einer der wilden Selbstanklagen, an denen sein Seelenleben gerade jetzt ein inniges Ergötzen zu finden schien. „Warum soll ich nicht ein Verräther sein? Alle Menschen sind Verräther, und um eine Schüssel Linsen verkaufen sie ihr Erstgeburtsrecht, und der Sohn verkauft seine Mutter."

Später mochte er, den Faden des in solcher Art Begonnenen fortspinnend, zu dem Schlusse gelangt sein, daß er sich selbst Unrecht anthue, wenn er sich des Verrathes beschuldigte.

„Warum bist du von uns gegangen, Mutter?" klagte er, „du

haſt die Kinder ohne Schutz zu Hauſe gelaſſen. Da kam der Dieb mitten am hellichten Tage und hat ihnen das Beſte geſtohlen. Und der Vater hat nicht glauben wollen, daß man die Kinder hüten und wahren muß und daß keines von ihnen aus dem Hauſe darf." Dann ſah und ſprach er wieder ſich ſelbſt als eine dritte Perſon an. „Da geht er hin," höhnte er, „und glaubt ein rieſenſtarker Menſch zu ſein. Aber er iſt ja ſchwach, zum Umfallen ſchwach. Wenn man ihm ein Spinnegewebe um den Finger wickelt, ſo ſinkt er um. Und der wollte eine große Laſt auf ſeinen Schultern tragen."

Allmählig traten, je weiter die Erſchöpfung ſeiner Kräfte fortſchritt, auch dieſe wilden Bilder in den Hintergrund. Die Geſtalt der Mutter, die peinigenden Vorwürfe, ſeine Furcht vor der unſichtbar wirkenden Drohung verbleichten; er lag regungslos im Bette, und ſchon hatte es den Anſchein, als ob die Lebensgewalt, müdegehetzt von dem fortwährenden Kampfe gegen die heimtückiſch wühlenden Mächte der Krankheit, es aufgeben wolle, die gebrechliche Hülle des Sterbenden zu beſchützen.

Noch eine Aeußerung, die Willibalds Herz durchſchnitt, weil nur er allein das Verſtändniß für ihre Bedeutung beſaß, muß hier angeführt werden. In einer Nacht richtete ſich der Kranke plötzlich auf, und ein eigenthümlich zufriedenes Lächeln ſpielte um ſeine Lippen. „Ich muß ſtärker an der Glocke läuten, Willibald," flüſterte er, „ſonſt wacht das gute Mädchen nicht auf. Sie hat die ganze lange Nacht kein Auge zugethan, es wäre grauſam, ſie zu wecken — Aber mich friert in dieſer Winterkälte — und der Ballanzug iſt ſo dünn."

Mit der Rückerinnerung an jenen Morgen, der einen ſo bedeutſamen Abſchnitt in dem Leben Heinrich Volkmars ſpielt, ſchien der letzte Reſt lichten Denkens in ihm zu verlöſchen; was noch folgte, war ſternenloſe Nacht und müdes Aufflackern eines gebrochenen Weſens. Der Arzt verkündigte mit ernſter Miene, daß der entſcheidende Moment herannahe, die Natur verlange Löſung des langwierigen Prozeſſes. „Wenn ein Wunder ſich einſtellt," fügte er traurig hinzu, „kann er gerettet werden."

Im Fortgehen verſprach er, am ſpäten Abende noch einmal nach dem Kranken ſehen zu wollen. Da fühlte er ſich kräftig an der Hand ergriffen. Im Zwielicht der Stube, deren Fenſter dicht verhüllt waren, ſtand die ältere der Schweſtern neben ihm, hochaufgerichtet, mit großen, leuchtenden Augen.

„Sie ſagen, Herr Doktor," rief ſie, indem ſie einen unſagbar innigen Blick auf den Kranken heftete, „Sie ſagen, daß unſer Heinrich ſtirbt? Er ſtirbt nicht, Herr Doktor, er ſtirbt nicht. Die Mutter läßt ihn nicht ſterben."

Dann mit äußerſter Kraftanſtrengung die Hexe aus dem Armſtuhle aufreißend, worin ſie, wie gewöhnlich, ſaß, herrſchte ſie ihr zu: „Mach' dich auf, Agnes, und hole den Vater. Sag' ihm, daß ſein Sohn', das Kind unſerer Mutter, ſtirbt. Er muß kommen, ſage ich dir, er muß! Hedwig befiehlt es ihm!"

Fünftes Kapitel.

Die „Hexe" hatte den Weg, der von Schloß Halden zum väterlichen Wohnſitze führte, ohne alle Begleitung angetreten. In ein dichtes Tuch gehüllt, aber unbedeckten Hauptes, ſo daß ihr die ſchwarzen Locken wirr ins Geſicht hingen, ſchritt ſie durch den bereits dunkelnden Abend dem Walde zu, der ihre Heimat von Schloß Halden trennte. So ſehr ihre Gedanken bei dem auf dem Sterbebette liegenden Bruder weilten, ſie war doch zu ſehr Kind, um nicht einer thörichten Furcht zu verfallen, als ſie ſich außerhalb der menſchlichen Behauſung mitten unter den rauſchenden Bäumen des Waldes befand.

Wunderbarerweiſe war es die Erzählung vom Wolfsjäger, die ſie einſt von Reinhold Ott vernommen hatte, deren Schrecken ſie nun mit aller Gewalt heimſuchten. Die Erzählung ſtand bis in ihre kleinſten Einzelnheiten vor ihrer Seele. Freilich beſchwichtigte ſie ſich ſelbſt mit dem Gedanken, daß Reinhold die Geſchichte mit

Absicht erzählt habe; denn er selbst sei der Wolf gewesen, der auf die schöne Fanny gelauert. Wie aber, wenn nun ein wirklicher Wolf dort hinter jenem Baume mit den dichten Aesten auf sie wartete? Wie wollte sie dann die Nachricht von Heinrichs Lage an den Vater gelangen lassen? Hatte Hedwig ihr nicht befohlen, der Vater müsse kommen? — und die Hexe war trotz ihres frühreifen Verstandes kein Rothkäppchen, das sich bekanntlich vor dem Wolfe nicht fürchtete.

Mit beflügelten Schritten eilte sie vorwärts. Ihre Wangen brannten, ihr Athem ging heftig. In ihrer Angst begann sie zu singen, Eigenes und Fremdes, und wer es vermocht hätte, den halb gesungenen, halb gesprochenen Worten des Kindes zu folgen, wie sie da im rauschenden Walde aus der schreckerfüllten Seele dieses Kindes hervorkamen, der hätte vielleicht Manches erlauscht, was ihm für sein ganzes Leben als etwas Kostbares gedünkt hätte. Endlich sah sie die Lichtung des Waldes vor sich; dort noch die gewaltige Buche, die höchste und stärkste im Revier, und dann beginnt der Weg zur Heimat, der finstere Wald hat dann seine Schrecken verloren. Wenn dann ein Wolf kommt, so hat sie wenigstens Raum, um ihm zu entfliehen, oder es sind Leute da, die sie bemerken und ihr zu Hülfe kommen. Vielleicht der Wolfsjäger selbst.

Dann lachte sie sich selbst aus, wie ihr nur so etwas Thörichtes in den Sinn kommen könnte. Die Geschichte spielte ja da unten am Rande der Landkarte in den Pyrenäen ... und Edmund sah nach Allem eher aus als nach einem Wolfsjäger!

Schon war sie in der Nähe der weitgeästeten Buche. Da — sie sah und hörte es deutlich — regte sich etwas hinter dem Baume, ein mächtiger Schatten fiel quer über die Lichtung; eine Gestalt trat hervor. Mit einem Angstschrei, wie er in diesen stillen Räumen noch nie mochte gehört worden sein, fiel sie zu Boden.

Sie fühlte, wie zwei kräftige Arme sie aufhoben und auf den Boden stellten. Die Besinnung kam ihr wieder, sie blickte mit irren Blicken um sich.

„Agnes, was ist dir?“

Es war Herr Volkmar, der vor ihr stand.

„Vater, lieber Vater," schluchzte sie und warf sich ihm um den Hals, „komm deinem Kinde zu Hülfe."

„Wer beunruhigt dich denn, Kind?" rief Herr Volkmar, sich nach allen Richtungen umschauend.

Da riß sie sich wieder von ihm los; das volle Bewußtsein war ihr zurückgekehrt. Sie lachte gewaltsam. „Ich habe mich vor dem Wolf gefürchtet und glaubte, da hinter der Buche müsse er auf mich warten. Doch nein, Vater, nein, das ist es Alles nicht, was mich so dumm und kindisch erscheinen läßt."

Ein heftiger Weinkrampf unterbrach ihr ferneres Reden.

„So erzähle doch, was dir fehlt!" rief Herr Volkmar.

Mit Einem Male stand die „Hexe" vollkommen ruhig da.

„Vater," sagte sie mit einem so tiefernsten Ausdrucke, wie er ihn an dem Kinde noch niemals so ergreifend gekannt hatte, „du mußt, du mußt mit mir kommen, Bruder Heinrich ist sehr krank, so krank, daß —"

Der starke Mann taumelte zurück.

„So krank, daß er stirbt, wenn du nicht sogleich kommst." —

„Sprichst du die Wahrheit, Agnes?" —

„So wahr, als unsere Mutter gelebt hat." —

Am Krankenbette Heinrichs saßen indessen Hedwig und Willibald lautlos sich gegenüber. In der Stube webte eine geheimnißvolle Stille, hie und da von einem schmerzlichen Stöhnen des Kranken unterbrochen. Hedwig, anscheinend so ruhig und gefaßt! Die großen müden Augen auf das Antlitz des Bruders geheftet, der in dem fahlen Abendlichte bereits einem Sterbenden glich! Wer mochte ergründen wollen, was in der Seele dieses Mädchens vorging, was Willibalds Gemüth bewegte? Sie sahen, wie jene furchtbare Naturgewalt, die im Zerstören ihr Leben findet, immer weiter und grauenhafter fortschritt, wie der Tod auf leisen Socken gleichsam unhörbar sich nahte. Wunderbare Gegensätze! Während Hedwig in diesem Augenblicke die Schatten der nächsten Zukunft immer finsterer auf sich zuschreiten sah — Heinrich war nicht

mehr da, der Vater entfremdet, sie schwankte heimatlos durch die Welt — begann in Willibalds Denken ein Hoffen und Ahnen sich zu regen, das von einem freudigen Tone harmonisch erklang.

Ein Wagenrasseln, das vom Hofe herauf in die Stille der Stube drang, weckte die Beiden aus ihrem Sinnen auf. Auch der Kranke mochte es vernommen haben, denn er fuhr unruhig auf und richtete die Augen auf die Thür, um gleich darauf wieder auf sein Lager zurückzusinken. Dann schlossen sich seine Augen wieder. Sollte der Arzt gekommen sein, der seinen Besuch auf die späte Abendstunde angesagt hatte? Oder Agnes mit dem Vater? Sie blieben regungslos, um den Kranken, der wieder in dumpfen Schlummer gefallen war, den von seinem Bruder, dem Tode, nur noch ein leises Athmen trennte, nicht zu stören. Eine geraume Zeit hernach klopfte es an die Thür. Willibald ging hin, zu erfahren, was dieß bedeute. Da stand die Kastellanin draußen.

Athemlos berichtete sie, es sei so eben in einer Postkutsche eine junge, schwarzgekleidete Dame angekommen, die dringend mit Herrn Heinrich Volkmar zu sprechen wünsche. Auf die Mittheilung, die sie ihr gemacht, Herr Heinrich sei so sehr krank, daß man stündlich das Aeußerste zu erwarten habe, sei die junge Dame außerordentlich erschrocken, Todtenblässe habe ihre Wangen bedeckt, und sie habe das Treppengeländer ergreifen müssen, um nicht umzusinken. Dann habe sie sich aber gefaßt, und mit einem Tone, den sie niemals in ihrem Leben vergessen werde, habe sie gerufen: „Lassen Sie mich zu ihm, ich muß ihn noch einmal sehen, und sei es zum letzten Male, als Sterbenden."

Das Gespräch zwischen den Beiden war so leise geführt worden, daß Hedwig von seinem Inhalte nur ein unverständliches Flüstern vernahm. Willibald war die Treppe hinabgegangen.

Wenige Augenblicke darauf trat er mit der schwarzgekleideten Fremden in die Krankenstube. Hedwig gewahrte sie erst, als sie hart am Bette Heinrichs stand. Willibald winkte mit dem Finger, Hedwig solle die Unbekannte gewähren lassen.

Sie war neben dem Schmerzenslager auf die Knie gesunken.

Sie ſchluchzte heftig, dann ergriff ſie eine von den herabhängenden Händen des Kranken. Wie ſchmal, wie abgezehrt waren ſie! Der Kranke wurde unruhig und bewegte ſich. Da richtete ſich die Fremde auf und neigte ſich über den blaſſen Kopf. Der ſchwarze Hut hatte ſich losgelöst, blonde Locken fielen auf das brennendheiße Angeſicht des Sterbenden. Immer tiefer neigte ſie ſich, bis ihre Lippen ſeiner Stirne nahe waren; ſie hatte ihn geküßt.

„Heinrich,“ liſpelte ſie, und noch einmal berührte ſie ſeine Stirne im leiſen Kuſſe.

Der Kranke öffnete die Augen. Ein unſagbar ſüßes Lächeln ſpielte um ſeine Lippen.

„Marie!“ kam es faſt unvernehmbar zurück. Dann ſeufzte er tief auf und ſank regungslos zurück.

War der Tod an ihn herangetreten? Sie wußten es nicht; aber es war ihnen, als hätten ſie das Rauſchen ſeiner ſchwarzen Fittige hörbar vernommen. Kein Klagelaut entrang ſich ihnen; wie im ſtillen Einverſtändniſſe der Seelen mochten ſie die geheiligte Ruhe der irdiſchen Erlöſung nicht ſtören.

„Seht, ſeht doch,“ rief mit Einem Male Hedwig, und es war ein jauchzender Schrei, wie er unvergeſſen durch ein ganzes Leben tönt, „ſeht, er öffnet wieder die Augen, er erkennt uns, ſeine Bruſt hebt ſich, er athmet wieder.“

In demſelben Augenblicke traten Herr Volkmar und die „Hexe“ in die Stube.

„Lebt er?“ fragte Herr Volkmar faſt überlaut.

Hedwig legte den Finger an die Lippen, um ihn zur Stille zu mahnen.

„Er lebt, Vater,“ flüſterte ſie, „und ſie hat ihn gerettet.“ Sie wies auf die am Bette kniende Marie.

Sechstes Kapitel.

Wie in tiefer Seele vor langer Zeit vernommene Melodien sich allmählig an einander fügen, bis sie zu dem Liede werden, dessen Inhalt nur zerstückt dem Gedächtnisse geblieben ist, so schloß sich auch hier Glied an Glied jenes zerbrochenen Ringes, der einst den Frieden dieses Hauses umschloß. Menschliches Glück ist leicht verscheucht, und der Frieden einer Familie hat flüchtige Sohlen; wenn sie aber wiederkehren, bringen sie gewöhnlich verdoppelte Gaben zurück und weilen länger als zuvor.

Heinrich Volkmar ging allmählig seiner vollen Genesung entgegen. Eines Tages konnte der Arzt erklären, alle Gefahr sei beseitigt; Heinrich sei, was ihm in seiner Praxis noch nie vorgekommen, wie durch ein Wunder gerettet worden.

Mit diesem lebendigen Wunder hatte sich indessen Heinrich Volkmar in den Stunden wiedererwachender Gesundheit längst verständigt. Was die Beiden niemals ausgesprochen, das floß jetzt in traulichem Zwiegespräch von ihren Lippen; es war ein tief mundender Trunk, den ihre Seelen aus dem Becher der Erinnerung thaten. Und doch war Das, was ihm Marie zu erzählen hatte, eigentlich nur dürftigen Inhalts.

Marie hatte in dem Hause des Hofsekretärs, in welches sie nach dem Tode ihrer Eltern als hülflose Verwandte aufgenommen ward, ein seltsam zerstörtes Leben gehabt. Vor der Außenwelt gaben ihr der Hofsekretär und dessen Frau eine Stellung, als gehörte sie wirklich der Familie an; sie heuchelten eine Berücksichtigung, die in unbemerkten Augenblicken in ihr Widerspiel umschlug. Sie hatten sie zur Rolle der dienenden Verwandten erniedrigt, der das Gnadenbrod nur aus Erbarmen zugeschnitten ward. Sie litt zuweilen namenlose Qualen; mehr als ihr Dienstverhältniß thaten ihr die Heuchelei und das lügenhafte Wesen wehe, die mit ihrer arglosen Seele gleichsam Fangball spielten. Selbst Heinrich mußte gestehen, daß er für diesen Zustand der Dienenden nur ein flüchtiges, von Zeit zu Zeit aufflammendes

Intereſſe gezeigt hatte. In die Fülle der Zerſtreuungen und Anregungen, wie ſie die Reſidenz damals dem jungen Manne bot, trat die Erſcheinung des blaſſen, klaglos duldenden Mädchens faſt traumhaft ein. Nur der General beſaß ſchärfere Augen; das ſtille Leiden der Waiſe war ihm nicht entgangen. Er hatte einſt, kurz nachdem Heinrich das Haus verlaſſen, ihr verweintes Angeſicht lange und prüfend beobachtet. Wenige Tage darauf richtete er die briefliche Anfrage an ſie, „ob ſie gewillt wäre, das kleine Hausweſen eines alten Soldaten zu übernehmen; allerdings nur auf eine kurze Spanne Zeit, bei ſeinen fünfundſiebzig Jahren; aber ſie ſei doch auch ſeine Verwandte, und da erheiſche es ihr Pflichtgefühl, daß ſie ſich der letzten Tage eines alten, kranken Mannes annehme."

Trotz der boshaft höhniſchen Bemerkungen des Hofſekretärs war Marie in das Haus des Generals gegangen; allerdings nur auf jene kurze Spanne Zeit, wie er dieß ſelbſt bezeichnet hatte. Der alte Soldat ging ſichtlich ſeinem Verfalle entgegen; was ſie ihm bieten konnte, war Pflege und Wartung. Ahnte er das tiefverſchloſſene Geheimniß in der Seele ſeiner Pflegerin? Eines Tages, kurz vor ſeinem allmählig eintretenden Erlöſchen, diktirte er ihr jenen Brief in die Feder, der eine ſo grauenhafte Verwüſtung über Heinrich Volkmars Hoffnungen gebracht hatte. Ihr ſelbſt war der Zuſammenhang des Schreibens mit ihrem eigenen Daſein vollkommen unklar geblieben. Erſt nach dem Tode des Generals, der vor zwei Wochen erfolgte, fand es ſich, daß er einen letzten Willen hinterlaſſen, worin er in wenigen Worten ſeine entfernte Verwandte Marie, die ihn in den letzten Tagen als das treueſte Kind gepflegt, zur Beſitzerin des Gutes Halden erklärte; „des Wenigen, was er hatte," lautete es in dem Teſtamente, „was ein alter Soldat für ſchlaflos verwachte Nächte und für im fremden Dienſte verweinte Augen bieten konnte."

Marie war gekommen, um ſich vor Heinrich Volkmar mit ihrem Beſitztitel zu legitimiren. Was die Beiden weiter ſprachen und verhandelten in ihren traulichen, von Niemandem belauſchten,

nur sich selbst angehörenden Zwiegesprächen? Bedarf es wohl da eines langen Auseinandersetzens?

Anfangs durchzuckte es den armen Dulder mit aller Bitterkeit, daß er, der Arme, aus der Heimat Gestoßene, die glänzende Gabe annehmen sollte, die sich ihm darbot. Durfte der Bettler sich des kostbaren Fundes bemächtigen, ohne daß ihn die Leute fragten: Wie kommst du dazu, dich damit zu schmücken? Für dein zerfetztes Gewand paßt eine andere Zier? Und wenn er sie annahm, diese Fülle eines so uneigennützig gnädigen Geschenkes, durfte er sie für sich behalten? Durfte er Marien mit sich ziehen in die Wirrnisse seiner Familie, wie sie ihm in der Erinnerung hafteten? Dann kamen lichtere und freundlichere Gedanken über ihn. Sie stiegen aus den blonden Locken jener Gestalt nieder, die neben ihm am Bette saß; sie glitten über ihn hinweg wie lustige Sonnenstrahlen, wenn sie ihn mit ihren Fingerspitzen berührten; sie kosten und scherzten mit ihm, wenn er Nachts aufwachte und die Sterne durch die Fenster funkeln sah; sie ergossen sich aus jedem noch so leise geflüsterten Zugeständnisse jener Lippen, die den seinen so nahe waren, so nahe, daß endlich ein einziger Kuß die süßeste Lösung alles Zweifelns, Bangens und Widerstehens mit sich brachte.

Am Arme seiner Braut trat Heinrich Volkmar, ein vollständig Genesener, in die neuerwachte Welt! Diese Welt war in den Augen Heinrichs wirklich eine andere geworden. Weil ihm das Glück daraus hervorlachte, erschienen ihm auch die Anderen in ihren Stimmungen und Charakteren gleichsam wiedergeboren. Er brauchte nicht allzuweit zu suchen; vor Allen sein Vater bot ihm das merkwürdigste Bild dieser Wandlung.

Herr Volkmar trat nämlich dem Sohne mit einer Weichheit und Schonungsseligkeit entgegen, die zuweilen etwas von der Verschämtheit eines bestraften Kindes an sich hatte. Hatte ihn der drohende Verlust des Sohnes zu dem gemacht? Hatte er eine tiefere Einsicht in sein Wesen erlangt, das ihm erst jetzt in seiner Tiefe und Klarheit verständlich ward? Wer nicht gerne

an der Oberfläche haften bleibt, konnte zu der Ueberzeugung gelangen, daß Herr Wolf Volkmar von einer Art großen Respektes erfüllt war. Heinrich hatte nach seiner Absicht spielend erlangt, wonach Andere mit gieriger Mühe geangelt hätten, ohne es zu erhaschen. Wer hätte das dem verträumten Jungen zugetraut, der Amt und Karriere aufgegeben hatte, um den Pädagogen seiner Geschwister zu spielen? Wolf Volkmar war in der Denkungsweise, die sich in diesen Ansichten so herrlich kundgibt, alt geworden; daran konnten auch die Hammerschläge des Schicksals nichts ändern. Zudem brauchte er einen Halt, um sich inmitten der Demüthigungen und Kränkungen, die er jüngstens erlebt, aufzurichten, und diesen fand er in seinem Sohne! Mit einem gewissen Stolze konnte er die Nachbarschaft, unter der er vor Allem die Frau Böcking verstand, auf die Thatsache hinweisen, Schloß Halden gehöre fortan dem Hause Volkmar.

Diese Selbstüberhebung vermochte es auch, daß er anfing, die ihm von Hedwig angethane Schande milder zu beurtheilen. Da Heinrich, der jetzt so groß und glänzend vor der Welt dastand, sich der Schwester angenommen hatte, was socht es ihn an, was die Welt über die Thorheit eines jungen Mädchenkopfes dachte? Heinrichs Schuld war es ja doch gewesen, daß sich Reinhold Ott in ihr Herz geschlichen hatte. In Heinrichs eigenem Interesse lag es also, so beschwichtigte er immer mehr seine hie und da auftauchenden Bedenken, daß er für die Schwester auch ferner sorgte. Hedwig konnte noch die prächtigste Hausfrau abgeben.

Er glaubte also am Klügsten zu thun, wenn er Hedwigs That mit keinem Worte mehr gedachte.

Zudem trat das Mädchen, nachdem Heinrichs Genesung vom Arzte erklärt ward, so leicht und sicher und gehoben auf, ihr ganzes Wesen hatte so wenig von einer Reuigen an sich, daß sich Herr Volkmar zuweilen bereden wollte, eigentlich habe er sein Kind um Verzeihung zu bitten.

Er, der im Berechnen von Gewinnst und Verlust es nie über sich vermocht hatte, die Seelen der „Kinder seiner Frau"

tiefer zu ergründen, konnte auch nicht ahnen, an welchen Abgründen vorüber das Mädchen zur Selbstbefreiung gelangt war.

Verlassen wir für eine kurze Zeit das lichte Bild eines sich selbst wiedergegebenen glücklichen Heimwesens, um jenem Fluchbeladenen zu begegnen, der die schöne Menschenblüthe geknickt, um sich die Langeweile des Dorflebens fernzuhalten.

Wir müssen, um ein vollständiges Bild Dessen, wie und wo sich der geistreiche Reinhold entwickelte, weit über die Gränzen hinausgreifen, die dieser schlichten Erzählung gesteckt sind.

Hatte Dr. Sine damals seinen Freund Reinhold, dessen er so dringend bedurfte, wieder gefunden? Wir wissen es nicht; aber die Wiedervereinigung schien in der That stattgefunden zu haben. Denn kurze Zeit darauf las und hörte man wieder von den berühmten phrenologischen Vorlesungen des Dr. Sine, die noch dadurch einen erhöhten Reiz gewonnen hatten, daß sich ihm der berühmte „Monodramatiker" Dr. Otto beigesellt hatte. Die Spezialität dieser künstlerischen Leistung, die in der damals windstillen Zeit als etwas Außerordentliches galt, namentlich in Städten und Städtchen, denen das Glück einer stehenden Bühne von der Vorsehung versagt ward, bestand darin, daß „Dr. Otto" ganz allein und ohne jede sonstige Beihülfe im Theater-Kostüme ganze Stellen aus den dramatischen Klassikern deklamirte und sich so das Verdienst erwarb, die in der Literatur arg vernachlässigten P. T. Bewohnerschaften jener Städte und Städtchen mit der dramatischen Poesie aller Völker und Länder bekannt zu machen. Es scheint dieß die Zeit der tiefsten Erniedrigung für Reinhold Ott gewesen zu sein, denn bald darauf zog der Phrenolog allein seines Weges, und der Name Dr. Otto's, seines Begleiters, verschwand mit Einem Male wie durch Verzauberung.

Dafür tauchte in einem kleinen Journale der Hauptstadt plötzlich ein Theater-Kritiker auf, der sich Dr. Reinhold nannte. Dieser Name gehörte bald zu den gekanntesten der Residenz, aber auch zu den gefürchtetsten. Die Urtheile und Aussprüche, die in diesen Blättern im Namen des guten Geschmackes abgegeben

[illegible] zu Orakelsprüchen, die für gewisse Klassen [illegible] des pythischen Delphi an sich trugen. [illegible] Mitglieder jener Scheinwelt, die von den all- [illegible] die Bretter des hölzernen Podiums niedergelegten [illegible] größere Hälfte ihres Daseins lebt, erzitterten unter [illegible] Schlägen, die Dr. Reinhold in jeder Numer seines [illegible] wider sie austheilte. Er kannte selten Erbarmen, und [illegible] „Kritiken" wirklich „geistreich" waren, erkannte man bald [illegible] deren Berechtigung. Eine dunkle Sage machte in jenen leichtbeweglichen Kreisen der Bühne damals die Runde, deren schauerlicher Inhalt dahin lautete: die Rücksichtslosigkeit Dr. Reinholds gegen die Künstler, namentlich aber gegen die Künstlerinnen, rühre von dem Umstande her, „daß ihm einst eine Schauspielerin, die er heftig geliebt, die Treue gebrochen habe."

Einige Jahre später brach jene gewaltige Erschütterung aus, die den Bestand des Staates bis in sein innerstes Gefüge erzittern machte. Die Scheinwelt des Theaters war für eine geraume Zeit in den Hintergrund geschoben worden; lang unterdrückte Kräfte und Gewalten beherrschten mit der Wildheit wild einherbrausender Gebirgswasser das öffentliche Leben. Mit einem Male entpuppte sich aus dem kleinen Blatte, der bisherigen Vogelscheuche des für seinen Nachruhm zitternden Theatervolkes, ein großes, wildes, wie in rothes Blut getauchtes Journal. Der Verfasser der Theaterkritiken war um einige Stufen höher gestiegen und schrieb nun die „Leitartikel" des „Tyrannenfeind." Es ließ sich nicht leugnen, die Artikel waren mit Geist geschrieben, aber es fehlte ihnen trotz ihrer Rücksichtslosigkeit, die stets an die finstersten Gewalten blutiger Lösung anknüpfte, die Gluth der Ueberzeugung. Das Feuer, das sie durchlohte, schien nicht den holden Weingeistern, sondern dem unheimlichen Alkohol entlehnt; es erwärmte und begeisterte nicht, aber es erhitzte. Nichtsdestoweniger gehörte der große „Radikale" Dr. Reinhold Ott bald zu den Helden des Tages, da er auch die Tribünen der öffentlichen Vereine für die Ausbreitung seiner Ideen benützte. Zu

Hause in dem kleinen Dorfe seiner Heimat warf ein alter Mann regelmäßig die ihm durch die Post zugekommenen Blätter ingrimmig zum Fenster hinaus. Denn unter allen Lesern des „Tyrannenfeind" hatte der alte Dorfbewohner vielleicht die lebhafteste Ueberzeugung, daß Keiner weniger dazu angethan war, einen zerrütteten und in seinen Fugen knackenden Staat wieder einzurenken, als eben sein Sohn Dr. Reinhold Ott!

Die einige Zeit darauf eingetretene Reaktion drängte den kühnen Volkstribunen zur Flucht ins Ausland. Dort ließ er unter seinem vollen Namen jenen Roman erscheinen, dessen Vollendung er, gleichsam erdrückt von dem weltenumfassenden Inhalte, den er ihm geben wollte, von Jahr zu Jahr hinausgeschoben hatte. Als Heinrich Volkmar diese Dichtung seines ehemaligen Jugendgenossen zu Ende gelesen hatte, war er bis in das Innerste seiner Seele erschrocken. War dieß das dichterische Kind jenes himmelstürmenden Titanen, den er vor Jahren in blöder Verwunderung angestaunt hatte? Neben glänzenden Tiraden und Aphorismen fand Heinrich eine Gestaltungslosigkeit und einen Mangel an warmem Leben, die er sich im ersten Momente der Verblüffung nicht erklären konnte. Allerdings erkannte er später, daß Reinhold Otts Talent an der Quelle wirklichen Lebens nicht getränkt worden war; es war ein zwerghaft verkrüppeltes, kraftloses Geschöpf, aber es hatte große, geistreiche Augen!

Sollen wir den Wandlungen Reinhold Otts weiter folgen?

Sie führen uns in jene Jahre zurück, in denen das sogenannte „starke Regiment" an der Staatstafel bankettirte, um der Welt den Beweis zu geben, daß ein Land, dessen Machthaber mit so gewaltiger Faust auf den Tisch schlagen konnten, nothwendigerweise auch von Gesundheit strotzen müsse. Wen wird es nicht befremden, daß unter den Lobpreisern dieser Ansicht sich auch Dr. Reinhold Ott befand? Zurückgekehrt aus der Verbannung, hatte er sich Anfangs mit verschämter Scheu, dann aber um so bedingungsloser den Männern des starken Regiments angeschlossen, schlug, wie diese, in einem neuen Journale, das wohlweislich

nicht mehr den „Tyrannenfeind“ an der Stirne trug, auf den Tisch und behauptete, wie seine — Kostgeber, daß das so viel geschmähte Staatswesen roth von blühender Gesundheit sei. Die Freiheit müsse mit starker Hand geschützt werden, und es sei das Kennzeichen eines schlechten Politikers, die Ueberzeugungen des Heute mit der Zähigkeit eines sentimentalen Liebhabers festhalten zu wollen. Das Gegentheil sei das Richtige. Wer die Freiheit wolle, müsse seine Liebschaften wechseln wie sein Hemd; schließlich bringe sie sich doch an den rechten Mann.

Auch diese Blätter wanderten in ein stilles Haus in einem noch stilleren Dorfe des Heimatslandes; aber der alte Mann, an den sie gerichtet waren, ließ ihnen dasselbe Schicksal wie den in der Revolution an ihn geschickten angedeihen: er warf sie ingrimmig zum Fenster hinaus.

Welchen Wandlungen der geistreiche Reinhold Ott ferner entgegenging? Er konnte, nachdem das „starke“ Regiment eines Tages so stark auf den Tisch geschlagen hatte, daß darob Gläser und Flaschen herabfielen, worüber in einer benachbarten Provinz große Aufregung entstand, mit einer an Genialität streifenden Wendung behaupten, im Grunde seien jene Männer an der Regierungstafel gar nicht so stark gewesen, und eine breite Faust beweise noch nicht, daß man auch wirklich stark sei. Die Stärke beruhe in der Mäßigung seiner Kraft, und dieser Ansicht treu, ging er zu den „Halbstarken,“ und als auch diese Partei noch kräftig auf den Tisch schlug, was die Leute in jener Provinz nicht vertragen konnten, zu den „Halbschwachen,“ und endlich zu den „Schwachen“ über, die sich so anständig benahmen, daß die Leute in jener Provinz sich endlich zufrieden gaben.

Bei all diesen Entwicklungen seines ureigenen Wesens war Reinhold Ott ein geistreicher Mann geblieben.

Eine der letzten Wandlungen erlebte eine noch junge Frau, die unter den Bäumen eines öffentlichen Spazierganges in der Residenzstadt saß, einen blondgelockten schönen Knaben zur Seite. In dem Antlitze der jungen Mutter waren die Schriftzüge eines

tiefgesättigten Glückes zu lesen. Da fuhr eine glänzende Equipage vorüber, in welcher, breit und behaglich hingestreckt, ein Mann saß. Warum drückte sie den schönen Knaben mit so ängstlicher Leidenschaftlichkeit an sich?

Hedwig hatte ihn wohl erkannt! das Idol ihres jungfräulichen Herzens, den von seinem Piedestal herabgestürzten Götzen — dem einst Fanny, die Nichte des alten Tobias, als Molochsopfer sich geweiht hatte.

Der geistreiche Reinhold Ott war ein Mann geworden, auf dessen Aussprüche und „Operationen" die Morgen- und Abendbörse wie auf orakelhafte Offenbarungen achtete und lauschte!

Kehren wir wieder in die Frühlingsluft des Schlosses Halden zurück.

Heinrich Volkmar ist der Gatte Mariens geworden. Am Hochzeitstage erregten die zwei Schwestern, die schöne Hedwig und die kleine „Hexe," allgemeines Aufsehen. Sie sahen mit ihren Blumenkränzen in den Haaren wunderschön aus. Selbst Frau Böcking, die sich unter den veränderten Umständen schon längst mit ihrem alten Verehrer ausgesöhnt hatte, war in ihrem glänzenden Wagen, der Kutscher in neuester Livree, in Begleitung ihres Neffen Edmund gekommen, um die Feier mit ihrer Gegenwart zu beehren. Sie gestand bewundernd, man müsse weit und breit herumkommen, ehe man zwei solche Schwestern zu Gesichte bekäme. Im Grund sei ihr aber die „Hexe" doch mehr ins Herz gewachsen, als die gar zu ernst blickende Hedwig. Die Hexe werde einmal die prächtigste kleine Frau für ihren Edmund abgeben.

Herr Wolf Volkmar nahm diese Anweisung seiner Freundin auf die Zukunft zufrieden schmunzelnd entgegen. —

Der Herbst war gekommen.

Eines Tages lud Willibald die gesammte Familie ein, der Enthüllung des Monumentes auf dem Grabe der Mutter beizuwohnen. Er hatte in der letzten Zeit unablässig daran gearbeitet; Keiner hatte in das Heiligthum seines Ateliers eindringen dürfen, und das Gebot des Freundes war geachtet worden.

So wanderten sie durch das fallende Laub der Bäume auf den Friedhof hinaus, der die Asche der Mutter barg. Eine tiefernste Stimmung zitterte durch Aller Seelen. Schon aus der Ferne leuchtete ihnen die von Künstlerhand gefertigte letzte Stätte ihrer Mutter entgegen. Auf einem mäßigen Piedestale erhob sich ein Engel aus weißem Marmor, mit weit geöffneten Fittigen, aus einem offenen Korbe Blumen auf das unter ihm liegende Grab streuend. Das war der Gedanke des Bildhauers und die Ausführung die meisterhafte Hülle für dessen Sinnigkeit.

Aber Schauer durchrieselte sie, wie sie nun um das Monument gereiht standen, als sie zu dem leuchtenden Engel aufschauten. Die Züge seines Antlitzes trugen eine unverkennbare Aehnlichkeit mit denen Hedwigs — und doch war es wieder das unvergessene Gesicht der guten, guten Mutter!

Keiner vermochte es über sich, die wundersame Stille dieses Augenblicks mit einem Worte zu unterbrechen. Agnes war an dem Engel niedergesunken und weinte vor sich hin.

Da näherte sich Hedwig, wie von einer seltsamen Eingebung erfaßt, dem seitwärts stehenden Meister des Werkes. Noch einmal schaute sie zu dem Antlitze des Engels auf, der die Züge ihres Ebenbildes trug. Dann reichte sie dem Bildhauer ihre Hand.

Es war das Gelöbniß einer Braut für das ganze kommende Leben. —

Auf dem Heimwege sagte Heinrich Volkmar, in dessen Gemüthe die ernste Enthüllungsfeier nachklang, zu Marien:

„Das Wesen unserer Mutter war es, dem dieß Alles gelungen ist. Dieses Wesen konnte nicht untergehen in Denjenigen, denen sie das Leben geschenkt hatte. Es war wie ein feiner Duft edelsten Gewürzes, der sich durch all unser Thun und Denken, selbst wo wir fehlten und irrten, hindurchzog. Sie hat mich, sie hat meine Geschwister, sie hat unser ganzes dem Zerfalle entgegengehendes Haus gestützt und gewahrt. Wir konnten nicht fallen — wir waren geweiht im und durch das Andenken der Mutter!“

Wilhelm Tell.

1.

„Siebenhundert drei und fünfzig Gulden," sagte der Probst, indem er ein Blatt Papier auf den Tisch legte, „es ist richtig, obwohl du mir, was ich ganz gut bemerkt habe, dießmal den Schumlauer um siebzehn Kreuzer theurer" — — „Er ist eben theurer geworden, Euer Hochwürden," fiel der Mann ein, der in bürgerlicher Tracht vor ihm stand.

— „Schon gut, ich sage ja nichts dagegen, ich wollte dich nur wissen lassen, daß ich's bemerke. Aber," fuhr der Probst fort, „es thut mir leid, lieber Hartung, daß du bei der Hitze vergebens gekommen, denn ich kann dich nicht bezahlen. Es ist kein baares Geld im Hause. Wenn du aber morgen wiederkommen willst — wir werden heute eine gute Einnahme machen."

Hartung verneigte sich, nahm die Mütze, die neben ihm auf einem Stuhle lag, und ging, als ihm der Probst noch in die Thüre nachrief: „Du sollst zu Tische hier bleiben, Hartung, dann können wir auch gleich den neuen Ungarischen proben; sie werden schon genug geruht haben. Auch machen wir heut Nachmittag ein Wunder, da kannst du zusehen." Der Probst sagte diese letzten Worte mit der größten Gelassenheit und spielte dabei mit dem großen silbernen Kreuze, das an einem blaurothen, breiten Bande an seinem Halse über die breite Brust herabhing.

„Ein Wunder?" fragte Hartung, ungewiß, ob er recht gehört hatte oder nicht.

„Ja, ein Mirakel," bestätigte der geistliche Herr, „und du kannst aus einem der Fenster bequem zusehen, denn es wird sich im Hofe begeben."

So sprechend, wandte er sich wieder dem Tische zu, um die daselbst zerstreuten Papiere zu ordnen, während Hartung noch ganz verwundert in der Thüre stand. Aber die Verwunderung wich bald, und ein angenehmes Lächeln spielte auf den Lippen des Mannes, als er durch den langen Gang weiter schritt und die Treppe hinabstieg, um sich ins Refektorium zu begeben, wo er mit dem geistlichen Herrn zu Mittag essen sollte. Es schmeichelte ihm, das Vertrauen des hohen geistlichen Würdenträgers bis zu diesem Grade gewonnen zu haben, und daß ihm dieser von den Geheimnissen des Hauses mit einer Ruhe sprach, wie zu Einem, der zum Hause gehört. Er empfand zum ersten Male dieß Gefühl, das andere weniger bescheidene Leute seines Standes längst empfunden haben würden, denn er war seit Jahren der Lieferant der Kongregation von Heiligenhain, dem berühmten Wallfahrtsorte, versorgte den fürstlich lebenden Probst und die acht ihm beigegebenen Geistlichen verschiedener Titel und die zahlreiche Dienerschaft mit allem und jedem Nöthigen. Außerdem war er noch der besondere Günstling des hohen geistlichen Würdenträgers, der an der Spitze der Kongregation und des reichbepfründeten und außerdem noch höchst einträglichen Wallfahrtsortes stand, dessen wunderthätiges Marienbild alljährlich viele, viele Tausende von Pilgern aus Nah und Fern herbeizog. Der Probst liebte die edlen Weine und war ein Kenner. Einer der schönen Züge seines Charakters war es, daß er nicht gern allein trank, aber als ächter Kenner liebte er es, nur mit Solchen sich am Becher zu erfreuen, die das Gebotene zu würdigen verstanden, und an solchen fehlte es in dem weinarmen, überhaupt dürftigen Lande, in welchem selbst der Begüterte nur selten über das Bierglas hinauskommt. Melchior Hartung aber hatte sich als Lieferant des hochwürdigen Herrn bald zu einem feinen Kenner ausgebildet, und der Probst freute sich von Zeit zu Zeit, besonders wenn ihm von frommen Seelen fromme Gaben an fremdem, interessantem Weine zugeschickt wurden, mit ihm einige Stunden beim Glase zu verplaudern. Er zog die Gesellschaft dieses klugen,

einfachen, praktischen Mannes der seiner Kapläne vor, mit denen er nicht gern vertraulich umging und die er stets in einiger Entfernung von sich und in ehrfurchtsvoller Unterthänigkeit erhielt. Es waren meist Bauernsöhne dieses in Kultur und Sitte sehr verspäteten Landes, die keine andere, als die dürftige Seminaristenbildung besaßen, während er, der Probst, noch aus der guten Zeit stammte und seine geistliche Erziehung in einem Jesuitenkloster genossen hatte, was in der Gegend den Irrthum veranlaßte, daß man ihn für einen Exjesuiten hielt. In der Einsamkeit dieser waldigen, von allem Weltverkehr abgeschnittenen und außerhalb der Wallfahrtszeit öden Gegend war ihm Melchior Hartung, in Ermangelung einer bessern, die liebste Gesellschaft; denn er besaß neben jener schon erwähnten, dem geistlichen Herrn so sehr schätzenswerthen Eigenschaft der Weinkenntniß noch viele andre nicht minder anerkennenswerthe Vorzüge. Klug, praktisch, voll natürlicher Anlagen, überschritt er bald die Gränzen der kleinen angeerbten Welt seiner Landwirthschaft, um neue Wege des Erwerbes zu suchen. Er ließ sich in mancherlei Spekulationen ein, die ihm gelangen, und verwerthete die Produkte größerer und kleinerer Grundbesitzer der Gegend, mit denen diese nichts anzufangen wußten, indem er sie selbst in die Provinzhauptstadt ausführte oder sich mit größeren Händlern in Verbindung setzte, die sie aus seinen Scheunen und Niederlagen abholen ließen. Im größeren Verkehr mit auswärtigen Menschen bekam er ein geschliffeneres Wesen, und in der städtischen Tracht, die er trug, und bei seiner anständigen Ausdrucksweise, die er sich im Umgange mit höher Gestellten angeeignet, hätte man ihn leicht für Das halten können, was er doch eigentlich nicht war, für einen gebildeten Menschen. Dazu kam, daß er jenes Einnehmende hatte, das sich mit natürlicher Begabung bei schlichter, anspruchloser Einfachheit immer verbindet und das bei ihm noch durch eine frische, gesunde, wackere äußere Erscheinung erhöht wurde. Noch nicht vierzig Jahre alt, hatte er es schon zu einer ansehnlichen Wohlhabenheit gebracht und sein väterliches Erbe

mehr als verdreifacht, wozu allerdings seine Verbindung mit Heiligenhain viel beitrug. Es ist nämlich zu bemerken, daß mit diesem Wallfahrtsorte eine Fabrik verbunden war, in welcher unzählige bleierne, selbst silberne Gegenstände verfertigt wurden, als da sind Heiligenbildchen jeder Art, Kreuze, Weihwasserkesselchen, Reliquienkästchen u. s. w., welche, von dem wunderthätigen Bilde der schwarzen Mutter Gottes von Heiligenhain geweiht, einen höheren Werth erlangten und in Hunderttausenden von Stücken alljährlich an die Pilger verkauft wurden, die sie als Andenken an den Gnadenort und als Heilmittel und Mittel des Heiles in die Heimat brachten. An dem Gewinn dieser Fabrik hatte Melchior Hartung insofern ebenfalls sein Theil, als er ihr den rohen Stoff, Blei, Silber, Schaumgold und Farben lieferte. So nahm er eine Stellung ein, um die er von Vielen beneidet wurde, die ihm aber trotzdem Niemand abzujagen suchte, da man seine Talente anerkannte und ihn in der Gunst des Probstes zu fest eingewurzelt wußte.

Wie groß das Vertrauen war, das sich mit dieser Gunst verband, sollte Hartung eigentlich erst an diesem Tage erfahren. Nach Tische bezeichnete ihm der Probst selber das Fenster, an das er sich setzen sollte, um „die Geschichte" gut zu sehen.

Rings um das weitläufige, von acht größeren und kleineren Kuppeln gekrönte Gebäude von Heiligenhain lagerte eine beinahe unübersehbare Menge von Pilgern beiderlei Geschlechts. Man hatte sie, dem Willen des Gnadenbildes gemäß, seit mehr als zwei Tagen nicht in den heiligen Ort eingelassen, und so war ihre Masse, während die Einen warteten und Andere in Prozessionen herbeiströmten, ins Ungeheure angewachsen. Der Hain, der mit seinen Birken rings um den Gnadenort heilige Schatten und Dämmerungen wob, die Abhänge, die von diesem Haine weit und breit ins Thal hinabliefen, selbst ein großer Theil der Ebene, die sich im Halbkreis um den heiligen Berg erstreckte, Alles war bedeckt und belebt von der großen Schaar der Gläubigen. Nachdem der Tisch im Refektorium aufgehoben war, erscholl die Haupt-

glocke der mittleren, vergoldeten Kuppel mit ihrem breiten, summenden, das Land erfüllenden Tone, und die andern sieben Paare der sieben andern Kuppeln schlossen sich mit ihrem Gesange, wie einzelne Stimmen, die nach und nach einen Chor vermehren, der Hauptglocke an, daß die ganze Luft summte, bebte, in Wellen zu gehen und der einzelne Ton des Geläutes auf diesem Summen und diesen Wellen zu schwimmen schien. Unaussprechliche Feierlichkeit füllte die Welt, und es hätte jetzt ein Hanswurst auftreten und seine Purzelbäume und Possen machen können — Purzelbäume und Possen selbst hätten einen geheimnißvollen, feierlichen Eindruck gemacht. Aus der Menge lösten sich einzelne Prozessionen, mit Fahnen und Panieren voraus, und zogen singend und betend in den von Arkaden eingefaßten Hof von Heiligenhain, der bald dichtgedrängt voll war. In der Mitte einer jeglichen Prozession zog eine Schaar weißgekleideter und bekränzter Mädchen, welche das Marienbild ihrer heimischen Kirche vermittelst eines vierarmigen Gestelles auf ihren Schultern trugen oder wenigstens die seidenen Bänder in Händen hielten, die in großer Zahl von Kopfputz und Kleidern der heiligen Jungfrau herniederwallten. Nachdem so ungefähr zehn Prozessionen eingezogen, war in der Mitte des Hofes rings um einen Brunnen nur noch ein verhältnißmäßig kleiner Raum frei geblieben und ein Weg, der vom Brunnen zu den Thürstufen der Kirche führte. Begränzt wurde dieser freie Raum und Weg von den weißgekleideten Mädchen, welche die Marienbilder ihrer heimatlichen Kirchen trugen. Das große Thor des Hofes wurde von zwei Thorwärtern bewacht, welche ihre großen Stäbe kreuzweise übereinanderlegten und den andern andrängenden Prozessionen den Eingang wehrten und sie auf später vertrösteten. Plötzlich schwiegen sämmtliche Glocken, und nur das nachklingende Summen schwebte noch über den Häuptern der Tausende, nicht minder feierlich, als das vorhergehende Geläute, und noch ahnungsvoller, tiefere Andacht weckend, als dieses selbst. Man sah es der ganzen Versammlung an, daß sie sich am Liebsten auf die Kniee geworfen hätte, wenn nur Raum

dazu dageweſen wäre. Nachdem auch das Nachſummen verhallt und eine Zeit lang die tonloſeſte Stille geherrſcht, begannen die Glocken wieder und mit noch größerer Plötzlichkeit, als ſie aufgehört hatten, und mit ſtärkerem und heftigerem Tone. Mit den erſten Tönen erſchien der Probſt in vollem Ornate, zu welchem, nach altem Privilegio, der Hirtenſtab und die Biſchofsmütze gehörte, auf der oberſten Stufe der Kirchentreppe, ihm zur Seite der Dechant der nächſten Stadt, der das Allerheiligſte trug, und hinter ihm ſämmtliche Geiſtliche ſeiner Kongregation in Pontifikalibus: rechts und links Chorknaben, die Weihrauchfäſſer ſchwangen und ſchwingend und ſingend auf den oberſten Tritten an der Kirchentreppe ſtehen blieben, ſelbſt als der Probſt mit ſeinem geiſtlichen Gefolge weiter zog. Hinter dieſem erſchienen vier junge Geiſtliche, oder vielmehr Novizen, die auf einer Bahre das Gnadenbild trugen, ein großes Gebilde, das in die prächtigſten Seidenſtoffe gekleidet war und von deſſen Schulter ein breiter, von böhmiſchen Edelſteinen beſetzter Brokat-Mantel herabwallte, der ſo lang war, daß zwei andere Novizen ſein Ende wie eine Schleppe nachtragen mußten und zwar nicht ohne Mühe, denn die Laſt war groß. Das Geſicht des Bildes war ſo dunkel, daß es den Namen der ſchwarzen Mutter Gottes rechtfertigte, und das kam daher, daß diefelbe ſich auf ihrer Flucht nach Aegypten vor den Häſchern des Herodes im Schornſteine eines kaum eine Meile von Heiligenhain gelegenen Hochofens, der noch heute raucht, mit dem Chriſtuskinde verborgen hatte. Damals bekam ſie die dunkle Farbe. Deſto heller leuchteten die Augen, von denen man ſagte, daß ſie ebenfalls Edelſteine ſeien, auf dem dunklen Grunde. Der Probſt ging langſamen Schrittes, aber geraden Weges auf den Brunnen los; die Träger des Gnadenbildes folgten ihm und neigten es dreimal ſo über ihre Schultern, daß ſie in die Tiefe des Brunnens zu blicken ſchien. Dieſer Blick der Madonna, das wußte jedes Kind, gab dem Waſſer des Brunnens für das ganze folgende Jahr die Kraft, ſchwache oder kranke Augen zu heilen. Hierauf ſetzten ſich die

weißgekleideten Jungfrauen in Bewegung und zogen an der schwarzen Mutter Gottes vorbei, die sich in der Mitte des Hofes aufgestellt hatte. Sie verneigten ihre Bilder vor derselben, indem sie niederknieten und die zwei hintern Arme des Gestelles in die Höhe hoben. Die schwarze Mutter Gottes von Heiligenhain gab den Gruß zurück, indem die Novizen sie ebenfalls, aber nur leise, vorwärtsbeugten. Man könnte daraus erkennen, um wie viel höher sie stand als die andern Madonnen, daß sie sich bestrebte, gnädig zu sein und doch ihre Würde zu wahren.

Melchior Hartung wurde es bei diesem Anblicke eigenthümlich, mehr unangenehm als andächtig zu Muthe. Es kam ihm vor, als sehe er einem Puppenspiele zu, und die steifen Bewegungen der Bilder, welche nicht einmal Gliederpuppen waren, sondern aus einem ungegliederten Ganzen bestanden, hatten etwas Unheimliches. Er sah nur den ersten Begrüßungen zu und wandte dann sein Auge ab. Da bemerkte er erst, daß sich der Bürgermeister des Städtchens neben ihm am Fenster befand und daß sich hinter ihm eine große Menge von Honoratioren dieses Städtchens und viele Hausgenossen gesammelt hatten. Der Bürgermeister bot ihm eine Prise und fing sogleich von Geschäften zu sprechen an. Mittlerweile zogen die ersten Prozessionen mit ihren Bildern durch die Kirche und durch deren Portal wieder ins Freie, um im Hofe den anderen Platz zu machen, die jetzt eben so wie die ersten ein- und vor der Madonna vorüberzogen, um sie auf dieselbe Weise zu begrüßen. Während sich die fremden Marienbilder verneigten, sangen die Prozessionen und klangen immer noch sämmtliche Glocken wie vorher. Hartung war nicht in der Stimmung, dem Gespräche des Bürgermeisters mit Aufmerksamkeit folgen zu können, und um ihm auszuweichen, wandte er sich wieder dem Hofe zu, obwohl er jetzt dem Wunder, welches noch kommen sollte, lieber entflohen wäre.

Sein Auge fiel auf den Mittelpunkt der Feierlichkeit eben, als wieder eine fremde Madonna ihre Verbeugungen machte, und es sah aus, als ob diese Prozession, wie alle anderen, ohne

besondern Zwischenfall weiterziehen sollte, als sich hinter den Trägerinnen des Bildes ein Mann hervordrängte, der sich kaum mit Hülfe seiner Krücken aufrecht zu erhalten vermochte, und der, wie es schien, nur durch das Gedränge am Umfallen verhindert wurde. Wie er in den freien Raum hervortrat, sah man, daß seine Beine sich in den unnatürlichsten Windungen um die Krücken schlangen und selbst seine Arme und Hände so verdreht und verrenkt waren, daß die Krücken nur dadurch, daß er die obern Arme an den Leib drückte, festgehalten wurden. Er zitterte, wie er so dastand, an allen Gliedern, ein Bild alles leiblichen Elends. Mit Mühe hob er die verdrehten Arme dem Gnadenbilde entgegen und rief mit bebender, doch weittönender Stimme: „Heilige Jungfrau, Mutter Gottes! Seit fünf Jahren pilgere ich zu deinem Heiligthum, seit zwanzig Jahren wendet sich meine gläubige Inbrunst vorzugsweise zu dir, bete ich dir täglich fünfzehn Ave, daß du Fürbitte einlegest bei deinem Sohn im Himmel für mich armen Krüppel und Elenden. Hat doch dein Sohn Lahme und Elende geheilt, erlöse du auch mich von meinem Elend!“ — Während er so betete, nahm das Zittern und Beben seines Leibes sichtbar zu; sein Auge hing flehend und verklärt an den glänzenden Augen des Gnadenbildes. Dieses bewegte sich leise und neigte sich ihm unmerklich zu. Jemehr es sich dem Krüppel näherte, desto heftiger wurde sein Zittern, bis er sich wie in Fieberfrost schüttelte — und mit einem Male fielen rechts und links die Krücken ab, und der Mann rief entzückt und verklärt, während er beide Arme gerade und gesund dem Himmel entgegenstreckte: „O seht, ich stehe aufrecht auf meinen Füßen!“ Es war, als ob ihn ein plötzlicher Rausch erfaßte, denn er begann vor dem Gnadenbilde zu tanzen und hin und her zu springen.

„Wohl dir, mein Sohn, dein Glaube hat dir geholfen!“ rief der Probst salbungsvoll und streckte dem Springenden segnend beide Hände entgegen, und in demselben Augenblicke lag das ganze Volk anbetend auf den Knieen, und es war wie ein zweites Wunder, daß die dichtgedrängte Menge, die bis jetzt kaum stehend

Platz gefunden, nun Raum genug hatte, um sich knieend hinzuwerfen. Einzelne Gläubige wurden von dem Wunder mit solchem Entsetzen erfüllt, daß sie in die entferntesten Winkel der Arkaden, oder in die Kirche, oder dem Ausgange entgegen flohen. In demselben Augenblicke schwiegen auch die Glocken und stand einer der Geistlichen auf dem steinernen Rande des Brunnens und predigte über die knieende Menge hin von dem eben geschehenen Wunder und ermahnte sie, sich nach allen Weltgegenden zu zerstreuen und für Das, was sie mit eignen Augen gesehen, überall zu zeugen.

Hartung wandte sein Gesicht ab. Der Bürgermeister nahm eben eine Prise, klopfte auf die Dose und murmelte, indem er sich mit dem blauen, weißpunktirten Taschentuche unter der Nase hin- und herfuhr: „Das war gut. Se. Hochwürden, der Probst sind ein unbezahlbarer Mann. Ihr werdet Euch überzeugen, Hartung, wie schon in der nächsten Woche die Zahl der Pilger um Tausende wachsen wird — und so was wirkt auf Jahre hinaus. Wir brauchten das, wir hatten einige schlechte Jahre. Die schwarze Madonna ist ein wahrer Schatz für die ganze Gegend." Dann rollte er das Taschentuch sorgsam zusammen, steckte es in die Tasche und that, was die andern, im Zimmer Versammelten schon gethan hatten: er warf sich auf die Knie, machte das Zeichen des Kreuzes und drückte das Gesicht andächtig in beide Hände. Hartung erhob sich, um zu gehen, aber es war unmöglich, durch die knieende Menge, die das Zimmer erfüllte, die Thüre zu gewinnen. So blieb er auf seinem Stuhle am Fenster sitzen und ließ den Kopf auf den Arm sinken, welche Stellung man ebenfalls für eine andächtige nehmen konnte. Doch war seine Stimmung nichts weniger als andächtig. Es war ihm in diesem Augenblicke, als wären alle Grundfesten nicht nur des anerzogenen, sondern allen und jeden Glaubens in ihm erschüttert; doch blieb er bei diesem Gefühle, das ihm nicht im Geringsten schmerzlich war, nicht lange stehen, es machte ganz und gar einer Entrüstung Platz, die er bisher noch nicht gekannt hatte. Er

hatte während seines ganzen Lebens nie über Glauben und Glaubenssachen nachgedacht; das that er auch jetzt nicht; aber es war ihm zu Muthe, als hätte jahrelanges Nachdenken jede Gläubigkeit aus seinem Herzen weggefegt. So saß er, er wußte nicht, wie lange, da, ohne noch etwas von den Vorgängen im Hofe zu sehen. Als er endlich den Kopf erhob, war es in ihm stille und öde, selbst die Entrüstung war dahin, und mit Gleichgültigkeit sah er, wie jetzt die schwarze Mutter Gottes von Heiligenhain eine große Schürze umgebunden hatte, welche sie mit beiden Händen den Gläubigen entgegenhielt, die sich mit dem größten Eifer drängten und stießen, um herangelangen und ihr Opfer in die Schürze werfen zu können. Der Probst war verschwunden; nur zwei Kapläne standen noch an der Seite des Gnadenbildes und wachten darüber, daß die Opfernden alle herankommen könnten, ohne das Gnadenbild umzustoßen. Die Betenden in der Stube hatten sich auch bereits erhoben, und Hartung konnte die Thüre gewinnen. Am Ende des Korridors, als er die Treppe hinabsteigen wollte, kam ihm Pater Severin, der Sekretär des Probstes, entgegen.

„Gut, daß ich Euch treffe, Hartung," sagte dieser, „ich gehe dieser Tage mit dem Bericht über das Wunder in die Hauptstadt zum Bischof. Ihr habt ja immer dort zu thun, und ich biete Euch einen Platz in meinem Wagen an. Ich habe vielerlei Einkäufe und Geschäfte abzumachen, und Ihr könntet mir sehr behülflich sein. Kommet mit mir zum Probst, dann werde ich Euch sagen können, an welchem Tage wir reisen."

Hartung folgte ihm mechanisch in die Stube des Probstes. Dieser kam eben aus der Kirche zurück, warf den Ornat ab und wischte sich den Schweiß von der Stirne. „Uf, uf!" rief er und warf sich in einen Lehnstuhl. „Welche Hitze! Welche Arbeit! Und dabei dünstet das Volk aus, daß sich Gott erbarmen möge. Ich möchte nicht jede Woche so eine Geschichte durchzumachen haben."

Dann athmete er wieder tief auf, wischte sich aufs Neue die Stirne und antwortete dem Pater Severin, der nach dem

Tage seiner Abreise fragte, ziemlich verdrießlich: „Ich weiß das noch nicht, auch handelt es sich jetzt nicht darum. Für jetzt, Severin, sorgen Sie dafür, daß der Kerl sobald als möglich fortkommt. Er ist ein Säufer und im Stande, heute Abend vor der ganzen Welt die Geschichte zu erzählen. Es sind ihm siebzig Gulden versprochen, geben Sie ihm hundert, aber unter der Bedingung, daß er noch heute wenigstens zwei Meilen weit wandert, und sagen Sie ihm, daß ich ihn auspeitschen lasse, wenn er sich vor fünf Jahren in hiesiger Gegend wieder blicken läßt."

Pater Severin ging an den Pult des Probstes und zog eine Schieblade. „Es sind nur Papiere da," sagte er, „das baare Geld wird schwerlich hinreichen."

„Richtig, ich habe vergessen," sagte der Probst, und dann zu Hartung gewendet: „Ihr seid wohl so gut, Hartung, und gebt dem Pater Severin die hundert Gulden; es liegt mir viel daran, daß ich den Spitzbuben noch heute los werde. Morgen kommt Ihr ja doch wieder, um Euer Geld zu holen, da erinnert mich nur auch an die hundert Gulden."

Hartung zog seine Brieftasche und legte eine Hundertguldennote auf den Tisch. „Nicht so," sagte der Probst, „ein solches Papier in solcher Hand erregt Verdacht."

Hartung entschuldigte sich, daß er kein anderes Geld bei sich habe.

„Nun, es ist auch so gut; wir können ja den wunderbar Geheilten reich beschenkt entlassen haben."

Der Probst lächelte; Pater Severin lächelte, auch Hartung lächelte, verneigte sich aber rasch, um die Art seines Lächelns zu verbergen, und ging aus der Stube des Probstes.

2.

Es war schon ziemlich spät, als Hartung Heiligenhain verließ, um in sein mehr als eine halbe Stunde vom Wallfahrtsorte und vom Städtchen entferntes Haus zurückzukehren. Es ist sonst nicht die Art der Landbewohner, viel auf die Schönheit der Natur zu achten, und auch Melchior hätte hundert Mal an den größten Naturschönheiten vorüber und durch die schönstbeleuchteten Landschaften wandern können, ohne im Geringsten sich in seinen Spekulationen, Rechnungen oder anderweitigen Gedanken stören zu lassen. Heute jedoch war es anders. Mit dem ersten Schritte aus dem Dunkel des Birkenwäldchens, das den Wallfahrtsort umgab, fühlte er sich von dem ruhevollen Sommerabend, von dem Beben und Weben des nachgebliebenen sanft gedämpften Sonnenlichtes auf das Angenehmste angeweht. Die Vergoldung der Wolken, die helleren Lichter, welche auf den Häuptern der Hügel lagen, die tiefen und breiten Schatten im Thale, die trotz ihrer Dunkelheit in aller Stille mit dem Lichte harmonirten, das noch gesättigt und voll über den Höhen lag — Alles fiel ihm heute auf, Alles in dieser doch sonst so unbedeutenden Gegend däuchte ihn schön und vor Allem ruhevoll. Es war ihm, als trete er aus einer Welt des Kampfes, der Ränke und Fallstricke in eine Welt des Friedens, und im Hintergrunde, am Fuße eines von Wald und Obstbäumen bedeckten Hügels lag sein breites, gemächliches Haus, schon von Schatten überzogen, und spiegelte sich verschwommen in dem großen Teiche, der sich wie ein natürlicher See vor demselben ausbreitete. Bald zu den vergoldeten Wolken aufblickend, bald seiner Wohnung entgegenschauend, schritt er, trotz der Sehnsucht, mit der er seinem Hause entgegensah, nur langsam vorwärts. Es war ihm, als müßte er mit vielen Unklarheiten in seinem Herzen ins Reine kommen, bevor er seine Schwelle überschritt; wie fremd würde er sich sonst in dieser seiner kleinen und ruhigen Welt empfinden. Dort ging Alles so friedlich her. Sein gutes Weib arbeitete, sorgte und

wirthſchaftete; ſeine Schweſter, eine Waiſe, fühlte ſich unter ſeinem Schutze wohlgeborgen; ſeine Kinder lernten und ſpielten, ſpielten und lernten, und der einzige Fremde im Hauſe, ihr Lehrer Burckhardt, war auch längſt kein fremdes Element mehr in der Familie, ſondern wie ein Freund und Bruder und wie die Verkörperung des innigſten Wunſches Melchiors, ſeinen Kindern Das geben zu können, deſſen Mangel er im Leben ſo oft und ſo ſchmerzlich empfunden hatte: Erziehung, Bildung, Wiſſen. In jenem Hauſe fand er Alles, wie er es wünſchte, ruhevoll, ſorgenlos, unſchuldig und arbeitſam, dabei geſund und voll friſchen blühenden Lebens — ſollte er dieſem Hauſe, unruhig, wie es in ihm ſelber ausſah, nicht mit Sehnſucht entgegengehen?

Die Familie ſaß ſchon um den Abendtiſch, als Hartung eintrat. Er nahm ſeinen leeren Platz nicht ein, begrüßte nur die Seinen und ging dann in das anſtoßende Zimmer, um, wie er ſagte, noch einige Rechnungen in Ordnung zu bringen und allerlei einzuſchreiben. Bald darauf wurde der Tiſch abgedeckt, und es war auffallend, mit welchem Eifer die beiden Knaben Otto und Heinrich dabei behülflich waren, Tiſchtuch und alle Theile des Gedeckes ſo raſch als möglich zu entfernen, und wie ſie, als dieſes kaum geſchehen war, eben ſo ruhig, als ſie bisher thätig geweſen, wieder am Tiſche ſaßen und mit Geſichtern voll geſpannteſter Erwartung jeder Bewegung ihres Lehrers, des Herrn Burckhardt, folgten. Die Mutter, Frau Hartung, hatte noch Manches zu ſchaffen, was die Knaben offenbar ungeduldig machte, ſie wagten aber ihre Ungeduld nur der Tante zu zeigen und ſie aufzufordern, daß ſie ſich mit ihrer Arbeit an den Tiſch ſetze. Endlich ſaßen auch Mutter und Tante, und zuletzt, unter dem freudigſten Räuſpern und Hin- und Herſchieben der beiden Knaben, ſetzte ſich auch Herr Burckhardt mit einem Buche an den Tiſch und unterdrückte ein Lächeln, als ihm Otto, ohne Rückſicht auf die Arbeiten von Mutter und Tante die einzige auf dem Tiſche ſtehende Kerze ſo nahe als möglich ſchob. Burckhardt ſchlug das Buch auf und begann zu leſen: „Erſte Szene. Hohes Felſenufer

zu. Die Kinder blickten betrübt, heiterten sich aber wieder auf, als der Vater Herrn Burckhardt ersuchte, doch noch fortzufahren.

„Ich fürchte," erwiderte der Lehrer, „es ist für die Kinder zuviel; ihre Phantasie regt sich zu sehr auf, und sie schlafen dann unruhig."

„Eine glückliche Unruhe," sagte der Vater. „Fürchten wir eine solche Schlaflosigkeit nicht. Machen Sie eine Ausnahme — an einem solchen Tage. —"

Frau Hartung sah ihren Mann überrascht an. „Warum," fragte sie, „ist das ein besonderer Tag? Ich verstehe dich nicht — und doch scheint mir, daß es dir in der That ein besonderer Tag ist."

Melchior hatte mehr gesagt, als er wollte. „Nun," erwiderte er mit einiger Verlegenheit, „ist es für einen armen Mann, der so etwas wie diesen Wilhelm Tell nicht kannte, nicht etwas Außerordentliches, eine solche Bekanntschaft zu machen? Es ist mir, während ich Herrn Burckhardt lesen höre, als ob ich neu geboren werden sollte. Und gerade heute — wenn man sieht, wie viel Trauriges es in der Welt gibt, ist es ein wahres Glück, gleich darauf zu erfahren, wie viel Schönes und Gutes sich ebenfalls findet, wenn man nur die Wege dazu kennt."

Er sagte das in so traurigem Tone, daß Frau Hartung sich erhob, um sich ihm zu nähern; er aber drückte sie sanft wieder auf ihren Sitz zurück, versicherte sie, daß nicht die geringste Ursache zu Besorgniß in seinen Worten liege, und bat Herrn Burckhardt wiederholt, noch ein Stück weiter zu lesen. Dieser nahm das Buch wieder zur Hand und las noch den dritten Akt. Es war darüber beinahe Mitternacht geworden, ohne daß Hartung seine Stelle an der Thürpfoste verlassen hätte. „Morgen lesen wir weiter," sagte er zu Burckhardt, indem er ihm zur guten Nacht dankbar die Hand drückte. „Ich habe nie ein solches Buch gelesen, ich habe überhaupt niemals Bücher gelesen. Das ist doch sehr traurig. Wie dankbar bin ich Ihnen, daß Sie die Kinder so frühzeitig mit so schönen Werken bekannt machen. Ich werde mit Ihnen über Vieles zu sprechen haben. Gute Nacht."

Den ganzen nächsten Morgen verbrachte Hartung mit Spaziergängen über seine Grundstücke. Die Saaten hatten schon ihre größte Höhe erreicht, und er ging auf den schmalen Rainen in vollkommener Einsamkeit dahin. Die Nacht hatte den schlechten wie den schönen Eindrücken des vorigen Tages viel von ihrer Kraft benommen; dennoch schien es ihm höchst wünschenswerth, so wie gestern Abend und heute Morgen vorzugsweise in Gesellschaft der Seinigen und der Natur zu leben, mehr der Familie und der stillen Arbeit auf seinem Grunde als dem Verkehre und der gewinnreichen Berührung mit der verworrenen Welt anzugehören. Als er gegen Mittag heimkehrte, spielten die Knaben auf dem Hofe die Szene vom Apfelschuß, und Otto deklamirte dazu die schönsten Stellen noch anderer Szenen aus Wilhelm Tell. Plötzlich wurde wieder Alles lebendig in ihm, und er griff nach dem Stock, um sofort nach Heiligenhain zu wandern — wie er sich halb und halb versprach — zum letzten Male. Herrn Burckhardt bat er, ihn dießmal eine Strecke zu begleiten, und die beiden Männer hatten kaum zwanzig Schritte zurückgelegt, als Hartung nach der wahren Geschichte der Befreiung dieser Schweizer Landleute und gleich darauf auch nach diesem Schiller fragte, der diese Geschichte so schön, so sehr zur Nachahmung einladend, so lebendig und warm dargestellt hatte. Burckhardt erzählte und beantwortete alle diese Fragen mit der Begeisterung seiner Jugend, und so erzählend kam er mit seinem Brodherrn bis an den Wald von Heiligenhain. Da er offenbar noch immer viel zu erzählen und Hartung, je mehr er hörte, desto mehr zu fragen hatte, so machte dieser mit seinem Hauslehrer den ganzen Weg bis in die Nähe seines Hauses wieder zurück, um ihn daselbst noch einmal zur weitern Begleitung einzuladen. Hartung erkannte endlich, daß jede Antwort, die er erhielt, jede neue Erkenntniß auch neue Fragen erwecke, schüttelte traurig lächelnd den Kopf, als ob er sagen wollte, wie schmerzlich es sei, erst mit vierzig Jahren die Länge des Weges zu erkennen, den man nicht gegangen und den man hätte gehen sollen. Er drückte Burckhardt die Hand und trat in das Haus des Gnadenortes.

„Heute," rief ihm der Probst entgegen, „findest du baares Geld genug; du thust mir einen Gefallen, wenn du so viel als möglich mit dir fortnimmst."

In der That lagen auf mehreren Tischen große Haufen kleiner Münze, wie sie die armen Pilger in die Schürze der Schwarzen Mutter Gottes opfern konnten, und während der Anwesenheit Hartungs kam von Zeit zu Zeit ein Kaplan und schüttete zu den Haufen noch andere kleine Münze, da die ungeheuere Schaar von Pilgern noch immer nicht gänzlich abgelaufen war und die Opferung noch immer fortdauerte, wie sich Hartung mit einem Blicke in den Hof, wo die Madonna mit vorgebreiteter Schürze wie gestern dastand, hätte überzeugen können. Schweigend ging Hartung daran, sich die ihm zukommende Summe abzuzählen. Nur selten blinkte ihm eine größere silberne Münze entgegen; die Haufen bestanden beinahe ganz aus Kupfer oder den kleinsten Silbermünzen, und so sagten sie es deutlich genug, daß sie dem Munde abgesparte Pfennige, daß sie die Schärflein der Aermsten des Landes waren. Er konnte nicht umhin, er mußte eine Bemerkung in diesem Sinne vor sich hin murmeln, und es mag in seinem Tone etwas gelegen haben, was die Aufmerksamkeit des Probstes erregte, denn dieser, der an seinem Schreibtische saß, wandte sich plötzlich zu ihm, sah ihn mit zusammengezogenen Augenbrauen forschend an und sagte dann: „Melchior, das ist das erste Wort, das du heute sprichst und das scheint auch nur ein halbes Wort zu sein. Was ist dir?"

Und da Melchior nicht antwortete und die Münze nur lauter auf dem Tische klingen ließ, fuhr der Probst fort: „Melchior, sei nicht dümmer, als du sein mußt, aber hüte dich auch vor naseweisen Bemerkungen und vor zu gescheidten Gedanken."

So sprechend, wandte er sich wieder dem Pulte zu, und Melchior zählte schweigend weiter. Mehr als zwei Stunden vergingen ihm mit diesem Geschäfte, und während der ganzen Zeit würdigte ihn der Probst keines Wortes mehr. Er schüttete endlich die zahlreiche Münze in mehrere Säcke, belud sich beide Arme damit

und ging. Der Probst antwortete seinem Abschiedsgruße nur damit, daß er ihm in die Thüre nachrief: „Melchior, sei nicht dumm und mache nicht, daß ich bereue, dir zu viel vertraut zu haben."

Beim Pförtner borgte Melchior einen größern Sack, warf die kleinen Säcke hinein, schwang sich die Last auf die Schulter und machte sich auf den Weg. Aber die Julisonne ließ diese Last doppelt schwer erscheinen, und er war kaum den Berg hinabgekommen, als er sie absetzen und ausruhen mußte. Der Schweiß troff von seiner Stirne, aber er sagte sich nicht, daß es die gewaltige Hitze war, die ihn so ermüdete; es schien ihm, als ob dieses Geld ein ganz besonderes, niederdrückendes Gewicht habe. Er dachte an die Wechsler und Krämer, die Christus aus dem Tempel gejagt; er stellte sich vor, wie der Eine und der Andere mit seinem Mammon gerade so wie er auf der Flucht ausgeruht haben mochte, und sonderbarer Weise dachte er zugleich an die Männer, von denen er gestern hatte lesen hören, und wie es beschämend sein müßte, jetzt einem solchen Manne zu begegnen. Es war überhaupt wunderlich, wie die Erinnerung an dieses Gedicht über die Befreiung der Schweiz, an diese Schilderung gewissenhafter Männer, die trotz aller Gefahren ihre Pflicht gethan, und obwohl das ganze Buch mit Religion und religiösen Dingen nichts zu schaffen hat, sich fortwährend in die Erinnerung an Das, was er in Heiligenhain mit angesehen, in seine Entrüstung darüber, in seinen Widerwillen, in die geweckten Zweifel mischte; wie es ihm fortwährend wie ein zürnender und liebevoller Vorwurf zugleich entgegenklang, wie es ihn an seinen innern Zwiespalt erinnerte und zugleich mit der Ahnung tröstete, daß er diesen Zwiespalt ausfüllen könne. In einem Momente solcher Ahnung ergriff er wieder den Sack und wanderte weiter. Er hatte ihn kaum auf den Schultern, als er zu berechnen anfing, wie viel von diesem Gelde sein ursprüngliches und ehrliches Eigenthum sei, wie viel Gewinn an der Kongregation von Heiligenhain, also ein Theil des Truges, der Frucht jenes Spieles, das

man mit arglosen, vertrauungsvollen gläubigen Gemüthern trieb. Er bildete sich ein, daß dieser Theil seines Geldes gerade das Uebergewicht bilde, das ihn so sehr niederdrücke. Wieder nach einiger Zeit legte er die Last hin und sah sich um, ob er nicht Jemand finde, der ihm tragen helfe. Auf den Feldern rechts und links von seinem Wege sah er der Landleute genug, die da arbeiteten; aber ein gewisses Gefühl der Scham verhinderte ihn, irgend einen zu Hülfe zu rufen. „Unter diesen Leuten," dachte er, „gibt es wohl Manche, die errathen, wie in Heiligenhain das Geld gewonnen wird; sie würden wissen, welches Sündengeld sie mir tragen helfen." Auf einer Brücke angekommen, stellte er den Sack auf das Geländе und fragte sich, ob er ihn wieder herausfischen würde, wenn er jetzt hinunter in das tiefe Wasser fiele, oder ob er ihn nicht am Besten selbst hinabwürfe? Da bemerkte er einen Bettler, der am Fuße der Statue des heiligen Johann von Nepomuk in der Mitte der Brücke eingeschlafen war, und rasch entschlossen zog er aus dem großen Sacke einen der kleinern und legte ihn vor den Bettler hin. Dann wollte er rasch weiter wandern. Da fiel es ihm ein, daß der Mann erwachen und unfehlbar glauben werde, daß ihm der Heilige diesen Schatz hingelegt und daß ein Wunder geschehen sei. Der Wunderglaube war ihm jetzt ebenso widerwärtig als der Gedanke, zu seiner Verbreitung selber beizutragen. Er kehrte zurück, weckte den Schläfer und sagte ihm, daß er ihm diesen Sack schenke. Der Bettler sah ihn mit erstaunten Augen an, hob die Hände gen Himmel und rief: „Ein Wunder! So eben habe ich den heiligen Johann von Nepomuk angefleht, mich aus meiner tiefen Noth zu retten, und siehe da, er sendet mir diesen Schatz. O über dieses gnadenreiche Land, in welchem alltäglich Wunder geschehen! Erst gestern hat die allerheiligste Jungfrau ein großes Wunder gewirkt, und heute ist es der heilige Johann von Nepomuk, der Patron dieses Landes!"

Darauf wandte sich der Bettler dem Heiligen zu und fuhr fort: „Du hast mich aus Noth und Elend gerettet; ich danke dir!

aber mehr noch danke ich dir dafür, daß du mich in den Stand gesetzt hast, der allerheiligsten schwarzen Mutter Gottes von Heiligenhain, der Wunderthätigen, Gnadenvollen, mein Opfer darzubringen."

Hartung glaubte zu träumen; es war ihm, als ob ein böser Geist ihn narrte. Er zuckte die Achsel und eilte weiter. Burckhardt, der ihn in einiger Aufregung verlassen hatte, kam ihm mit beiden Knaben entgegen. Er sowohl wie die Kinder, als sie die Last und die Ermüdung des Vaters erkannten, verlangten, daß er ihnen einen Theil abgebe; er aber weigerte sich und sagte, eine solche Last sei nicht für solche Schultern. Es hätte ihm geschienen, als ob er den jungen Mann, der seine Kinder so Schönes lehrte, und als ob er diese reinen Kinder mit solcher Last entweihte oder verunreinigte.

Zu Hause angekommen, warf er sie in einen Winkel, dehnte und streckte sich, athmete tief auf, befahl, daß das Abendessen aufgetragen werde, damit man sobald als möglich wieder an das trostreiche Buch gehen könne.

Heute saß der Vater während der Vorlesung neben seinen Kindern, und es war ihm, als stünden ihm diese, wie er so mit ihnen dasaß und sich mit ihnen an gleichen Genüssen erfreute, heute näher als gestern, und als wäre zwischen ihm und ihnen eine Schranke gefallen, von deren Bestehen er bis auf diesen Tag kaum eine Ahnung gehabt. Beinahe wurde ihm das gestrige Erlebniß in Heiligenhain lieb, da es jene Gedanken in ihm erregte, vor denen er sich flüchtete, als er gestern aus seiner Stube trat, um die Vorlesung mit anzuhören. Auch sein ältester Junge schien jetzt das Gefühl größerer Zugehörigkeit dem Vater gegenüber zu haben, und er blickte ihm während der Vorlesung oft mit freudigen Augen voll Einverständnisses entgegen. Als Burckhardt das Buch zuschlug, fühlte sich Hartung ebenso voll ruhigen Glückes, wie die Kinder freudig aufgeregt waren. Gelassener als gestern schickte er sie zu Bette, bat aber Herrn Burckhardt, seine Frau und seine Schwester, noch einige Zeit bei ihm in der Wohnstube zu verweilen, da er ihnen etwas mitzutheilen habe.

„Ich weiß nicht," ſagte er im Zimmer auf- und niedergehend, „ob ich recht gethan, indem ich die Kinder fortſchickte, ob es beſſer iſt, die Kinder frühzeitig vor Lug und Trug zu warnen, oder ſie in ihrer ſchuldloſen Unwiſſenheit zu laſſen. Es iſt ihnen wohl zuträglicher, nicht zu wiſſen, wie Diejenigen, die uns von Jugend auf als ehrwürdig geprieſen werden, falſch und eigennützig mit unſern heiligſten Gefühlen, mit unſerm Denken und Glauben ſpielen."

So ſprechend, ging er mit immer mehr aufgeregten Schritten hin und her. Seine Frau betrachtete ihn mit beſorgten Blicken. „Was iſt dir?" fragte ſie ängſtlich, „ich bemerke ſeit geſtern eine große Veränderung in deinem ganzen Weſen."

„Eine Veränderung? Ja, die iſt mit mir vorgegangen, aber es iſt dabei nichts, worüber du erſchrecken ſollſt; ich werde ſie nie beklagen. Höret, was ich euch erzählen will."

Er blieb vor den Dreien ſtehen und berichtete in kurzen und ruhigen Worten von den geſtrigen Wunderwerken in Heiligenhain, was wir ſchon wiſſen. Als er geendet hatte, zitterte er am ganzen Leibe. Frau Hartung eilte auf ihn zu und ſchlang ihren Arm um ſeinen Hals. „Schüttle das ab," ſagte ſie, — „was liegt daran? Das iſt ja nicht die Religion." Und in abgebrochenen Sätzen fügte ſie hinzu: „Wenn man nur ſeine Pflicht thut — ein ehrlicher Mann —"

„Ja, ein ehrlicher Mann," ſagte Hartung bitterlächelnd, „ein ehrlicher Mann muß man erſt werden — und Sie, Burckhardt, was meinen Sie zu der Geſchichte?"

Bevor Burckhardt antwortete, erhob ſich Martha, die Schweſter Hartungs, und ſah dem Hauslehrer mit der größten Spannung auf die Lippen.

„Ich?" fragte Burckhardt, „ich habe von dem Wunder heute ſchon gehört und den Ekel empfunden und das Mitleid mit der Menſchheit, die ich bei ſolchen Geſchichten immer empfinde. Sie thaten ganz recht, Herr Hartung, die Kinder fortzuſchicken. Die Kinder wiſſen, daß es Räuber und Diebe in der Welt gibt,

aber dieſes Wiſſen iſt ihrem Gemüthe bei Weitem nicht ſo gefährlich, als es in dieſem Alter die Erfahrung wäre, daß es in der Welt ſo ungeheuere Betrüger gebe, wie dieſe Prieſter."

„Burckhardt!" ſchrie Martha auf, und es war dieſer Schrei ein Gemiſch von Schmerz und Zorn, wie auch in der Bewegung der Arme und Hände, mit der ſie dieſen Schrei begleitete, Bitte und Drohung zugleich lagen. Ihre Lippen bebten, ihre blauen, ſonſt ſo milden Augen funkelten. „Wer erlaubt uns," rief ſie dann mit bebender Stimme, „wer erlaubt uns, zu forſchen und zu prüfen, was die Geweihten Gottes beginnen? Wenn der Probſt das Wunder vorherſagte, ſo that er es, weil er als ein Eingeweihter Gottes es vorher wußte. Und wenn Dem auch nicht ſo wäre, ſo müſſen die Prieſter wiſſen, was der Seligkeit der Gläubigen gut iſt, und Niemand hat das Recht, mit ſeiner ſchwachen, irdiſchen Vernunft hinter ihren Thaten Trug zu ſuchen. Von Ihnen, Burckhardt, weiß ich es längſt, daß Sie leider keinen Glauben haben. Das ſchmerzt mich tief, und das trennt uns."

Mit dieſen Worten verließ ſie raſch das Zimmer, brach aber in Schluchzen aus, bevor ſie die Thür erreichte. Burckhardt ſah ihr traurig nach und ſeufzte ſchwer auf. Hartung ergriff ſeine Hand und ſagte: „Wenn Sie ſie zu ſich bekehren können, ich habe nichts dagegen." — Und Frau Hartung fügte tröſtend, mit einem Blicke auf ihren Mann, hinzu: „Mächtiger als Alles iſt im Weibe die Liebe."

3.

Wenige Tage darauf kam ein Bote vom Pater Severin mit der Nachricht, daß dieſer morgen die Reiſe in die Hauptſtadt antrete und Hartung zur Begleitung auffordere; derſelbe Bote lud ihn im Namen des Probſtes ein, nach Heiligenhain zu kommen, da mancherlei Geſchäfte vorlägen. Dem Pater Severin

ließ Hartung sagen, daß er die Reise nicht mitmachen könne, dem Probst, daß er sich gütigst nach einem anderen Geschäftsmanne umsehe, da er sich von den Geschäften zurückziehe und die Absicht habe, künftig nur seiner Landwirthschaft zu leben. In der That verbrachte Hartung jetzt die meiste Zeit auf seinen Feldern, wo er die Erntearbeiten beaufsichtigte und Versuche mit neuen Agrikulturmaschinen anstellte. Seine freien Stunden benutzte er, um dem Unterricht Burckhardts beizuwohnen, wo Weltgeschichte und Erdkunde seine Aufmerksamkeit vorzugsweise in Anspruch nahmen. Auch auf den Spaziergängen war er, oft in Begleitung seiner Frau, jetzt meist an der Seite seiner Kinder und ihres Lehrers. Die Lesestunden wurden des Abends mit großer Regelmäßigkeit eingehalten und zu diesem Zwecke alle von Burckhardt empfohlenen Bücher aus der Stadt verschrieben oder hier und da in der Gegend bei Aerzten oder Beamten, die zufällig einzelne besaßen, zusammengeborgt. Man darf nicht vergessen, daß Hartung in einem Lande lebte, das an der Gränze Deutschlands liegt, nicht zur Hälfte von Deutschen bewohnt, in der Kultur bedeutend hinter andern Ländern des deutschen Bundes zurückgeblieben, daß also im Innern dieses Landes die Bücher zu den Seltenheiten und Hausbibliotheken der gewöhnlichsten Art zu den noch größeren Seltenheiten gehörten. Dieß wird es auch erklären, daß ein Mann wie Hartung erst in seinem vierzigsten Jahre Bücher wie Wilhelm Tell kennen lernte, welche in andern Gegenden Deutschlands den in gesellschaftlicher und vermöglicher Rangordnung viel tiefer stehenden Menschen schon in ihrer Kindheit bekannt und vertraut werden. Bei seiner neuen Lebensweise, die ihm eine neue Welt aufthat, fühlte sich dieser Mann vergnügt und glücklich; und glücklich fühlte sich auch das ganze Haus bei dem innigen Antheil und dem engen Zusammenleben des Hausvaters. Alles war wärmer, gemüthlicher, heimlicher und zugleich regsamer. Frau Hartung segnete ihres Hauswirthes Entschluß, sich von den Geschäften zurückzuziehen, denselben Entschluß, den man in der ganzen Gegend tadelte, den man närrisch fand: Ein Mann in

der Kraft seines Lebens, der so einträgliche Geschäfte, eine solche gewinnreiche Verbindung, wie die mit Heiligenhain, aufgibt, welche zugleich mit so großer Protektion verbunden war! Man erfuhr, daß er dem Probst förmlich habe absagen lassen; man erfuhr ferner, daß er einen ganzen Sack Geldes, nur um ihn nicht in der Hitze heim tragen zu müssen, einem Bettler auf dem Wege hinwarf. War das nicht ein ungeheurer Hochmuth, oder vielmehr Wahnsinn? Und nun sitzt er noch zu Hause über den Büchern und lernt wie ein Kind mit den Kindern, und auf seine Felder und in seine Scheunen bringt er die tollsten Maschinen, von denen man in diesem Lande nie etwas gehört, die entweder ebenfalls Ausgeburten wahnsinniger Phantasien sein, oder, wenn sie sich bewährten, die armen Leute der ganzen Gegend um ihr Brod bringen mußten, denn sie arbeiteten für zwanzig, ja für fünfzig. Er war ein Neuerer, ein gefährlicher Neuerer, und dieß schien um so glaublicher, als sich das Gerücht verbreitete, daß er auch ein Ketzer sei und daß sich in seinem Hause allerlei Ketzerei begebe. Man erfuhr, daß in seiner Wohnstube, auf dem Schranke, an derselben Stelle, wo früher der heilige Johann von Nepomuk gestanden, jetzt eine Gypsstatue mit einem Kranze auf dem Kopfe, mit einem Buche in der Hand stehe, ein Protestant, Friedrich Schiller. Dem habe der Heilige weichen müssen. Es war betrübend, daß sich so etwas gewissermaßen unter den Augen des Gnadenbildes zutragen konnte, von dem doch die ganze Gegend lebte; er, Hartung hatte freilich mit Hülfe der schwarzen Mutter Gottes sein Schäfchen im Trocknen, aber man sollte doch auch auf Andere Rücksicht nehmen und nicht gleich den Aufgeklärten spielen, sobald man die Heiligen nicht mehr bedarf.

So verbreitete sich nach und nach eine Mißstimmung gegen Hartung, welche dieser nur darum nicht bemerkte, weil er sich jetzt um Weniges außer seinem Hause kümmerte, obwohl er in Martha zum Theil eine Verkörperung der gegen ihn gerichteten öffentlichen Meinung im Hause selbst hatte. Martha war die

einzige Person, die an dem stillen und sinnigen Glücke, das jetzt in dem kleinen Kreise waltete, nicht Theil nahm; sie schloß sich freiwillig davon aus, indem sie sich von den Vorlesungen zurückzog, das Zimmer verließ, wenn Hartung über Gegenstände, die ihn jetzt interessirten, ein Gespräch anknüpfte, und indem sie viel Zeit außer dem Hause verbrachte. Viel öfter als früher ging sie jetzt nach Heiligenhain und verweilte dort längere Stunden als sonst. Sie war augenscheinlich tief bekümmert, und neben ihrem Kummer drückte sie eine schwere Angst, die sich manchmal, wenn sie nicht länger an sich halten konnte, als Angst um das Seelenheil Aller, die sie liebte, verrieth. Bei all Dem zeigte sie sich ihren Hausgenossen gegenüber voll Scheu, als ob sie, die für deren Gewissen so sehr besorgt war, ihnen gegenüber selber etwas auf dem Gewissen hätte. Man wußte im Hause sehr wohl, was das zu bedeuten hatte. Mußte sie im Beichtstuhle nicht die Verrätherin und Angeberin der Ihrigen werden? — und war sie im Hause selbst nicht fortwährend eine Späherin, die sich ihrer Schuld bewußt war, was sie sah und hörte, ihrem Beichtiger zu hinterbringen? Und unter Denen, die sie für verloren hielt, die sie überwachen und anklagen mußte, befand sich neben ihren liebsten Angehörigen der Mann, dem vom ersten Augenblicke an, als er ins Haus kam, alle Gefühle ihres frischen und jungen Herzens entgegendrängten. Man erkannte sehr wohl, welche Kämpfe dieses arme Mädchenherz zu bestehen hatte, und man behandelte sie, mitfühlend und mitleidend, noch liebevoller als sonst — aber nur um die traurige Erfahrung zu machen, daß sie sich, je größere Liebe man ihr zeigte, desto mehr abwehrend verhielt. Hartung fing zu fürchten an, daß sein Lieblingsplan, den er seit einiger Zeit im Herzen hegte; zunichte werden müsse. Wie gerne beschäftigte er sich mit dem Gedanken, Burckhardt zu einem Gliede seiner Familie zu machen und ihn für immer an sich und die Seinen zu knüpfen. Der junge Mann hatte aus Armuth seine Studien aufgeben müssen; nun sollte er, wie es sich Hartung ausgedacht, in einiger Zeit wieder auf die Universität zurück-

kehren, vielleicht den älteſten Knaben unter ſeinem Schutze mitnehmen, die Studien vollenden und ſich dann, an der Seite des Mädchens, deren Herz und Schönheit er zu ſchätzen wußte, in dieſer Gegend als Arzt niederlaſſen. Nun ſchien es mit dieſen Plänen ein Ende zu haben, was Hartung bekümmerte und Burckhardt trauriger machte, als er mit Worten eingeſtand. Nur Frau Hartung behauptete mit großer Ausdauer, daß ſich trotz der Veränderung Martha's im Grunde nichts verändert habe; die Liebe ſei doch ſtärker als Alles, und ſo lange dieſe vorhanden ſei, bleibe im Grunde Alles beim Alten, wie ſehr auch die Dinge äußerlich verändert ausſehen mögen.

Aber äußerlich ſollte ſich bald gar Vieles verändern.

Eines Tages, es war ſchon ſpät im Jahre, als Melchior Hartung eben aus dem Städtchen bei Heiligenhain zu ſeinem Hauſe zurückkehren wollte und eben um die letzte Scheune vor dem Städtchen bog, ſtand er plötzlich vor der rothen Kutſche des Probſtes, der bei ſeinem Anblicke ſogleich halten ließ und ihn freundlich lächelnd herbeirief. Hartung trat an den Kutſchenſchlag und war nicht unangenehm überraſcht, als ihn der hochwürdige Herr ganz im Tone alter Vertraulichkeit anredete und ſich nach ſeinem Befinden erkundigte. Freilich ſchien es ihm gleich nach den erſten Worten, daß ſich in dieſen vertraulichen Ton nach und nach auch etwas wie ein Verweis, wie eine Drohung einmiſchte: „Wenn du auch keine Geſchäfte mehr mit uns machen willſt," ſagte der Probſt nach der erſten freundlichen Anrede, „ſo ſollteſt du uns doch manchmal beſuchen. Ich glaube, daß wir es um dich verdient haben. Du willſt nichts mit uns zu thun haben — nun das ſteht dir frei, aber glaube mir, Melchior, es iſt nicht gut, ſich ganz von uns loszuſagen." — Der Probſt ſchwieg und betrachtete prüfend den Schweigenden, dann nahm er wieder ſeinen ſcherzenden Ton auf und fuhr fort: „Meinſt du denn, es ſei mir unbekannt, was in deinem Hauſe vorgeht? Du lieſeſt Bücher, du philoſophirſt, du wirſt aufgeklärt — nun haſt du ſchon den ganzen Schiller durchgemacht, und Vieles von Herder haſt du

auch gelesen und sogar den Nathan den Weisen, der beweist, daß alle Religionen gleich viel werth sind — lauter Bücher von Lutheranern und Juden oder Halbjuden. Wie Schade, daß du nicht auch französisch und den Voltaire lesen kannst, um erst recht zu erfahren, wie man sich vor uns Pfaffen und unserm ganzen Kram zu hüten hat."

Der Probst lachte gemüthlich und fügte, während er warnend den Finger erhob, hinzu: „Melcher, Melcher, sei nicht dumm aus übergroßer Gescheidtheit, kümmere dich nicht um Dinge, die über deinem Verstand sind, und vor Allem, lecke nicht gegen den Stachel."

Der Probst gab ein Zeichen und war im Augenblicke um die Ecke verschwunden. Melchior stand noch eine Zeitlang auf demselben Flecke und sah vor sich hin. Trotz aller Gemüthlichkeit schienen ihm die Worte des Probstes furchtbar drohend; er kannte die Macht der Geistlichkeit in diesem Lande und speziell die des Probstes, gegen die es keinen Schutz und keinen Appell gab. Wolken der Besorgniß lagerten sich über seine Augenbrauen — aber mit einem Male überkam ihn, alle Besorgniß durchbrechend, jenes Gefühl der Freudigkeit, das er empfand, als er an jenem trüben Abende zum ersten Male von den unterdrückten und verfolgten Männern lesen hörte, und er schüttelte sich und ging aufrecht und mit entschiedenen Schritten seiner Wohnung zu.

Einige Tage nach dieser Zusammenkunft erhielt Hartung eine Zuschrift des Probstes, daß die Felder, die er von diesem in Pacht hatte, einem andern Pächter überlassen worden. Nach mündlicher Verabredung sollte die Pacht, die für Hartung sehr vortheilhaft war, noch mindestens fünf Jahre bestehen; da aber nichts Schriftliches aufgesetzt war, fügte er sich, obwohl er sich mit Dienstleuten, Ackergeräthen, Maschinen und Viehstand für einen weit größeren Landkomplex, als ihm jetzt verblieb, eingerichtet hatte, und obwohl ihm aus der plötzlichen Aufkündigung großer Schaden entstand. Er hatte wohl Zeugen für jene mündliche Verabredung, aber diese Zeugen waren Untergebene des

Probſtes, und er wußte wohl, daß er gegen dieſen jeden Prozeß verlieren würde, ſelbſt wenn er Luſt hätte, einen ſolchen einzuleiten.

„Es iſt das eine Kriegserklärung des Probſtes, der noch manche Plackerei folgen wird," ſagte Hartung, von dieſer Angelegenheit ſprechend, eben zu ſeinem Hauslehrer, als es leiſe an die Thüre klopfte und ein Mann hereintrat, den er bei dem ſpäten Abendlichte nur mit Mühe als den Kaplan, Pater Edmund von Heiligenhain erkannte. Pater Edmund war ein Kind dieſer Gegend, hatte mit Melchior auf derſelben Schulbank geſeſſen und in ſeiner Jugend von deſſen Eltern mancherlei Wohlthat und während ſeiner Studien ausgiebige Unterſtützung erhalten. Unter den acht Geiſtlichen von Heiligenhain hatte er es nie zu einiger Geltung gebracht; er ſpielte daſelbſt die untergeordnetſte Rolle, aber Melchior war er immer der liebſte der ganzen Kongregation geblieben, ſo wie er dieſem immer eine treue Anhänglichkeit bewahrte. Als Melchior ſeinen Freund erkannte, befahl er, daß raſch eine Lampe und eine Flaſche gebracht werde. Der Geiſtliche aber bat, Beides ſein zu laſſen, da er nicht gekommen, um ſich einen guten Trunk zu holen, und am Liebſten von Niemand geſehen würde. Er dankte auch für den dargebotenen Sitz, denn er wollte in Heiligenhain zurück ſein, bevor ſeine Abweſenheit bemerkt würde. „Lieber Melchior," ſagte er dann nicht ohne Befangenheit, „ich komme nur, um dir ſchnell und ohne alle Einleitung zu ſagen, daß du klug thäteſt, dich wieder mit dem Probſte auf guten Fuß zu ſetzen. Se. Hochwürden ſind ſehr böſe, obwohl ſie nur mit Lachen von dir ſprechen. Er hat ſchon eine ganze Reihe von Maßregeln bereit, um dich auf jede Weiſe zu plagen. Alſo mach's wieder gut und nimm dich zuſammen — und vor Allem verrathe mich nicht."

Pater Edmund hatte es ſo eilig, daß er kaum den Dank Hartungs für die wohlgemeinte Warnung abwarten wollte. Doch blieb er noch einmal in der Hausthüre ſtehen und flüſterte Hartung, der ihm das Geleite gab, ins Ohr: „Ihr thätet ſehr gut,

wenn Ihr Euere Martha nicht so oft zur Beichte gehen ließet." Nach diesen Worten floh er, als ob er ein Verbrechen begangen hätte, in die Nacht hinein.

Melchior war sich dessen klar bewußt, daß er einer Macht gegenüber stand, die nicht zu bekämpfen war, und daß, wenn Pater Edmund so weit Muth fassen mußte, um ihn hinter dem Rücken des Probstes zu warnen, irgend eine Mißhelligkeit, wenn nicht ein Unheil, ganz nahe über seinem Haupte schwebte. Aber er konnte es nicht über sich gewinnen, eine Verbindung wieder anzuknüpfen, die er mit vollster Ueberzeugung und einem Bedürfnisse seines Herzens folgend zerrissen hatte, und dem Probste, der ihm jetzt im schlechtesten Lichte und als Vertreter einer der traurigsten und verwerflichsten Seiten der Menschheit erschien, mit einem freundlichen, Versöhnung suchenden, gewissermaßen Verzeihung bittenden Gesichte entgegenzukommen. Doch wurde der Freund und das treue Weib zu Rathe gezogen. Die Männer kamen darin überein, daß man es ruhig abwarten und für das einmal als Recht Erkannte auch Unheil über sich müsse ergehen lassen. Frau Hartung, die bis dahin still zugehört hatte, sagte darauf lächelnd: „Wenn man einmal zu solchen Entschlüssen gekommen, so ist das Aergste, was Einem widerfahren kann, daß man um Haus und Hof gebracht wird. So lange man uns solche Entschlüsse und unsere Kinder nicht nehmen kann," fügte sie auf das Einfachste hinzu, „so lange muß man es auch aushalten können. Uebrigens ist die Welt etwas Veränderliches, und die heute Mächtigen und Gewaltthätigen können morgen schwächer sein, als wir es heute sind."

Von diesem Abende an schwebte die Erwartung irgend eines entscheidenden Ereignisses in beinahe feierlicher Weise über dem Hause. Es war Allen zu Muthe, als ob man sich für ein Opfer vorbereiten müßte, und höher gestimmt ging jeder Einzelne an seine Beschäftigung: Frau Hartung an ihren Haushalt, ihr Mann an die Bewirthschaftung seines Gutes und Burckhardt an den Unterricht. Letzterer erhob sich bei seinen Vorträgen und

Vorlesungen, bei den Erklärungen, die er diesen beigab, zu einer Höhe und Wärme, daß ihm die Eltern wie die Kinder mit Andacht horchten und daß selbst Martha, die Anfangs schamhaft nur von der Nebenstube aus zugehorcht hatte, endlich wieder herbeikam wie ehemals und traurig und aufmerksam zuhörte. Mehr als einmal geschah es, daß sie sich plötzlich erhob und aus dem Zimmer eilte, um die Thränen zu verbergen, welche die Schmerzen des innern Zwiespaltes in ihre Augen lockten. Aber diese Zeit, die trotz aller drohenden Mißhelligkeiten eine eigene tiefe Färbung des Glückes für Alle hatte, dauerte nicht lange. Der Amtsbote brachte mit einem Male eine Vorladung ins Haus, die Melchior Hartung vor den Dekan der Stadt, als vor den Vorsteher des Schulwesens in diesem Kreise, beschied. Hartung beeilte sich, Folge zu leisten. Der Dekan fragte ihn, ob sein Hauslehrer Burckhardt seine Lehrerprüfung gemacht und ob er befugt sei, Unterricht zu ertheilen. — Hartung antwortete, daß sein Hauslehrer ein solches Patent allerdings nicht besitze, wohl aber Zeugnisse, die beweisen, daß er größere Studien gemacht, als man von einem patentirten Lehrer verlange, und daß er zum Unterrichte besser befähigt sei, als die meisten dieser Lehrer, die sich nur das vorgeschriebene kleine Maß von Kenntnissen aneignen. — „Das," antwortete der Dekan, „kann nichts helfen, da das Gesetz ausdrücklich von jedem Lehrer eine solche amtliche Befugniß verlangt." Er, der Dekan, sei dazu da, die Befolgung dieses Gesetzes und die Erziehung der Jugend zu überwachen; letzteres sei eine der schönsten und liebsten Pflichten und Rechte der Kirche, und er müsse in diesem Falle von der ganzen Strenge des Gesetzes um so gewissenhafter Gebrauch machen, als jener Burckhardt ein schlecht charakterisirtes, von verderblichen Grundsätzen angesteckes Individuum sei. In Folge dessen verurtheile er Hartung in die vorgeschriebene Strafe von zwanzig Gulden und fordere ihn auf, diesen unbefugten Lehrer zu entlassen, einen andern von Kirche und Staat berechtigten ins Haus zu nehmen, oder die Kinder in die öffentliche Schule zu schicken.

Hartung zählte die zwanzig Gulden auf den Tisch und ging. Die Häuser des Städtchens, die Gesichter der Menschen, Alles sah ihn verdrießlich an; die ganze Gegend war ihm mit Einem Male unleidlich geworden; die Kuppeln von Heiligenhain sahen drohend auf ihn hernieder, und er fragte sich, ob er nicht am Besten thäte, eine Gegend, ein Land zu verlassen, wo man willkürlich in das Innerste seines Hauses, in sein Heiligstes, in die Erziehung seiner Kinder eingreifen konnte, und wo er gegen solche Willkür vollkommen wehr- und waffenlos war. Es schien ihm, daß, gegenüber dem Gewinne der Freiheit, sein eigenes und das Loos der Kinder auf würdige Weise gestalten zu können, es nur ein kleines Opfer wäre, wenn er sich von seinem väterlichen Erbe trennte und die Heimat verließe. Er trat in ein Weinhaus, um in der Zeitung nachzusehen, ob sich nicht Käufer eines kleinen Landgutes ankündigten. Er fand keine solche Ankündigung, wohl aber fiel sein Blick, auf der letzten Seite der Zeitung, auf ein Wort, das er immer wieder und wieder las und das seine augenblickliche Verstimmung nach und nach in Heiterkeit verwandelte. Da las er, daß in zwei Tagen in der Provinzhauptstadt „Wilhelm Tell, von Friedrich Schiller" gegeben werde, das Stück, das in seinem Leben eine so große Rolle spielte und das er sich längst gewünscht hatte, leibhaftig und lebendig dargestellt zu sehen. Bevor die erwartete Trübsal, vielleicht die Trennung von einem geliebten Freunde hereinbrach, wollte er seiner Familie noch ein Fest geben, und froh, als ob er in der Stadt nur Freudiges erfahren hätte, kehrte er in sein Haus zurück und befahl, daß sich Alles zur Reise bereit mache. Der Jubel war groß, als er ankündigte, daß es nach P.. der Hauptstadt gehe, um Wilhelm Tell zu sehen. Die besten Pferde wurden aus dem Stalle genommen, obwohl die Reise nur auf einem mit Stroh gefüllten Leiterwagen zurückgelegt werden sollte, und die besten Sonntagskleider wurden angelegt. Nur Martha zauderte, nicht wissend, ob der Theaterbesuch etwas Sündiges sei oder nicht; sie stockte oft in ihren Reisevorbereitungen und kam sich dann mitten im

allgemeinen Jubel unendlich einsam vor. Aber als man am nächsten Morgen in den Wagen stieg, war sie auf die Einladung Burckhardts doch in wenigen Minuten zur Reise bereit. Der Vater selbst ergriff die Zügel, die Pferde griffen aus, und lustig ging es durch das Städtchen der Heerstraße zu, die in die Hauptstadt führte; Hartung wollte, daß die Seinigen das Fest mit Behagen genießen, und miethete eine ganze Loge, in der sie Alle bequem Platz hatten. — Wir wollen die Freuden dieses Abends nicht weiter beschreiben und zergliedern. Wir erinnern nur, daß es unverwöhnte Naturen und Kinder waren, die diese glückliche Loge beherbergte, und möge sich, um die hier fehlende Schilderung zu ersetzen, Jeder selbst der Gefühle erinnern, mit denen er in früher Jugend im Theater saß.

Als man spät in das kleine Gasthaus zurückkehrte und die Kinder nicht Worte genug finden konnten, um den erlebten Genuß immer wieder aufzufrischen, klammerte sich Martha an Burckhardts Arm und sah ihn an, als wollte sie ihn um Verzeihung bitten. Er drückte ihre Hand und fragte sie, ob ihr so zu Muthe sei, wie nach einer begangenen Sünde? Sie schüttelte lächelnd den Kopf und sagte, es sei ihr im Gegentheil höchst andächtig und fromm zu Muthe und noch entschiedener lächelnd, fügte sie hinzu: „Es ist schwer, zu glauben, daß dieser Schiller ewig verdammt sein solle." — „Und wer wollte Sie das glauben machen?" fragte Burckhardt. — Martha zauderte einen Augenblick und lispelte dann: „Pater Severin."

Um das Fest würdig zu beschließen und gemeinschaftlich in frischer Erinnerung noch einmal durchzuleben, versammelte man sich, im Gasthause angekommen, noch zu einem heitern Nachtessen. Otto konnte sich trotz allen Glückes nicht darüber beruhigen, daß bei der Aufführung einzelne Stellen des Gedichtes und, wie er meinte, mitunter die besten, ausgelassen worden. „Ja," sagte Hartung, der seinen Wilhelm Tell beinahe so genau kannte, wie das Kind, „es ist mir Dasselbe aufgefallen, wie Otto; wissen Sie, lieber Burckhardt, vielleicht die Ursache?"

Burckhardt erklärte das Institut der Censur, und wie es sich damit verhalte. „Also," rief Hartung entrüstet, „also ein Beamter, der erste beste, vielleicht einer von Denen, die sich einige Gulden als Bestechung in die Hand drücken lassen, ein solcher wird zum Richter über Schiller gesetzt, ein solcher soll besser beurtheilen können, was dem Volke gut zu hören ist, als einer von Denen, welche die Vorsehung zu Lehrern der Menschheit bestimmt hat? Ist es nur glaublich, daß es Menschen gebe, die eine genug freche Stirne haben, um sich als Richter oder Verbesserer solcher Werke hinstellen zu lassen? Und das Alles unter dem Vorwande des Nutzens, der Wohlfahrt des Volkes! Je näher man zusieht, desto mehr erstaunt man, erschrickt man, daß so Unsinniges bestehe und die Welt regiere und daß die Welt auf diese Weise sich regieren lasse."

„Ich sehe auch nicht ein," rief Otto, „warum, wenn man diese Welt nicht ändern kann, man länger darinnen wohnen bleibt, warum ziehen wir nicht in das schöne und freie Land, das Schiller beschrieben hat?!"

„Weil man," erwiderte der Vater darauf, „erst zu Hause seine Pflicht gethan haben muß."

4.

Mit dem schönen Abend in der Hauptstadt sollte man für lange Zeit von dem glücklichen Zusammenleben Abschied nehmen. Als die Familie, noch in der heitersten Stimmung, mit einem Vorrath in Herz und Geist, der für ernste und belehrende Unterhaltung auf Monate hinausreichte, zu Hause, in den lieben und gewohnten Räumen eintraf, fand sie daselbst, großgesiegelt und breit mitten auf dem Tische des Wohnzimmers liegend, eine neue „Zustellung" des Amtes. Melchior nahm sie in die Hand, wog sie und legte sie bei Seite, ohne sie zu entsiegeln. „Es wird

für das Gute, das dieses Schreiben enthält, auch nach dem Nachtessen nicht zu spät sein," sagte er achselzuckend. Erst als die Kinder zu Bette waren, nahm er das Schreiben wieder vor. Er entsiegelte es, las es für sich und sagte dann laut: „Lieber Burckhardt, da Sie zum Lehrer nicht befugt und in dieser Gegend nicht heimatberechtigt sind, wird Ihnen hiermit geboten, mein Haus und diese Gegend binnen zweimal vierundzwanzig Stunden zu verlassen, widrigenfalls ꝛc. ꝛc."

Hartung warf das Papier auf den Tisch, legte die Hände auf den Rücken und sah nicht Burckhardt, nicht seine Frau, sondern Martha seine Schwester an. Diese saß mit gebeugtem Kopfe und mit den Händen im Schooße da. — „Muß man sich das von den Beamten gefallen lassen?" fragte sie leise, dann fügte sie mit lauter, vor Aufregung zitternder Stimme hinzu: „Dürfen sie auf diese Weise in das Innerste einer Häuslichkeit eingreifen? — dürfen sie vorschreiben, wen man im eignen Hause beherbergen darf, wen nicht? — Können sie einen lieben Gast aus der Mitte seiner Freunde reißen?"

„Bist du aufrichtig, Martha?" fragte Hartung. „Weißt du nicht, daß du eine ungerechte Anklage erhebst und daß Diejenigen, die du anklagst, nur Sklaven sind und Mächtigeren gehorchen?"

Martha sprang auf und warf sich schluchzend an den Hals des Bruders. „Ja," rief sie, „ich weiß es, und ich weiß auch, daß ich eine Verrätherin bin an euch Allen. Nur was ich ihnen unter dem Siegel des heiligsten Geheimnisses anvertraute, haben sie gegen euch benützt. O, ich bin genug gestraft; sie bringen mich um all mein Glück." — Und zu Burckhardt gewandt, sagte sie, indem ihr die Thränen heftiger aus den Augen stürzten: „Ich habe Sie als Ketzer, Ungläubigen und Verführer des Hauses angegeben, — leben Sie wohl!"

Burckhardt ergriff die Hand, die sie ihm entgegenstreckte, und sagte, um seine Rührung zu verbergen, mit Lächeln: „Absolvo!"

„Leben Sie wohl," wiederholte Martha, die vor Allem von dem Gedanken an die Trennung beherrscht war.

„So ist es nicht gemeint," rief Hartung. „Wenn hier von Trennung und Abschied die Rede ist, so soll diese Trennung jedenfalls nur eine kurze sein. So leicht lasse ich mich um einen Freund und um den Lehrer meiner Kinder nicht bringen. Ich habe dergleichen Quälereien vorausgesehen, und ich sehe noch andere voraus, da ich nicht nachgeben werde. Man wird mich nicht nur um die Ruhe des Hauses, man wird mich auch um das Haus selbst zu bringen suchen. In dieser Gegend ist unseres Bleibens nicht, weil wir nicht die Macht haben, uns bei allem Muthe und beim besten Willen selbst zu schützen: so soll uns Burckhardt nur auf einige Zeit als unser Bevollmächtigter verlassen, für mein Gut einen Käufer suchen, um sich dann, wenn wir hier unsere Zelte abgebrochen und sie in mehr befreundeter Gegend aufgeschlagen, wieder mit uns zu vereinigen."

Die Frau seufzte, Hartung küßte sie auf die Stirn und ging dann mit Burckhardt in sein Arbeitszimmer, um ihn über seinen Besitz, über die Ertragsfähigkeit seines Gutes zu unterrichten und die sehr billigen Bedingungen festzustellen, unter denen er dieses zu verkaufen wünschte.

Am folgenden Tage fuhr derselbe Wagen mit derselben Gesellschaft auf derselben Straße; aber die drin saßen, waren nicht so heiter wie gestern. Man hatte zwar den Kindern gesagt, daß Herr Burckhardt in Geschäften des Vaters nur auf kurze Zeit verreise, aber die Gesichter der Erwachsenen verriethen es ihnen deutlich genug, daß man sie täuschen wollte. Man fuhr schweigend dahin, bis man einige Stunden von Heiligenhain Halt machte und sich trennte. Wie traurig schien den Heimgekehrten die Heimat ohne den geliebten Lehrer und Freund. Es war, als ob der Schutzengel und Tröster abgezogen wäre, und als ob über allen Stuben düstere Wolken hingen. Den Kindern suchte Martha den abwesenden Lehrer zu ersetzen, und Herr und Frau Hartung machten mit Staunen die Bemerkung, wie unendlich

viel sich das Mädchen aus dessen Vorträgen und Gesprächen gemerkt hatte. Mit Einem Male erschien sie als eine förmliche Gelehrte und wußte sie selbst die Bücher zu erklären, die Burckhardt zur Vorlesung vorbereitet hatte und die noch nicht gelesen waren. Des Abends saß sie jetzt auf seinem Platze mit dem Buche in der Hand, und sie las manchmal mit solcher Betonung, daß man Burckhardt zu hören glaubte. Auch den Unterricht übernahm sie, und konnte sie auch nicht sehr viel zu dem schon Gelernten hinzufügen, so sorgte sie doch dafür, daß dieses in Geist und Gedächtniß der Kinder frisch erhalten wurde. Die Kinder waren jetzt ihre Schüler, aber auch ihre Vertrauten, denn mit ihnen konnte sie sich ohne Scheu und mit Freude das künftige Wiedersehen mit Burckhardt ausmalen. Sie brachte es glücklich dahin, daß die Atmosphäre des Hauses wieder eine gemüthliche wurde, obwohl man den Abwesenden zu vermissen nicht aufhörte. Sie zeigte, was eine weibliche Seele vermag, die das Echo eines edlen männlichen Geistes geworden und dabei weiblich geblieben. Aber Plagen und Mißhelligkeiten, die von Außen kommen sollten, konnte sie freilich nicht abwehren.

Eines Tages, nicht lange nach Burckhardts Abreise, saß Martha mit den Kindern an dem gewohnten Platze, als es leise an die Thüre klopfte und gleich darauf der Kaplan des Dechants hereintrat. Er grüßte aufs Freundlichste, ließ seinen Blick über Lehrerin, Schüler, Bücher und Papiere streifen, setzte sich selbst an den Tisch und sagte lächelnd: „Ich sehe mit Vergnügen, liebe Martha, daß Sie sich jetzt mit den Kindern beschäftigen, da sind die lieben Kleinen doch unter der Obhut einer gläubigen Seele, und der halbe Zweck meines Besuchs ist damit erreicht. Als Katechet, wie Sie wissen, habe ich die Pflicht, die Erziehung der Kinder, besonders die religiöse Erziehung, zu überwachen. Ich komme auch deßhalb, um Ihren Herrn Bruder aufzufordern, daß er die lieben Kleinen in die Schule zum Religionsunterricht schicke — sie sind jetzt in dem Alter. — Sie, liebe Martha, sind gewiß eine vortreffliche Lehrerin und sehr geeignet, den Samen

des Glaubens in dieſe zarten Seelen zu ſäen, indeſſen will es das Geſetz und will es die Kirche, daß ein Geiſtlicher den Religionsunterricht ertheile."

„Erlauben Eure Hochwürden," ſagte Martha, indem ſie aufſtand und ihn mit den Kindern allein ließ, „erlauben Sie, daß ich meinen Bruder hole."

Der Kaplan erhob ſich, als Hartung nach einiger Zeit eintrat, und begrüßte dieſen mit großer und ſehr höflicher Förmlichkeit. Hartung ſchickte die Kinder fort, worauf jener wiederholte, was der Zweck ſeines Beſuches ſei, und hinzufügte, daß Otto eigentlich längſt das Alter überſchritten, welches das Geſetz für den Anfang des Religionsunterrichts beſtimme.

Hartung antwortete, daß es ſeine Abſicht nicht ſei, den Kindern dieſen Unterricht außer dem Hauſe geben zu laſſen.

„Das müſſen Sie auch nicht," ſagte der Kaplan, „wenn Sie nur einen geiſtlichen Herrn ins Haus kommen laſſen."

„Wir werden ſchon dafür zu ſorgen wiſſen," erwiderte Hartung, etwas aufgeregt von der freundlichen Art des Geiſtlichen, hinter der ſich nichts als Befehle und Verbote verbargen.

„Dafür werden Seine Hochwürden der Dechant ſorgen."

„Nein, Herr Kaplan, dafür wird der Vater ſorgen," rief Hartung, „ich will mir ſelbſt die Lehrer meiner Kinder wählen, und ich will ſehen, ob man mir Jemand ins Haus ſchicken kann, den ich nicht über meine Schwelle laſſen will."

„Das kann man," verſicherte der Geiſtliche ruhig, „und wenn man es nicht will, ſo kann man die Kinder aus dem Hauſe nehmen, um für ihr Seelenheil zu ſorgen."

„Und ich ſage Ihnen, Herr Kaplan, daß kein Geiſtlicher auf den Unterricht meiner Kinder Einfluß haben wird."

Der Kaplan erhob ſich, faltete die Hände über der Bruſt, neigte den Kopf nach der rechten Seite und rief in klagevollem Tone: „So iſt es denn wahr und keine Verleumdung, daß Sie abgefallen ſind und daß Sie den Schooß unſerer heiligen Kirche verlaſſen wollen!?"

„Herr Kaplan," rief Hartung empört, „es ist keine Rede von einem Uebertritt irgend welcher Art, aber ich will meine Kinder nicht Leuten übergeben, die ihnen den Glauben an Wunder einimpfen, wie man sie heutzutage fabrizirt, die sie all den Unsinn und Aberglauben —"

„Verehrter Herr Hartung," fiel ihm hier der Kaplan plötzlich mit verändertem Tone in die Rede, „merken Sie es sich sehr wohl, daß Sie eben gelästert haben. Merken Sie sich ferner, daß, selbst wenn Sie abfallen wollen, Sie vorher für eine Zeit geistlichem Unterrichte übergeben werden müssen, der Sie von Ihrem Abwege abzubringen suche, und daß Ihre Kinder, die armen Unmündigen, gegen einen verirrten Vater in Schutz genommen werden müssen. Vergessen Sie außerdem nicht, daß, selbst wenn von keinem Uebertritt die Rede ist, Ihnen als einem überwiesenen Ungläubigen und Lästerer die Kinder entzogen werden können, um die unschuldigen Seelen in sichere Hut zu bringen und vor dem Verderben zu bewahren. Ein Blick auf diese Bücher, die hier auf dem Tische liegen, und wenige Fragen an die Kinder haben mir genügt, um mich zu überzeugen, daß die armen Kleinen ebenfalls auf die Abwege geführt werden sollen, auf die dieses unglückselige Haus gerathen ist."

Der Kaplan grüßte kaum und schritt mit hoch aufgerichtetem Haupte aus der Stube und aus dem Hause hinaus. Frau Hartung, die ihn so gehen sah, trat besorgt in die Stube. Sie fand ihren Mann, die Stirn in die Hand gelehnt, nachdenklich am Tische sitzend. Sie legte den Arm um seinen Nacken und blickte ihm theilnahmsvoll und fragend in die Augen. Er theilte ihr in wenigen Worten den Inhalt seines Gespräches mit dem Kaplan mit, dann stand er auf und sagte: „Du bist ein muthiges Weib. Besser von seinen Liebsten getrennt, als sie solchen Händen überlassen, die sie uns ganz entfremden und von unserm Herzen loslösen. Packe die Sachen der Kinder. Heut Abend reisest du in aller Stille mit ihnen ab und bringst sie nach P.. zu Burckhardt, bei dem sie bleiben werden, bis wir Weiteres bestimmen

Freiheit mehr werth, als aller Besitz, der uns von der Willkür verbittert wird, aber meine Pflicht ist es auch, für euch zu sorgen und euch wo möglich auch die Freiheit im Angesicht des Mangels zu retten."

Der Gedanke an den Verkauf des Gutes bewog ihn, sogleich wieder aufzubrechen, um sich nach dem Städtchen zu begeben, in der Zeitung nachzusehen und sich bei den Leuten zu erkundigen, die er mit Aufsuchung eines Käufers beauftragt hatte. Er machte die traurige Erfahrung, daß man, wie er selbst, im Städtchen wie in der ganzen Gegend bereits überzeugt war, daß er in Folge seiner Widersetzlichkeit gegen Obrigkeit und Kirche bald so weit gebracht sein werde, um sein Gut zu jedem Preise loszuschlagen und daß die etwaigen Käufer diesen günstigen Moment ruhig abwarteten. Beim Bürgermeister, bei dem er vorsprach, um seine Besitztitel für alle Fälle zu ordnen, bekam er Anderes zu hören. Dieser überschüttete ihn mit Vorwürfen wegen des Wesens, das er seit einiger Zeit angenommen, seine Art und Weise, sich gegen Kirche und Obrigkeit zu benehmen, wie man sie bei ihm, dem sonst so vernünftigen Manne, nie für möglich gehalten hätte. „Ihr saget Euch vom Probste los," rief der Bürgermeister erstaunt, „nachdem Ihr so gut wie ich Zeuge waret, wie dieser ausgezeichnete Mann seine Sache versteht und für Ruhm und Nutzen der Kirche zu sorgen weiß. Und dabei habt Ihr noch hie und da gegen die Wunder gesprochen! Wißt Ihr nicht, daß wir Alle, daß die ganze Gegend von der Mutter Gottes und ihren Wundern lebt? Ihr suchet sie um ihren guten Ruf und uns um unsere Nahrung zu bringen. Nieder mit Allen, die Feinde der schwarzen Mutter Gottes von Heiligenhain sind!"

„Hoch lebe die große Diana von Ephesus!" lächelte Hartung.

„Was sagt Ihr da?" fragte der Bürgermeister.

„Nichts," erwiderte Hartung, „ich habe nur an ein Kapitel aus der Apostelgeschichte gedacht."

„Gut, und ich will mir's merken."

Hartung fühlte sehr wohl, daß diese Worte des Bürger-

meisters eine Drohung enthielten, aber dieß sowohl, wie die Feindseligkeit, die ihm jetzt überall im Städtchen gezeigt wurde, war ihm gleichgültig, oder vielmehr, er nahm es mit großer Geistesruhe hin. Er hatte sich an den Gedanken gewöhnt, von Feinden umgeben, jeden Augenblick auf einen Angriff gefaßt zu sein, und mit dieser Gewohnheit hatte sich ein Muth des Ertragens in seinem Herzen befestigt, da er sich nicht zu einem thätigen Kampfe rüsten konnte. Er sollte dieses Muthes bald noch mehr bedürfen, als bisher.

Seine Frau war aus der Stadt, wo sie die Unterbringung der Kinder beschäftigte, noch nicht zurückgekehrt, als eines Morgens sein ödes Haus von den Dienern des Amtes, unter Anführung eines Polizeikommissärs, besetzt wurde. Martha wollte sich widersetzen, als dieser an ihren Bruder die Hand legte und ihn für verhaftet erklärte. Hartung winkte ihr, sich ruhig zu verhalten, fragte nur, ob es ihm nicht gestattet werden könne, bis zur Rückkehr der Hausfrau zur Ueberwachung des Haushaltes in der Wohnung zu bleiben, und folgte auf die verneinende Antwort dem Diener der Gerechtigkeit. Man hatte ihm die Ursachen seiner Verhaftung nicht mitgetheilt; er erfuhr sie aus dem Munde des Volkes, als er durch die Gassen des Städtchens geführt wurde, wo man ihm „Empörer," „Rebell," „Ungläubiger," „Gotteslästerer" entgegenrief. Ausführlicheres wurde ihm mitgetheilt, als er nach ungefähr einer Woche das erste Verhör zu bestehen hatte. Es wurde ihm der Prozeß gemacht, weil er seine Kinder dem vom Gesetze vorgeschriebenen Religionsunterrichte entzog, weil er den Glauben gelästert, von den Wunderwerken der heiligen Jungfrau verleumderisch gesprochen und die Mutter Gottes von Heiligenhain die Diana von Ephesus genannt habe. Als Zeugen traten gegen ihn mehrere Bürger des Städtchens auf, als Hauptzeugen der Katechet und der Bürgermeister.

5.

Es ist uns hier nicht der Raum gegönnt, die Leidensgeschichte dieses „dunklen Ehrenmannes“ ausführlich zu erzählen; auch läge das, selbst wenn uns der genügende Raum gestattet wäre, nicht in unserer Absicht. Derartige Prozesse und Verfolgungen hat unsere Zeit genug gesehen und beschrieben gelesen, und so möge sich der geneigte Leser mit den bloß andeutenden Strichen dieser Schilderung von Anfang bis zu Ende begnügen und sich die Leinwand des Bildes selbst mit der dramatischen Handlung und die Umrisse mit Farben ausfüllen. Wir geben bloß eine flüchtige Zeichnung; zufrieden, ein Zeitbild zu liefern, und da wir Gefängniß- und Prozeßleiden Hartungs nicht schildern wollen, so sind wir eigentlich mit unserer Geschichte am Ende. Dem Probste kam es vorzugsweise darauf an, daß Hartung aus der Gegend, wo möglich aus dem Lande gedrängt werde, bevor der Prozeß an die Behörden der Hauptstadt gelangte, wo er zur Kenntniß der gebildeten Welt, vielleicht irgend eines Zeitungsschreibers hätte kommen können, und Frau Hartung war es leicht, mit ihm zu unterhandeln. Er begnügte sich mit einer an die Kirche bezahlten Geldstrafe, welche Frau Hartung erlegen konnte, da sie indessen mit Hülfe Burckhardts das Gut verkauft hatte. Man hatte in Eile einen Käufer gesucht und es zu einem sehr niedrigen Preise losgeschlagen, nur um den Vater so bald als möglich aus der Haft zu befreien, und als er diese nach fünf Monaten verließ, war er beinahe ein armer Mann. Er rechnete nach und fand, daß er der Kirche so viel zurückgegeben, als er während seiner Geschäftsverbindung mit den Priestern von ihr gewonnen hatte, und er fühlte sich so erleichtert, wie damals, als er das Geld aus der Schürze der schwarzen Mutter Gottes dem Bettler hingeworfen.

Kurz nach seiner Befreiung war er mit seiner Familie und mit Burckhardt aus der Gegend und aus dem Lande verschwunden. Zwei Jahre später tauchte er in seiner alten Heimat an der

Seite Burckhardts wieder auf, in der Hoffnung, sich diese unter dem Schutze der Freiheit wieder zu erobern, — denn es war das im Jahre 1848. Auch empfing ihn ein großer Theil seiner alten Landsleute mit Freuden und mit großen Ehrenbezeugungen, als einen Mann, der schon vor der allgemeinen Bewegung sich gegen Unterdrückung und Aberglauben aufgelehnt hatte, und man wollte ihn sogar an die Stelle des abgesetzten Bürgermeisters als ersten gewählten Bürgervorsteher. Hartung dankte; er wollte nur ein schlichter Bürger sein und als solcher seine Pflicht erfüllen: dieß that er, indem er die errungenen Freiheiten, immer in Verbindung mit Burckhardt, durch Wort und That, durch freies Aussprechen seiner Ueberzeugungen und zuletzt durch werkthätigen Widerstand gegen die wieder hereinbrechende alte Zeit zu befestigen suchte. Und so war er nach kaum einem Jahre gezwungen, seine Heimat aufs Neue zu verlassen ....

Als der Mythenstein am Vierwaldstädter See in Folge eines am Schillerfeste gefaßten Beschlusses in ein Denkmal Schillers verwandelt und als solches enthüllt wurde, war der Aufzeichner dieser Geschichte mit dabei. Er befand sich auf dem Hauptschiffe, das von Luzern herkam. In der Nähe des Mythensteins ruderte ein Kahn an uns heran, in dem sich ein älteres und ein jüngeres Ehepaar und zwei prächtige, kräftige Jünglingsgestalten befanden, welche Zwei eben so frisch und muthig in die herrliche Gegend hineinblickten, als sie die Anderen mit Andacht und Staunen betrachteten. Sie sprachen viel mit einem alten Knechte, der ihnen zunickte. Ihre Sprache klang mir so heimatlich — sie war *mein* Kuhreigen. Während des Festes näherte ich mich ihnen, und ich lernte die Personen kennen, von denen ich erzählt habe. Hartung hatte sich mit dem Reste seines Vermögens am Ufer des Bodensees angekauft, wo ihm die Aussicht auf Deutschland nicht verwehrt werden kann. Seinem Fleiße wie dem treuen Beistande seiner Söhne dankt er es, daß er sich zu neuem Wohlstande aufgeschwungen. Der alte Knecht, das war der Wunderthäter, der damals die Krücken weggeworfen hatte; er war unstet

und flüchtig in der Welt umhergewandert, bis ihn Hartung fand und aufnahm. Burckhardt, der in Zürich seine Studien vollendet, lebt an der Seite Martha's in derselben Gemeinde mit Hartung und ist der beliebteste Arzt der Gegend. Sie sind glücklich und frei. Als das Schiller-Tell-Monument enthüllt wurde, durften sie natürlich nicht fehlen. Selbst Martha fühlte sich andächtiger, als sie sich je im Heiligenhain gefühlt hatte.

Die Rheingränze.

Eine patriotiſche Erzählung.

1.

Kurze Zeit nach dem Staatsſtreich, der der ganzen Welt ein ſchlimmes Beiſpiel gab, und den man eine Rettung der Geſellſchaft, der Sittlichkeit und Religion nannte — an einem jener milden, ſonnigen Tage, die oft mitten im Winter über Paris einen duftigen, vergoldeten Frühlingsſchleier ausbreiten, ſchritt durch eine der vielen Nebenſtraßen der Rue Hauteville ein junger Mann, der für dieſe Frühlingserſcheinung mitten im Winter wenig Sinn zu haben ſchien. Obwohl leicht gekleidet in einen kurzen Rock, den er wahrſcheinlich auch während des letzten Sommers getragen, ging er doch auf der kühlen Schattenſeite der Straße, als ob er ſich in ihrem Dunkel heimiſcher fühlte. Er war in ſich gekehrt, offenbar mehr mit ſich als mit dem Leben rings um ihn und mit dem Frühling über den Dächern beſchäftigt. Wer ſich auf Nationalitäten verſtand, mußte ihn ſogleich als einen Deutſchen erkennen; und wer die damalige Bevölkerung von Paris nur halb ſo gut ſtudirt hatte, wie Pariſer Gaſtwirthe, Kellner, Hausmeiſter und müßige Beobachter das zu thun pflegen, der mußte ſich noch ſagen: Es iſt ein Flüchtling! — Das war Wilhelm Oswald auch in der That, und zwar gehörte er, ſeinem Anzuge wie dem traurigen Ausdrucke ſeines Geſichts nach zu urtheilen, zu jenen Unglücklichen, denen es weder äußerlich noch innerlich gelungen war, ſich auf dem fremden Boden im Geringſten heimiſch zu machen, die bis jetzt noch nicht den kleinſten Anhalt für ihr Fortkommen wie für ihr Gemüthsleben gefunden. Doch ſah Wilhelm Oswald aus wie einer jener jungen Männer,

von denen man immer voraussetzt, daß ihnen Menschen und Verhältnisse aufs Günstigste entgegenkommen, denn seine Bewegungen wie seine ganze Erscheinung hatten etwas Edles; Alles an ihm, bis auf den Ton seiner Stimme, flößte Vertrauen ein; man brauchte ihn nur anzusehen, um zu wissen, daß man hier einen gebildeten Menschen vor sich hatte, abgesehen von dem Empfehlungsbrief, den er im Gesicht trug — von jenem goldenen Hauptschlüssel, der sonst alle Thüren und Herzen öffnet: der Schönheit, die, obwohl noch jugendlich, hier doch schon einen männlichen Stempel trug. Aber die Zeit war damals so geartet, daß Paris mit seinem eigenen Elend genug zu schaffen hatte und sich um Leid und Trübsal Anderer nicht kümmern konnte, obwohl es noch nicht zu jener Selbstsucht herangewachsen war, zu der es in den späteren Jahren die Folgen jenes Staatsstreiches heranbildete. Früher hätten Oswald's Talente Beschäftigung genug, sein Herz manches Herz gefunden, das sein Heimweh gemildert haben würde — wie aber die Dinge standen, war er einsam, arm, am Abgrund des tiefsten Elends. Kein Wunder, daß er für Sonne und Frühlingsahnung weder Auge noch Herz hatte; zweck- und ziellos, wie seine Streifzüge durch die Straßen, schien ihm sein Leben. Wie zwecklos seine Wanderung war, konnte man daraus erkennen, daß er, sobald sich ihm irgend ein Hinderniß entgegen stellte, sofort umkehrte oder rechts oder links in eine Nebenstraße einbog. Doch blieb er plötzlich stehen, als ihm an einer Straßenbiegung mit Einem Male ein Todtenwagen den Weg abschnitt. Er hatte wohl heute für dergleichen mehr Sinn als für Sonne und Vorfrühling, denn sein Auge blieb an dem Sarge haften und betrachtete den kleinen, ärmlichen Leichenzug mit Rührung. Nur zwei junge Männer folgten der Leiche, und Beide erkannte Oswald als deutsche Handwerker und Flüchtlinge. Er schloß sich ihnen an und fragte:

„Wen begrabt ihr da?"

„Einen Kameraden," antwortete der Eine, „einen Drechsler aus Konstanz."

„Einen Flüchtling?"

„Ja, einen Flüchtling."

„Woran ist er gestorben?"

„Die Aerzte sagen, an der Auszehrung," erwiderte der Handwerker beinahe lächelnd — „ich sage: an der Flüchtlingschaft."

Oswald seufzte und wanderte schweigend weiter mit den Landsleuten. Was konnte er Besseres thun, als einem Landsmann und Leidensgenossen die letzte Ehre erweisen. Der Wagen fuhr so schnell, wie Leichenwägen nur bei Armenbegräbnissen zu fahren pflegen, und so kam der kleine Zug bald vor einer versteckten, unbekannten Kirche an, wo der Sarg vom Kutscher und den drei Deutschen abgehoben und in das Innere getragen wurde. Die Besitzerin des Hauses, in welchem der arme Flüchtling gestorben war, wollte, daß er auf christliche Weise begraben werde, und bezahlte aus eigener Tasche einen „cortège" letzter Klasse. Demgemäß machten Priester und Chorknaben die Ceremonie sehr rasch ab und lasen und sangen Gebete und Lieder so geläufig und undeutlich, daß kein Wort zu verstehen war. Aber das Gefolge der Leidtragenden hatte sich indessen noch vermehrt. Von der Ceremonie und dem Schauspiele herbeigelockt, ließen mehrere Handwerker, die im Hintergrunde der Kirche arbeiteten, ihre Werkzeuge liegen und kamen in die Nähe des Sarges. An ihrer Spitze stand ein älterer, untersetzter Mann, der, als er Oswald erblickte, überrascht lächelte und auf ihn zutrat, um ihm schweigend die Hand zu reichen. „Einer der Unseren?" fragte der Mann, der an der Schürze als Tischler zu erkennen war. Oswald nickte, und der Mann stellte sich mit größerer Andacht an den Sarg und gab auch seinen Gesellen ein Zeichen, sich ordentlich, als Theilnehmer an der Ceremonie aufzustellen. Als diese zu Ende war und der Mann bemerkte, daß nicht Leute genug da waren, um den Sarg ohne Mühe wieder in den Wagen zu bringen, gab er ein zweites Zeichen, und er und seine Gesellen trugen mit Leichtigkeit und mit anständiger Feierlichkeit den Todten aus der Kirche, während der Geistliche in die Sakristei eilte.

„Wie kommen Sie hierher, Meister Urban?“ fragte Oswald, als die Last abgesetzt war.

„Ich habe hier in der Kirche zu thun — den alten Chor, Holzschnitzereien auszubessern,“ antwortete jener. „Aber für jetzt wollen wir die Arbeit ruhen lassen. Auf, Jungens, kommt mit; wir wollen dem armen Landsmann das Geleit geben.“

So sprechend, folgte er dem Wagen, der sich schon in Bewegung setzte, und seine Gesellen schlossen sich ihm an. Der bescheidene Leichenzug ging nun langsamer die aufsteigende Straße hinan nach dem Kirchhof des Montmartre. In einem Winkel desselben hielt der Wagen vor einem Grabe, in welches bereits drei Särge hinabgesenkt waren; zu diesen wurde noch der des armen deutschen Handwerkers gesellt. Seinen Begleitern war es nicht gegönnt, ihm die Scholle nachzusenden, denn das Grab mußte offen bleiben, um noch mehrere Särge aufzunehmen. So gingen sie denn wieder still von dannen. Die beiden Begleiter, welche Oswald zuerst getroffen hatte, verabschiedeten sich gleich am Thore des Kirchhofs, und er blieb allein mit Meister Urban, dessen Gesellen vorauseilten und zurück in die Kirche an ihre Arbeit.

Oswald und Urban waren alte Bekannte; zu Bern, in der ersten Zeit der Verbannung, hatten sie Beide einem Comité zur Unterstützung hülfsbedürftiger Flüchtlinge angehört und einander achten gelernt, als Männer, die Streit und Zwietracht unter den Heimatlosen, oft Verzweifelten zu schlichten, den Haltlosen Halt zu geben, die allzu Sanguinischen vor leeren Hoffnungen zu bewahren suchten und die mehr an die ihrer Vorsorge Empfohlenen als an sich selber dachten. Urban, da er mit ihm allein war, faßte Oswalds Hand, drückte sie herzlich und gab seiner Freude, ihn wieder zu sehen, die herzlichsten Worte. „Glauben Sie mir,“ sagte er, „es ist nicht so leicht, hier in Paris ordentliche Deutsche anzutreffen, und wenn man nicht ganz Franzose werden will, muß man sich mit dem Umgang deutscher Abfälle begnügen. — Sie, Herr Oswald, in Ihrer Welt werden vielleicht bessere Erfahrungen machen — doch nein — ich glaube es nicht — ich

glaube im Gegentheil, daß unter den deutschen Handwerkern in Paris viel anständigere Leute sind, als unter den reicheren und gebildeteren Deutschen. Na, Gott verzeih mir's, da werden Sie ein Gesindel kennen lernen, daß Ihnen die Haare zu Berge stehen!"

„Ich habe mich noch nicht viel umgesehen," sagte Oswald; „da ich mich für jetzt mit dem Unterricht in der deutschen Sprache zu ernähren gedenke, habe ich mich vorzugsweise an Franzosen gewandt. Wissen Sie vielleicht etwas, Meister Urban? Doch davon ein ander Mal — sagen Sie mir lieber, wie Sie es hier gemacht haben? Wie es Ihnen geht?"

„Mir?" lachte Urban, „mir geht es ganz vortrefflich! Das will sagen: ich bin nicht verhungert und hoffe auch künftighin nicht zu verhungern. Die Zeiten sind schlecht, und man muß sich begnügen; aber sobald es überhaupt besser wird, wird's mit mir ganz gewiß sehr gut. Ich arbeite eben drauf los, und ich kann was. Und aus meiner Werkstatt kommen so schöne Sachen, wie aus wenigen Ateliers unserer Vorstadt. Nun," fügte er lebhafter hinzu, indem er auch zugleich rascher vorwärts schritt, „nun, Sie sollen selber urtheilen, wenn Sie mich zurück bis in die Kirche begleiten wollen."

Sie waren von der Kirche nicht mehr fern, und als sie eintraten, blieb Urban einen Augenblick stehen und sagte: „Sie müssen wissen, daß ich hier nicht eine ganz selbständige Arbeit liefern konnte; ich hatte nur einige Chorstühle den alten hinzuzufügen, und da mußte ich mich an den Styl der schon vorhandenen halten, die etwas Rokoko sind, nicht ganz mein Geschmack. Ich bitte Sie, lieber Herr Oswald, dieß bei Beurtheilung unserer Arbeit nicht zu vergessen."

Dann ging Meister Urban mit großen Schritten auf die Chorstühle los und deutete mit einer anmuthigen Handbewegung, in welcher sich einige Selbstgefälligkeit ausdrückte, auf die letzten fünf Chorstühle in der Reihe rechts von Oswald.

Dieser konnte sich bald überzeugen, daß Urban alles Recht

hatte, auf diese Arbeit stolz zu sein. Er sah Holzschnitzereien, die, obwohl sie sich dem im Ganzen schlechten Styl des Chores anschließen mußten und in der That anschlossen, doch, ohne die Einheit zu stören, durch einen gewissen Adel, durch strenge Zeichnung, reiche Erfindung, überhaupt durch viele Vorzüge hervorstachen. Zwischen Laubgewinde und Geäste wimmelte es von einem holdseligen Völkchen kleiner Engel, die, in kindlicher Unschuld ihres hohen Amtes unbewußt, Kreuz, Buch, Dornenkrone, Meßkelch, Monstranz, Rauchfaß und andere Gegenstände der Verehrung in Händen trugen und schwangen. So war es an den Seitenlehnen und in den Gewinden, die sich die Hinterwand hinan und oben auf ihrem Rande in Bogen auf- und absteigend hinzogen. An den Rücklehnen der Stühle, einfach eingefaßt und in unmerklich erhabener Arbeit, waren schlichte, aber würdevoll und mild blickende Gestalten von Propheten und Kirchenvätern angebracht, die auf einige Entfernung nur wie Zeichnungen aussahen und die Fläche kaum zu unterbrechen schienen. Das Ganze hatte bei allem Reichthum den Charakter der Einfachheit und des edelsten Maßes.

„Aber, lieber Meister Urban!" rief Oswald überrascht und mit Ueberzeugung, „Sie sind ja ein wahrer Künstler! Das sind keine Schnitzereien nach Schablonen — da ist Sinn und Geist darin, Erfindung und edler Geschmack."

Meister Urban schmunzelte und sagte: „Fahren Sie nur fort. Ich höre es gern."

„Sie haben uns betrogen," fuhr Oswald fort, „Sie haben sich immer für einen einfachen Tischler ausgegeben, und da enthüllen Sie sich mit Einem Male als ein wahrer Bildhauer."

Urban lächelte wieder und sagte: „Ich muß Ihnen wie ein eitler Geck vorkommen, daß ich mich so von Ihnen loben lasse, ohne Sie zu unterbrechen, und daß ich Ihnen so behaglich zuhöre. Nun, die Sache verhält sich so: Ich habe Sie nicht betrogen, denn ich bin in der That nichts als ein Tischler, ein Tischler von etwas besserer Art. Was Sie da vor sich sehen, ist nicht mein Werk. Es

ist nach den Zeichnungen meiner Tochter, zum Theil von mir und meinen Gesellen, zum Theil von ihr selbst ausgeführt. Sie ist der Künstler, den Sie an mir rühmen. Ja, meine Bertha, die kann mehr als Brod essen, und wenn mein Atelier einmal in Paris berühmt wird, werde ich es ihr zu verdanken haben — und daß Das früher oder später der Fall sein wird," fügte er hinzu, indem er sich voll Zuversicht an die Hüfte schlug, „davon bin ich überzeugt wie von irgend etwas."

Oswald bestärkte ihn in dieser Hoffnung, und der gute Mann, froh, ihn die Ueberzeugung theilen zu sehen, lud ihn ein, mit ihm in der Weinstube an der Straßenecke zur Feier ihres Zusammentreffens eine Flasche Wein zu leeren. Da saßen sie denn nach wenigen Minuten einander gegenüber vor den Gläsern, stießen an, und es war ihnen heimisch zu Muthe.

Heimisch und wohlig — und dennoch wurden sie Beide schweigsam und saßen lange da, Urban die Schläfe an die geschlossene Hand gestützt; Oswald zurückgelehnt und mit gesenktem Kopfe, ohne einander nur anzusehen und ohne ein Wort hervorzubringen. Was in ihnen vorgehen mochte, verrieth Urban auf seine Weise, indem er plötzlich ausrief: „Das weiß Gott, woran es liegt; aber die Franzosen wissen nicht, was das heißt: eine ächte Kneipe! Ich bin schon als Wanderbursch viel herumgekommen, aber aber so ächte rechte Kneipen mit einem Garten am Wasser, oder auf einem schönen Berge, oder im Schatten einer kühlen Burgruine — die gibts eben doch nirgends als in Deutschland! Ich war mein Lebtag ein solider Bursche und habe mich nicht viel in Wirthshäusern umhergetrieben, aber wenn ich in so einem französischen Kaffeehaus oder Cabaret sitze, bekomme ich eine wahre Sehnsucht nach einer deutschen Kneipe. Es ist doch nichts Schöneres!"

„Mein lieber Urban," lächelte Oswald, „wir sind noch nicht lange fort aus der Heimat — aber es wird eine Zeit kommen, da wird uns Alles, was wir dort zurückgelassen, selbst das Elend, das uns fortgetrieben, wie pures Gold erscheinen. Man schämt

ſich, es zu ſagen — man iſt doch ein Mann — das iſt das Heimweh!"

„Das iſt das Heimweh!" wiederholte Urban gleich einem Echo, ohne aufzuſehen. Wieder nach einer längeren Pauſe fuhr er fort: „Ich habe Unrecht — ich bin undankbar — ich habe es beſſer als Tauſende, denn ich habe meine Werkſtatt, meine Arbeit und mein Kind — und Abends auf meiner Stube iſt mirs, als ob ich ganz und gar zu Hauſe wäre. Ihnen, mein lieber Herr Oswald, muß es freilich ſchlimmer gehen — Sie ſind ganz allein und haben vielleicht noch nicht einmal Beſchäftigung!"

Oswald antwortete nicht, aber Urban bedurfte auch keiner Antwort nach dem prüfenden Blick, den er jetzt über des jungen Mannes Geſicht ſtreifen ließ. „Nun," fügte er in leichtem, doch herzlichem Tone hinzu — „Sie haben jetzt einen guten alten Bekannten, einen treuen Landsmann und, wenn's erlaubt iſt, einen guten Freund gefunden — wenn Sie einmal ein kleines Stück Heimat oder auch etwas Anderes brauchen — dann kommen Sie doch ja recht oft zu uns. Ich wohne im Hinterhaus Nr. 24 der Rue de la Tourelle im Faubourg St. Antoine."

„Rue de la Tourelle?!" rief Oswald überraſcht, „die Straße kenne ich ganz gut."

„Wie? unſere abgelegene, geheime, unentdeckte Straße? Wie kamen Sie dahin?"

„Ich ging einmal an einem recht traurigen, einſamen Nachmittag über die Boulevards, als ich ein junges Mädchen erblickte, das mich ſo lebhaft an Deutſchland erinnerte, das ſo durch und durch deutſch ausſah, als wäre es die junge Germania ſelbſt. Ein ſo liebes, holdes, gutes Geſicht! Es war mir, als müßte ich in ihr ganz Deutſchland finden — ich folgte ihr auf Schritt und Tritt — ich konnte nicht von ihr laſſen — aber ich hatte nicht den Muth, ſie anzuſprechen, einmal weil dergleichen überhaupt nicht in meiner Art iſt, dann, weil ich fürchtete, ſie könnte mir doch franzöſiſch antworten, und dann war der ganze Traum, die ganze Erſcheinung hin! So ging ich bald vor, bald hinter

ihr her, bis sie mir mit Einem Male in einer engen, ziemlich düsteren Straße aus den Augen verschwand. Es war die Straße de la Tourelle. Seitdem bin ich mehrere Male dahin zurückgekehrt — aber vergebens — Germania, Thusnelda, Gretchen, Klärchen, oder wie sie sonst heißen mag, ist mir nicht wieder erschienen. So, lieber Freund, habe ich Ihre Straße eigentlich auf schlimmen Wegen kennen gelernt."

„Nun, wenns nichts Schlimmeres ist und das Mädel wirklich so aussieht, wie Sie sie beschreiben," lachte Urban, „dürfen Sie sich über die schlimmen Wege trösten. Es ist nur Schade, daß Sie sie haben entwischen lassen, denn so ein Mädel ist in der Fremde noch viel mehr werth als zu Hause. Das ist ein Halt und eine Stütze und eine Aufmunterung, und durch so ein Mädel erfährt der Mann oft selbst erst, was er werth ist und was er kann — und Das ist in der Fremde sehr wichtig. Nun, kommen Sie nur oft zu uns, und Sie finden sie vielleicht einmal auf Ihrem Wege."

Als sich die Beiden gegen Abend trennten, war es Oswald so wohl wie seit lange nicht, der heutige Tag schien ihm ein Wendepunkt in seinem Leben werden zu wollen. Wie unzufrieden, aussichtslos, entmuthigt hatte er diesen Tag begonnen, und jetzt war er beinahe heiter. In der verzweifelten Stimmung, in der ihm das Begräbniß des Landsmannes begegnete, hatte dieses, indem es ihn rührte, dazu beigetragen, ihn zu beruhigen; er dachte an die Worte des Dichters: „Der letzte Feind von Allen ist der Tod" — dann schon sanfter gestimmt, konnte das Zusammentreffen mit dem braven, immer heiteren, geradsinnigen Handwerker nur ermunternd auf ihn wirken. Seit mehreren Tagen hatte er sich fallen lassen und nichts mehr zur Besserung seines traurigen Looses gethan, jetzt, auf dem Heimwege, beschloß er, sich aufs Neue umzuthun und Alles zu versuchen, um seine Kräfte nicht einrosten zu lassen. Das Zusammentreffen mit einem andern Biedermann, der seine Hülfe anbietet und von dem man sie am Liebsten annehmen würde, hat auf ein anständiges Gemüth immer

die Wirkung, es aufzumuntern, daß es keiner Hülfe bedürfe und seine eigenen Kräfte bis zum Aeußersten versuche. Neugestärkt trat Oswald in sein kleines Hotel; aber seine Stube im fünften Stock erreichte er doch nicht ohne Demüthigung. Auf der Treppe begegnete ihm die Wirthin und grüßte freundlich. Er wußte, wie sehr sie der Summe bedurfte, die er ihr schuldete — und sie übergab ihm einen unfrankirten Brief, den sie bezahlt hatte und den er nicht wieder bezahlen konnte.

„Hoffentlich sind es gute Nachrichten," sagte Madame Thoré, als ob sie sagen wollte: Ich weiß, daß du solcher bedarfst.

Der Brief kam aus seiner Heimat und sagte ihm, daß Frau Löwenthal, seine Landsmännin, die in Paris verheirathet gewesen, sich gegen ihre Anverwandten dahin beklagte, daß ihr Nachbarssohn Oswald sie noch nicht besucht habe. Der Vetter, der ihm dieses schrieb, munterte ihn auf, die reiche, junge Wittwe aufzusuchen, sie habe sehr viel Verbindungen und könne ihm gewiß nützlich sein; sie sei auch, wie aus ihrem Briefe hervorgehe, nicht so stolz geworden, wie das Stadtgeklatsch immer behauptet habe. Oswald erinnerte sich ganz wohl der magern, braunen, hochaufgeschossenen Fanny mit dem schwarzen Kraushaar und dem immer etwas unordentlichen Anzug, mit der er, bevor er auf die Universität gegangen, so oft im Hofe ihres oder seines Vaters gespielt und manchen tollen Streich ausgeführt hatte. Sie war dann, als ihr Vater sein ganzes Vermögen verloren, mit ihm, der es in großen Spekulationen wieder gewinnen wollte, nach Paris gezogen. Seine Pläne gelangen zwar nicht, aber Fanny heirathete einen ältlichen Millionär, der bald starb und ihr ein ungeheures Vermögen und eine Anverwandtschaft von Millionären hinterließ. Daheim erzählte man, daß die wilde, krausköpfige Fanny, deren Haare im Winde flogen, deren Hut immer im Nacken hing, deren ausgelassenes Gelächter drei Gassen weit zu hören war, eine geldstolze und elegante Dame geworden, die sich etwas darauf zu Gute thue, in die Tuilerien geladen zu werden, und die auf ihre Landsleute herabsehe. Das war die

Urſache, warum ſie Oswald bisher noch nicht beſucht hatte. Nun aber, nach Empfang dieſes Briefes und entſchloſſen, alle Mittel in Bewegung zu ſetzen, um ſich aus ſeinem bisherigen Elend herauszureißen, muſterte er ſeinen Anzug, ob er würdig ſei, ſich in ihm der reichen Dame vorzuſtellen. Sein beſtes Kleidungsſtück war der Frack; da es ſich aber nicht ſchickte, unter Tags einen Beſuch im Frack zu machen, mußte der gewöhnliche Rock und die anderen Theile des Anzugs einer ſorgfältigen Prüfung und mancher Ausbeſſerung unterworfen werden. Und ſo verging der Abend des jungen Mannes, der beider Rechte Doktor war.

2.

Das Haus der Frau Fanny Löwenthal war, was man in Paris nennt, ein „Hotel" und lag zwiſchen Hof und Garten, obwohl mitten im eleganteſten Viertel der Stadt. Von der Straße war der Hof durch ein hohes Gitter getrennt, und rechts und links befanden ſich ſchöne, längliche Gebäude im Schweizerſtyl, die, von der Dienerſchaft bewohnt, zum Theil Stall und Wagenremiſe waren. Das Viereck wurde im Hintergrunde vom eigentlichen Wohngebäude abgeſchloſſen, deſſen Thor weit offen war und eine breite Doppeltreppe ſehen ließ. Ueber das Dach des nur einſtöckigen, doch weitläufigen Hauſes ragten die alten Bäume des Gartens hervor, der ſich auf der andern Seite ausdehnte. Das Haus ſtammte offenbar in ſeinen Haupttheilen noch aus dem vorigen Jahrhundert und war eines der luſtigen Landhäuſer, welche die großen Herren des Hofes Ludwigs XV. hier aufführten, als dieſe Gegend noch nicht zur Stadt gehörte und von Gärten, Parks, ja kleinen Wäldern bedeckt war. Dafür ſprach auch ein großes altes Wappen, das über dem Eingang prangte und augenſcheinlich noch in neuerer Zeit renovirt worden war. Als Oswald in den Hof trat, ſah er rechts Kutſcher und Stalljungen mit

Putzen von Wagen und Pferdegeſchirr beſchäftigt, links mehrere Mädchen, die Kleider hin- und hertrugen, bügelten, wuſchen oder auch müßig zu den Fenſtern des kleinen Hauſes herausblickten. Ein Portier in Morgenlivrée wies ihm den Weg ins Veſtibüle. Oben auf der Treppe ſtanden mehrere Bediente, die ihn ſtolz anſahen, ſeinen Anzug muſterten und deren Einer ihn herablaſſend in einen Salon führte und ihm mehr befehlend als bittend ſagte, er ſolle warten, er wolle ſehen, ob Madame ihn empfangen wolle. Der Salon ſtrahlte von Reichthum und Luxus; Alles daſelbſt war Seide, Gold oder vergoldete Bronze. Der Schritt war auf den dicken türkiſchen Teppichen nicht zu hören. Die Oelbilder an den Wänden machten nicht den geringſten Effekt auf dem hellweißen Grunde, der damals in den Salons Mode war, und ſagten es deutlich, wie Kunſt und Schönheit vor Mode und Eleganz fliehen mußten.

Nach einigen Minuten kam der Bediente wieder zurück und bat Oswald um ſeine Karte. Er lächelte mitleidig, als dieſer erröthete und geſtand, daß er keine habe. „Sagen Sie nur, Monſieur Oswald ſei da.“ Er ſprach, um ihn dem franzöſiſchen Bedienten deutlich zu machen, ſeinen Namen ziemlich laut und deutlich aus. Darauf erſcholl im Nebenzimmer ein überraſchter Ausruf: „Herr Je, Wilhelm biſt du's?“ und gleich darauf ſtürzte Frau Löwenthal mit ausgebreiteten Armen herein und eilte ſo raſch auf Oswald zu, daß das leichte Spitzenhäubchen auf halbem Wege vom Kopfe und zurück in das vordere Zimmer flog. „Na, vor dir werde ich mich doch nicht geniren, du kannſt mich im Negligé ſehen!“ rief ſie aus — und gleich darauf erſchollen zwei herzliche Küſſe von des jungen Mannes Wangen. Der Bediente machte große Augen, verbeugte ſich tief vor dem Fremden und verließ den Salon, während ſeine Herrſchaft immer noch laut und beinahe ſchreiend ihrer Freude und Ueberraſchung Worte gab und Oswald mit Gewalt aufs Sopha zog. „Kommſt du endlich! — Schlechter Menſch! Ich weiß, daß du ſeit Monaten in Paris biſt! Wollteſt du, daß ich dir nachlaufe? Ich habe es auch

gethan — ich habe mich überall erkundigen lassen. Umsonst. Nun bist du da! Laß dich einmal ansehen — du bist ja ein junger schöner Mensch geworden. Nun, du warst immer ein hübscher Junge. Ich war verliebt in dich, wie ich zehn Jahr alt war. Das weißt du nicht? beim Himmel, es ist wahr; frage nur Apothekers Emilie. Ja freilich, Die ist todt — ach Gott, Alles stirbt. Ich möchte nicht wieder nach Hause, es würden mir so Viele fehlen — und du bist auch fort. Du bist ein Flüchtling! Pfui, schickt sich Das? Hast dich gegen deinen angestammten Landesherrn von 300 Quadratmeilen aufgelehnt. Desto besser, dafür bist du jetzt hier, und ich versichere dich, es wird dir in Paris gefallen. Paris ist die schönste Stadt Deutschlands!"

So ging es in ununterbrochenem Redefluſſe fort, und Oswald erkannte mit Freude und lächelndem Gesicht das herzliche Geschöpf wieder, das einmal der Liebling des ganzen Städtchens und sein eigener Liebling gewesen. Sie ließ ihm Zeit genug, sie mit Muße zu betrachten, und er mußte sich gestehen, daß aus der magern, hochaufgeschossenen, wilden Jugendfreundin eine stattliche und schöne Dame geworden war. Sie bemerkte seine prüfenden Blicke und rief plötzlich mit der ihr eigenen Offenherzigkeit: „Ich gefalle dir! Sage mir aufrichtig, Wilhelm, ob ich mich zu meinem Vortheile geändert habe?"

Oswald versicherte lächelnd, daß dieß im höchsten Grade der Fall sei.

„Nun, das freut mich, daß du Das findest; ich muß dir sagen, daß ich dir ein ganz gleiches Kompliment zurückgeben könnte, wenn das schicklich wäre. Siehst du, das macht Paris! Glaube mir, Paris macht die Leute schöner. Wenn du erst noch drei Monate hier bist, wirst du ein sehr schöner eleganter Mann, um den man sich reißen wird. Glaube mir, du wirst dein Glück hier machen und wirst es deinem Landesvater danken, daß er dich fortgejagt hat. Du wirst eine reiche Partie machen! Ich schwöre es dir. Du mußt dich nur ein wenig anders kleiden — du mußt dich nach einem guten Schneider umsehen. Ich habe da einen

Vetter, einen ächten Stutzer — den werde ich dir empfehlen, und der wird trefflich für dich ſorgen. — Du mußt dich ſehen laſſen — du mußt viel in die Oper und in Geſellſchaften. Heute Abend habe ich Soirée, da kommſt du! Hörſt du, du kommſt gewiß! Du wirſt immer kommen. Ich habe ſehr oft Geſellſchaft, denn die Leute machen mir die Kur, und ich habe einen ganzen Hof um mich, lauter Leute, die es ehrlich meinen und die alle mit Liebe mein Hôtel, meine Equipage, meine Loge und meine Millionen heirathen möchten."

Länger als zwei Stunden mußte Oswald bei Frau Löwenthal bleiben. Gab ihm das auch Gelegenheit, das alte gute Herz in ihr wieder zu finden, ſo mußte er doch auch erkennen, daß ſie es in ihrem Reichthum, wie ſo viele Andere, längſt vergeſſen, daß es nicht Jedem ſo gut geworden, wie ihr. Sie ſprach von ſeiner Toilette, ſie rieth ihm, wie er ſich einrichten und Tauſende von Franken ausgeben, wie er ſich unterhalten und ſeine Abende verbringen ſolle, aber es fiel ihr nicht ein, daß er in bedrängter Lage ſein könnte. Da hielt ihn denn die Scham zurück, ihr gleich bei der erſten Zuſammenkunft zu ſagen, was er von ihr erwarte: Bekanntſchaft mit Leuten, die ihm Beſchäftigung und kärglich zu leben geben könnten. Er ſchob das auf ſpäter auf und ging mit dem Verſprechen, heute Abend wieder zu kommen.

Die Bedienten im Vorzimmer, die ihn ſo ſtolz empfangen hatten, verbeugten ſich jetzt vor ihm bis zur Erde, und der Eine, der in Hemdärmeln den kryſtallenen Thürgriff putzte, fuhr bei ſeinem Herannahen raſch in die Livrée, während ein Anderer die Treppe hinabeilte, um die Glasthüre des Veſtibüls aufzureißen.

Als er ſpät Abends wiederkehrte — und zwar dießmal im Frack — ſtand vor dem Gitter eine lange Reihe von Equipagen und war das Haus hell erleuchtet. Die Zahl der Bedienten hatte ſich mehr als verdreifacht, und ſie trugen noch glänzendere Livréen. Eine lange Flucht von Sälen ſammt Seitenzimmern waren geöffnet, und alle Räume waren von Gäſten erfüllt. Die Dame des Hauſes kam ihm mit mehr Förmlichkeit als heute Morgen, doch

überaus freundlich entgegen. Sie trug ein hellblaues Seidenkleid, das von oben bis unten mit Spitzen besetzt war, und im schwarzen Haar einen einzigen Diamanten, der aber wie ein Stern erster Größe glänzte. Sie war mit großem Geschmack gekleidet und erschien ihm jetzt als eine große, eine ungewöhnliche Schönheit, während sie ihm des Morgens nur den Eindruck einer gemüthlichen, hübschen, behaglichen Erscheinung gemacht hatte. Er sagte sich, daß sie seinem Städtchen Ehre machte, aber es war ihm nicht mehr so heimisch bei ihr. Er hatte keine Lust, an dem Tanze, der jetzt begann, Theil zu nehmen, und fürchtete, zu einem Lanzknechte eingeladen zu werden. Lanzknecht nämlich wurde an sechs oder acht Tischen gespielt, und Fanny ging von einem zum andern und setzte überall. Sie verlor große Summen und lachte. Mitunter tanzte sie auch — und so hatte Oswald wenig Gelegenheit, sie zu sprechen, und ziemlich gelangweilt, ja mit einem schlimmeren Gefühle verließ er die Gesellschaft zwei Stunden nach Mitternacht. Er wußte selbst nicht warum, aber er dachte, daß er diese verlorenen Stunden einsam auf seiner Stube oder in Gesellschaft Meister Urbans angenehmer zugebracht hätte.

Doch mußte er seinem Versprechen gemäß, das ihm Frau Löwenthal in den fünf Minuten, die sie mit ihm allein sein konnte, abgenöthigt hatte, schon am folgenden Tage wieder in ihr Haus kommen und zwar so früh als möglich, da sie mit ihm ausfahren wollte, um ihm Paris, wie sie sagte, von ihrem Gesichtspunkte aus zu zeigen. So war er im Laufe von vierundzwanzig Stunden dreimal ihr Gast, und so ist es auch kein Wunder, daß sich, gefördert durch das offene und zutrauliche Wesen Fannys, rasch zwischen den Beiden eine landsmannschaftliche Ungezwungenheit herstellte und eine Vertraulichkeit, welche der früheren Freundschaft ganz und gar entsprach und niemals unterbrochen schien. Als sie, begleitet von einer Gesellschafterin, die aber kein deutsches Wort verstand, in den Wagen stiegen, lachte Fanny und sagte: „Du sollst dich überzeugen, um wie viel schöner Paris, von der Höhe eines Wagens betrachtet, sich ausnimmt!"

Sie fuhren durch die elyseiſchen Felder, durch das Boulogner Gehölz und zurück den Fluß entlang. Die Pferde flogen, der Wagen war ſanft wie eine Schaukel; die Sonne lachte, und überall wurde Fanny von Fahrenden, Reitenden und Fußgängern gegrüßt. Sie nannte Oswald ihre Bekannten, und es waren viele politiſch, literariſch oder finanziell berühmte Namen darunter, oder wenigſtens ſolche, die zur Zeit viel genannt wurden. Bei einem derſelben entfuhr Oswald der Ausruf: „Kennſt du dieſen ſchlechten Kerl auch?“ — „Man muß es hier nicht ſo genau nehmen,“ lachte Fanny darauf. Aber gerade dieſes Wort erinnerte ihn, in welche Welt er durch Fanny gerathen, und mahnte ihn an ſeine Lage, und daß er die Freundin, um Mißverſtändniſſen vorzubeugen, in ſeine Wünſche einweihen mußte.

„Deine vielen Bekanntſchaften,“ ſagte er unbefangen, „laſſen mich hoffen, daß du etwas für mich thun kannſt. Du weißt, ich bin Flüchtling und befinde mich in der ſchlimmſten Flüchtlingslage — ich möchte mich anſtändig ernähren, ich möchte —“

„Was du willſt!“ fiel ihm Fanny ins Wort — „ich kann dir alles Mögliche verſchaffen; ich habe unter meinen Bekannten und Verehrern Miniſter und Solche, die es werden wollen. Eine Anſtellung —“

„Pardon! Nicht ſo!“ unterbrach ſie Oswald — „ich bin dir ſehr dankbar, daß du gleich ſo hoch mit mir hinauswillſt; aber meine Wünſche ſind beſcheidener. Ich bin und bleibe ein Deutſcher und möchte mich von der franzöſiſchen Regierung nicht anſtellen laſſen, am Allerwenigſten von dieſer Regierung. Ich will nur ſo viel, daß ich mich anſtändigerweiſe durchſchlagen kann; einige Lektionen würden vollkommen hinreichen. Unterricht in deutſcher Sprache, Geſchichte, — eine Vorleſerſtelle — ſo etwas dergleichen.“

„Nichts leichter als wie Das,“ ſagte Fanny — „aber —“

Sie ſprach nicht weiter, ſie lehnte ſich in den Wagen zurück, ſchüttelte den Kopf und verſank in Nachdenken. Erſt nach längerer

Zeit beugte sie sich wieder vor und sagte mit wohlwollendem und eindringlichem Ernst: „Lieber Wilhelm, du mußt dir deine Carrière nicht verderben. Es kommt Alles darauf an, wie man anfängt und daß Einem in der Zukunft nichts anhängt, worauf die Leute mit Achselzucken deuten. Schau, du bist ein hübscher und gebildeter Mensch, du sprichst ganz gut französisch, du hast eine Tournüre, die sich in Paris rasch entwickeln wird. Nehmen wir an — man kann ja nicht wissen — nehmen wir an, es verliebte sich ein reiches Mädchen, oder eine reiche junge Wittwe in dich und wollte dich heirathen. Der wäre es dann gewiß sehr unangenehm, daß du einmal von Haus zu Haus gelaufen — für drei Franken die Stunde."

Oswald lachte: „Nun, Eine, die solche Bedenken hätte, die mag ich gar nicht!"

„Ei, ei," rief Fanny verdrießlich und achselzuckend, „du bist noch schrecklich deutsch!"

Sie lehnte sich wieder in die Ecke zurück, und man fuhr wohl eine halbe Stunde hin, ohne ein Wort zu sprechen. Doch wollte Fanny offenbar ihren Landsmann nicht in dieser Stimmung verlassen, und in der Stadt angekommen, sagte sie: „Komm, begleite mich in den Louvre! Die Regierung hat ein Bild für mehr als eine halbe Million angekauft; man spricht überall davon; das muß man sehen — und wie ich dich jetzt schon kenne, begleitest du mich lieber in die Bildergalerie, als du mir zu Louis Napoleon folgen würdest."

„Du bist eine große Menschenkennerin," lächelte Oswald.

„Und du ein unpraktischer Kindskopf," erwiderte die Freundin.

Sie waren kaum in die Galerie eingetreten, als Fanny schon von Bekannten umgeben war, die sich Alle anboten, ihre Führer zu dem kostspieligen Bilde zu machen. Oswald benützte den Augenblick, um einige seiner Lieblingsbilder aufzusuchen, und eilte tiefer hinein in die Gänge. Plötzlich aber blieb er wie eingewurzelt stehen. Vor einem holländischen Bilde saß ein Mädchen, das er sogleich als jenes liebenswürdige Geschöpf erkannte, das ihn schon

mehrere Male in die Rue de la Tourelle gelockt hatte. Er sah ihr über die Schulter: sie zeichnete mit Bleistift nur einen kleinen Theil des Bildes nach, einen alten, geschnitzten Glasschrank mit Säulen, Blumen, Statuettchen. Er zweifelte keinen Augenblick: die Zeichnerin war Bertha, die Tochter seines würdigen Freundes Urban, die hier Studien machte. Seine erste Bewegung hieß ihn, sie wie eine Bekannte anzusprechen — aber sie war so vertieft, ein so großer Ernst lag auf ihrem schönen Gesicht, so fern war ihr die Koketterie, mit der sich alle die Kopistinnen im Louvre vom Publikum beobachten lassen, daß er nicht den Muth hatte, sie zu stören. Auch an Fanny dachte er und blickte sich ängstlich um, ob sie ihn vielleicht hinter der schönen Zeichnerin stehen sehe. Doch dieses Gefühl verließ ihn bald, und er versenkte sich ganz und gar in den lieblichen Anblick des vertieften, mit Eifer und Liebe arbeitenden Mädchens. Sie war so ganz bei der Sache, und es sah so bescheiden aus, daß sie, die so geschickt mit dem Stift umzugehen verstand, sich offenbar nur als Tischlerin und nicht als Künstlerin dem Bilde gegenüber fühlte, indem sie sich nur Das herausholte, was zu ihrer und des Vaters Beschäftigung gehörte. Oswald vertiefte sich in diesen Gedanken und entwickelte sich alle möglichen weiblichen und menschlichen Tugenden daraus. Und dieses schöne, bescheidene, gesammelte Gesicht war wie eine leibhaftige Bestätigung seiner Gedanken.

Er fühlte sich auf unangenehme Weise aus einer lieben Stimmung herausgestört, als plötzlich ein Fächer auf seine Schulter klopfte und Fannys Stimme lachend dazu rief: „Sieh, sieh, da steht er und sieht sich die schönen Malerinnen an; nun, du bist noch nicht ganz verloren!"

„Still, sie versteht deutsch!" wollte Oswald sagen, als die Zeichnerin, durch die Worte Fannys geweckt, sich umsah und erröthete — und, als ihre Blicke auf Oswald fielen, noch tiefer erröthete. Sie war überrascht, und ihre Blicke blieben sekundenlang an dem jungen Manne und seiner schönen Dame hängen. Oswald war es, als müßte er sie um Entschuldigung bitten, und

es berührte ihn unangenehm, da sich gerade jetzt Fanny sehr zutraulich an seinen Arm hängte. Vielleicht würde er auch etwas gesagt haben, wenn ihn diese nicht fortgezogen hätte. Während sie der Thüre zugingen, sagte sie: „Die Kopistin ist gewiß eine Deutsche, denn sie treibt Luxus mit Erröthen." Trotz diesem Scherze verließen sie einander nicht in der heitersten Stimmung; Fanny machte auch ihre Bemerkung darüber und meinte, sie thue Oswald gewiß einen Gefallen, wenn sie ihn nicht einlade, mit ihr hinauf zu gehen, sprang aus dem Wagen und befahl dem Kutscher, ihn nach Hause zu bringen. — Seine Wirthin machte große Augen, als sie ihn in der prächtigen Equipage ankommen sah, und er konnte bemerken, daß er während der folgenden Tage im Hotel mit größerer Aufmerksamkeit bedient wurde.

3.

Ein feiner, schneidender Regen rieselte vom Himmel herab; es war ein kalter und unfreundlicher Nachmittag, als Oswald endlich den langen Weg der Boulevards hinaufwanderte, um Meister Urban seinen Besuch zu machen. Fanny hatte ihn einladen lassen, heute mit ihr in die Oper zu fahren, er hatte aber gedankt, ungeduldig wie er war, sich zu überzeugen, ob die Zeichnerin aus dem Louvre, seine alte Bekannte oder Unbekannte von der Straße, mit der Tochter des Tischlers wirklich eine und dieselbe Person sei. Er ging raschen Schrittes, aber nur um auf der Höhe der Bastille wieder umzukehren. Sie war, dachte er, gestern mit ihrer Zeichnung noch lange nicht fertig; vielleicht ist sie es noch heute nicht. Ich komme zu früh, und mein Besuch kann leicht abgemacht sein, bevor sie aus dem fernen Louvre heimgekehrt ist. Wäre die Zeichnerin doch Bertha! Fanny ist eine wunderschöne Frau, eine glänzende und prächtige Frau, aber wie verschwand sie neben der Bescheidenheit dieses erröthenden

Mädchens! Ich bin ein Taugenichts, ein unpraktiſcher Menſch! Auf der einen Seite eine reiche, ſchöne, vortreffliche Frau, die mir mit Wohlwollen, faſt mit Liebe entgegenkommt — auf der andern ein Hirngeſpinnſt, ein Unbekanntes, eine kleine Arbeiterin, vielleicht ſo arm wie ich ſelber — und ich mache noch Vergleichungen, laufe von jener fort, um dieſer nachzulaufen! Und in meiner Lage! So denkend, ging er wieder einen Theil des Weges zurück und dann abſeits in die Straßen, um die Zeit bis zur Dämmerung zu tödten. An einem Kaffeehaus vorüberkommend, wurde ſeine Aufmerkſamkeit durch heftiges Klopfen ans Fenſter angezogen; er ſah auf und erblickte hinter dieſem zwei Flüchtlinge, die vor einer Flaſche ſaßen und ihm eifrig winkten, einzutreten. Aber er rief nur „guten Tag, Siegmund!“ und ging weiter. Doch war es der Andere, den er nicht zu bemerken ſchien, der ihm eifrig winkte; der Dr. Holländer, ein junger Mann, der ſeiner Fähigkeiten wegen in der Emigration ſehr bekannt war, zu dem ſich aber Oswald offenbar nur ſehr wenig hingezogen fühlte. Je eifriger dieſer klopfte, deſto raſcheren Schrittes ging er weiter. Abgeſehen von der Abneigung gegen dieſen Menſchen, wollte er ſich auch in ſeinen Gedanken an Fanny und die Zeichnerin nicht ſtören laſſen. Und ſo irrte er wohl noch eine Stunde lang in der Gegend umher, bis er wieder umkehrte und ſich wieder der Vorſtadt St. Antoine zuwendete. Um eine Ecke biegend, kam ihm Siegmund entgegen. Gegen ſeine Gewohnheit brummte dieſer Flüchtling, der ewig den Sänger Mario nachahmte, heute nicht ſeine Lieblingsarie aus Lucia di Lammermoor, ſondern die Arie Maxens aus dem Freiſchütz, hielt den großen Ueberrock, anſtatt ihn zuzuknöpfen, vorn wie einen Mantel zuſammen und machte ſein gewohntes, ſehr vertieftes Geſicht. Oswald freute ſich immer, wenn er dem wackern Menſchen begegnete, und blieb gern ſtehen, als er ihm den Weg verſtellte.

„Nun,“ ſagte Siegmund, „warum ſind Sie nicht eingetreten, als wir Ihnen klopften, oder vielmehr als Ihnen jener Ehrenmann klopfte, denn ich verhielt mich beobachtend.“

Ehe Oswald antworten konnte, fuhr er fort: „Sie sind so eine Art Gretchen und riechen den Teufel auf hundert Schritt.“

„Den Teufel? Wen meinen Sie?“ fragte Oswald.

„Ja, den Teufel,“ sagte Siegmund und machte ein mysteriöses Gesicht. „Ihr habt ihn längst ins Fabelbuch geschrieben, aber — glauben Sie mir, Oswald, es ist keine Fabel. Man kann sich ihm heute eben so gut verschreiben wie vor vierhundert Jahren. Auf den Namen kommt es nicht an, Mephisto, Samiel, Präsident, Polizei, Preßbureau.“

Und Oswald unter den Arm nehmend, wanderte er mit diesem weiter und fuhr in seiner humoristisch-düstern Weise fort: „Sechse treffen, Sieben äffen! So eben war ich Max, und jener Ehrenmann war der Kaspar. Wir tranken Chablis, ein kostbares Gewächs, besonders schmackhaft nach Austern, Hammelcotelettes und Pastetchen. Ich habe gefrühstückt, wie wir Beide zusammen seit Anno Domini nicht gefrühstückt haben, denn wir Beide sind unpraktische Kerle, während jener Ehrenmann und ausgediente Kommunist — genug, ich aß vortrefflich, und jener sang wie eine Sirene und lockte, der verfluchte Rattenfänger.“

Hier zwang Siegmund seine Stimme zum tiefsten Baß und sagte: „Glaubst du, dieser Steinadler sei dir geschenkt? — Das muß man immer im tiefsten Baß sagen,“ fügte er erklärend hinzu und fuhr mit seiner gewöhnlichen Stimme fort: „Der Chablis war der Wein Kaspars, und die Cotelettes waren der Steinadler, und wenn er so manchmal bei Seite sah und mir nicht ins Auge blicken konnte, oder auch wenn er den Kellner rief, war es mir, als riefe er: Samiel hilf!“

„Von wem sprechen Sie?“ fragte Oswald.

„Nun, von jenem ehrlichen Thebaner, von jenem Schurken in ganz Dänemark, von dem herrlichen Dr. Holländer. Er beweinte mein Loos, mein Hekuba-Loos! was bin ich ihm? ich Hekuba!“

Oswald, der schon wußte, daß man sich bei Siegmund den Sinn seiner Rede aus Hunderten von Opern, Trauerspielen und

Gedichten zusammengetragenen Citaten herauslesen mußte, fragte: „Und was wollte der ehrliche Thebaner von Hekuba?"

Siegmund aber antwortete mit dem allgemeinen Satze: „Es ist ein schöner Zug der Menschlichkeit, daß ein Schurke nicht allein sein will und daß er andere Schurken machen will. Encheiresin naturae nennt's die Chemie. Es ist ein Kompliment für die Menschheit, daß sich der Schurke allein fühlt und daß er sich nach Gesellschaft umsieht.

Allein! Allein! und so willst du genesen?

Er will aber Chablis, Cotelettes, Austern und Pasteten nicht allein genießen; ich soll mich mit ihm des Lebens freuen, so lang das Lämpchen glüht und —

Du sprichst ein großes Wort gelassen aus —

die Regierung soll die Austern bezahlen — und weil ich in letzter Zeit in der That viel hungrig und durstig bin, meint er, ich sei

aus Tantalus' Geschlecht!

Verstanden? Ich darf mich nicht klarer ausdrücken, denn es ist mir Alles sub rosa anvertraut worden. Indessen könnten Sie mich als Jurist auf meinem neuen Lebenslauf unterstützen. Ich soll die erste Freikugel losschießen, das erste Tröpfchen Bluts als ganz besondern Saft zur Unterschrift des Paktes hergeben, nämlich einen französischen Artikel schreiben, in welchem ich die Segnungen der französischen Gesetzgebung, des Code Napoleon — verstanden! — in den Rheinlanden — verstanden? — mit der mir eigenen Klarheit auseinandersetze und hinzufüge, wie ungeheuer schön in Folge dieser Segnungen in den Rheinlanden noch die französischen Sympathien blühen. Merkst du's, Amalie?"

„Unmöglich!" rief Oswald erschrocken, „ist es so weit mit ihm?"

Siegmund fiel ihm ins Wort:

„So weit gebracht,
Daß wir bei Nacht
Allvater heimlich loben."

Dann blieb er stehen, erhob die Hände und rief nicht ohne ernst gemeintes Pathos:

„Die Flamme reinigt sich vom Rauch,
So reinig' unsern Glauben.
Und raubt man uns den alten Brauch,
Dein Licht, wer kann es rauben?!"

„Die Sache ist die," sagte Oswald noch immer bestürzt, „Holländer ist ein Schwelger."

„Ja," bestätigte Siegmund, „und wir Zwei wollen, wie es scheint, Ugolinos bleiben. Aber auch die Liebe, ach, die Liebe, hat ihn so weit gebracht! Da oben wo in der Vorstadt hat's ihm ein Mädel angethan. Er sang mir ein Lied von Liebe und Liebesglück."

Darauf ergriff er Oswalds Hand und sagte pathetisch:

„Lebt wohl! und wenn ihr könnt, so lebt beglückt!"

wendete sich um und ging mit großen Schritten die Boulevards hinab. Doch kam er bald wieder zurück.

„Apropos, Oswald! Ich möchte wenigstens nicht vor Ostern dem Teufel in den Rachen rennen. Haben Sie nicht fünf Franken?"

Oswald zuckte betrübt die Achsel. Siegmund wendete sich wieder, während er rief: „Fünf Franken! Es ist ein Ziel, aufs Innigste zu wünschen!" Eine Minute darauf summte er wieder die Arie aus Lucia.

Guter Mensch! dachte Oswald, während er der Vorstadt entgegenging, wie wäre dir in deiner bedrängten Lage zu helfen? Er suchte und dachte nach, bis ihm einfiel, wie hülflos er selber war, und er mußte über seine Gedanken lächeln wie über eine Anmaßung. Es war indessen ziemlich dunkel geworden, und er beschleunigte seine Schritte. In Nr. 24 der Rue de la Tourelle wies ihn der Portier in die hinterste Wohnung ebener Erde. Er ging durch einen langen, schmalen Hof voll Kisten und Holzwerk und trat in eine Tischlerwerkstätte, in welcher bei Licht noch mehrere Gesellen arbeiteten. Hier zeigte man ihm eine Glasthüre, die in

die Wohnstube Herrn Urbans führte. Der Vorhang hinter der Glasthüre war zurückgeschlagen, und er sah, bevor er eintrat, hinein, und obwohl er hier die Zeichnerin aus dem Louvre mit Gewißheit zu finden erwartete, blieb er doch eine Zeit lang überrascht dastehen, als er sie in der That in der Stube erblickte. Er konnte sie deutlich erkennen, trotz der tiefen Dämmerung, denn sie kniete vor dem Kamin, in welchem zwei brodelnde Töpfe standen, und suchte mit dem Blasbalg die Flamme anzufachen, deren Widerschein ihr schönes Gesicht hell beleuchtete und mit holder Röthe überzog. Sie sah ganz so aus wie gestern, als sie ihn mit seiner Dame hinter sich erblickte. Er trat ein und kündigte sich als von ihrem Vater eingeladen an. Sie erkannte ihn nicht, da er im Dunkeln stand, begrüßte ihn freundlich, bat ihn, sich zu setzen, und beeilte sich, eine Kerze anzustecken. Aber wie sie mit dieser in der Hand vor ihn hintrat, um ihn noch einmal zu begrüßen, empfand er es deutlich, daß sie ihn, ihren mehrmaligen Verfolger, ebenfalls erkannte; die Worte stockten in ihrem Munde, sie wußte nicht, wo die Kerze hinstellen, und bot ihm in ihrer Verlegenheit noch einen Stuhl, obwohl er schon einen in der Hand hielt. Oswald fühlte sich etwas beschämt, trotzdem aber erfüllte ihn ihr Benehmen mit unaussprechlicher Freude; es schien ihm vielverheißend, und er sagte sich, daß er ihr nicht fremd war, daß sie ihn bemerkt, daß sie sein Gesicht nicht vergessen. Zugleich sagte er sich, daß er es Urban mittheilen müsse, wie er in dem Mädchen, von dem er ihm gesprochen, seine Tochter gefunden habe.

Da sie allein waren, mußte trotz aller Verlegenheit ein Gespräch zu Stande kommen. Oswald setzte sich, um sich zu erwärmen, an den Kamin, während Bertha den Tisch deckte. So beschäftigt, konnte sie ihre Aufmerksamkeit nicht ganz den brodelnden Töpfen am Feuer widmen, und der junge Mann hatte Gelegenheit, ihr manchen Dienst zu leisten, indem er bald durch Aufheben eines Deckels, bald durch eine leichte Verschiebung des Topfes ein Ueberlaufen verhinderte. Diese vertraulichen Kleinig-

keiten, zu denen sich der so vornehm aussehende Fremde und Dr. juris mit großer Unbefangenheit hergab, zwangen Bertha manches Lächeln ab und trugen viel zu rascherem Wachsthum der Bekanntschaft bei. Der Tisch wurde für vier Personen gedeckt, was Oswald mit einiger Unbehaglichkeit bemerkte; er hatte gehofft, mit dem liebenswürdigen Mädchen und ihrem Vater allein zu sein. Vielleicht, dachte er, ein erster Geselle, der mit ißt, vielleicht aber auch ein vertrauter Freund, der bereits hier schon die Stelle einnimmt, die ich in dieser trauten Stube einnehmen möchte. — Komme ich zu spät? — Dieser Gedanke machte, daß er sich mit größerem Eifer Bertha zu nähern suchte, wie um eine verlorene Zeit einzubringen, einen verlorenen Boden zu gewinnen, und mit Eindringlichkeit bat er sie für seine Verwegenheit, sie mehrere Male verletzt zu haben, um Verzeihung, sagte er ihr, wie sie selber daran schuld sei, wie er sich in ihr die schönste Verkörperung des verlorenen Vaterlandes gedacht habe. Dann, als sie ihn geschickt von diesem Thema abgebracht, sprach er ihr mit nicht geringerer Eindringlichkeit von ihrer Kunst, wie er sie bereits in jener Kirche, dann im Louvre bewundert, und wie glücklich sie sei, etwas zu besitzen, was ihr tröstend und nützlich überall hin folge, während er mit seiner Jurisprudenz in der Fremde als ein unnützer und müßiger Mensch dastehe.

Bertha, froh, einen Anhaltspunkt zu haben, um ihn, der mit immer größerer Wärme zu sprechen fortfuhr, aus dem angeschlagenen Tone herauszubringen, sagte lachend: „Es liegt ja nur an Ihnen, Herr Doktor! Sie können ja auch noch ein Handwerk lernen."

„Bei Gott!" rief Oswald begeistert, „wenn ich darin diese glückliche Zufriedenheit fände, die hier jeden Winkel auszufüllen scheint, ich würde mich nicht besinnen und Ihren Vater bitten, mich morgen in die Lehre zu nehmen."

Bertha sah ihn prüfend von der Seite an und schwieg. Auch Oswald schwieg, als ob ihn der Gedanke beschäftigte, den sie in ihm erweckt hatte. So saßen sie Beide am Kamin da, als Meister

Urban eintrat. Er freute sich herzlich seines neuen Gastes, gestand aber offen, daß er sich gemüthlich erst nach Tische werde freuen können, denn er sei schrecklich hungrig. Er setzte sich, zwang auch Oswald auf seinen Platz und befahl Bertha, die Suppe aufzutragen.

„Hast du mir nicht gesagt, Vater, daß du Dr. Holländer eingeladen hast? Sollen wir nicht warten?"

„Dr. Holländer!" rief Oswald unwillkürlich.

„Ja, Dr. Holländer," bestätigte Urban. „Kennen Sie ihn? Sie müssen ihn wohl kennen. Er kommt manchmal zu uns und ist sehr freundlich. Ein gescheidter Mann, der immer viel zu erzählen weiß und sehr eingeweiht ist in die geheimste Politik. Er sollte schon seit einer Stunde da sein; nun wollen wir nicht länger warten. Er kommt wohl später."

Oswald hielt sich nicht für berechtigt, seine Meinung über Holländer und seine letzten Erfahrungen über dessen Treiben mitzutheilen. Was letzteres betrifft, so konnte sich der gute Siegmund mit seinem demokratischen Mißtrauen auch, wenigstens bis zu einem gewissen Grade, geirrt haben. Außerdem kannte Oswald das Verhältniß Holländers zu Vater und Tochter und diese selbst noch zu wenig, um sofort über einen älteren Bekannten derselben eine verurtheilende Ansicht auszusprechen — endlich erinnerte er sich, was ihm Siegmund von den Heirathsgedanken des Doktors gesagt hatte — und etwas verstimmt, beschloß er, jedenfalls abzuwarten und zuzusehen. Das ehrliche und wackere Wesen Urbans, das anmuthige und häusliche Bertha's verscheuchten bald wieder die Mißstimmung, indem sie ihn mit der Ueberzeugung erfüllten, daß zwischen ihnen und einem mehr oder weniger verderbten Menschen sich wohl eine vorübergehende Verbindung, aber nicht eine dauernde knüpfen könne. Mit der bescheidenen Mahlzeit war man bald fertig und der Tisch wieder abgeräumt, als Dr. Holländer sehr eilig und geschäftig eintrat. Er entschuldigte sich mit dringenden Geschäften und dankte für das Essen, das man ihm noch serviren wollte, da er bereits von einem Freunde

mit einem vortrefflichen Mahle bewirthet worden sei, mit Chablis, Cotelettes und Austern. Darauf zog er ein Paket hervor und überreichte Bertha ein Album, das diese etwas zögernd entgegennahm. Doch vertiefte sie sich bald in Anschauung der Blätter, da sie sehr schöne Zeichnungen enthielten, wie sie sich der Art mit Mühe von den Bildern des Louvre zusammenlas. Aufrichtig dankbar für ein Geschenk, das sie so sehr interessirte, reichte sie ihm die Hand. Oswald wendete sich ab und fragte sich, ob sie das Geschenk annehmen würde, wenn sie wüßte, daß es mit Sündengeld gekauft sei? Zugleich beneidete er den Menschen, der sie so an ihrer schwachen und starken Seite zu fassen im Stande war. Wird sie, wenn Holländer so fortfährt und ihren schönsten Neigungen schmeichelt, nicht endlich doch, wenn es nicht bereits geschehen ist, etwas von der Liebe zu ihrer Kunst auf ihn übertragen? Ich Elender, ich wäre nicht in der Lage, ihr einen anständigen Blumenstrauß zu kaufen. — Diese Empfindungen wurden noch stärker, da sich Bertha in den Anblick der Blätter mehr und mehr vertiefte, und je länger sie sie betrachtete, um so größere Freude daran und um so mehr Dankbarkeit dafür zu fühlen schien. Ein Trost blieb Oswald bei diesen Beobachtungen, daß sie weniger Aufmerksamkeit für die Gespräche Holländers hatte, obwohl diese lebhaft, voll Geist und Inhalt waren. Es war in der That erstaunlich, bis zu welcher Ausdehnung dieser Mann in der kurzen Zeit seines Aufenthalts Paris kennen gelernt, wie viele Persönlichkeiten und Zustände er eingesehen, in wie viele Einzelnheiten er eingeweiht war. Er machte den Eindruck eines überlegenen Menschen, der nur eines Blickes bedurfte, um mehr, weiter und klarer zu sehen, als Andere in Jahren. Selbst Oswald fühlte sich trotz allen Widerstrebens gezwungen, Das anzuerkennen und seinen Redeflüssen mit Theilnahme zu folgen — und da er noch jung genug war, um bedeutenden Geistesanlagen mit Achtung entgegenzukommen und sich solche nur ungern von guten Eigenschaften des Gemüthes getrennt zu denken, überredete er sich halb und halb, daß seine alte Meinung über Dr. Holländer, auch trotz der

Erſcheinungen von dieſem Nachmittage und trotz der Lüge, mit der er bei Urban eingetreten, vielleicht auf einem Vorurtheil beruhe. Und trotz alledem ſah er doch wieder mit Verdruß, wie Meiſter Urban mit Andacht zuhörte und wie auch Bertha nach und nach das Album vergaß, um den intereſſanten Mittheilungen Holländers zu lauſchen. Er kam ſich langweilig, dumm, verdrießlich vor, und welche Ueberwindung es ihn auch koſtete, er empfahl ſich vor Holländer und überließ ihm das ganze Feld. Er kam ſich geſchlagen vor.

Aber was wollte er auch? War nicht Alles oder der größte Theil von Dem, was in ihm vorging, gemeiner Neid? Und war er ganz ehrlich? Schlich er ſich nicht in das Haus des vertrauensvollen Mannes ein, um ſeiner Tochter Liebe einzuflößen? Und was konnte er dem holdſeligen Geſchöpfe bieten? War Holländer, wenn er beſſer war als Oswalds Meinung über ihn, mit ſeinen Talenten, mit ſeinem gewandten Weſen nicht hundertmal mehr berechtigt als er, ſich um die Liebe eines in die Fremde verſchlagenen Mädchens zu bewerben? Und iſt eine Liebe zu einem ſolchen Mädchen nicht ein Beweis, daß in dieſem Manne gute Keime vorhanden waren? Und endlich, wenn ich aufrichtig gegen mich ſelbſt ſein will, murmelte Oswald, indem er die Boulevards hinabrannte, muß ich mir nicht geſtehen, daß ich mich all dieſe Tage und noch immer von den ſchönen Blicken angezogen, daß ich mich durch ihr offenes und liebevolles Entgegenkommen geſchmeichelt fühle?

Verdrießlich, mit ſich ſelbſt entzweit, wie er es noch nie geweſen, warf er ſich aufs Bett, entſchloſſen, gleich morgen wieder Fanny zu beſuchen und den guten Tiſchlermeiſter ſo ſelten als thunlich wiederzuſehen.

4.

Treu seinem Entschlusse, ging er schon am nächsten Tage wieder zu Fanny, aber untreu demselben, wanderte er nach sehr wenigen Tagen wieder hinaus in die Vorstadt. Am ersten Abend hatte er keine Gelegenheit gefunden, Urban das Geständniß zu machen, daß das Mädchen, von dem er ihm gesprochen, seine Tochter sei. Er bildete sich ein, daß er diese Pflicht noch immer zu erfüllen habe. Er fand den Meister in der Mitte seiner Gesellen; er nahm ihn bei Seite und theilte ihm das Geheimniß mit. — Urban machte erstaunte Augen.

„Nun, und dann?" fragte er erwartungsvoll.

„Ich meinte nur, ich müßte Ihnen sagen —"

„Glauben Sie denn," lachte Urban, „daß ich meine Tochter überwache? Der mögen Hunderte nachlaufen, und die mag thun was sie will — glauben Sie, daß ich mich darüber beunruhige? Das ist meine Bertha."

So sprechend, legte er Oswald die Hand auf die Schulter und fuhr fort: „Lieber Freund, lernen Sie das Mädel kennen, und Sie werden mich nicht leicht leichtsinnig finden. Was Die thut, ist recht. Auf Die kann man sich stützen, wie auf einen Stab und Stecken."

Urban sagte das mit einem Tone, daß es dem jungen Menschen ganz feierlich wurde. Er wandte sich jetzt der Glasthüre zu und sah Bertha, die, mit einem spitzen Instrumente in der Hand, an einem Säulenkapitäl arbeitete und so vertieft war, daß er die Thüre öffnen und unbemerkt eintreten konnte. Er setzte sich zu ihr und bat sie, ungestört fortzufahren, er wolle jetzt seine erste Stunde nehmen. Sie lächelte und that, wie er wünschte. Er lernte bald so viel, um zu wissen, welches Instrument er ihr zuzureichen hatte, wenn sie ein anderes aus der Hand legte. Und so im Gespräch und Schweigen verging die eine und vergingen mehrere Stunden, und als es dämmerte, meinte Oswald, daß er heute wenigstens den Gebrauch der Instrumente kennen gelernt.

— „Nun," lächelte Bertha, „da haben Sie große Fortschritte gemacht, denn die Kenntniß des Werkzeugs ist das halbe Handwerk." Der Nachmittag schien ihm aufs Glücklichste verflossen, und er wollte eben bitten, morgen wiederkommen und eine zweite Lektion nehmen zu dürfen, als Urban mit Holländer eintrat und ihn einlud, auch den Abend zu bleiben. Er ließ sich leicht überreden, da es ihm schwer war, Bertha in Gesellschaft des Doktors allein zu lassen. Dieser machte beim Anblick Oswalds ein etwas verdrießliches Gesicht, faßte sich aber bald und rief: „Ich bin erstaunt, Dr. Oswald, Sie hier in dieser stillen und plebejischen Welt wieder zu finden. Es ist schön von Ihnen, daß Sie sich nicht ganz und gar von der vornehmen absorbiren lassen!" Darauf erzählte er, in welche noble und einflußreiche Gesellschaft Oswald bei Madame Löwenthal komme, welche Fahrten und Ausflüge er schon mit dieser schönen Dame gemacht — „ja," fügte er hinzu, indem er sich vor Oswald verbeugte, „man sagt sogar, daß die schöne und reiche Dame für ihren Landsmann ein großes faible habe, und was man von dieser Dame sagt, ist meistens wahr, denn in ihrer Unabhängigkeit hält sie es nicht für der Mühe werth, sich zu verstellen."

Oswald wollte den Redefluß des Allerweltsmannes unterbrechen, als sich dieser selbst unterbrach: „Geschwätz! Was geht das uns an! Aber à propos Madame Löwenthal, so könnten Sie, lieber Herr Oswald, hier unsern Freunden sehr nützlich sein. Frau Löwenthal richtet sich in Ville d'Avray ein reizendes, neues Landhaus ein; in mehrere Stuben soll Holzgetäfel, in das Speisezimmer sollen geschnitzte Eichenmöbel kommen. Das Alles könnte hier unser Freund Urban liefern; nicht nur, daß er da ein schönes Stück Geld verdienen könnte, er käme auch in die Mode, und sein Glück wäre gemacht. Legen Sie doch ein gutes Wort für ihn ein; ich bitte. Diese ausgezeichnete Künstlerin hier, Fräulein Bertha, wird Ihrer Empfehlung gewiß alle Ehre machen."

Oswald biß sich vor Aerger auf die Lippen. Der Gedanke, den Holländer aussprach, war gut, war vortrefflich; warum

mußte er ihm von einem Andern eingeflößt werden? — Holländer fuhr fort: „Es muß überhaupt etwas geſchehen; mit ſolcher Geſchicklichkeit muß in Paris eine Carrière, ein Vermögen gemacht werden. Sich ſo mit Noth und Mühe durchſchlagen und ſich nur mit dem Bewußtſein eines ehrlichen Mannes begnügen — das iſt nichts! Das Atelier Urban muß als ſolches, Fräulein Bertha muß als Künſtlerin berühmt werden. Ich habe Zeitungen genug zur Verfügung, ich will Artikel ſchreiben, und Fräulein Bertha ſoll bald einen Namen haben, wie —"

„Nein, lieber Herr Doktor," fiel ihm hier Bertha mit einer abwehrenden Bewegung ins Wort, „dergleichen laſſen wir lieber. Wir wollen nicht ſo raſch ſo ſehr franzöſiſch werden. Ich bin nichts als ein Geſelle meines Vaters, und er und ich, wir wollen Beide nichts Anderes, als uns auf anſtändige Weiſe ernähren — auf anſtändige Weiſe, das iſt ohne viel Lärm und ohne unverdiente Anpreiſungen."

„Aber mit den Wölfen muß man heulen," rief Holländer.

„Wenn man ſelber ein Wolf iſt," ſagte Urban verdrießlich; „meine Tochter hat Recht; wir ſind Handwerker, und unſere Arbeit ſoll für uns ſprechen, nicht die Zeitungen."

Holländer brachte noch Einiges zur Vertheidigung ſeines Syſtems vor, da ihn aber Vater und Tochter hartnäckig zurückwieſen, wurde er ſchweigſam, beklagte ſich, daß man ſeinen guten Willen verdamme und ſeiner Freundſchaft nicht ſo entgegenkomme, wie ſie es verdiene. Er ſah dabei Bertha an, die aber nichts erwiederte.

Auf dem Heimwege, den er dieſes Mal in Geſellſchaft Oswalds antrat, klagte er über den unpraktiſchen Sinn dieſer Deutſchen, denen nicht zu helfen ſei. „Sie fühlen nicht," rief er, „daß ſie ſich hier in einer andern Welt befinden, und daß dieſe andere Welt andere Anſchauungsweiſe, andere Lebensart, andere Mittel des Lebens erheiſcht. Dieſe Bertha, wenn ſie ſich einen Namen als Künſtlerin machen ließe, könnte einen Mann höherer Klaſſe heirathen; wird ſich ein ſolcher für eine bloße Handwerkerstochter finden?"

So verſtimmt wie Holländer, ſo heiter war Oswald. Die Erinnerung an den Nachmittag, den er als Lehrling bei Bertha zugebracht, entzückte ihn. Er kehrte am nächſten Tage und am darauf folgenden und dann immer wieder, und ſchon nach wenigen Tagen ſaß er mit dem Werkzeuge in der Hand da und ſchnitzte einfache Blumen aus dem Rohen heraus, die dann Bertha ausführte. Er hätte nie geglaubt, daß er für Dergleichen Talent hätte, und doch bemerkte er Fortſchritte, und Bertha verſicherte ihn, daß ſie mit ſeiner Hülfe das Doppelte zu Stande bringe. Das waren glückliche Stunden; aber das Glück verſchwand, ſobald Oswald den Fuß aus der Stube Bertha's ſetzte. In ſeinem Hotel fing man wieder an, ihn mit mißtrauiſchen Augen und von der Seite anzuſehen; noch immer hatte er es nicht dahin gebracht, ſich ſein tägliches Brod zu erwerben; bevor er mit dem Handwerk dahin komme, das ſah er ein, müſſe es noch Monate, vielleicht noch länger dauern. Und am Ende freut ihn die Handwerksarbeit nur, weil er ſie in Geſellſchaft Bertha's verrichtet; als er eines Nachmittags, da ſie außer dem Hauſe beſchäftigt war, allein arbeiten mußte, fühlte er ſich ſehr unglücklich und gelangweilt. Er zweifelte an ſeinem Beruf zum Handwerk, und ſeine ganze Vergangenheit, ſeine ganze Erziehung wies ihn auf andere Wege. Bei all Dem verbrachte er, oft eingeladen, viele Stunden bei Fanny, und die offene, entgegenkommende Liebe dieſer guten und ſchönen Frau rührte ihn; der Ueberfluß des Lebens, der ihn da umwogte, konnte nicht ohne verführeriſchen Reiz bleiben einem jungen Manne gegenüber, der, wenn er nicht von ihr geladen war, vom Hunger geplagt wurde. War es nicht ein Verbrechen, das Schickſal Bertha's an ſein trauriges, verhängnißvolles knüpfen zu wollen? — und war es nicht Thorheit, ein glänzendes Glück von ſich zu weiſen, das ſich ihm, beinahe zudringlich, von ſelber bot? — Und ſo hin- und herſchwankend, begegnete er eines Tages Siegmund, als dieſer in Geſellſchaft vieler Männer und Frauen in ärmlichem Anzug, mit einer Papierkappe auf dem Kopfe, aus dem Hauſe einer Seitenſtraße trat. — „Wie kommen

Sie in dieſe Geſellſchaft, lieber Siegmund!" rief ihm Oswald entgegen.

„Gutta Percha iſt die Parole, die Loſung Kautſchuk!" antwortete dieſer in ſeiner Art. Er arbeitete in einer Kautſchukfabrik und ſah glücklich und heiter aus, derſelbe, den er einſt als Stutzer und eleganten Geſellſchafter gekannt hatte und der ſich jetzt die Freude nicht verſagen konnte, Oswald auf ein Glas Wein einzuladen.

Dieſes Erlebniß beſchämte ihn wieder. Zum letzten Male wollte er mit Fanny ſprechen, die ihm in letzter Zeit Hoffnung gemacht hatte, endlich ſeinem Drängen zu weichen und auf ſeine Art für ihn zu ſorgen. Vor der feſtgeſetzten Stunde ging er in ihre Soirée, um ungeſtört auf den Gegenſtand zurückzukommen. Fanny erſuchte ihn, heute etwas länger zu bleiben; ſie wollte ihm nach der Soirée, wenn die übrige Geſellſchaft ſich entfernt haben werde, Eröffnungen machen. Aber dieſe Soirée ſollte verhängnißvoll enden. Schon der Anfang verſtimmte ihn. Unter den erſten Gäſten befand ſich Dr. Holländer, der ſich in der letzten Zeit bei Fanny hatte einführen laſſen. Er trat mit großer Sicherheit auf, ſprach die Hälfte der Eingeladenen als alte Bekannte an und ließ ſich den Unbekannten vorſtellen. Oswald bewunderte ihn, mit welcher Leichtigkeit er franzöſiſch ſprach und mit welcher Geſchicklichkeit er die einflußreichſten Perſonen herauszufinden und mit ihnen anzuknüpfen verſtand; worüber aber Oswald beſonders ſtaunen mußte, war die Vertraulichkeit, mit der er Fanny nach ſo kurzer Bekanntſchaft behandelte und wie er ihr offenbar den Hof machte. Dieſe konnte auch nicht umhin, im Laufe des Abends Oswald auf all Das aufmerkſam zu machen und die Bemerkung hinzuzufügen: daß dieſer Dr. Holländer ein Mann ſei, an dem ſich Oswald ein Beiſpiel nehmen könnte; er wiſſe ebenſo raſch einflußreiche Leute wie reiche Wittwen herauszufinden, und der werde in Paris gewiß ſein Glück machen.

Im Uebrigen verlief die Soirée aufgeregter als ſonſt. Louis Napoleon hatte, um die Nation zu beſchäftigen und ihre Aufmerkſamkeit von den blutigen inneren Angelegenheiten abzulenken,

eben die „Rhein-Idee" ins Publikum geworfen, und hier wie überall diskutirte man mit Feuer die Nothwendigkeit, die Schmach von 1815 zu rächen und die „natürliche Gränze Frankreichs", das linke Rheinufer, zu erobern. Ein sozialistischer Republikaner nahm die Gelegenheit wahr, um seine Ideen über Krieg und Eroberung, diese Barbareien, aus einander zu setzen und die schöne Zukunft auszumalen, wenn alle Völker als Brüder neben einander leben und sich nicht mehr eines Stückes Landes wegen wie wilde Bestien zerfleischen werden. Oswald, in dessen Nähe die schöne Rede gehalten wurde, trat auf ihn zu und sagte: „Ich freue mich, hier eine solche Stimme zu hören. Es ist also zu hoffen, daß, wenn Ihre Partei ans Ruder kommt, dieser Zankapfel, die Rheingränze, nicht zwischen zwei große Nationen geworfen wird."

„O!" rief der Republikaner, „die Rheingränze! Das ist ganz was Anderes! die müssen wir haben!" — Oswald zuckte die Achsel und ging weiter zu einer anderen Gruppe, die ebenfalls andächtig einem Redner lauschte, und dieser war kein anderer als Dr. Holländer. Aber wie war er erstaunt, als dieser mit großer Beredtsamkeit die Rechte Frankreichs auf das schöne Land, auf die „natürliche Gränze", aus einander setzte, und wie er seinen Auseinandersetzungen die Versicherung hinzufügte, daß die Bewohner des linken Rheinufers nichts sehnlicher als ihre Vereinigung mit Frankreich wünschten. Er selbst, versicherte Holländer, habe erst vor Kurzem der französischen Regierung eine Denkschrift übergeben, in welcher er sich über die französischen Sympathien der ehemals französischen Theile Deutschlands eines Weitern ausgelassen. Oswald konnte Das nicht länger mit anhören, drängte sich durch die Gruppe der Zuhörer, trat hart an Holländer heran und sagte ihm ziemlich vernehmlich das einzige Wörtchen „Schuft" ins Ohr. Holländer erblaßte, stammelte etwas und wollte antworten; aber bevor er zu Worte kam, hatte ihm Oswald den Rücken zugekehrt und war in ein anderes Zimmer getreten. Dort blieb er, von der Gesellschaft getrennt, bis sich diese nach und

nach verlief. Er hatte ja Fanny versprochen, länger als die Anderen zu bleiben. Im Salon saß nur noch das sogenannte „kleine Comité", die beschränkte Anzahl vertrauterer Freunde, die nach einer Soirée länger zu verweilen pflegen, um gemüthlicher zu plaudern oder auch um die stattgehabte Gesellschaft und ihre Glieder zu kritisiren. Das petit comité der Madame Löwenthal bestand aus vier oder fünf Damen und aus zwölf bis fünfzehn Männern; auf welche Weise auch Holländer in diesen kleinen Kreis gerathen, ist unbekannt. Genug, er blieb da, sei es um glauben zu machen, daß er zu diesem intimeren Kreise gehöre, sei es, daß er sich durch sein bloßes Bleiben einen Platz darin erst erobern wollte. Oswald kümmerte sich um das petit comité eben so wenig, als er sich in der letzten Stunde um die ganze Gesellschaft gekümmert hatte. Die Niederträchtigkeit Holländers, der Gedanke an viele Deutsche seines Gleichen, die sich in Paris herumtrieben, und endlich selbst die einfache Thatsache, daß er einem Manne den größten Schimpf ins Gesicht geworfen, regte ihn eine Zeitlang in ungewöhnlicher Weise auf. Doch wies er das Alles endlich mit Verachtung von sich ab, und er war, wohl von der späten Stunde darin unterstützt, wieder zu der gewohnten Ruhe seines Wesens gekommen, als er mit Einem Male vom Salon her gewisse Klänge hörte, die ihm aufs Neue das Blut in den Kopf trieben. Es waren die einleitenden Töne zu dem bekannten Rheinliede von Alfred de Musset, welches dieser Dichter im Jahre 1840 als Antwort auf Nikolaus Beckers Rheinlied gedichtet und das jetzt, durch die Eroberungsgelüste aufgefrischt, wieder viel gesungen wurde. Es ist ein Lied voller Schimpf auf Deutschland. Er erhob sich und sah Herrn Gerard am Klavier sitzen, einen der Elegants aus dem Café Tortoni, der dafür bekannt war, daß er eine schöne Stimme hatte und daß er dieses Spottlied auf Deutschland besonders gut zu singen verstand. Kaum hatte er die ersten Töne angeschlagen, als ihn schon Herren und Damen umdrängten und baten, doch ja das ganze Lied zu singen. Er ließ sich nicht lange bitten und fing an. Aber er hatte

die erſte Strophe noch nicht ausgeſungen, als Oswald in der Thüre erſchien und mit kräftiger, wenn auch vor Aufregung zitternder Stimme in die Geſellſchaft hineinrief: „Meine Herren, es iſt ein Deutſcher unter Ihnen!“

Die Geſellſchaft ſah ihn einen Augenblick lang verblüfft an, Herr Gerard aber, der gut angefangen hatte und ſich um ſeinen Triumph nicht wollte bringen laſſen, fuhr zu ſingen fort. Oswald trat einen Schritt weiter in den Salon, ſtreckte gebieteriſch ſeinen Arm dem Sänger entgegen und rief mit donnernder Stimme: „Schweigen Sie! augenblicklich!“

Anſtatt aller Antwort ſchlug Gerard mit doppelter Kraft auf die Taſten und ſang oder rief vielmehr mit Trotz und ſo laut als möglich die Worte des Liedes:

„Wir hatten Euren deutſchen Rhein!
Behaltet Euren deutſchen Rhein
Und waſchet drin Eure deutſche Livrée!“

Da hielt ſich Oswald nicht länger. Er trat hart an den Sänger und an die Geſellſchaft heran, und am ganzen Leibe zitternd und bald dem Sänger, bald den anderen Männern mit der Hand unter der Naſe geſtikulirend, rief er: „Ja, ihr hattet unſern Rhein, aber ihr habt ihn mit Schimpf und Schande zurückgeben müſſen; wir haben euch wie die Haſen über dieſen Rhein gejagt. Wir hatten eure Seine, eure Loire, eure Rhone; wir haben ſie euch gnädig zurückgegeben. Ihr ſeid wie Diebe heimgejagt worden!“

Ein höhniſches Gelächter antwortete dieſen Worten des Ingrimms; Herr Gerard wollte ſie mit immer lauterem Spiel und Geſang übertäuben. Oswald griff nach ihm, um ihn vom Klavier zu reißen, als er bemerkte, daß Holländer mit unter den Lachenden war. Sogleich ließ er die Franzoſen, trat mit zwei großen Schritten auf dieſen zu, und ehe man es verhindern konnte, erſcholl von der Wange des Doktors die Züchtigung durch den Salon. Da verſtummte die Muſik, und einen Augenblick ſpäter fand ſich Oswald wieder in der Nebenſtube. Fanny hatte ihn am Arme gefaßt und hineingezogen.

„Welch ein Skandal!“ rief sie ganz außer sich — „um Gottes willen! In meinem Salon! Eines Liedes wegen! und eine Ohrfeige! Morgen wird man in ganz Paris davon sprechen! Du kompromittirst mich vor der Gesellschaft und vor der Regierung! Wilhelm, muß ich Das gerade von dir erleben!“

Oswald schwieg; er hörte kaum, was sie sagte, und war unfähig, ein Wort hervorzubringen. Er ließ sich von ihr in eine Sophaecke drücken und nickte bejahend, als sie ihn beschwor, da zu bleiben und sich nicht vom Flecke zu rühren. Sie wolle zur Gesellschaft zurück und die Leute fortschicken.

Sie ging. Oswald athmete tief auf, und schon nach einigen Minuten streckte er sich mit einem Behagen, als ob ihm eine große Last vom Herzen gefallen wäre. Im Salon hörte er nur ein Gemurmel, das sich nach und nach verlor, um endlich gänzlicher Stille Platz zu machen. Dann kehrte Fanny zurück und brach aufs Neue in Ausrufungen über den Skandal aus. „Und mit all Dem,“ fügte sie hinzu, „ist die Sache noch nicht zu Ende. Alle diese Herren haben sich dem Doktor Holländer als Zeugen und Sekundanten angeboten! Das gibt noch eine Affaire!“

Oswald zuckte die Achsel.

„Ja,“ fuhr Fanny fort, „du machst dir nichts daraus — aber ich. Man kann immer nicht wissen — und dann — ich galt immer für eine so gute Französin.“

„Das eben ist eine Schande, Fanny, — ja eine Schande, daß sich diese Leute so was in deinem Hause erlauben dürfen, bei einer Deutschen.“

„Aber, Wilhelm, ich bin eine nationalisirte Französin; ich habe einen nationalisirten Franzosen geheirathet.“

„Fanny, ich will mit dir nicht streiten — aber diese Entschuldigung ist eine ganz elende Entschuldigung.“

„Seit Jahren,“ sagte Fanny mit etwas gedemüthigter Stimme, „habe ich nicht mehr daran gedacht, daß ich eine Deutsche bin.“

„Das ist es ja eben, erwiderte Oswald etwas ärgerlich, „das ist ja eben schlecht von dir.“

„Du mußt es mit einer Frau nicht so genau nehmen," sagte sie beinahe bittend.

„Wenn die Frauen das Vaterland vergessen," rief er eifrig, „ist es noch schlimmer, als wenn es die Männer thun. Wo das Weib nicht zählt, hat auch das Vaterland zu zählen aufgehört."

Sie schwieg und sah vor sich hin. Erst nach langem Nachdenken nahm sie wieder das Wort, aber ohne den Blick von dem Punkte, auf dem er haftete, abzuwenden. „Sieh, Wilhelm," sagte sie zögernd, „wir sind ja alte Freunde und du bist ein Ehrenmann; ich kann mit dir so aufrichtig sprechen, wie sonst mit keinem Menschen. Sieh, Wilhelm, ich habe es gut mit dir vorgehabt — wir sind alte Freunde — nichts natürlicher, als daß ich dich lieb habe. Du hast mich auch ein wenig lieb. Ich kenne dich, du bist uneigennützig — ich weiß, hätte ich dir gesagt: Heirathe mich! — und du hättest ‚Ja' geantwortet, so hättest du es nicht gethan, weil ich die reiche Madame Löwenthal bin, sondern weil du mich ein wenig lieb hast. Dessen bin ich von keinem andern Menschen so gewiß. Nun wollte ich dir gerade heute so sprechen, und gerade heute zeigst du mir, daß du unverbesserlich bist, daß du ganz und gar nichts in dir hast, was dich zu einem ächten rechten Pariser, wie ich ihn brauche, machen könnte. Das thut mir leid, daß wir so wenig zu einander passen. Und nun kommt noch der Skandal dazu, der dich unmöglich macht."

Sie schwieg, und Oswald antwortete nichts. Sie legte die Hand an die Stirne und dachte nach, und nur als ob sie laut dächte, fuhr sie nach ungefähr einer Viertelstunde wieder fort: „Aber gerade der Skandal — gerade der Skandal könnte viel von seiner Häßlichkeit verlieren, wenn man annehmen könnte, daß du ein gewisses Recht hättest, so zu handeln, daß du im Geheimen schon halb und halb Herr des Hauses gewesen, daß du mit mir verlobt seiest. Ich würde mich nicht besinnen — ich würde vor Jedermann erklären — wenn ich nur wüßte, daß du in Zukunft solche Angelegenheiten mehr als Weltmann, so wie man

heut zu Tage muß — daß man nicht sage, ich hätte einen wilden Deutschen —"

Oswald ergriff ihre Hand und sagte gerührt: „Liebe Fanny, du bist gut, du meinst es gut mit mir, und dein Vertrauen rührt mich. Aber es kann Niemand aus seiner Haut heraus; du nicht aus der deinen, ich nicht aus der meinen. Du bist schon zu sehr Französin, und ich werde immer der Deutsche bleiben, den du heute kennen gelernt. Du müßtest deine ganze jetzige Lebensweise aufgeben, dich von deiner ganzen Gesellschaft trennen, oder dich auf viele ähnliche Skandale gefaßt machen. Ich bin in dieser Beziehung unverbesserlich. Du siehst es selbst ein, wir passen nicht zu einander — Du wärest nicht glücklich mit mir; ich aber wünsche dir alles mögliche Glück."

So sprechend, küßte er ihr die Hand aufs Herzlichste und eilte aus der Stube. Er wollte nicht hören, als sie ihn noch einmal rief, und sprang mit großen Schritten die Treppe hinab und in den bereits anbrechenden Tag hinein.

Paris sieht um diese Tageszeit nicht lieblich aus. Die alte Kokette, die spät aufsteht, hat sich noch nicht geputzt. Vor jeder Hausthür liegen Haufen Schmutzes; die Ratten haben sich in ihre Schlupfwinkel noch nicht zurückgezogen; in dunkeln Winkeln liegen die Katzen auf der Lauer; nur Lumpen-Sammler und -Sammlerinnen, mit herabgebrannten Laternen in der Hand, beleben die Straßen und hie und da übernächtige männliche und weibliche Schwelger, die mit fahlen Gesichtern stumm nach Hause schwanken oder sich noch mit einer Neige von Lebenslust und Kraft zu Heiterkeit aufzustacheln suchen. Wer an diesen Anblick nicht gewöhnt ist, sucht, wenn er ihm durch Zufall doch zu Theil wird, so rasch als möglich aus dieser Stadt hinaus oder heim in seine Stube zu kommen. Nicht so war es Oswald. Er hatte kein Auge für das Häßliche und Abstoßende rings umher; er war in einer so klaren Stimmung, wie er sie seit lange nicht gekannt hatte. Er hatte etwas gethan. Er empfand die ganze Genugthuung, einen Nichtswürdigen gezüchtigt und der Frechheit der

Verhöhnung seines Vaterlandes auf die im Momente thunliche Weise geantwortet zu haben. Beides konnte von schlimmen Folgen für ihn sein: aber Das war es ja eben, was der That, der er fast keine Bedeutung beimaß, einigen Werth und ihm die Befriedigung gab. Er fühlte wohl, daß er immer, und daß er besonders in jenem Momente mehr zu thun fähig gewesen wäre. Und endlich war sein Herz aus einem Zwiespalt gerettet, aus Ketten, in denen es sich, halb aus praktischer Klugheit, halb aus Neigung, durch Wochen abgemüdet hatte. Es beunruhigte ihn nur sehr wenig, welchen Eindruck die Trennung auf Fanny gemacht haben mochte: er kannte ihr leichtes Naturell und wußte, daß kaum eine Narbe zurückbleibe. Sie hatte ihn in der ersten Stunde des Wiederfindens mit derselben Freundschaft empfangen, mit der sie sich von ihm trennte; sie wird jetzt eben so heiter weiter leben, als sie vorher ohne ihn gelebt hatte. Nichts war jetzt noch übrig, was dem freien Flug seiner Gedanken und Gefühle für Bertha im Wege gestanden hätte; Holländer war, wie er jetzt Bertha kannte, nach seiner Entlarvung begraben, ja, Oswald lachte jetzt über sich selbst, daß er einen Augenblick auf einen solchen Menschen hatte eifersüchtig sein können. Gewiß, schon der Instinkt eines ehrenhaften Gemüths, wenn nicht ihre klare Einsicht, mußte Bertha immer von ihm fern gehalten haben. Ihr entgegen wandten sich jetzt unwillkürlich seine Schritte, und der fernen Vorstadt zuwandernd, sang er wie ein Glücklicher, dem alle Wünsche erfüllt worden, in die Luft hinein, und die ihm begegneten, meinten einen jungen Menschen zu sehen, der in dieser Nacht große Freuden und Erfolge erlebt. Seine äußeren Verhältnisse waren nach wie vor elend — aber was waren sie neben dem Siege, den er erkämpft, neben der Zuversicht, mit der er jetzt der Zukunft entgegen ging. Die sogenannte große Welt, die glänzende Glückmacherei und Alles, was darum und daran ist, schien ihm jetzt so erbärmlich neben seiner Freiheit, und diese erschien ihm in Gestalt des Lebens und Webens, das er in Werkstatt und Stube Meister Urbans kennen gelernt.

Vor dessen Hause stand er, als die aufgehende Frühlingssonne kaum noch den höchsten First desselben beleuchtete. Er lachte über seine Ungeduld und wanderte weiter, um durch den Wald von Vincennes einen Morgenspaziergang zu machen. Da sproßte und trieb es schon in allen Bäumen, die Vögel sangen, im Rasen zu Hunderten stand das Gänseblümchen, das die Franzosen viel schöner und deutscher „Marguerite", „Gretchen" nennen. Eine gewisse Gemüthsstimmung, die ihn daheim, gegen Ostern, immer befiel und die er die „Faustische" nannte, weil er sich dann an den Faust-Spaziergang erinnerte, überkam ihn mit ganzer Gewalt; sein Heimweh wurde stärker, aber trotzdem fiel das Elend des Exils von ihm, und — Niemand sah es — Thränen, die beinahe Freudenthränen waren, denn sie galten dem Vaterlande und der Liebe, rollten zu den „Gretchen" hinab.

Aber seine Augen waren wieder klar, als er eine Stunde später zugleich mit den Gesellen in Urbans Haus trat. Bertha saß schon an der Arbeit. „So früh," rief sie erstaunt und lachend, „und im Frack?"

„Ich komme als Geselle," sagte er, „und so muß ich mit den Gesellen kommen."

Er hielt es jetzt für überflüssig, länger mit seiner Meinung über Holländer und mit den Erfahrungen, die er mit ihm gemacht, zurückzuhalten, und erzählte Alles, was sich auf ihn bezog.

Bertha legte die Hände in den Schooß und sagte betroffen: „Ich bitte Gott, daß er mich nicht hochmüthig werden lasse, daß ich mir nicht einbilde, eine überaus kluge Person zu sein. Ich habe ihm nie getraut; seine hohen Protektionen waren mir immer verdächtig, und was er für uns that, machte mir niemals Freude. Ich schwieg und verwies mir selber mein Mißtrauen, weil man viel von seiner aufopfernden Wirksamkeit zu Hause erzählte und weil ihm so viele und gute Männer so Vieles zutrauten."

Urban aber ging voll Entrüstung in der Stube auf und ab, schlug mit der Faust auf den Tisch und versicherte unverhohlen

und ein Mal übers andere, daß er Das nie geglaubt haben würde. Nachdem er ſich ausgetobt und halb und halb zur Ruhe gekommen, ſagte er, wie um ſich ganz zu beruhigen: „Nun, der ſoll ſchön hinausgeworfen werden! Zu dieſer Thür wird er hinausfliegen und ſo raſch, daß er ſich dreimal in der Luft herumdrehen ſoll.“

Mit ſeinem Entſchluſſe, ſich nunmehr ganz auf den goldenen Boden des Handwerks zu ſtellen, mußte ſich Oswald jetzt an den Vater wenden. Das zeigte Bertha, daß es ihm Ernſt damit war, und inniger und vertrauter, zugleich mit gerührtem Blicke, ergriff ſie die eine Hand, während der Vater in die andere einſchlug. „Iſt recht!“ ſagte dieſer, „obgleich ich nicht glaube, daß Sie es jemals weit bringen, aber immerhin, beſſer etwas verſuchen, als gar nichts zu thun. Jedenfalls können Sie uns helfen und nützlich ſein.“

Dieſe neue Wendung hatte freilich das Arge, daß Oswald als wirklicher und ernſtlicher Lehrling nicht mehr drin in der Stube bei Bertha bleiben konnte, ſondern mit den Geſellen in der Werkſtätte arbeiten mußte: aber es war ein Opfer, und ſo hatte es auch die Süßigkeit und die Befriedigung des Opfers. Er arbeitete fleißig und unausgeſetzt, wenn ihm auch von Zeit zu Zeit die Arme müde, die Schweißtropfen in Bächen herabſanken. Er wußte, daß Bertha manchmal durch den Vorhang der Glasthüre ſah. Erſt ſpät, etwas vor Feierabend, bat er Urban, zum letzten Male mit ihm eine Ausnahme zu machen und ihm zu erlauben, daß er zu Hauſe nachſehe, ob nichts vorgefallen. Nach dem Vorgange dieſer Nacht und nachdem ſich ſo viele der Herren aus der Geſellſchaft Fannys dem Dr. Holländer als Sekundanten angeboten, mußte er vorausſetzen, daß indeſſen irgend eine Botſchaft für ihn angekommen ſei.

Aber er fand in ſeiner Wohnung nichts vor. Müde von der neuen und angeſtrengten Arbeit nach ſchlafloſer Nacht, legte er ſich früh zu Bett und fiel glücklich und mit einem Herzen voll Hoffnung in einen tiefen Schlaf. Als er erwachte, ſaßen zwei

Männer vor seinem Bette, deren verworfene Gesichter ihn noch mehr überraschten, als ihre Anwesenheit. Sie gaben sich als Agenten der Polizei zu erkennen und sagten ihm, er solle nur ruhig im Bette bleiben, es werde noch Jemand erwartet. Bald darauf trat ein dritter, behaglich aussehender Mann ins Zimmer. Er schlug seinen Rock auseinander, zeigte seine dreifarbige Schärpe und sagte: „Ich bin der Polizeikommissär des Viertels. Herr Wilhelm Oswald, Sie sind verhaftet."

Eine halbe Stunde später ging Oswald wieder, wie gestern durch die Straßen des ungeschmückten Paris; wie anders als gestern. Rechts und links von ihm die beiden Galgengesichter. Es ging nach dem Zellengefängniß Mazas, vorbei am Faubourg St. Antoine, wo Bertha schlief.

5.

Vierzehn Tage waren vergangen, vierzehn traurige Tage voll Ungeduld, Durst nach Freiheit und traurigen Gedanken und Erwägungen. Es waren gefährliche Zeiten; Recht und gerichtliche Formen waren aus Frankreich verbannt; der siegreiche Staatsstreich wüthete mit verbundenen Augen gegen wirkliche wie vermeintliche Feinde, denn er fühlte sich schwach trotz seines Sieges. Jede Fliege erschreckte ihn, und er erdrückte sie, bevor sie summen konnte. Wenn es mit dem Verdächtigen nicht gradeswegs aus den Armen der Gattin, von der Seite der Mutter oder der Kinder weg nach dem langsam tödtenden Lambessa in Afrika oder nach dem schnell mordenden Cayenne in Amerika ging, so war doch Mazas als erste Station auf dem Wege nach diesen sogenannten Verbrecherkolonien zu betrachten, in denen die beste und edelste Kraft Frankreichs und jeder Aufschrei des geschändeten Rechts erstickt wurde. Und jetzt gerade, da es ihm war, als stände er an der Schwelle zu seinem Glück, da er ein

neues Leben anfangen wollte — jetzt gerade mußte Oswald auf dieſen drohenden Weg geworfen werden! Doch wir wollen nicht die Geſchichte eines Gefängnißlebens und ſeiner Leiden ſchreiben; wohl aber müſſen wir ſagen, daß es für Oswald auch ſeine glücklichen Momente hatte. An wen ſonſt hatte er außerhalb dieſer Mauern zu denken, als an Bertha? Und was konnte die gezwungene Muße ſchöner ausfüllen? Und je mehr er ihrer gedachte, deſto tiefer fühlte er ſeine Liebe Wurzel ſchlagen, und er ſagte ſich: Dieſe Haft ſoll mir geſegnet ſein, wenn ſie auf Ihr Herz dieſelbe Wirkung hat.

Nach einem lächerlichen Verhör, das am vierzehnten Tage ſeiner Haft ſtattfand, das die Rechtsformen wahren ſollte und aus dem er erfuhr, daß er als ein gefährlicher Feind der neuen Staatseinrichtung, vielleicht als Verſchwörer angeklagt ſei, wurde ihm angekündigt, daß er von nun an jeden Donnerſtag während einer Stunde Freunde, Verwandte und Bekannte ſprechen dürfe. Es habe ſich aber bisher noch Niemand gemeldet als ein junges Fräulein. Wie zitterte er dieſem erſten Donnerſtag entgegen; die wenigen Tage und Nächte bis zu dieſem Donnerſtage verfloſſen noch langſamer als die vorhergehenden. Endlich brach er an, und ſchon Morgens um fünf Uhr ging Oswald angekleidet in ſeiner Zelle mit großen Schritten auf und nieder. Aber erſt um Zehn wurde er vom Gefangenwärter angerufen und von dieſem, der ihm kaum folgen konnte, über die lange Galerie und die Treppe hinunter begleitet. Und in der That, da ſtand ſie, die Einzige, die er erwartet hatte. Jetzt würde er ſie ohne Rückſicht in ſeine Arme geſchloſſen und ihr geſagt haben, wie ſehr er ſie liebe, wie nur der Gedanke an ſie ſein Gefängniß belebe, wenn er von ihr nicht durch zwei Gitter und einen großen Raum zwiſchen den zwei Gittern getrennt geweſen wäre. Nicht einmal die Hände konnte er ihr drücken, und doch war ſie ihm nie ſo ſchön und holdſelig erſchienen, als jetzt, da ihr Kopf durch das Gitter, wie durch einen Rahmen, unendlich mild und troſtreich zu ihm herüberlächelte. Was hätte er ihr nicht Alles gern geſagt. Aber

an seiner wie an ihrer Seite standen Lauscher, und leise zu sprechen war auf diese Entfernung eine Unmöglichkeit. So standen sie lange schweigend, bis ihm Bertha sagte, daß seine reiche Freundin, die sie nicht nennen wollte, sich für ihn verwende, und daß er gewiß hoffen dürfe, bald das Gefängniß zu verlassen.

„Sie wird mich vielleicht selbst besuchen," meinte Oswald.

Bertha bezweifelte es und gab ihm zu verstehen, daß sie sich in ihrer Stellung nicht kompromittiren könne, daß sie aber ihr Möglichstes thue. Er lächelte und dachte: Allerdings, der arme Handwerker und Flüchtling mit seiner Tochter, die Schutzlosen, die man morgen so behandeln kann wie mich, die dürfen sich kompromittiren, nicht aber die Freundin der Minister. Er lächelte bitter und doch mit einiger Genugthuung. „Wie kommen Sie dazu, mir so viel von dieser Dame mittheilen zu können und —"

„Wir haben sie kennen gelernt," erwiderte Bertha, „und das danken wir Ihrer Empfehlung, lieber Freund. Sie kam zu uns und machte große Bestellungen. Der Vater hat jetzt fünf Leute mehr in der Werkstatt, und wir haben wohl auf fünf Monate hinaus vollauf zu thun. Mein Vater ist glücklich und voll Zuversicht auf die Zukunft; er nennt sich einen gemachten Mann. Es ist eine gute Dame! Sie sprach mit so großer Theilnahme von Ihnen!"

Oswald zog es vor, mit Bertha von ihr selbst zu sprechen, und fragte sie nach ihrem und des Vaters Leben, nach jeder Kleinigkeit in ihrer Stube, nach den Einzelheiten in ihrer Arbeit. Dann sahen Beide wieder einander an, und so mit Sprechen und Schweigen verging die vorgeschriebene Zeit außerordentlich schnell. Aber auch Thränen kamen vor, denn Oswald that die unbefangene Frage, ob es heute ein schöner Tag sei, worauf sie erschrocken ausrief: „Wie? sehen Sie nicht einmal den Tag?" Und ein Strom von Thränen stürzte diesen Worten nach. Oswald tröstete sie, daß es wohl hell in seiner Zelle sei und daß nur eine Blende vor dem sehr hoch angebrachten Fenster ihn hindere, das Wetter zu erkennen.

„Man darf Ihnen," sagte Bertha, als die Beamten schon auf Trennung drangen, „man darf Ihnen jetzt Manches schicken. Was wünschen Sie zu haben? Soll ich Ihnen Bücher schicken?"

„Ja, schicken Sie mir Bücher, aber, wenn das möglich, auch Holz und Werkzeuge, und was zu unserem Handwerk gehört; ich will meine Lehrzeit nicht verlieren."

„Ist das Ihr Ernst?" fragte sie lächelnd.

„Gewiß!"

Nun erscholl eine Glocke, darauf ein Ruf — kaum, daß die Beiden noch Zeit hatten, einander noch zuzunicken — und sie waren getrennt. Nicht anders als im Innersten glücklich, eilte der Gefangene in seine Zelle zurück; an der Thüre übergab ihm ein Beamter eine Rolle Geldes, die das Fräulein für ihn zurückgelassen, damit er sich andere als die Gefängnißkost anschaffen könne. Er nahm das Geschenk mit Freuden an; je mehr er ihr dankte, desto glücklicher wollte er sich fühlen.

Am nächsten Morgen kamen Bücher und mit den Büchern zubereitetes Holz in Stücken der verschiedensten Formen und jeder Art von Werkzeugen. Er jubelte auf, als wäre er einem Berufe wieder gegeben, dem er seit Jahren gelebt hätte. Nach kaum einer Stunde war die Zelle in eine Werkstätte verwandelt und saß Oswald, wie ein glücklicher Handwerksmann, an seiner Arbeit und sang.

Wir wollen, wie gesagt, keine Gefängnißgeschichte schreiben, und so sagen wir nur: es vergingen die Tage, es vergingen die Wochen. Da dem Gefangenen jetzt jeder Donnerstag ein glückliches Ziel war, hatte er sich, wenn er die Geduld verlor, wenn ihm, wie Das Gefangenen zu gehen pflegt, der Kopf zu springen drohte, nur auf wenige Tage, auf übermorgen, auf morgen zu vertrösten. Und jeder Donnerstag gab ihm so viel des Glückes, daß er sich davon nähren konnte bis zum kommenden. Er hatte nichts als die Arbeit und die Stunde mit Bertha, und so wurden ihm Arbeit und Bertha Alles in der Welt, seine ganze Welt. Er hatte ihrer Geschicklichkeit aufmerksam genug zugesehen, um die

Anfänge der Kunst zu kennen und um sich selbständig weiter bilden zu können; dazu kam der Scharfsinn des Gefangenen in Auffindung und Entdeckung von Mitteln und der Wunsch, Bertha, wenn er einmal das Gefängniß verlasse, mit einem Meisterstück zu überraschen. Und er war selber überrascht von seinen Fortschritten, und wie das kleine Meisterstück unter seinen Händen sich entwickelte. Er arbeitete an einem Lesepulte. Zwei knieende Engel trugen auf ihren Nacken und aufgehobenen Händen ein großes, aufgeschlagenes Buch. Die Verhältnisse, die Draperie waren ihm vortrefflich gelungen und zwar mit Hülfe eines alten Holzschnittes, den er in einem der Andachtsbücher fand, welche der Geistliche des Gefängnisses jedem Gefangenen, ob er dergleichen wolle oder nicht, in die Zelle bringt. Aber am Meisten freute ihn, daß beide Engelsgesichter Bertha vollkommen ähnlich wurden, das eine trug ihren tiefen sinnigen Ernst, das andere ihre unbefangene, lächelnde Heiterkeit. Die zwei großen Lehrerinnen der Kunst, Liebe und Einsamkeit, saßen ja immer an seiner Seite, und so that er denn in diesen Monaten einen größeren Schritt, als er vielleicht selbst unter Berthas Anleitung gemacht haben würde. Und er that den für sein Leben noch wichtigeren Schritt, daß sich ihm ein Kunstverständniß aufthat, von dem er früher keine Ahnung gehabt, und daß er einen Beruf von ganzem Herzen liebgewonnen, zu dem er sich mit innerem Zwiespalt, mit Widerstreben, aus äußeren Rücksichten entschlossen hatte. Wie fern lag ihm jetzt seine einstige Juristerei, und mit welcher Theilnahme und Vertiefung studirte er die Zeichnungen und Kupferwerke, die ihm der Direktor des Gefängnisses, dem er ein Consol gearbeitet hatte und der ihn zu besuchen pflegte, aus der Bibliothek des Arsenals herbeischaffte!

Und so vergingen denn auch die Monate. Und der Frühling war hin und der Sommer war hin, als er eines Abends vor seiner Zelle das Wort: Liberté! Freiheit! rufen hörte. Welchem Glücklichen galt das? Oswald ließ den Meißel aus der Hand fallen. Noch einmal rief es: Liberté! und gleich darauf

Ein hoher Wille, dem ich mich ergebe;
Doch immer bin ich, wie im erſten, fremd.
Weh Dem, der fern von Eltern und Geſchwiſtern
Ein einſam Leben führt! Ihm zehrt der Gram
Das nächſte Glück vor ſeinen Lippen weg.
Ihm ſchwärmen abwärts immer die Gedanken
Nach ſeines Vaters Hallen, wo die Sonne
Zuerſt den Himmel vor ihm aufſchloß, wo
Sich Mitgeborne ſpielend feſt und feſter
Mit ſanften Banden an einander knüpften."

Er wollte weiter ſprechen, aber die Stimme verſagte ihm; ſchluchzend fiel er auf den Stuhl zurück und ließ den Kopf auf den Arm ſinken, und die glückliche Hochzeit der Verbannten lief nicht ohne Thränen ab.

ihn bekannt gemacht und ihm glänzende Bestellungen auf Jahre hinaus verschafft. Als ihr Urban eines Tages für so viel Güte dankte, antwortete sie mit gewohnter Offenheit: „Den Dank verdiene ich nicht von Ihnen, denn ich thue das Alles nur für Oswald, damit Sie bald reich werden, und ihn mit Ihrer Tochter ohne Furcht vor der Zukunft verheirathen können, denn seit ich Ihre Bertha gesehen, begreife ich, warum er einer der ersten Frauen von Paris den Korb gegeben."

Im Hause der Rue de la Tourelle herrschte jetzt ein reges Leben. Die Werkstätten wurden erweitert, und in ihnen arbeiteten dreißig Gesellen, aufgemuntert durch das Beispiel ihres Brodgebers, seiner Tochter und ihres Verlobten. Im ersten Stockwerke wurde zu alledem noch eine kleine Wohnung gemiethet. Und als Oswald einige Wochen nach seiner Haftentlassung an der Seite seiner jungen Frau aus der Mairie trat, zitirte Siegmund, einer der Trauungs-Zeugen:

„Wer nie sein Brod mit Thränen aß,
Wer nie die kummervollen Nächte
Auf seinem Bette weinend saß,
Der kennt euch nicht, ihr himmlischen Mächte."

Und bei dem kleinen Hochzeitsmahle stimmte er zum Rheinwein an:

„Am Rhein, am Rhein, da wachsen unsre Reben,
Gesegnet sei der Rhein!"

und unterbrach sich selber, um gleich darauf: „Sie sollen ihn nicht haben!" anzustimmen. Dann zitirte er aus hundert Dichtern hundert Segenssprüche über das junge Ehepaar, die alle in Erfüllung gingen. Aber als er beim fünften Glase war, wurde er, wie immer, weich, stand auf, wendete sich gegen Osten und rief mit zitternder Stimme:

„Und es gewöhnt sich nicht mein Geist hierher!
So manches Jahr bewahrt mich hier verborgen

Ein hoher Wille, dem ich mich ergebe;
Doch immer bin ich, wie im ersten, fremd.
Weh Dem, der fern von Eltern und Geschwistern
Ein einsam Leben führt! Ihm zehrt der Gram
Das nächste Glück vor seinen Lippen weg.
Ihm schwärmen abwärts immer die Gedanken
Nach seines Vaters Hallen, wo die Sonne
Zuerst den Himmel vor ihm aufschloß, wo
Sich Mitgeborne spielend fest und fester
Mit sanften Banden an einander knüpften."

Er wollte weiter sprechen, aber die Stimme versagte ihm; schluchzend fiel er auf den Stuhl zurück und ließ den Kopf auf den Arm sinken, und die glückliche Hochzeit der Verbannten lief nicht ohne Thränen ab.

Johannisberg.

1.

Johannisberg ist nicht zu verwechseln mit dem berühmten Schloß und Weinberg des Fürsten Metternich im Rheingau. Das Johannisberg, das wir meinen und das in den Aktenstücken, nach welchen diese Geschichte erzählt wird, oft vorkommt, ist eine bescheidene Anhöhe mit Haus, Garten und Pavillon in der Nähe einer schönen Stadt Mitteldeutschlands und in lieblicher Gegend. Den Namen hat es allerdings von jenem Berge, denn als der spekulative Wirth die ehemalige Villa eines zu Grunde gegangenen Barons ankaufte und sie in ein Weinhaus und Ausflugsort für die Stadt verwandelte, glaubte er mit Beziehung auf einen wirklich guten Johannisberger, den er im Keller hatte, seinem Wein- und Bierhause keinen besseren, voller tönenden, lockendern Namen geben zu können. In der Umgegend hatte der Hügel bald einen beinahe eben so großen Ruf, als der Berg im Rheingau in der ganzen Welt hat. Man hat von da aus eine vortreffliche Aussicht über die malerische Gegend, und die Bedienung war vortrefflich. Im Sommer hielten hier Reisende, und die Honoratioren der Stadt, so wie Alle, die einen guten Trunk liebten, scheuten selbst im Winter, bei schlechtestem Wetter, den ziemlich langen, manchmal beschwerlichen, selbst gefährlichen Weg nicht. Wie traurig dann auch der entlaubte Wald von der einen, die lange, nebelbedeckte Ebene von der andern Seite aussahen, im Innern des Johannisberger Hauses mußte es doch gemüthlicher sein als in der ganzen Stadt, denn er zählte die meisten und dabei einträglichsten Gewohnheitsgäste und — Trinker, wenigstens an gewissen Abenden der Woche.

„Ja," sagte an einem solchen Winterabende in der besten Stube des Johannisberges — es war einige Tage nach dem Pariser Staatsstreiche, der eben durchdiskutirt worden, also in den letzten Tagen des Jahres 1851 — „ja!" sagte der Schulmeister, „es ist eine eigene Sache um das Gewissen. Manchmal glaube ich, es ist eine Erfindung der modernen Zeiten und nur für uns gemeine Leute erfunden, wie die Gesetze überhaupt."

„Ei," rief der Pfarrer mit einer entrüsteten Armbewegung dazwischen, „ei, das ist ja rein, als ob" — dann brach er ab. Obwohl Pfarrer, sah es mit seiner Beredtsamkeit sehr zweifelhaft aus; wenigstens brachte er es selten über das „als ob" hinaus. Fast nie führte er seine Vergleichung aus, sondern ließ den zweiten Theil seines Satzes in einem verdrießlichen Gemurmel verlaufen.

„Sie mögen sagen, was Sie wollen, Herr Pfarrer," fuhr der Schulmeister fort, „bei den Alten finde ich nichts von Dem, was man bei uns ‚das Gewissen' nennt. Die Alten hatten Angst vor dem Rächer, vor den Strafen der Götter, vor den Eumeniden, aber nicht vor ihrem eigenen Gewissen. Der Dämon des Sokrates hat wohl einige Aehnlichkeit, aber Sokrates hatte eben mancherlei Vorgefühle unserer Denkweise und dann — wenn er vom Dämon sprach, so meinte er es doch ganz anders. Selten brachte er ihn mit Verbrechen in Verbindung."

Die ganze Gesellschaft von Beamten und Doktoren machte mit dem Pfarrer verdrießliche Gesichter, daß der Schulmeister das Gewissen wegdisputiren wollte und sich sogar anschickte, seine These historisch zu belegen.

„Es scheint mir doch," sagte der Oberamtsrichter, „als wäre das Gewissen, wie die Moral, etwas Angeborenes."

„Und das sagen Sie? ein Richter?" lächelte der Schulmeister, „man sollte doch glauben, daß Sie durch tägliche Verhöre eines Andern belehrt werden."

Der Oberamtsrichter zog sich vor diesem Lächeln schüchtern in ein großes Halstuch zurück und lispelte nur: „Allerdings!"...

Er so wenig wie die andern Mitglieder der ehrenwerthen Gesellschaft hatte den Muth, sich mit dem Schulmeister ernstlich auf einen Wortstreit einzulassen, und unbeirrt fuhr dieser fort: „Da habe ich vor Kurzem wieder Shakespeares Richard III. gelesen, und dabei fiel mir ein, daß Shakespeare viel zu dem allgemeinen Glauben an die Macht des Gewissens beigetragen. In Richard III. wie in Macbeth schildert er die Wirkung des Gewissens am Furchtbarsten, am Ergreifendsten, und da das, wie der Wahnsinn, auf der Bühne den größten Effekt macht, haben sich die Dichter mit Eifer auf diese Seelenzustände geworfen und den größten unter ihnen so oft nachgeahmt, als nur thunlich. Wir haben in Deutschland, seit unsere Dichter bei Shakespeare in die Schule gegangen, beinahe eben so viele Gewissensstücke als Wahnsinnstragödien. Da gibt es die Kotzebue'schen Gewissensvisionen und Hallucinationen König Christians in dem Stück „Gustav Wasa"; da gibt es ein Schauerstück „der Erbvertrag" von einem gewissen Vogel, das seiner Zeit viel Lärm gemacht, und dann einen Houwald'schen Epilog zu Schillers Maria Stuart, in dem sich Königin Elisabeth auf dem Sterbebett vor Gewissensbissen wie in Krämpfen windet, und viele, viele andere Stücke, Romane, Novellen, Alles nähere oder fernere Anverwandte und unähnliche Abkömmlinge Richards III. und Macbeths. Das Volk sieht und liest dergleichen und meint am Ende, es verhalte sich wirklich so und nicht anders. Es ist aber mit diesen Schilderungen der Gewissensbisse gerade so wie mit den Wahnsinnsschilderungen der Dichter, die alle auf einen Leisten geschlagen sind — ich nehme selbst Goethe's Gretchen nicht aus — und die mit dem Wahnsinn, den wir im Irrenhause sehen, nicht die geringste Aehnlichkeit haben."

„Aber," sagte der Pfarrer, der aufgestanden war, um hinaus zu gehen, und nur noch das Ende des Satzes abwartete, „das wäre ja wirklich, als ob" — dann verschwand er hinter der Thüre.

„Was den Wahnsinn betrifft," bestätigte Dr. Nebel, „da muß ich Ihnen Recht geben."

„Sehen wir uns aber die Thatsachen näher an," fuhr der Schulmeister wieder fort, „so verhalten sie sich ganz anders, als in den Schilderungen der Dichter. Von Macbeth wissen wir nichts. Richard III. ging trotz aller Gräuelthaten als ein muthiger Mann in die Schlacht und dem Tode entgegen. Jener Christian war halb wahnsinnig von Jugend auf, und seine Krankheit nahm, wie natürlich, mit dem Alter zu. Das Stockholmer Blutbad machte ihm kein graues Haar, und als ihn Gustav Wasa in Schweden entthront hatte, hätte er es mit Vergnügen zum zweiten Male aufgeführt. Königin Elisabeth starb wie ein Weiser, mit der größten Ruhe, gewiß bis zu ihrem letzten Moment überzeugt, daß sie eine große Regentin gewesen, England groß gemacht und mit der Hinrichtung der niederträchtigen Maria Stuart einen großen, kühnen und klugen Streich ausgeführt. Auf dem Throne gibt es kein Gewissen. Gäbe es eins, nicht der hundertste Theil der Kriege, die die Welt unglücklich gemacht, wäre geführt worden. Der Mann, von dem wir heute als von einem Meineidigen, Verräther und Mörder gesprochen, wird mit dem Bewußtsein sterben, etwas Großes vollführt zu haben, wenn er nicht in der Verbannung stirbt und wenn es ihm gelingt, seine Dynastie zu befestigen. Gelingt ihm das nicht, oder wird er eines Tages verjagt, dann wird er nur bedauern, nicht noch ärger gewüthet und nicht alle Parteien, die ihm entgegen stehen, bis auf die Wurzel ausgerottet zu haben. Also ist da oben von Gewissen keine Spur, und doch sind es Menschen von Fleisch und Blut wie wir! Also, ist es die Erziehung, gewissermaßen ein Vorurtheil..."

Da erhob einer der Zecher, der bis jetzt mit geschlossenen Augen dagesessen und am Gespräche keinen Theil genommen hatte, mehr einem Trunkenen als einem Nüchternen glich, die Augenlider und sagte mit einer so festen Stimme, als man ihm bei seinem Zustande nicht zugetraut hätte: „Larifari, lieber Erhard! Und wenn es kein Gewissen gäbe, so müßte man es erfinden!"

„Richtig! Das ist ein Wort!" lächelte der Schulmeister

zustimmend und mit einer Freundlichkeit, die er bis jetzt keinem Andern unter den Trinkgenossen gezeigt hatte. — „Lieber Hallwich, Sie haben den Nagel auf den Kopf getroffen."

Jeder Fremde hätte den Trunkenen einer solchen Aeußerung für unfähig gehalten und wäre von seiner plötzlichen Ernüchterung und seiner klaren Aussprache überrascht gewesen. Die Anwesenden waren es nicht. Sie kannten die Art des Assessors Dr. Hallwich, der den ganzen Tag düster, schweigsam, wie bewußtlos umhertaumelte, so in die Weinstube trat und so dasaß, bis er durch die dritte oder vierte Flasche endlich der Fähigkeiten wieder habhaft wurde, die er durch sein Laster eingebüßt oder wenigstens in tiefen Schlaf, in eine beständige Betäubung gebracht hatte. Auf einer gewissen Höhe des Rausches angekommen, war er der Mensch von ehemals, bis er, dem Laster weiter fröhnend, schon nach einer halben oder ganzen Stunde wieder die traurige Erscheinung wurde, die die Stadt seit drei oder vier Jahren kannte und, je nach dem Standpunkte, bedauerte oder verachtete.

„Wie der Gesunde die Gesundheit nicht kennt, so kennt der Reine eigentlich das Gewissen nicht. — Man muß nicht von Königen und Kaisern sprechen, nicht von Menschen in Ausnahmeverhältnissen," sagte Hallwich weiter. „Es bedarf nicht der Haupt- und Staatsverbrechen und der massenhaften Schlachtenmorde, um etwas zu beweisen. Wir Alle können in unsern kleinen Verhältnissen eben so große Verbrechen begehen, wenn wir Weib und Kind um ihre Habe bringen, die häuslichen Verhältnisse so zerrütten, daß sie das ganze künftige Leben unserer Kinder verdüstern müssen, wenn wir ein edles, vortreffliches, treues, liebendes Weib unglücklich machen ..."

Da brach Hallwig plötzlich ab, und die ganze Gesellschaft schwieg. Hier war es Niemand unbekannt, von wem er sprach; desto peinlicher war die Stille, und der Schulmeister wollte sie eben unterbrechen, als Dr. Hallwich wieder die Augen öffnete und gerade gegen ihn gewendet und mit einem Lächeln, dem

Niemand Liebenswürdigkeit abgesprochen hätte, und mit aufgehobenem Finger zu ihm sagte: „Sie sind mir verdächtig, lieber Erhard! Die Leute, die das Gewissen wegdisputiren wollen, und mögen sie es noch so geistreich und gelehrt anfangen, haben sich entweder schon mit Verbrechergedanken getragen, oder haben ein Verbrechen begangen, oder sind nicht weit entfernt davon, eins zu begehen."

Die ganze Gesellschaft lachte laut auf, und Erhard that das Seinige, um mit zu lachen. Doch führte er das Glas zum Munde, um die Verlegenheit, die seinen lachenden Mund umspielte, zu verdecken. Er hätte Hallwich antworten können, daß er selbst seiner These widerspreche, daß er ja das Gewissen vertheidige, während jener häusliche Verbrecher kein Anderer sei, als er selbst, der also, folgerichtig, das Gewissen leugnen müßte. Aber Erhard begnügte sich, nachdem er seinen Schluck gethan, mit dem Ausrufe: „Nun, Gott sei Dank, bisher belastet kein Verbrechen mein Gewissen."

„Belastet kein Verbrechen mein Gewissen!" wiederholte Hallwich lächelnd, „merken Sie, meine Herren, wie er aus der Rolle fällt? Das erinnert an den Gottesleugner Vanini, der auf dem Scheiterhaufen ausrief: „O mi Deus! O mein Gott!"

Die ganze Gesellschaft stimmte mit ein in sein Lachen, und das Gespräch, das bis jetzt eigentlich nur ein selten unterbrochener Monolog des Schulmeisters gewesen, wurde ein allgemeines, wie immer, wenn Hallwich aus seiner Betäubung erwachte. In seinen lichten Momenten war er der liebenswürdigste Gesellschafter, und die Unterhaltung wurde um so gemüthlicher, als der Schulmeister ihm eine Nachgiebigkeit und Rücksicht zeigte, wie keinem Andern gegenüber. Leider dauerten diese lichten Momente nicht lange; der Wein, mit dessen Hülfe er sich aufraffte, warf ihn wieder nieder, und wie er rasch nach einander das Glas zum Munde führte, mußte man glauben, daß er diese lichten Momente selbst so sehr als möglich abzukürzen suchte. So lange er sprach, dauerte die Heiterkeit fort. Es kam in

seinen Reden nicht nur ein klarer und milder Geist zum Vorschein, er wußte sie auch mit einer arg- und harmlosen Satire zu würzen, die um so mehr Beifall fand, als sie meist nur gegen den Schulmeister gerichtet war und dieser sie, ganz gegen seine Gewohnheit, mit der Sanftmuth eines Lammes über sich ergehen ließ. Die Blicke der Anwesenden begegneten sich dann von Zeit zu Zeit; theilnehmend, beifällig sagten sie, einer dem andern verständlich: „Wie Schade um den Mann. Ganz der Alte! Ganz der liebenswürdige, joviale, gute Hallwich von ehemals!"

Sein Wiederverstummen war gewöhnlich das Zeichen zum Aufbruch.

Der Pfarrer, der Doktor, der Oberamtsrichter, und wie die Titelträger dieser Honoratiorengesellschaft alle geheißen haben mögen, beeilten sich augenscheinlich, ihre Paletots umzuthun und aus dem Hause, durch den Garten, den Abhang hinab in die Felder und auf den ebenen Weg zur Stadt zu gelangen. Es wäre ihnen nicht angenehm gewesen, mit Hallwich in dem Zustande, in dem er sich nun einmal befand, selbst vom Nachtwächter gesehen zu werden. Wie immer blieb der Schulmeister allein bei ihm zurück, zog ihm mit Mühe den Paletot über die Schultern, knöpfte ihn und faßte Hallwich kräftig unter dem Arme. Dieser wendete sich, nicht wie die Andern dem Garten, sondern der Hinterthür und dem Wege zu, der dort durch den Wald, längs eines Hügelkammes am Rande eines tiefen, abschüssigen Thales in Windungen und Steigungen der Stadt entgegenführte.

„Der Weg ist heute weich und schlüpfrig," bemerkte der Schulmeister, „wäre es nicht besser, wir gingen durch die Felder?"

Aber Hallwich kümmerte sich um diese Ermahnung nicht im Entferntesten; kaum daß er mit leisem Brummen antwortete, während er dem Wege, vor dem der Schulmeister warnte, entgegenschritt und beinahe entgegentaumelte. Der Pfad längs der Hügel, an deren Fuße ein Waldbach hinbrauste, wäre in der

That für einen Menſchen in Hallwichs Zuſtande ſehr gefährlich geweſen, wenn dieſer nicht glücklicherweiſe mit der Sicherheit eines Schlafwandlers dahingegangen wäre. Der Schulmeiſter konnte ſich freilich auf dieſe Sicherheit nicht verlaſſen und mußte alle ſeine Kraft zuſammen nehmen, um den großen und ſtarken Mann immer im Gleichgewicht und ſo fern als möglich vom Rande des Pfades zu halten.

Der Dezembermond warf ein ſchmutziges Licht auf die entlaubten Nuß- und Kaſtanienbäume, und einen fahlen Schimmer auf die feuchte Wieſe, die vom Pfade an den Bach hinunter lief, da und dort von hervorragenden Sandſteinblöcken unterbrochen. Unten im Bache ſchimmerte es unheimlich vom Schaume der angeſchwollenen Wellen, die ſich an den gewaltigen Steinen brachen. Wie ſchön, wie lieblich auch die Landſchaft im Sommer hier anzuſehen, und obwohl dieſer Weg der angenehmſte Spaziergang der ganzen Umgegend war, weßhalb er auch der „Weg der Liebenden“ genannt wurde, ſo nahm er ſich doch melancholiſch, ja düſter in den regneriſchen Herbſttagen und Nächten aus. Die einzelnen Heuſcheunen, die über den Wieſengrund unten und am Abhang zerſtreut lagen, machten den Eindruck verlaſſener Wohnungen und die Wieſen ſelbſt den der Oede, da man vom Sommer her gewöhnt war, ſie von Rinderheerden, Kuhglocken und Arbeitern belebt zu ſehen. Eine würdige Staffage dieſer traurigen Landſchaft waren die zwei Männer, jene unerquickliche, häßliche Gruppe bildend, der wir in deutſchen Nächten in den Straßen der Städte, auf Dorfplätzen und auf den Wirthshauswegen ſo oft begegnen.

Auf ungefähr halbem Wege machte man Halt. Hallwich hatte ſeine Gewohnheiten, von denen er nicht abließ. Ein vorſpringender Felſen war da in eine Bank verwandelt worden, die wie ein Balkon über eine ſteile, ſteinige Wand hervorragte und unten, beinahe lothrecht, den Bach unter ſich hatte. Auf dieſe Bank ließ er ſich nieder, ſo oft er vorüberkam, beugte ſich weit vor und blickte in den ruhigen Spiegel, den da der Bach, von

Binsen eingerahmt, bildete und auf dessen ruhiger Oberfläche im Sommer weiße Lilien ihre Häupter wiegten. Erhard saß neben ihm und hielt seinen Paletot mit beiden Händen. Das pflegte so an zehn Minuten zu dauern, während welcher sich Hallwich weit vorbeugte und die um seinen Kopf spielenden Lüfte ihm wohl zu thun schienen. Gewöhnlich sagte er während dieser Zeit nichts; heute aber, ohne aufzusehen, fragte er plötzlich: „Weißt du, Schulmeister, daß deine Geliebte krank ist?"

Erhard fuhr zusammen: „Wer ist krank?"

„Unser Luischen, unsere kleine Lulu," antwortete Hallwich nach einiger Zeit.

„Lulu!" wiederholte der Schulmeister, „was fehlt denn dem armen Kinde?"

Aber der Andere antwortete nicht wieder. Sein Kopf war herabgesunken, und er schien zu schlafen. Erhard ließ ihn ruhig und vernachlässigte selbst die Vorsicht, die er bis jetzt mit ihm beobachtet hatte, indem er beide Hände vom Paletot zurückzog und in den Schooß sinken ließ. Es war, als versänke er selbst in einen traumhaften Zustand. Der Nachtwind aber schlug die kahlen Zweige an einander, ein großer Vogel, wohl eine Eule, fiel mit Geräusch auf einen der Wipfel — der Schulmeister erhob sich rasch und faßte wieder den Paletot: „Wollen wir nicht gehen?" fragte er mit etwas schüchterner, furchtsamer Stimme.

„Am Besten wäre es, Schulmeister," sagte Hallwich, ohne sich zu regen, „du würfest mich da hinab. Du heirathest dann Bertha, und für Weib und Kind ist gesorgt."

„Schauderhaft!" murmelte der Schulmeister.

„Schauderhaft!" lachte der Trunkene — „ja schauderhaft, weil ich deine Gedanken ausspreche. Meinst du, ich wisse es nicht, warum du so viel vom Gewissen sprichst?"

Er lachte so laut, daß es vom Walde gegenüber wiederhallte; den Schulmeister überlief es kalt, und er schüttelte sich und knöpfte den Rock wieder zu, den er so eben aufgeknöpft hatte.

„Sei ruhig," sagte Hallwich, der sich erhoben hatte und mit

breiten Beinen ziemlich fest vor ihm stand, „sei ruhig, ich sage es Niemand — und — und — wenn du es einmal ausführst, so habe ich es dir im voraus verziehen.“

Er faßte seinen Arm und taumelte weiter, ohne sich um Erhards Gemurmel: Unsinn! Unsinn! zu kümmern. Nach wenigen Minuten war er wieder wie bewußtlos und ging er wieder gleich einem Nachtwandler auf dem schlüpfrigen Wege, wie vorhin. Wahrscheinlich hatte er schon seine eigenen Worte vergessen.

2.

Hätte ich nicht schon angedeutet, daß ich diese Geschichte aus wahren Begebenheiten zusammensetze und nach Aktenstücken erzähle, ich wäre in Gefahr, vom Leser für sehr wenig vertraut mit deutschen Zuständen und Verhältnissen gehalten zu werden. Wo in aller Welt führt der Schulmeister in Gesellschaft des Pfarrers, des Oberamtsrichters, überhaupt angesehener Personen das große Wort? wo gehört er mit zu der Honoratiorengesellschaft? wo sitzt er mit an dem Tische, an dem die besten Männer der Stadt sitzen? und wo trinkt er den besten Wein mit und zwar auf eigene Kosten? Mit dem Schulmeister Erhard in der hübschen, kleinen Stadt B. verhielt es sich allerdings anders als mit allen andern Schulmeistern Deutschlands dieß- und jenseits der Mainlinie.

Erhard, der Schulmeister, war der Sohn eines Schulmeisters und hatte eine elende Jugend voll Mangel, Entbehrung, Noth hinter sich, wie alle Söhne von Schulmeistern, die sich dem Berufe ihrer Väter widmen. Letzteres hat Erhard zwar nicht gewollt; er strebte höher hinauf, und in dem Schullehrerseminar lernte er so viel, als man sonst in berühmten Stiften und auf Universitäten lernt; sein Ideal war mindestens eine Universitätsprofessur gewesen — aber was nützen die Ideale? Er mußte froh sein, daß man ihn in Anerkennung seines höheren Wissens

nicht in irgend ein weltverlassenes Dorf, sondern in die hübsche und wohlhabende Stadt versetzte — freilich auch nur als ganz niedrigen Schulmeister ganz kleiner Kinder mit ganz kleinem Gehalte, aber doch mit der gegebenen Möglichkeit, sich in der Fremdenstadt mit Privatlektionen neben seinem jämmerlichen Gehalte noch so viel zu erwerben, als nöthig war, um einen ordentlichen Rock zu bezahlen — ein Luxus, auf den, nebenbei gesagt, Erhard überaus viel hielt. Einige verdienstliche Aufsätze über pädagogische Gegenstände in einer Schulzeitung und ein Lesebuch mit Erklärungen, in dem er bedeutendere Dichterwerke dem Verständniß der Jugend näher zu bringen suchte, lenkten die Aufmerksamkeit seiner Vorgesetzten auf ihn, und er war noch nicht tief in den Zwanzigen, als ihm eine Stelle an einer Realschule angeboten wurde. Er lehnte zwar, man wußte nicht, aus welchen Gründen, diese Stelle ab, in der Stadt aber wußte man um die Anerbietung, eben so wie die glänzenden Anträge bekannt wurden, die ihm ein berühmtes Privatinstitut in der französischen Schweiz gemacht hatte. Dazu kam, daß er gleich in den ersten Jahren seines Aufenthaltes der gesuchteste Privatlehrer in heimischen wie in fremden Familien war, und daß er Gegenstände lehrte, mit denen sonst Schulmeister seines Ranges selten oder gar nicht vertraut sind — und zu all Dem ein Wesen, das zu der Vorstellung von einem Schulmeister nicht im Entferntesten stimmte. Erhard war ein schlanker, kräftiger, großer Mann mit einem Gesichte, das in verhältnißmäßig früher Jugend schon so aussah, als hätte er eine Geschichte voll von Leidenschaften hinter sich. Es gibt Gesichter, die so geboren werden und gewissermaßen das Programm ihres Lebens mit auf die Welt bringen. Dunkelbraune, dichte Haare umschatteten eine hohe blasse Stirne; aber noch schattender wirkten die dichten und langen, über der Nasenwurzel zusammenhängenden Augenbrauen, welche die Blässe und Hohlheit der Wangen, wie die Schärfe der Geiernase desto stärker hervortreten ließen. Ein Glück für Erhard war es, daß das Schulreglement das Tragen von Schnurrbärten nicht gestattete;

der Schnurrbart hätte den Mund verdeckt, der, obwohl feinlippig, feſtgeſchloſſen und, wie das ganze Geſicht, auf mannigfache Leidenſchaften deutend, doch einen melancholiſchen Zug hatte, der das etwas Fieberiſche, Heiße der Erſcheinung wohlthätig milderte.

Der Mund iſt's, der Geſchichten euch erzählet.
Ein leiſer Zug nur um den Mund kann's ſagen,
Wie ſehr ein armes Herz ſich hat gequälet,
Ob es einſt Glück geſehn in beſſern Tagen.
Der Mund iſt's, der ein Angeſicht beſeelet.
Die Augen mögen nur die Fackeln tragen,
Um eines ſolchen Buches dunkle Stellen
Mit ihrem Licht erklärend zu erhellen.

In einer größeren Stadt, und wo man ihn nicht als Schulmeiſter gekannt hätte, würde man von ihm geſagt haben, er habe etwas Byroniſches in ſeinem Weſen und Ausſehen. Daß aber all Das nicht genügt haben würde, einem armen Schulmeiſter die Stellung zu verſchaffen, die er wirklich einnahm, wird der deutſche Leſer leicht begreifen, da ſich ſeit der Zeit der Kotzebue'ſchen Kleinſtädter in den ſozialen Begriffen von Titeln und Gleichheit der Stände in Deutſchland wenig geändert, da in dem Lande der Denker die Ariſtokratie des Geiſtes und der Bildung noch immer die geringſte Geltung hat. Gibt es doch im Lande der Denker eine Univerſitätsſtadt, wo die ſimplen Profeſſoren, die Hofräthe, die Geheimräthe in einem und demſelben Geſellſchaftszimmer verſchiedene Tiſche einnehmen. Erhard dankte ſeine Stellung einem ganz andern Umſtande, der eben ſo wenig mit ſeinem Wiſſen als mit ſeiner äußern Erſcheinung etwas zu thun hatte. Die Auflöſung des Räthſels ſeiner Stellung liegt in folgenden drei kleinen einſylbigen Worten: er war reich!

Vor Jahren, kurz nach Erhard, war ein alter blinder Herr, der ſeiner Zeit bekannte Baron W . . . s, ein ehemaliger Staatsmann, in die Stadt gekommen. Er bedurfte eines Vorleſers in mehreren Sprachen und engagirte Erhard. Bald hatte er, wie man ſich im Publikum ausdrückte, am Schulmeiſter einen Narren

gefressen, und dieser gewann schon damals an Achtung und Ansehen, da man erfuhr, daß der Baron seine Denkwürdigkeiten sammelte und sie dem Schulmeister in die Feder diktirte. Da der Baron viel erlebt und erfahren, an den wichtigsten politischen Ereignissen und Verhandlungen Theil genommen und in die Intriguen mehrerer Höfe geblickt hatte, wurde der Schulmeister, sein Sekretär, zu einem wichtigen Manne, der viele Geheimnisse und über Staatsangelegenheiten mehr wissen mußte, als irgend ein angesehener Mann der Stadt — und dazu erfuhr man, daß der Baron sich zu wiederholten Malen über seine Fähigkeiten sehr lobend ausgesprochen, und daß er voll Vertrauen die gänzliche Bearbeitung des rohen Materials ihm allein überließ. Noch höher stieg das Ansehen Erhards, als man bemerkte, daß der höchste Vertreter der Regierung zu B. seinen Umgang suchte, ihn zu sich einlud und ihm alle möglichen Artigkeiten erwies, offenbar in der Absicht, etwas von den Geheimnissen des Barons, die er aufzeichnete, für seinen Minister, vielleicht für seinen Fürsten zu erforschen. Es machte allgemein einen großen Eindruck, daß Erhard bei all Dem in seiner niedrigen Stellung verblieb, sich nicht überhob, nicht den Wichtigen spielte und selbst höhere Anstellungen und Gehaltszulagen von der Hand wies. Am Höchsten aber stieg das Ansehen des Schulmeisters, und den tiefsten Eindruck brachte es hervor, als endlich der alte blinde Herr zu den Vätern ging und dem armen Schulmeister Alles vermachte, worüber er neben dem Fideikommiß und den Majoraten verfügen konnte. Es war Das im Grunde nicht viel, denn der Baron war nicht reich und immer freigebig gewesen, aber achtzig bis hunderttausend Gulden sammt der Bibliothek und, wie man sich erzählte, das Manuskript der Denkwürdigkeiten waren für einen Schulmeister und für die kleine Stadt ein ungeheures Vermögen, ein unberechenbares Vermögen, da das Publikum die Ueberzeugung hatte, daß der Schulmeister mit dem Manuskripte die Höfe des halben Europa in Schach halten und es diesen oder den Buchhändlern zu jeder beliebigen Riesensumme verkaufen könne. Er war also nicht nur

ein reicher Mann, sondern auch der Besitzer wichtiger Geheimnisse und eines Schatzes, aus dem er nach Belieben neue Reichthümer schöpfen konnte.

Aber was bewog ihn, bei so glänzenden Verhältnissen und bei seinem ursprünglichen Ehrgeiz in der kleinen Stadt und in der immerhin untergeordneten und abhängigen Stellung eines Schullehrers zu verharren? Wir wissen es nicht. Vielleicht aber erfahren wir es, oder lernen wir es ahnen noch an dem Abende, an dem er den taumelnden Hallwich in seine Wohnung zurückbegleitete. Vielleicht blieb er in seiner niedern Stellung, nur um den Vorwand zu haben, auch in der kleinen Stadt bleiben zu können.

Es war spät nach Mitternacht, als die Beiden vor dem Hause Hallwichs ankamen. Es war ein hübsches, freundliches, einstöckiges Haus mit einem Garten dahinter, das mit der Front auf die Anlagen sah und mit seinem Hofe an die ältesten Theile der Stadt anstieß. Der Garten zeugte allerdings von einigem Verfall, aber dem Ganzen sah man es doch noch an, daß es ursprünglich einer wohlhabenden Familie angehört haben mußte, die für sich allein wohnen und es sich in einer kleinen abgeschlossenen Welt wollte wohl sein lassen. Zu der Freundlichkeit des ganzen Anwesens paßte es wenig, daß jetzt der Besitzer wie ein Todter, oder wenigstens wie eine todte Masse auf die Stufen, die zur Hausthüre führten, niedersank; paßte auch die Beleuchtung des Dezembermondes nicht und paßte am Allerwenigsten das Nachtlicht, das aus einem der Fenster des unteren Geschoßes trüb und traurig durch die Spalten der Jalousien hervorbrach. Erhard klopfte leise an die Thüre. Nach weniger als einer Minute wurde diese von einer weiblichen Gestalt geöffnet, welche aber sofort sich wieder gegen die Stube wandte und auf das: „Guten Abend, Frau Doktor!" des Schulmeisters kaum antwortete. Erst als er: „Hier ist Ihr Mann!" hinzufügte, kehrte sie mit einem seufzenden: „Ja so!" wieder an die Hausthüre zurück, und indem sie sich bückte, um den Schlafenden oder Betäubten unter den

Arm zu faſſen, ſagte ſie in ſichtbarer Aufregung: „Raſch, raſch, ich muß zum Kinde zurück!“

„Bemühen Sie ſich nicht,“ bat Erhard, „ich bringe ihn ſchon allein in die Stube; laſſen Sie Luischen nicht allein!“

Die Frau ließ ſich Das nicht zweimal ſagen und eilte wieder ins Haus zurück.

„Thier! Verbrecher!“ murmelte der Schulmeiſter zwiſchen den Zähnen, während er Hallwich mit Rieſenkraft um den Leib faßte und in die Höhe hob. — „Dir und ihr wäre beſſer, wenn ich dich ſo als wirkliche Leiche forttrüge!“

Er trug ihn über den breiten Hausflur, an der Treppe vorbei in eine hintere Stube und warf ihn da mit einer Art von Ingrimm, wie man eine unangenehme Laſt abwirft, auf ein Sopha — alles Das im Dunkeln, offenbar mit den Oertlichkeiten des Hauſes wie mit jedem einzelnen Möbel aufs Genaueſte bekannt. Ohne ſich weiter darum zu kümmern, in welcher Lage er den Trunkenen zurückließ, ging er jetzt mit leiſen Schritten auf die Thüre los, in der die Frau verſchwunden war, drückte ſanft die Klinke und trat ein. Die Frau ſaß, halb und halb im Nachtkleid, ein Tuch um den Kopf gebunden, an dem Bette des kranken Kindes und lauſchte auf deſſen Athem, der allerdings ſchwer und beklommen ging und einen deſto traurigern Eindruck machte, als aus dem Nebenzimmer ſich der geſunde und wohlthätige Schlaf der andern zwei Kinder in ruhevollen Takten hören ließ. Das Nachtlicht warf einen weißen und melancholiſchen Schimmer auf das ſorgenvolle Geſicht der Mutter, die dem lauſchenden Schulmeiſter als die ſchönſte mater dolorosa, die er je geſehen, erſchien. Er dachte an das ewig lachende Geſicht voll Jugend und Glück, das er vor Jahren gekannt hatte, das ihm ſo viele Schmerzen verurſacht hatte, und er wußte ſelber nicht, ob er jetzt eine gewiſſe teufliſche Genugthuung empfinde, oder ob ſie in ihrem Elende wirklich ſchöner ſei, als ſie es im Glück und in der erſten Blüthe ihrer Schönheit jemals geweſen. Mit mir, ſagte er ſich, wäre ſie glücklicher geweſen; ich ſäße mit ihr am Bette

ihres Kindes — aber für den elenden Schulmeister hatte sie damals keinen Blick — der glänzende, der reiche, der elegante Sohn des Appellationspräsidenten gefiel der Tochter des Gärtners viel besser!

„Ist Luischen wirklich so krank?" fragte er, indem er sich dem Bette näherte.

Frau Hallwich antwortete nur mit einem traurigen Achselzucken und einer Handbewegung nach dem Kinde.

„Haben Sie einen Arzt?"

Sie nickte mit dem Kopfe.

„Hat er was verschrieben?"

Sie deutete auf den Nachttisch, wo ein Rezept lag. Er nahm es auf und fragte nach der Medizin. Sie antwortete nicht, neigte sich nur tiefer auf das Kind und küßte es. „Er hat das letzte Geld heute auf den Johannisberg getragen," dachte Erhard, nahm das Rezept und verließ die Stube. Als er nach ungefähr einer Stunde wiederkam, sprang sie ihm bis an die Thüre entgegen, und während sie die Medizinflasche in Empfang nahm, drückte sie ihm zugleich die Hand, flüchtig, doch herzlich und mit einem dankbaren Lächeln auf den Lippen. Sofort hob sie das Kind sanft in die Höhe und flößte ihm einen Löffel voll ein. Dabei schlug das Kind die Augen auf, sah Erhard und lächelte.

„Sie erkennt Sie," lispelte Frau Hallwich — „mich hat sie vorhin nicht erkannt." Dann setzte sie sich wieder hin, um die Wirkung der Arznei zu beobachten. Nach kurzer Zeit athmete das Kind leichter und versank in einen ruhigen Schlaf. „Das Fieber," sagte die Mutter vor sich hin, „scheint abzunehmen." — „Augenscheinlich," bestätigte Erhard, „und Sie werden sich überzeugen, daß es sich gegen Morgen ganz legen wird." — Sie sah erstaunt auf; sie hatte vergessen, daß der Schulmeister sich neben sie ans Bett gesetzt hatte und mit ihr wachte. Sie reichte ihm die Hand, um ihn um Verzeihung zu bitten und zugleich zu danken; er zog sie an seine Lippen.

„Sie sind dem Kinde so gut," sagte sie gerührt, „ich kann Ihnen nicht sagen, wie dankbar ich Ihnen bin."

Erhard ſtand auf und trat ans Fenſter. Nach einiger Zeit kehrte er zu der Frau zurück und ſagte zögernd: „Frau Doktor! Wir ſind ja alte Freunde — Ihr Kind iſt krank — mein Luischen, das ich ſo lieb habe — Sie ſind vielleicht — verzeihen Sie, wenn ich mich irre — aber ich fürchte — erlauben Sie mir, daß ich Ihnen eine kleine Summe vorſchieße.“

Die letzten Worte hatte er raſch hervorgeſtoßen, dann wiſchte er ſich den Schweiß von der Stirne.

Aber Frau Hallwich antwortete ruhig: „Ich danke Ihnen, lieber Freund — morgen werde ich Geld haben.“

Dann ſchwiegen ſie wieder Beide und ſaßen ſtill neben dem Bette des Kindes, das mit dem herannahenden Morgen in der That ſich mehr und mehr beruhigte. Als die Morgendämmerung herein zu brechen begann, ſchlug Luischen die Augen auf und freute ſich, den Schulmeiſter zu ſehen. Frau Hallwich überließ ihm das Kind und ging in die Küche, um einen Thee zu bereiten. So verging dem Schulmeiſter die ganze Nacht in Geſellſchaft der armen Frau und des kranken Kindes; Frau Hallwich hatte nicht den geringſten Widerſpruch dagegen erhoben, daß er Sorge und Mühe mit ihr theilte, und das Kind freute ſich ſeiner Gegenwart. Wie altbekannt er auch im Hauſe war, ſo ſchien er ſich jetzt der Familie doch plötzlich um Vieles näher gerückt, und der guten Frau mußte es auch ſo ſein, denn ſie nahm ſeine Dienſte ohne Rückhalt in Anſpruch und fühlte ſich offenbar durch ſeine Gegenwart geſtärkt und beruhigt.

Erſt als das volle Tageslicht hereinbrach, ermahnte ſie ihn, ſich zur Ruhe und nach Hauſe zu begeben. Er gehorchte, nachdem ſie ihm erlaubt, im Laufe des Tages wieder zu kommen, und wollte ſich eben aufmachen, als Frau Hallwich wieder vor ihn hintrat und ſagte: „Bei aller Güte, die Sie für mich haben, wäre es unrecht, wenn ich eine Bitte zurückhielte, die Sie in meine Verhältniſſe einen Blick thun läßt. Herr Erhard, ich ſehe mich gezwungen, den obern Stock unſeres Hauſes zu vermiethen; wir müſſen uns einſchränken; ſo weit iſt es — aber ich habe

nicht das Herz, es im Tagblatt anzukündigen und so gewissermaßen unser inneres Elend vor aller Welt zu verkünden. Helfen Sie mir im Stillen einen guten Miether finden!"

Erhard ergriff ihre beiden Hände. „Es ist also wirklich so weit!" rief er mit bebender Stimme „Verlassen Sie sich auf mich."

„Das thue ich," versicherte sie treuherzig.

Als er aber wenige Tage darauf plötzlich mit zwei Wagen voll von seinen eigenen Habseligkeiten vor ihrem Hause erschien und ihr anzeigte, daß er selbst ihr Miethsmann werde, erschrak sie, ohne zu wissen warum, bis ins Innerste ihrer Seele.

3.

Alle Zeit, die ihm seine Schulstunden frei ließen, verbrachte Erhard in der untern Stube und am Krankenbette des Kindes. Frau Hallwich war ihm dafür um so dankbarer, als sie nun einen Theil ihrer Sorgfalt auch ihren andern zwei Kindern zuwenden konnte. Ihr Mann war selten sichtbar. Er schlief bis spät in den Tag hinein; dann ging er aus und kehrte gewöhnlich nach Mitternacht heim, immer in dem Zustande, in welchem ihn Erhard vom Johannisberg heimzubringen pflegte. Er schien kaum bemerkt zu haben, daß Letzterer sein Miethsmann und Hausgenosse geworden. Erhard und Frau Bertha Hallwich vermieden es beiderseits, über ihn zu sprechen, selbst wenn sie in der Nacht Geräusch an der Thüre hörten und hinaus gingen, um den Bewußtlosen gemeinschaftlich in sein Schlafzimmer zu bringen. Bertha wurde nach solcher Szene meist noch schweigsamer als gewöhnlich; ein Seufzer oder höchstens eine stille Thräne, die sie zu verbergen suchte, war Alles, was den Vorgang in ihrem Gemüthe verrieth. Es mag wohl schon die siebente oder achte Nacht gewesen sein — Lulu war bereits aus aller Gefahr —

als sich ihr lange zusammengepreßtes Gefühl Luft machte und sie, nachdem sie Hallwich ins Bett gebracht, sich plötzlich wie aufgegeben in die Sophaecke warf und in lautes Schluchzen ausbrach. Erhard wußte wohl, warum sie so heftig weinte; er setzte sich zu ihr und ergriff ihre Hände.

„Haben Sie ihn früher gekannt?" rief sie verzweifelnd — „ja Sie kannten ihn noch als den herrlichen, hoffnungsvollen, liebenswürdigen Mann, um dessen Liebe mich alle Frauen und Mädchen beneideten — und nun!!"

„Und nun!" wiederholte Erhard mechanisch und sah ihr auf eine Weise in die Augen, als ob er sich aufs Höchste anstrengte, in ihrer Seele zu lesen.

„Und nun," rief Bertha und sprang auf — „nun bin ich nahe daran, ihn zu hassen, ihn zu verachten. Seit das Kind krank ist, hat er kaum zweimal den Kopf in die Stube gesteckt, um sich zu erkundigen; den letzten Kreuzer trägt er ins Wirthshaus; und daß seit acht Tagen ein fremder Mann neben mir wacht, die Nächte mit mir allein verbringt, er scheint es kaum zu bemerken!"

„Ein fremder Mann!" wiederholte Erhard auf gleiche Weise und ließ den Kopf sinken. Von der ganzen Beredtsamkeit, die ihn auf dem Johannisberg auszeichnete und zum Hauptsprecher der Gesellschaft machte, schien ihm in Gegenwart und Gesellschaft Berthas nicht die Spur übrig geblieben. Es war, als könnte er immer nur von ihr gesprochene Worte wiederholen und nachdenklich deren Sinn hin und her wenden, obwohl es doch immer so aussah, als wollte er plötzlich in heftiges Reden ausbrechen, und als thäte er es nur nicht, weil ihm der Muth dazu fehlte. Seine Wiederholung der Worte „ein fremder Mann!" brachte die aufgeregte Frau wieder zur Besinnung. Sie setzte sich zu ihm, ergriff seine Hand und sagte sanft: „Verzeihen Sie! Sie sind mir kein fremder Mann! Sie sind mein Freund, ich weiß es, mein lieber, treuer Freund — aber — aber — ich bin so unglücklich, daß ich für das Gute, das mir das Schicksal noch gönnt, kaum

mehr empfänglich, kaum dankbar bin. Gute Nacht! Schlafen Sie wohl und verzeihen Sie mir!"

Erhard ging, wie ein Diener, den man entläßt, auf seine Stube, in der es, wie in seiner ganzen Wohnung, noch wirr und chaotisch aussah. Bücher und Papiere lagen in Haufen auf dem Boden, von den Möbeln standen nur wenige auf ihren Plätzen. Er hatte in all diesen Tagen weder Zeit noch Lust gehabt, sich mit der Einrichtung seiner neuen Wohnung zu beschäftigen, und Bertha, die manchmal daran dachte, versicherte er, daß Alles in Ordnung sei. Die Wirrniß stimmte besser mit seiner Stimmung, aber sie hinderte ihn, wie er jetzt, unruhig und aufgeregt, in den Stuben umher zu wandeln anfing. Bücher, die ihm sonst werth und theuer waren, stieß er mit dem Fuße bei Seite oder er trat darauf, als wären es gemeine Steine am Wege; Möbel und Gefäße wurden hin und her gestoßen, wie er so, mehr und mehr aufgeregt und wie von einem Fieber geschüttelt, die Stuben durchwanderte. Daß Bertha ihren Mann zu hassen, ja zu verachten anfing — der Gedanke würde ihn, Das gestand er sich selbst, mit Wonne erfüllt haben, hätte er nur ganz daran glauben können. Er meinte sie zu kennen; er sagte sich, daß sie morgen, sobald er sie wieder sehe, jene in der Entrüstung ausgestoßenen Worte reuig widerrufen werde. Er erwartete Das mit Gewißheit, und es war ihm, als ob er ein Todesurtheil erwartete. Dann wieder sagte er sich, daß dieß vielleicht doch ein versprechender Anfang sei; daß die Liebe Berthas, ihr edles Gefühl für Form und Anständigkeit dem beständigen abstoßenden Anblick nicht werde widerstehen können. „Geduld!" rief er in die Nacht hinein, „Geduld!" Alle Möglichkeiten standen vor seinem Geiste. In erster Linie Scheidung. In zweiter ein möglicher Unglücksfall, denn wie leicht konnte Hallwich auf dem gefährlichen Wege, den er in seiner Trunkenheit auf der Heimkehr vom Johannisberge mit Vorliebe wählte, hinabstürzen in die Tiefe, in dem oft angeschwollenen Bache ertrinken oder auf den hervorragenden Felsblöcken den Hals brechen.

In dritter Linie ſtand noch eine andere Möglichkeit. Der Elende, der ein vortreffliches Weib entwürdigte, ſeine Kinder um den letzten Biſſen brachte, der ſchlimmer war als ein Mörder — konnte einen Richter finden, der eine Lücke des Geſetzes ausfüllte und den Verbrecher — richtete! Bei dem Gedanken an die Scheidung hatte ſich Erhard in einen Lehnſtuhl geworfen — da er aber an dieſen Gedanken des Richters kam, ſprang er wieder auf und lehnte den glühenden Kopf an die kalte Fenſterſcheibe. Er überredete ſich, daß er in Folge der Nachtwachen und der Aufregungen, die der beſtändige Umgang mit dem unglücklichen und geliebten Weibe mit ſich brachte, ein gewöhnliches, rein körperliches Fieber empfinde, und wie um ſich ſelbſt von dieſer Wahrheit zu überzeugen, ſchüttelte er ſich und legte er prüfend die Hand an den Puls.

So ſtand er ſchweigend und horchend, als er mitten durch die ſtille Nacht ein überaus trauriges Wimmern und Jammern vernahm, das, manchmal durch einzelne klagende Worte und Rufe unterbrochen, über den Garten hinter dem Hauſe und, wie es ſchien, aus dem Hofe des Nachbars kam. Erhard horchte aufmerkſamer. Wie unheimlich es auch war, ihm war es doch willkommen, denn es riß ihn aus den Gedanken, von denen er wußte, daß ſie ihn, wenn ſie ihn einmal erfaßt, nicht ſo leicht wieder frei ließen. Als käme ihm eine Erlöſung, riß er das Fenſter auf und ſtreckte den Kopf hinaus, um ſich über das Wimmern und Gejammer beſſer zu orientiren. Wir wiſſen nicht, ob es auf ihn ſo gewirkt, wie es auf jeden Andern gewirkt haben würde, unendlich wehmüthig, ja herzzerreißend — für ihn war es vielleicht nur eine Zerſtreuung, eine Gelegenheit, ſich ſelbſt zu entfliehen — gewiß iſt, daß er nach einigen Minuten Horchens leiſe die Treppe hinunterſchlich, eben ſo leiſe die Hinterthüre öffnete, durch den Garten ging und mit einem gewandten Turnerſchwung den Zaun paſſirte und im Hofe des Nachbars ſtand. Daſelbſt hielt er einen Augenblick inne, um ſich aufs Neue zu orientiren. Die Nacht war hell genug, um die Gegenſtände ringsum erkennen zu laſſen.

mehr empfänglich, kaum dankbar bin. Gute Nacht! Schlafen Sie wohl und verzeihen Sie mir!"

Erhard ging, wie ein Diener, den man entläßt, auf seine Stube, in der es, wie in seiner ganzen Wohnung, noch wirr und chaotisch aussah. Bücher und Papiere lagen in Haufen auf dem Boden, von den Möbeln standen nur wenige auf ihren Plätzen. Er hatte in all diesen Tagen weder Zeit noch Lust gehabt, sich mit der Einrichtung seiner neuen Wohnung zu beschäftigen, und Bertha, die manchmal daran dachte, versicherte er, daß Alles in Ordnung sei. Die Wirrniß stimmte besser mit seiner Stimmung, aber sie hinderte ihn, wie er jetzt, unruhig und aufgeregt, in den Stuben umher zu wandeln anfing. Bücher, die ihm sonst werth und theuer waren, stieß er mit dem Fuße bei Seite oder er trat darauf, als wären es gemeine Steine am Wege; Möbel und Gefäße wurden hin und her gestoßen, wie er so, mehr und mehr aufgeregt und wie von einem Fieber geschüttelt, die Stuben durchwanderte. Daß Bertha ihren Mann zu hassen, ja zu verachten anfing — der Gedanke würde ihn, Das gestand er sich selbst, mit Wonne erfüllt haben, hätte er nur ganz daran glauben können. Er meinte sie zu kennen; er sagte sich, daß sie morgen, sobald er sie wieder sehe, jene in der Entrüstung ausgestoßenen Worte reuig widerrufen werde. Er erwartete Das mit Gewißheit, und es war ihm, als ob er ein Todesurtheil erwartete. Dann wieder sagte er sich, daß dieß vielleicht doch ein versprechender Anfang sei; daß die Liebe Berthas, ihr edles Gefühl für Form und Anständigkeit dem beständigen abstoßenden Anblick nicht werde widerstehen können. „Geduld!" rief er in die Nacht hinein, „Geduld!" Alle Möglichkeiten standen vor seinem Geiste. In erster Linie Scheidung. In zweiter ein möglicher Unglücksfall, denn wie leicht konnte Hallwich auf dem gefährlichen Wege, den er in seiner Trunkenheit auf der Heimkehr vom Johannisberge mit Vorliebe wählte, hinabstürzen in die Tiefe, in dem oft angeschwollenen Bache ertrinken oder auf den hervorragenden Felsblöcken den Hals brechen.

In dritter Linie ſtand noch eine andere Möglichkeit. Der Elende, der ein vortreffliches Weib entwürdigte, ſeine Kinder um den letzten Biſſen brachte, der ſchlimmer war als ein Mörder — konnte einen Richter finden, der eine Lücke des Geſetzes ausfüllte und den Verbrecher — richtete! Bei dem Gedanken an die Scheidung hatte ſich Erhard in einen Lehnſtuhl geworfen — da er aber an dieſen Gedanken des Richters kam, ſprang er wieder auf und lehnte den glühenden Kopf an die kalte Fenſterſcheibe. Er überredete ſich, daß er in Folge der Nachtwachen und der Aufregungen, die der beſtändige Umgang mit dem unglücklichen und geliebten Weibe mit ſich brachte, ein gewöhnliches, rein körperliches Fieber empfinde, und wie um ſich ſelbſt von dieſer Wahrheit zu überzeugen, ſchüttelte er ſich und legte er prüfend die Hand an den Puls.

So ſtand er ſchweigend und horchend, als er mitten durch die ſtille Nacht ein überaus trauriges Wimmern und Jammern vernahm, das, manchmal durch einzelne klagende Worte und Rufe unterbrochen, über den Garten hinter dem Hauſe und, wie es ſchien, aus dem Hofe des Nachbars kam. Erhard horchte aufmerkſamer. Wie unheimlich es auch war, ihm war es doch willkommen, denn es riß ihn aus den Gedanken, von denen er wußte, daß ſie ihn, wenn ſie ihn einmal erfaßt, nicht ſo leicht wieder frei ließen. Als käme ihm eine Erlöſung, riß er das Fenſter auf und ſtreckte den Kopf hinaus, um ſich über das Wimmern und Gejammer beſſer zu orientiren. Wir wiſſen nicht, ob es auf ihn ſo gewirkt, wie es auf jeden Andern gewirkt haben würde, unendlich wehmüthig, ja herzzerreißend — für ihn war es vielleicht nur eine Zerſtreuung, eine Gelegenheit, ſich ſelbſt zu entfliehen — gewiß iſt, daß er nach einigen Minuten Horchens leiſe die Treppe hinunterſchlich, eben ſo leiſe die Hinterthüre öffnete, durch den Garten ging und mit einem gewandten Turnerſchwung den Zaun paſſirte und im Hofe des Nachbars ſtand. Daſelbſt hielt er einen Augenblick inne, um ſich aufs Neue zu orientiren. Die Nacht war hell genug, um die Gegenſtände ringsum erkennen zu laſſen.

Er befand sich im Hofe eines gewöhnlichen bürgerlichen Hauses, der nach hinten offen, nur durch den Gartenzaun, den Erhard eben übersprungen, geschlossen war. Das ganze Haus lag im Dunkeln. Ein Anbau erstreckte sich bis an den Hallwich'schen Garten, und aus dessen unterem Raum kamen jene traurigen Laute, die sich mittlerweile in Schluchzen und Weinen verwandelt hatten. Das Geräusch, das Erhards Sprung verursachte, veranlaßte einen Bewohner des obern Stockwerkes jenes Anbaues, das Fenster zu öffnen und hinunter zu rufen: „Wer ist da?"

„Ich bin es, Ihr Nachbar, Erhard."

„Ah, Herr Präzeptor Erhard! Was steht zu Ihren Diensten?"

„Ich hörte von da her ein so arges Jammern und Schreien und wollte nachsehen, was da vorgeht."

„Ach so! Sie sind neu in unserem Quartier, Herr Präzeptor, und kennen Das noch nicht. Es ist nichts, es ist nur die alte Paulhuberin, die ihren Sohn beweint."

Nach diesen Worten schlug der unsichtbare Redner wieder das Fenster zu, um sich ins Bett zu flüchten.

„Es ist nichts, es ist nur die alte Paulhuberin, die ihren Sohn beweint!" wiederholte Erhard. „Ist Das nichts? Eine Mutter, die ihren Sohn beweint? Wie leicht gewöhnen sich die Menschen an das Unglück Anderer. Der Mann kam besorgt ans Fenster, weil er Geräusch hörte; das furchtbare Gewimmer hatte ihn nicht gestört."

Er fühlte ein tiefes Mitleid mit der Frau, deren Schmerz für die nächsten Nachbarn „Nichts" war. Auch war ihm der Name nicht fremd. Bertha hatte ihn in den letzten Tagen oft ausgesprochen. Wenn die Paulhuberin, meine liebe Nachbarin, nicht krank wäre, hatte sie mehrere Male geklagt, wäre ich nicht so verlassen, und sie würde Luischen mit mir pflegen, denn sie liebt die Kinder alle, seit sie ihr einziges verloren. Erhard vergaß kein Wort, das aus Berthas Munde kam; auch hatte diese offenbar viel Freundschaft für die Paulhuberin. Das war Grund genug, von seiner Unternehmung nicht abzulassen, und er näherte

sich der Thüre des untern Stockwerkes, obwohl die traurigen Töne bereits verstummt waren. Auch war es unterdessen in der kleinen Wohnung der Paulhuberin hell geworden, so daß er durch den Lichtschein, der auf den Flur herausfiel, erkennen konnte, daß die Hausthüre offen stand. Er trat ein und klopfte an die Stubenthüre.

„Herein! Herein!“ rief schnell nach einander eine schwache weibliche Stimme — und als Erhard wirklich eintrat, rief dieselbe Stimme erschrocken: „Ach, Sie sind es, Herr Präzeptor? Entschuldigen Sie, ich glaubte, es wäre Frau Doktor Hallwich, die mich in solchen traurigen Stunden zu besuchen pflegt.“

Die so sprach, war ein Mütterchen, dem man es sofort ansah, daß ihr Gesicht älter war, als ihre Jahre. Viele und feine Fältchen, unter diesen manche, die tiefe Einschnitte bildeten, besonders zwischen den Augenbrauen und an den Mundwinkeln, bedeckten schöne Züge, die das Alter noch nicht zu entstellen, wohl aber ein tiefer Kummer zu verändern vermocht hatte. Graue Haare drangen dicht aus einer saubern weißen Nachthaube vor und stimmten harmonisch zu dem melancholischen Ausdruck, eben so wie die Thränen, die, obwohl sie beruhigt schien und mit Fassung sprach, langsam die Wangen herabrollten. Sie schien an Thränen so gewöhnt, daß sie ihr leises Herabfließen gar nicht wahrnahm. Als Erhard eintrat, zog sie die Decke nur etwas höher und stellte das Licht auf dem Tische etwas weiter zurück, daß sie nur halb beleuchtet war.

„Verzeihen Sie, Herr Präzeptor,“ begann sie wieder, „Sie sind an meine Nachbarschaft noch nicht gewöhnt, und ich habe Sie wohl im besten Schlafe gestört. Ich nehme mich zusammen, so gut es geht; aber es nützt nichts. Die Anfälle kommen immer wieder — ach Gott, es sind ja noch nicht drei Jahre.“

„Von welchen Anfällen sprechen Sie denn, gute Frau?“

„Sehen Sie, lieber Herr Präzeptor, vor kaum drei Jahren, im Jahre 1849 — Sehen Sie, ich hatte einen Sohn, einen prächtigen Jungen, mein einziges Kind, mein Alles. Wenn er lebte, jetzt wäre er Doktor und ich die glücklichste Seele auf der

Erde. Damals ging er mit den Revolutionären, er war noch Student, und er wollte nur das Gute. Die Feinde haben ihn gefangen, und der General hat ihn erschießen lassen, hier, draußen vor der Stadt, an der alten Mauer, nahe am Flusse. Sehen Sie, wie ruhig ich darüber spreche. Ich kann es, so lange ich wache, aber im Schlafe sehe ich Alles wieder, und da habe ich mich nicht in meiner Gewalt, und da jammere ich, bis ich mich selbst wecke. Das dauert manchmal über eine Stunde. Wenn ich erwache, ist mir wohl, und ich kann dann durch mehrere Tage den Menschen wieder ein ruhiges, ja ein heiteres Gesicht zeigen. Das ist es — darum habe ich Sie gestört. Verzeihen Sie mir. Sie werden sich daran gewöhnen, wie die Andern."

Hätte sie ihre Worte mit solchem Jammer begleitet, wie jener war, der Erhard herbeigelockt hatte, sie würden auf ihn nicht den Eindruck hervorgebracht haben, wie es jetzt die schlichte kurze Erzählung that, aus der die Absicht, mit ihrem Unglücke Niemand lästig zu fallen, deutlich hervorleuchtete. Erhard bat sie, ihm, wenn es ihr nicht zu schmerzlich sei, von ihrem Sohne und dessen Tode ausführlicher zu erzählen, wohl fühlend, daß ihr solche Mittheilung Bedürfniß war. Sie schüttelte zwar abwehrend den Kopf, da er sie aber, als ein gewandter Pädagog, durch kleine unscheinbare Fragen mitten in den Gegenstand hineinzog, befand sie sich in der Erzählung und Schilderung, ehe sie sich dessen versah. Und da sie an dem Verlorenen viel zu schildern hatte, verging bald eine Stunde, bald die zweite — das Gesicht der verwaisten Mutter glänzte jetzt in Glück, wenn sie von den Vorzügen und Tugenden ihres Sohnes sprach, dann war es wieder in Thränen gebadet, und so fort abwechselnd, wie ein kummerschweres Herz dessen zur Erleichterung bedarf. Die Dämmerung brach bereits herein, und die Paulhuberin sprach noch immer fort, und der Schulmeister, den die Mitternacht in schwarzen, in unaussprechlichen Gedanken gesehen, saß noch immer da, theilnehmend, gerührt, voll tiefen Mitleids für die arme Frau, die er niemals früher gesehen hatte.

Als er endlich ging, fühlte sie, daß er ihr ein Arzt, Tröster und Helfer gewesen, und er seinerseits nahm sich vor, sich an ihr nächtliches Klagen nicht zu gewöhnen, wie die andern Nachbarn, und immer, so oft er sie in der Nacht hören würde, aufzustehen und zu ihr hinüber zu gehen, sie aus ihren traurigen Träumen zu wecken und sie zu trösten.

Ruhevoll ging er zu Bette und fiel in so tiefen und ruhigen Schlaf, daß er erst spät am Nachmittag erwachte. Ein Brief des Schulrektors fragte an, warum er seine Schulstunden ohne Entschuldigung versäumt habe. Als Antwort darauf setzte er ein Gesuch um Urlaub auf, da er sich nicht wohl fühle und der Ruhe bedürfe. Dann, nach einigem Nachsinnen, ergriff er die Feder aufs Neue und schrieb eine Eingabe, in welcher er seine Entlassung aus dem Dienste gab. — „So," sagte er, „jetzt kann ich den ganzen Tag in der Nähe Berthas verweilen und meinen Arbeiten und meinem Glücke leben. Glücke?" — Er lächelte, als ob er sich zugleich beweinen und verhöhnen wollte. „Wir wollen sehen."

Ja, wir wollen sehen.

Luischen genas rasch. Es war kein Grund mehr vorhanden, an ihrem Bette zu wachen, und wenn Erhard sie besuchte, um mit ihr zu spielen und ihr Märchen zu erzählen, da sie der strengen Jahreszeit wegen nicht ausgehen durfte, machte sich ihre Mutter mit den andern Kindern oder in der Küche oder sonst wo im Haushalt zu schaffen. Sie war ja allein; das einzige Dienstmädchen war längst entlassen. Sie scheute sich, Erhard in die Augen zu sehen, seit sie in einem Augenblicke der Entrüstung ihren Haß, ihre Verachtung gegen Hallwich ausgesprochen — und Erhard seinerseits fürchtete, daß sie, sobald es zu einer längern Unterredung zwischen ihnen käme, die Gelegenheit ergreifen würde, jene Worte zu widerrufen. Sie hatten so großen Werth für ihn, diese Worte, und er klammerte sich an sie — „wie an Strohhalme," so dachte er selbst, denn Bertha erschien ihm wie eine Frau, die ewig liebte, was sie einmal zu lieben

Erde. Damals ging er mit den Revolutionären, er war noch Student, und er wollte nur das Gute. Die Feinde haben ihn gefangen, und der General hat ihn erschießen lassen, hier, draußen vor der Stadt, an der alten Mauer, nahe am Flusse. Sehen Sie, wie ruhig ich darüber spreche. Ich kann es, so lange ich wache, aber im Schlafe sehe ich Alles wieder, und da habe ich mich nicht in meiner Gewalt, und da jammere ich, bis ich mich selbst wecke. Das dauert manchmal über eine Stunde. Wenn ich erwache, ist mir wohl, und ich kann dann durch mehrere Tage den Menschen wieder ein ruhiges, ja ein heiteres Gesicht zeigen. Das ist es — darum habe ich Sie gestört. Verzeihen Sie mir. Sie werden sich daran gewöhnen, wie die Andern."

Hätte sie ihre Worte mit solchem Jammer begleitet, wie jener war, der Erhard herbeigelockt hatte, sie würden auf ihn nicht den Eindruck hervorgebracht haben, wie es jetzt die schlichte kurze Erzählung that, aus der die Absicht, mit ihrem Unglücke Niemand lästig zu fallen, deutlich hervorleuchtete. Erhard bat sie, ihm, wenn es ihr nicht zu schmerzlich sei, von ihrem Sohne und dessen Tode ausführlicher zu erzählen, wohl fühlend, daß ihr solche Mittheilung Bedürfniß war. Sie schüttelte zwar abwehrend den Kopf, da er sie aber, als ein gewandter Pädagog, durch kleine unscheinbare Fragen mitten in den Gegenstand hineinzog, befand sie sich in der Erzählung und Schilderung, ehe sie sich dessen versah. Und da sie an dem Verlorenen viel zu schildern hatte, verging bald eine Stunde, bald die zweite — das Gesicht der verwaisten Mutter glänzte jetzt in Glück, wenn sie von den Vorzügen und Tugenden ihres Sohnes sprach, dann war es wieder in Thränen gebadet, und so fort abwechselnd, wie ein kummerschweres Herz dessen zur Erleichterung bedarf. Die Dämmerung brach bereits herein, und die Paulhuberin sprach noch immer fort, und der Schulmeister, den die Mitternacht in schwarzen, in unaussprechlichen Gedanken gesehen, saß noch immer da, theilnehmend, gerührt, voll tiefen Mitleids für die arme Frau, die er niemals früher gesehen hatte.

Als er endlich ging, fühlte sie, daß er ihr ein Arzt, Tröster und Helfer gewesen, und er seinerseits nahm sich vor, sich an ihr nächtliches Klagen nicht zu gewöhnen, wie die andern Nachbarn, und immer, so oft er sie in der Nacht hören würde, aufzustehen und zu ihr hinüber zu gehen, sie aus ihren traurigen Träumen zu wecken und sie zu trösten.

Ruhevoll ging er zu Bette und fiel in so tiefen und ruhigen Schlaf, daß er erst spät am Nachmittag erwachte. Ein Brief des Schulrektors fragte an, warum er seine Schulstunden ohne Entschuldigung versäumt habe. Als Antwort darauf setzte er ein Gesuch um Urlaub auf, da er sich nicht wohl fühle und der Ruhe bedürfe. Dann, nach einigem Nachsinnen, ergriff er die Feder aufs Neue und schrieb eine Eingabe, in welcher er seine Entlassung aus dem Dienste gab. — „So," sagte er, „jetzt kann ich den ganzen Tag in der Nähe Berthas verweilen und meinen Arbeiten und meinem Glücke leben. Glücke?" — Er lächelte, als ob er sich zugleich beweinen und verhöhnen wollte. „Wir wollen sehen."

Ja, wir wollen sehen.

Luischen genas rasch. Es war kein Grund mehr vorhanden, an ihrem Bette zu wachen, und wenn Erhard sie besuchte, um mit ihr zu spielen und ihr Märchen zu erzählen, da sie der strengen Jahreszeit wegen nicht ausgehen durfte, machte sich ihre Mutter mit den andern Kindern oder in der Küche oder sonst wo im Haushalt zu schaffen. Sie war ja allein; das einzige Dienstmädchen war längst entlassen. Sie scheute sich, Erhard in die Augen zu sehen, seit sie in einem Augenblicke der Entrüstung ihren Haß, ihre Verachtung gegen Hallwich ausgesprochen — und Erhard seinerseits fürchtete, daß sie, sobald es zu einer längern Unterredung zwischen ihnen käme, die Gelegenheit ergreifen würde, jene Worte zu widerrufen. Sie hatten so großen Werth für ihn, diese Worte, und er klammerte sich an sie — „wie an Strohhalme," so dachte er selbst, denn Bertha erschien ihm wie eine Frau, die ewig liebte, was sie einmal zu lieben

angefangen. Er hatte gute Momente, in denen er sich vornahm, ihr nur Gutes zu thun, nur für sie zu sorgen und nichts von ihr zu erwarten; er sagte sich, sie mit ihren Kindern solle von seinem Ueberflusse mit ihm leben, sorgenlos und auf eine ehrenvolle Weise, daß sie es nicht fühle und merke. Er bat sie, ihn auch in Kost zu nehmen und ihn mit ihr und den Kindern an Einem Tische essen zu lassen, da er des ewigen Wirthshauslaufens und Junggesellenlebens müde sei. Bertha meinte, Das gehe nicht an; um so weniger, als Hallwich beinahe nie mehr zu Hause speiste. Es gestaltete sich Alles so sonderbar und anders, als er es erwartet hatte. Er wohnte nun seit Wochen im Hause, und er bekam Bertha seltener zu sehen, als ehemals, da er nur als Besucher ins Haus zu kommen pflegte. Und er hatte sich eingebildet, für sie leben zu wollen und zu können — und dieß für Andere Leben war ihm ein Bedürfniß geworden, und da er nichts mit seiner Zeit anzufangen wußte, saß er nun stundenlang drüben in der kleinen Stube der Paulhuberin und tröstete sie und sprach mit ihr von alten Zeiten. Auch für sie hätte er sonst gern etwas gethan, aber was waren ihr alle Freuden und Genüsse dieser Welt, seit ihr Sohn erschossen worden? Sie lebte gewissermaßen von der Luft — ein sehr mäßiges Einkommen genügte ihr so sehr, daß sie noch manchmal für die Hallwich'schen Kinder Näschereien und Spielzeug kaufen konnte. Erhard erschien sich mit seinem Gelde als ein Ausgestoßener, wie mit seinem Herzen, mit all den glühenden Leidenschaften, die er nur zu sehr in sich lodern fühlte.

In dieser Stimmung und Vereinsamung hatte er manchmal das Bedürfniß, sich wieder an Hallwich anzuschließen, aber dieser war, seit Erhard ins Haus gezogen, weniger sichtbar als je. Nächte und Tage verbrachte er außer dem Hause, und allem Anscheine nach ging es mit ihm rasch abwärts. Von Zeit zu Zeit hörte Erhard in der Wohnung ebener Erde jenen wüsten Lärm, der mit der Heimkehr von Trunkenbolden verbunden zu sein pflegt, aber er hütete sich dann, hinabzusteigen und Bertha

behülflich zu sein, nachdem sie es ihn einmal bei solcher Gelegenheit deutlich hatte fühlen lassen, daß sie solche Szenen am Liebsten ohne irgend einen Zeugen vorübergehen lasse. Dennoch — es war in einer eiskalten Nacht, Hallwich war unfähig, die wenigen Stufen, die zur Schwelle hinaufführten, selbst mit Hülfe seiner Frau zu erklimmen — dennoch stieg er in dieser Nacht hinab, da er Bertha laut schluchzen und unwillkürlich wie um Hülfe rufen hörte. Seiner großen Kraft war es bald gelungen, Hallwich ins Haus und ins Bett zu bringen. Bertha hatte sich indessen in die Stube geflüchtet. Erhard stand draußen und hörte ihr Schluchzen. „Es wäre am Besten," dachte er, „ich ginge jetzt hinein und drückte meine Hand auf den Mund des Verbrechers, daß er erstickte. Allem Elend wäre ein Ende gemacht, und sie könnte noch glücklich sein mit — mir." — Dabei streckte er die Hand stramm aus, als drückte er sie in der That erstickend auf das Gesicht des Elenden. Aber anstatt in das Zimmer Hallwichs trat er in das seiner Frau.

Sie saß in einem Winkel zusammengekauert, von einem Talglicht, das neben ihr auf dem Boden stand, düster beleuchtet, die Hände vors Gesicht gedrückt und von krampfhaftem Weinen geschüttelt.

„Bertha!" schrie er, „es kann so nicht länger mehr gehen."

„Nicht wahr, mein Freund," sagte sie dagegen, „nicht wahr, er geht zu Grunde! Er stirbt — er kann Das nicht lange mehr ertragen!"

Sie schnellte empor und lief Hände ringend durch das Zimmer.

„O, welch ein herrlicher Mensch geht da zu Grunde! welcher reiche Geist, welches edle Herz! Und ich, ich bin Schuld daran! Damals fing es an, als seine Eltern ihm seine Verbindung mit mir verboten. Sie hatten Recht. Ich, die schlichte Bürgerstochter, war nicht für ihn geschaffen; der Sohn des Präsidenten, der Neffe des Ministers war für andere Kreise geboren. In meiner Selbstsucht fiel es mir nicht ein, ihm sein Wort zurückzugeben,

das er mir als junger, unerfahrener Menſch, in der Aufregung eines Balles, in der Aufwallung ſeines edlen Gemüthes verpfändete, weil er errieth, wie ſehr ich ihn liebte. Da war er gebunden, gebrochen, um ſeine Zukunft betrogen, verhöhnt von Allen, mit denen er bis dahin gelebt, zu denen er gehört hatte — im Zwieſpalt mit ſeiner Familie — ich kümmerte mich um all Das nicht, ich dachte nur an mich, nur an meine Liebe — ich vermaß mich, ihm Alles zu erſetzen durch meine Liebe. Da ſuchte er Vergeſſenheit — damals fing es an, und ich, ich allein trage die Schuld."

Da hatte nun Erhard den Widerruf der Worte aus jener Nacht, dem er ausweichen wollte, und in eindringlicherer Weiſe, als er ihn gefürchtet hatte. Schweigend ſchlich er fort. Aus dem Zimmer Hallwichs hörte er tiefe, ſchwere Athemzüge — er drückte die Klinke und ſtand vor dem Schlafenden. Der Mondſchein lag fahl und gelb auf ſeinem Geſichte, das ohne die Bewegung des Athemholens wie todt ausgeſehen hätte. Erhard dachte: „Trotz dieſem Ausſehen kann er es noch Jahre lang ſo forttreiben. Ich werde alt darüber, und wenn Bertha Wittwe iſt, bin ich ein lächerlicher greiſer Junggeſelle, dem es nicht mehr einfallen darf, auch nur die elenden Ueberreſte von Glück aufzuleſen. Und ſie? Soll ſie verdammt ſein, ein ſolches Leben hinzuſchleppen? — eine Wittwe beim Leben ihres Mannes? — ſchön, fähig, alle Freude zu geben und zu empfangen, ſoll ſie ein ſolches freudloſes, jammervolles, beſchmutztes Daſein nach ſich zerren? Wie werden zukünftige Geſchlechter über ſolche Sklaverei denken? Was wird ihnen Pflicht ſein? Wird es nicht Pflicht ſein, ein ſo gutes, edles, ſchönes Weib von ſolchem Looſe zu befreien? Und ich? Iſt mein Leben, ſeit ich ſie kenne, heiterer, glücklicher, als ihres jetzt iſt? Was vergilt mir die Qualen, die ich ſeit Jahren um ſie leide? gibt mir meine unausrottbare Liebe für ſie nicht ein Recht auf ſie? Wenn ich damals zurücktrat, als ich mir ſagte, der Andere iſt der Beſſere, Schönere, er verſpricht mehr Glück und Glanz — wenn ich damals zurück-

trat, darf ich nicht jetzt vortreten, da er zum Thiere geworden? O, ich erinnere mich der Stunden sehr wohl, da ich auch, verzweifelnd, um ihretwegen verzweifelnd, in räucherigen Kneipen hinter dem Glase saß und Vergessenheit und Betäubung suchte. Ich raffte mich auf — eben weil ich sie liebte. Kein häßliches Wort sollte ihr je von mir erzählen. Und er — weil er der Sohn des Präsidenten ist und sie die schöne, gute Tochter eines Gärtners — er soll darum entschuldigt sein und entschuldigt weiter geliebt werden, wie vorher? Er hat sich selbst gerichtet — er hat mir selbst die Befugniß ertheilt, sein Richter zu sein, ihn in den Abgrund zu stürzen. Er that es, als er noch wußte, was er that."

Bei diesen letzten Gedanken floh Erhard bereits die Treppen zu seiner Wohnung hinauf. Tags darauf, es war ein Donnerstag, bat ihn Bertha, doch wieder auf den Johannisberg in die Honoratiorengesellschaft zu gehen. „Sie haben ihn gestern gesehen," sagte sie mit flehender Stimme. „Die Wege sind jetzt glatt. Er kehrt von dort nie anders als über den Nußsteig zurück — ich zittere den ganzen Tag für ihn. Wenn ich Sie bei ihm weiß, bin ich ruhig."

So saß denn am Abend dieses Tages der Schulmeister schon sehr früh in der Honoratiorenstube des Johannisberges. Die Gesellschaft war im Ganzen dieselbe, wie ehemals; sie hatte sich nur um ein Mitglied vermehrt. Es war ein Mann, den Erhard sogleich als alten Militär erkannte, so sehr trug er das Gepräge seines Standes. Wer einen alten norddeutschen General im Allgemeinen ohne Modell hätte malen wollen, hätte ihn so gemalt, wie das neue Mitglied aussah. Sein Gesicht sprach nichts Gutes, nichts Böses aus; gedankenlose Gutmüthigkeit und eben solche Redseligkeit belebte es allein. Man sah es ihm an, es war ein General, der auf der Rangliste mechanisch emporgestiegen war, regelmäßig seinem Vordermann folgend, ohne daß ihn irgend eine besondere Eigenschaft, ein besonderes Verdienst, eine besondere That beim Emporsteigen zu seiner hohen Rangstufe unterstützt

hätte. Er war heute der erste Gast, der Schulmeister der zweite. Der General errieth sogleich, wen er vor sich hatte, da er von den anderen Herren viel von ihm sprechen gehört und da sie es oft bedauert hätten, daß der Herr Präzeptor, die Seele der Gesellschaft, sich jetzt so selten mache.

Erhard war, um seine jetzige Stimmung zu verbergen, mit dem festen Entschluß in die Gesellschaft gekommen, so gesprächig und lebhaft zu sein, als man es hier an ihm gewohnt war — und diesem Entschlusse treu, ging er auf das freundliche Entgegenkommen des alten Generals ein und hatte er von dem redseligen alten Manne bald alles Mögliche über dessen Vergangenheit wie über seine Pläne für die Zukunft erfahren. Der General von Witzmark hatte vor beinahe drei Jahren einen Theil der fremden deutschen Truppen, welche die Revolution in diesem Lande niederschlugen, kommandirt. Die Gegend gefiel ihm, auch die Einwohner, trotz ihres revolutionären Geistes, über den er nur lächelte, und er nahm sich schon damals vor, sich, wenn er sich zurückzöge, hier anzusiedeln und seine Pension in Ruhe zu verzehren. Das Land und die Stadt hatten außerdem für ihn nur heitere Erinnerungen; der Sieg war leicht gewesen, mit geringer Mühe erwarb er sich damals die Zufriedenheit des obersten Befehlshabers, des Prinzen und Thronerben, und vorzugsweise gerne trug er das Abzeichen des Ordens, mit dem er damals für seine Thaten und sein korrektes Benehmen belohnt worden. Er versicherte, daß er sich hier wie verjüngt fühle und daß ihn Alles in den schönsten Farben anlächle. Die andern Mitglieder der Gesellschaft, die indessen eingetreten waren, vernahmen diese für ihre Stadt und Gegend schmeichelhaften Ergießungen des alten Generals mit Wohlgefallen, obwohl sie dieselben bereits zum dritten oder vierten Male genossen hatten. Aber in kleinen Städten wird man solchen Lobes aus dem Munde eines Fremden niemals müde. Nur Erhard versank, trotz seinem Entschlusse, in Schweigsamkeit und Nachdenken. Wie? wenn dieser General derselbe wäre, der den Ludwig der Paulhuberin und

andere junge und ältere Männer hatte erschießen lassen? Eine That, die selbst die verstocktesten Anhänger der damals gestürzten Regierung und Feinde der Revolution heute für überflüssig und grausam erklärten. Wenn er es wirklich wäre, und er käme in diese Gegend, wo er diese That vollführt, um ein ruhiges und glückliches Alter zu verleben? Und er war es gewiß. Erhard erinnerte sich des Namens, der damals oft genannt wurde, wenn auch nur als Werkzeug des en Chef Kommandirenden, der einige Stunden von der Stadt sein Hauptquartier hatte. Er sah dem General aufmerksamer ins Gesicht: es lächelte, es war heiter und freundlich; keine Spur eines jemals überstandenen Gemüths- oder Gedankenkampfes war darauf zu entdecken. Fast war er versucht, das Gespräch von seinem letzten Besuche auf dem Johannisberge, das Thema über das Gewissen, wieder aufzunehmen. Hier hatte er das klarste und lebendste Beispiel und Beweis für seine Behauptung, daß das Gewissen eine Gewohnheit oder eine Sache der Erziehung sei, daß es sich nach Land und Stand und Verhältniß modle und ausbilde, oder auch gar nicht ausbilde. Aber sei es, daß er nicht in der Stimmung war, solche Paradoxen aufzustellen, sei es, daß er ein solches Gespräch vielleicht gar scheute, er schwieg und sah sich selbst mit einiger Aengstlichkeit um, ob nicht irgend ein Mitglied, etwa der Pfarrer oder der Doktor durch eine gleiche Ideenassoziation auf denselben Gedanken komme. Zuletzt blieb sein Auge an Hallwich hängen; aber dieser hatte die Augen geschlossen und war der Einzige, der sich von den Reden des Generals weder geschmeichelt noch abgestoßen fühlte. Der Oberamtsrichter, dem Erhards forschender, auf Hallwich ruhender Blick nicht entging, stieß ihn sanft an und theilte ihm mit, daß es mit jenem Unglücklichen, nach der Bemerkung Aller sehr rasch zu Ende gehe, daß er selbst die bekannten lichten Augenblicke nicht mehr habe. „Wäre er nicht der Sohn des Präsidenten," fügte er lispelnd hinzu, „den wir Alle hochschätzten und verehrten als einen der ausgezeichnetsten Beamten des Landes, wir hätten in diesen letzten Wochen unsere Maßregeln getroffen,

um den verlorenen Menschen aus dieser achtbaren Gesellschaft, die er entehrt, auszuschließen."

„Die arme Frau mit den unschuldigen drei Kindern," murrte der Pfarrer kopfschüttelnd, „das ist ja rein, als ob —"

Im Ganzen gehörte der Abend dem General und seinen Erzählungen. Er war dem Lande und dem Stande nach fremd genug, um durch mehrere Abende zu interessiren, abgesehen von seinem Range, der jedem seiner Worte einen gewissen Werth gab. Ihn selbst schien der Schulmeister, von dem er außerdem wußte, daß er im Besitze des geheimnißreichen, auf ihm bekannte Höfe bezüglichen Manuskriptes war, am Meisten zu interessiren, und so trennte er sich bei der Rückkehr in die Stadt von den anderen Herren, um sich ihm anzuschließen. Auf diese Weise wurde er der unfreiwillige Begleiter Hallwichs auf dem gefährlichen Nußsteig.

Der Nußsteig war theilweise glatt wie eine Eisbahn, theilweise voll von Unebenheiten, wo die tief eingefahrenen Geleise oder die hervorragenden Schollen hart wie Stein gefroren waren. Hallwich glitt bald aus, bald stolperte er über eine Scholle, bald trat er in eine der harten Vertiefungen. Jeder Fehltritt drohte zu einem Falle zu führen. Es bedurfte der gewaltigen Kraft des Schulmeisters, ihn unter solchen Umständen aufrecht zu erhalten. Der General sah erst diesen Anstrengungen, die ihn unterhielten, mit Lachen zu; bald aber war er gutmüthig genug, um Erhard zu Hülfe zu kommen und Hallwich unter dem linken Arm zu fassen. „Was würden meine Kameraden, was würden Se. königliche Hoheit sagen," rief er mit breitem Lachen, „wenn sie mich in dieser Situation sähen, wie ich einen Trunkenbold aus der Kneipe heim eskortire, als wäre ich ein wohlbestallter Schutzmann, oder so was. Bei Gott! Unbezahlbar! Ich, der ich bei meinem Korps die Trunkenbolde unnachsichtig bestrafte! Vorwärts!"

Sein Lachen und seine Worte wiederhallten von der andern Seite der Schlucht. Der Mond schien hell; Todtenstille lag auf

dem ganzen Gehölze, denn selbst der Bach in der Tiefe war unter der Eisdecke verstummt. Nur hie und da knisterte ein entlaubtes Zweiglein im Frost.

„Er soll daheim ein braves und schönes Weib haben," fuhr der General nach einiger Zeit fort, „und drei Kinder, denen er den letzten Kreuzer versäuft. Weiß Gott, so ein Kerl verdient, daß man ihn vor sechs Läufe stelle. Aber das wäre zu viel Ehre, und anstatt ihn da zum Unglück für Weib und Kind mit Mühe nach Hause zu bugsiren, sollte man ihn lieber den Abhang hinunter schmeißen, daß er nicht mehr aufsteht. Wollen wir, Herr Präzeptor, wollen wir?"

Er lachte wieder, indem er Hallwich mit beiden Armen packte und sich stellte, als wollte er ihn in der That den Abhang hinunterstoßen; aber er wurde doch etwas befangen, als der scheinbar ganz Bewußtlose sich jetzt von seinen Führern losmachte und sich, seiner alten Gewohnheit folgend, auf jene Bank setzte, die, in den vorspringenden Felsen gehauen, über der Tiefe schwebte. Der General ließ sich, etwas verlegen, neben Hallwich nieder, während sich Erhard auf die andere Seite setzte, und blickte, um seine Verlegenheit zu verbergen, erst mit einem etwas schiefen Blicke in das Gesicht des Trunkenen, dann im Halbkreis in die mondbeglänzte, weiße, frostige, schimmernde Winternacht. Da bewegte sich etwas wie ein erschrockenes Wild in dem versilberten, von feinen Fäden übersponnenen Gebüsche, und wie ein aufgescheuchtes floh es gleich darauf, einen Ruf oder Schrei ausstoßend, durch die Hallen der entlaubten Bäume, schnell, schnell, als wäre es gejagt, der Höhe zu, welche die Stadt von diesem Thale trennte.

„Wer war Das?" fragte Erhard auffahrend.

„Nächtliches Wild!" lachte der General, „aber nicht des Verfolgens werth — altes Wild — verlassen Sie sich auf meine Jägeraugen — ein altes Weib, das vielleicht noch auf ein Rendezvous hofft, welches ihr letzte Walpurgis auf dem Blocksberg versprochen worden. Vorwärts!" kommandirte er dann, faßte

Hallwich unter dem Arme, und weiter ging es abwärts bis an den Eingang der Stadt. Sich an der Seite des Trunkenen noch tiefer in die Stadt einzulaſſen, ſchien dem General nicht mit ſeiner Würde verträglich; er empfahl ſich aufs Freundlichſte, nahm eine ſtramme Haltung an und ſchwenkte auf militäriſche Weiſe um die Straßenecke rechts ab.

Kaum war er um die Ecke verſchwunden, als die Paulhuberin, wie aus der Erde gewachſen, vor Erhard ſtand — aber mit einem Geſichte, daß ſie der Schulmeiſter mehr an ihrem ſonſtigen Ausſehen als an dieſem erkannte. Es war eine ſchauderhafte Veränderung mit ihr vorgegangen. Ihre ſonſt kleinen und ſanften Augen traten groß und glühend aus den Höhlen; auch die Naſe, das Kinn ſchienen größer; wie ſich überhaupt ſämmtliche Züge bis auf die Falten des Geſichtes plötzlich und auf eine erſtaunliche Weiſe geltend machten. Alle Erhöhungen ſchienen höher, alle Vertiefungen tiefer gefurcht. Ihre Stimme bebte, als ſie ſich, größer als ſonſt, obwohl ſie vor Zittern zuſammen zu brechen drohte, vor Erhard hinſtellte, ihn am Weiterſchreiten verhinderte und die Frage herausſtieß: „Iſt Er es?"

Um nicht zu antworten, fragte Erhard ſeinerſeits: „Wie kommen Sie in dieſer Stunde auf dieſen Weg?"

„Iſt Er es?" wiederholte die Paulhuberin.

Da aber auch Erhard bei ſeiner Frage blieb, antwortete ſie raſch: „Seit Sie nicht auf den Johannisberg gingen, erwartete ich Herrn Hallwich immer auf dem Nußſteig, um ihn nach Hauſe zu geleiten. So auch heute, da ich nicht wußte, daß Sie dort waren. Jetzt wiſſen Sie es, nun ſagen Sie mir um Gottes willen, iſt Er es?"

„Wer? Wen meinen Sie?" fragte Erhard verlegen.

„Der General, der Mörder, Er, der mein Kind ermordete! General Bitzmark!"

„Was kommt Ihnen in den Sinn, liebe Frau — ſonderbare Gedanken — Sehen Sie, da liegt Hallwich auf der Erde, helfen Sie mir ihn nach Hauſe bringen."

„Sagen Sie mir um Gotteswillen, ob es der General ist?“ flehte die Paulhuberin, gewiß er ist es; Ihr Schweigen sagt es, und ich habe ihn durch die Nacht erkannt — o, ich habe ihn damals gesehen, und ich werde das Gesicht des Mörders meines Kindes nicht vergessen, wenn ich tausend Jahre lebe. Ich habe ihn, ich halte ihn, er soll mir nicht entgehen. Sagen Sie ihm, wenn Sie ihn wieder sehen, daß ihm der Tod folgt auf Schritt und Tritt.“

Mit einer Art Jauchzen rief sie diese letzten Worte und verschwand mit einem Sprunge in der Richtung, die der General eingeschlagen hatte.

4.

Als Erhard das nächste Mal auf den Johannisberg kam, fand er den General in dem öden Garten vor dem Hause. In seinen Soldatenmantel gehüllt, ging er auf und ab wie eine Schildwache — in sichtbarer Unruhe. „Sie erwarte ich hier, Herr Erhard,“ rief er dem Schulmeister schon von Weitem zu, „es ist nicht zu kalt, und Sie haben die Güte, bevor wir in das Haus treten, hier einen kleinen Spaziergang mit mir zu machen und mir einige Minuten zu schenken.“

„Mit Vergnügen, Herr General.“

„Ich muß Ihnen eine sonderbare Mittheilung machen, Herr Präzeptor, und ich thue es, weil ich darüber sprechen muß, ohne eigentlich zu wissen, was mich dazu zwingt. Vielleicht nur, um einige Aufklärung zu erlangen. Seit einer Woche verfolgt mich ein sonderbares Abenteuer, das mir ganz unheimlich ist, obwohl ich darüber lachen möchte. Hören Sie nur. Wo ich gehe und stehe, Morgens wenn ich nach meiner Gewohnheit das Fenster öffne, um frische Luft zu schöpfen, Mittags wenn ich in den Erbprinzen zur Table d'hôte gehe, Nachmittags auf der Promenade, Abends auf dem Wege ins Kaffeehaus, selbst spät Nachts auf

dem Heimwege, überall, wohin ich mich wende, überall begegne ich einem alten Weibe, das mich mit Blicken anſieht, ich ſage Ihnen, Herr Erhard, mit Blicken, daß mir manchmal die Haut ſchaudert. Ich verſichere Sie, lieber Herr, ich habe ſo viele Courage im Leibe, als irgend ein Soldat Sr. Majeſtät meines allergnädigſten Königs, und ich ſtamme aus einem Geſchlechte, das ſeit Jahrhunderten dem Staate nur Haudegen geliefert — und was man ſo Geſpenſterfurcht nennt, Ahnungen und was dergleichen Zeugs weiter iſt, es hat mich nie im Geringſten angefochten. Aber dieſes Weib mit ſeinen Blicken, mit dieſer Beharrlichkeit in der Verfolgung meiner Perſon — ſie klebt an mir wie mein Schatten — flößt mir wahrhaftes Entſetzen ein, und wenn ich mir nicht ſagte, daß die ganze Geſchichte kindiſch, wenn ich mich nicht vor mir ſelber ſchämte, ich verſichere Sie, ich wäre in dieſen Tagen auf und davon gegangen. Ich ſpreche Ihnen davon, einmal weil ich darüber ſprechen muß, dann, weil ich mir denke, daß Sie mir über das Weib einige Aufklärung geben können und ſich dann wohl Alles von ſelbſt erklären wird, und endlich, weil ich mir einbilde, es ſei das daſſelbe Weib, das wir vor acht Tagen, als wir den Trunkenbold heimführten, plötzlich im Gebüſche aufſpringen und davon laufen ſahen — denn zum erſten Male trat ſie mir auf den Weg, wenige Minuten nachdem ich Sie eben damals verlaſſen hatte."

Der General ſchwieg und blickte den Schulmeiſter fragend an. Dieſer ſeinerſeits blickte wieder Jenem forſchend ins Auge. „Sollte, fragte er ſich, in dem Manne keine Ahnung aufſteigen? Werde ich hier erfahren, wie viel oder wie wenig das Gewiſſen zu bedeuten hat? Aber iſt es nicht Derſelbe, der, um ruhige, alte Tage zu verleben, in eine Gegend überſiedelt, in der er begeiſterte, uneigennützige, wohlmeinende junge Menſchen hat erſchießen laſſen?" Erhard war gerade in der Stimmung, dieſen Geheimniſſen menſchlichen Gemüthes nachzugrübeln — und er fragte: „Herr General, haben Sie zu Niemand in dieſer Stadt oder in dieſer Gegend irgend welche perſönliche Beziehungen?"

„Daß ich nicht wüßte," antwortete der General achſelzuckend, „vor ungefähr drei Jahren kam ich hier durch, ſtand kaum drei Tage in der Stadt, habe, einige Leute von der Behörde ausgenommen, kaum einen Menſchen geſprochen; die Hausleute, bei denen ich mich einquartiert, habe ich nicht einmal geſehen."

„Aber als Kommandirender, in Ihrer Eigenſchaft als Kommandirender, mögen Sie Manches gethan —"

„Gott bewahre!" fiel der General dem Schulmeiſter ins Wort, „ich erinnere mich ganz deutlich. Ich benutzte die Zeit, um raſch die Gegend aufnehmen zu laſſen, ließ einige Verhaue auf der Landſtraße zerſtören, ſetzte ein Kriegsgericht nieder, machte Alles in zwei Tagen ab und eilte, dem Hauptkorps nachzukommen."

„Und das Kriegsgericht, das Sie da eben erwähnen, das Kriegsgericht hat die Angeklagten freigeſprochen?"

„O nein; es handelte ſich um Revolutionäre, die mit den Waffen in der Hand ergriffen worden, ich habe ſie erſchießen laſſen."

„Erlauben Sie mir eine Frage, Herr General, und beantworten Sie mir dieſelbe aufs Offenherzigſte, ich bitte Sie darum, denn es iſt mir von Wichtigkeit. Haben Sie noch nicht daran gedacht, daß Sie in hieſiger Gegend Väter, Mütter, Brüder, Schweſtern finden könnten, denen Sie Kinder, Brüder haben erſchießen laſſen?"

„Weiß Gott!" rief der General und ſchlug ſich dabei mit der Fauſt auf die Stirne, „daran habe ich noch nicht gedacht."

„Es iſt Ihnen alſo auch nie eingefallen, ſich darüber Vorwürfe zu machen, daß Sie damals blutjunge Leute haben füſiliren laſſen?"

„Wie ſollte ich, ich hatte ſtrikte Ordres!"

„So?" ſagte Erhard gedehnt.

„Sollte dieſe Alte eine Mutter ſein, der ich —?" fragte der General befangen und hatte nicht den Muth, den Satz zu Ende zu führen.

„So ist es, Herr General," sagte Erhard mit Nachdruck und sah ihm dabei forschend ins Gesicht.

„Es thut mir Leid um die Alte," erwiderte der alte Soldat, „aber was ist da zu thun? Ist sie in Noth? kann etwas für sie geschehen?"

„Nein!"

„Das thut mir leid, ich hätte es gerne gethan. Es ist mir aber lieb, daß ich nun weiß, was die Sache zu bedeuten hat; es hat doch nicht mehr das Unheimliche. Ich bin Ihnen sehr dankbar, lieber Herr Erhard, sehr dankbar, und verzeihen Sie, daß ich Sie so lange aufgehalten. Nur nichts Ungewisses, nichts Räthselhaftes — der Soldat muß wissen, mit wem er es zu thun hat, muß sein Terrain kennen, dann ist Alles gut."

So sprechend trat er, sichtbar beruhigt, ins Haus und ins Honoratiorenzimmer, während ihm Erhard aufgeregt und in sich versunken zugleich folgte, als ob er und nicht der General an eine Missethat gemahnt worden wäre — und doch hatte er nur die Erfahrung gemacht, daß der Eine Mensch beruhigt werde durch Dasjenige, was viele Andere im Innersten aufregen, ja unglücklich machen könnte. Während der General so heiter war wie sonst, saß er stumm und in sich gekehrt da und sprach dem Glase öfter zu, als gewöhnlich. Vergebens gaben sich die andern Herren alle Mühe, bemühte er sich selbst, den bekannten Strom der Beredtsamkeit sprudeln zu lassen, obwohl die neuesten Nachrichten aus Frankreich, die Kriegsgerüchte des Unterhaltungsstoffes genug lieferten. Erst als Hallwich, wie immer etwas spät, eintrat und sich mit Geräusch an den Tisch setzte und eine Scene hervorrief, die Aller Aufmerksamkeit in Anspruch nahm, erwachte auch Erhard aus seinen Gedanken.

Hallwich hatte schon drei Mal, und das dritte Mal sehr heftig, mit dem Glase auf den Tisch geklopft, ohne daß der Wirth erschienen wäre. Als er das vierte Mal klopfte und dabei das Glas in Scherben ging, brummte der Pfarrer: „Wo sind wir denn hier? In einer Schnapskneipe oder in anständiger Gesellschaft? Das ist ja rein, als ob —"

Der Wirth trat endlich ein; Hallwich herrschte ihm ein unwirsches: „Wein! Wein!“ zu.

„Verzeihen Sie, Herr Assessor, und mit Verlaub der verehrten Gesellschaft gestatte ich mir die Bemerkung, daß bereits 262 fl. 26 kr.“ —

Erhard bog sich rasch vor und lispelte dem Wirthe zu: „Auf meine Rechnung, Herr Wirth!“

Aber der Wirth machte ihm ein Zeichen mit der Hand, welches ihn bedeuten sollte, daß er im Einverständniß, ja auf Verlangen der ganzen Gesellschaft handle, und ein zweites Zeichen sollte ihm zu verstehen geben, daß man Hallwich fort haben wolle. Eine Geberde des Oberamtsrichters und des Kreisarztes bestätigte dieß. Erhard erkannte, daß der Wirth im Einverständnisse mit der Gesellschaft so verfuhr, wie er that; man hatte sich indessen besprochen, man schämte sich vor dem Fremden, dem General, und beschloß, die Gesellschaft von Hallwich zu befreien. Da sämmtliche Herren bei dem Benehmen des Wirths ruhig blieben, stieg in Hallwich die Ahnung von der Bedeutung des Vorganges auf; nur einen Blick ließ er noch über die Gesellschaft streifen, erhob sich dann und ging zur Thür hinaus. Auch Erhard stand auf und griff nach seinem Mantel.

„Herr Präzeptor,“ rief der Oberamtsrichter, „ich hoffe, Sie wollen uns nicht verlassen, Sie sind nicht beleidigt. Sie sehen ein, es ging nicht länger mit dem Manne — die ganze Stadt spricht davon, wie er vom Johannisberg aus unserer Gesellschaft heimtaumelt. Wir waren es unserer Stellung und unserem verehrten Gaste, dem Herrn General, schuldig.“

„Es ist nicht Das,“ antwortete Erhard — „ich weiß nur, daß es für ihn gefährlicher ist, in diesem Halbzustande und bei diesem Glatteise den Nußsteig hinunter zu gehen, als wenn er ganz bewußtlos wie ein Nachtwandler hingeht. Ich will ihn nur in Sicherheit hinunter bringen.“

„Sie sind wirklich zu gütig,“ lachte der Arzt; „dem Manne wie seiner Familie wäre besser, er stürzte in den Abgrund. Welche Zukunft bereitet er sich und den Seinen!“

„Meinen Sie wirklich?“ fragte Erhard und ließ den Kopf sinken.

„In der That,“ bestätigte der Oberamtsrichter, „der Herr Doktor hat Recht.“

„Das sagen Sie, der Richter!“ murmelte Erhard.

„Ich könnte ihn als Richter für seine Verbrechen nicht zum Tode verurtheilen, aber wenn ihn das Unheil erreicht, so sage ich nur, es ist gerecht, weil logisch.“

„Es wird aber doch besser sein, wenn man ihn begleitet,“ sagte Erhard und eilte zur Thür hinaus. — Am Ausgange des Gartens aber blieb er stehen und sagte vor sich hin: „Dummes Zeug! Wenn er wirklich in den Abgrund stürzte?“ Dann nahmen seine Gedanken eine andere Richtung. Er fragte sich, ob er nicht schicklicher und gebotener Weise für seinen alten Freund und jetzigen Hausgenossen hätte kräftiger eintreten sollen, um die Beleidigung von ihm abzuwenden? Diese Frage beantwortete er sich mit einem entschiedenen Nein. Die Gesellschaft war es sich, nach der Stellung ihrer einzelnen Mitglieder, in der That schuldig, Hallwich endlich aus ihrem Schooße zu entfernen. Auch fühlte Erhard sich von ihm gänzlich losgelöst. Die letzten Tage hatten das Ihrige dazu beigetragen. Eine Szene vom gestrigen Tage stand plötzlich vor seinen Augen, und die Faust, die er in diesem Augenblicke ballte, sagte es deutlich genug, wie er zu Hallwich stand. Furchtbares Kindergeschrei hatte ihn die Treppe hinabgerufen; auf dem Vorplatze kam ihm Luischen mit so entsetztem Gesichte entgegen, wie er es an dem lieben Kinde selbst während der schrecklichsten Fieberträume nicht gesehen hatte. Flehend streckte es ihm beide Hände entgegen, unfähig, ein anderes Wort als „Mama“ hervorzubringen. Er stürzte in die Stube und sah Bertha, die offenbar vor Schrecken zusammengesunken war, auf dem Boden liegen, die zwei kleineren Kinder ängstlich in einen Winkel gedrückt und Hallwich mit erhobenem Arm, als ob er zu einem Streiche ausholen wollte, vor seiner Frau. Er wollte auf ihn los, mit vorgestreckten Händen, um ihm in den Arm zu

fallen, als Bertha emporschnellte, ihm entgegen eilte und ihn wieder zur Thür hinausdrängte. In diesem schrecklichen Augenblicke war es ihr offenbar noch Hauptsache, den Zeugen der für ihren Mann schmachvollen Szene zu entfernen; war sie lieber mit ihrem Feinde allein und schutzlos, als daß sie ihn in seiner Erniedrigung fremden Blicken ausgesetzt hätte. Erhard ahnte wohl, was vorgegangen war, hatte sich doch diese Szene in den letzten Tagen, wenn auch nicht in so grasser Gestalt, schon mehrmals wiederholt. Hallwich wollte Geld, das ihm die arme Frau nicht geben konnte, aber das Eindringen des Schulmeisters hatte doch das Gute, daß es in Hallwich einen Gedanken erweckte, der ihn sofort aus der Stube lockte. Ohne Scham, in solcher Stellung überrascht worden zu sein, kam er heraus und stieg die Treppe hinauf, indem er Erhard winkte, ihm zu folgen. Ohne Umstände trat er in dessen Stube und warf sich, nicht ganz sicher auf seinen Füßen, in einen Schaukelstuhl, und indem er diesen in Bewegung setzte, sagte er: „Ich habe mit Ihnen zu sprechen — von Geschäften."

„Was steht Ihnen zu Diensten?"

„Sie sind jetzt mein Miethsmann — es wird Ihnen nicht darauf ankommen, die Miethe um einige Wochen früher zu bezahlen — Sie haben ja Geld — Sie würden mir einen großen Gefallen thun, wenn Sie mir das halbe Jahr sogleich bezahlen würden."

„Bedenken Sie, Herr Hallwich, daß Ihre Frau, so viel ich weiß, für sich und ihre Kinder augenblicklich keine anderen Einkünfte" —

„Das hat Sie nicht zu kümmern," fuhr Hallwich auf, das ist meine Sache — Sie haben das Geld mir zu bezahlen — oder sind Sie schon so weit, daß Sie sich für verpflichtet halten, für mein Weib zu sorgen?"

Diese letzten Worte begleitete Hallwich mit einem lauten Gelächter. Der Schulmeister zog den Schlüssel aus der Tasche, öffnete den Sekretär und warf zehn Napoleons auf den Tisch.

„Diese," sagte er verächtlich, „schenke ich Ihnen und werde sie zum halben Jahre nicht berechnen."

„Das mögen Sie halten, wie Sie wollen," lachte Hallwich, indem er sich über das Geld herwarf. Erst als er sich erhob, sah er, daß Erhard groß und stramm vor ihm stand und mit ausgestreckter Hand nach der Thüre wies. Hallwich zuckte zusammen, schien mit einem Male viel kleiner geworden und taumelte zur Thüre hinaus.

Nach dieser Szene konnte sich der Schulmeister allerdings nicht für verpflichtet halten, für seinen Hauswirth bei der Gesellschaft des Johannisberges einzutreten, aber sonderbarer Weise drängte es ihn doch, dem Hinausgewiesenen nachzufolgen. Er wickelte sich enger in seinen Mantel und ging mit großen Schritten der Richtung des Nußsteiges zu. Schon schritt er am Rande des gefährlichen Weges hin, schon sah er Hallwich in der Ferne, die Hände in den Hosentaschen, den Kopf zwischen den Schultern vor sich hergehen, als es plötzlich links von ihm im Gebüsche raschelte und die Paulhuberin vor ihm stand.

„Warum gehen Sie heute so früh nach Hause?" fragte sie hastig, „ist heute nicht Gesellschaft auf dem Johannisberge? ist der General nicht dort? wird er heute allein heimkehren und über den Nußsteig?"

„Der General ist allerdings auf dem Johannisberge," antwortete Erhard, „aber wie kann ich es wissen, auf welchem Wege er heimkehrt. Wahrscheinlich wird er, da ich heute früher fortgegangen, mit den andern Herren über die Ebene und durch die Vorstadt zurückkehren."

„Nun, da habe ich auch nichts hier zu thun, und ich kann mit Ihnen den Rückweg des Herrn Assessors überwachen."

„Was hätten Sie auch sonst hier zu thun?" fragte Erhard, „ich verstehe Sie nicht, obwohl ich weiß, daß Sie den General auf Schritt und Tritt verfolgen."

„Was ich hier zu thun habe?" rief die alte Frau und streckte dabei beide Arme in die Luft, „an dem General will ich Rache

nehmen. Von diesem Steige will ich ihn hinabwerfen in die Tiefe, daß er unten mit zerschmettertem Gehirne ankommen soll. Ich werde nicht eher Ruhe haben, als bis ich es ausgeführt. Warum kommt er auch hieher an den Ort seines Verbrechens und rennt der gerechten Rache selber in die Klauen! Ist es nicht ein neues Verbrechen, tagtäglich hin und her zu gehen vor den Augen der Mutter, der er ihr einziges Kind ermordete?"

„Aber liebe Frau Nachbarin, Sie thun dem Manne Unrecht; er hat nicht das geringste Bewußtsein eines Verbrechens; er ist ganz ruhig in seinem Innern, nicht das leiseste Stimmchen in seinem Gewissen spricht ihm von einem Verbrechen."

„Ein Mensch ohne Gewissen ist kein Mensch," rief die Paulhuberin, „der könnte noch viele Mütter um ihre Kinder bringen; er muß vernichtet werden, und ich will es ausführen."

„Haben Sie nie an die Folgen gedacht, die auch nur ein Versuch haben könnte?" fragte Erhard.

„Folgen?" lachte die alte Frau. „Sie werden mir den Kopf abschlagen, sie werden einige elende Jahre von mir nehmen, eine Reihe so furchtbarer Nächte, wie Sie mit mir erlebt haben. Sie werden die Mutter zu ihrem Kinde schicken. Was sie mir thun, sie können mir nichts Böses thun, wenn ich mir Recht verschafft habe."

„Es ist keine kleine Sache um ein Menschenleben," sagte Erhard vor sich hin, „von manchem sagt man sich, es wäre besser, wenn man es vernichtete. Manches gute und unschuldige Herz würde leichter schlagen und glücklicher sein, wenn man ein lasterhaftes, ein häßliches Dasein aus seiner Nähe entfernte — aber wer wagt es, Richter zu sein? Wer kennt die Gedanken, die nachher kommen? Sehen Sie, liebe Nachbarin, sehen Sie dort diesen Mann, der vor uns einher taumelt — wäre es nicht besser für die Dulderin, seine Frau, und für die Kinder, deren ganze Zukunft er vergiftet mit Erinnerungen, die sich jetzt als scheußliche Bilder in ihren Geist einprägen — wäre es nicht besser, er, anstatt des alten gedankenlosen Generals, stürzte dort hinab in

den Abgrund? oder es ſtürzte ihn ein Freund ſeines armen Weibes, ſeiner armen Kinder hinab? Eine leichte Handbewegung, ein unmerkliches Nachhelfen, wenn er wie ein Nachtwandler ohne Bewußtſein am Rande dahintaumelt — aber wer wagt es! — Einer, der Bertha liebte, wie ſie es verdient, würde es wagen. Feigheit, zitternde Angſt vor den Gedanken, die nachher kommen würden — Ein wahrer Freund, ein heldenmüthiger Freund würde dieſe Gedanken über ſich nehmen — Ein Menſch ohne Gewiſſen iſt kein Menſch! ſo ſagſt du, arme Mutter; iſt ein Menſch, der ohne Bewußtſein durchs Leben taumelt, ohne Erkenntniß des Schönſten und Edelſten an ſeiner Seite, ohne Gefühl für das unendliche Leid, das er ſelber ſchafft — iſt ein ſolches Thier ein Menſch? ein Menſch, — oder ein Thier, das man vernichten ſoll!?"

Bei dieſen letzten Worten hemmte Erhard ſeinen Schritt, der immer langſamer geworden war, wie bei einem Menſchen, der im Gehen grübelt und nur zu denken glaubt; die letzten Worte rief er ſo laut, daß er ſich ſelbſt weckte und jetzt erſt merkte, daß er nicht nur gedacht, ſondern ſeinen Gedanken auch Worte gegeben. Nur einen Augenblick ſtand er nach ſeinem letzten Ausruf hoch aufgerichtet und mit herausfordernd zurückgeworfenem Kopfe da; dann fuhr er erſchrocken zuſammen und fragte die Paulhuberin, was er denn eigentlich geſagt habe?

Ohne ihre Antwort abzuwarten, ging er raſchen Schrittes und ſchweigend weiter; ebenſo ſchweigend folgte ihm die alte Frau. Hallwich war weit voraus, und als er an den erſten Häuſern der Stadt ankam, verſchwand er in einer der nächſten Schenken. Mit ſtummem Gruße trennten ſich ſeine beiden Begleiter.

Erhard trat bei Bertha ein, die vor einer Lampe ſaß und nähte; die Kinder ſchliefen, er entſchuldigte ſich, daß er ſo ſpät komme, er habe nicht gewußt, daß die Stunde ſo vorgerückt ſei, und hätte noch daran gedacht, der kleinen Lulu Märchen zu erzählen. Bertha lächelte ihm dankbar zu und deutete auf einen Stuhl ihr gegenüber. Er fragte ſie, ob er ihr etwas vorleſen ſolle. Sie ſchüttelte verneinend den Kopf.

„Was sollte es sein?“ fragte sie. „Die Poesie ist nur für die Glücklichen.“

Er saß wohl eine Stunde lang da und sah, als beobachtete er eine ihm ganz neue und merkwürdige Erscheinung, mit großer Aufmerksamkeit zu, wie ihre Nadel unablässig auf und nieder fuhr und eine Naht nach der andern fertig wurde. Wenn eine Reihe hinunter genäht war, sagte er sich: jetzt ist vielleicht wieder ein Kreuzer verdient, vielleicht nicht einmal ein Kreuzer. Wenn sechzig solche Reihen fertig sind, gibt das Einen Gulden. Den steckt sie glückselig in die Tasche und eilt nach Hause, da wartet ihr Mann und entreißt ihr vielleicht das mühsam Erworbene mit Gewalt und trägt es in die Schenke. Dann dachte er ferner an ein Lied, das er einmal in besseren Tagen diese selbe Bertha in einer Gesellschaft hatte singen hören und das damals alle Zuhörer erschütterte. Die Melodie hatte sich ihm tief eingeprägt, wie Alles, was er je von der geliebten Frau gesehen oder gehört. Es war das Lied „vom Hemde,“ von Thomas Hood, das mit den Worten beginnt:

Mit Wimpern schwer und roth,
Mit magrer müder Hand,
Im ärmlichen Kleide saß ein Weib,
Saß an die Nadel gebannt —
Stich! Stich! Stich!
In Hunger und Kummer verblüht,
Doch in Tönen, die noch der Schmerz durchschlich,
Sang sie vom Hemde das Lied.

Unwillkürlich summte er die Melodie vor sich hin. Die Nadel in Bertha's Hand stockte, sie horchte auf, ließ die Nadel fallen und bedeckte das Gesicht mit beiden Händen.

Erhard erschrak. „Verzeihen Sie,“ flehte er, indem er sich erhob.

„Verzeihen,“ sagte sie unter Thränen — „Sie sind mein einziger, mein theurer Freund.“

Er faßte ihre Hand und riß sie an seine Lippen.

5.

Trotz der alten jahrelangen Bekanntschaft stellte sich doch erst seit jenem Abend zwischen Bertha und Erhard ein freundschaftliches, ein vertrauliches Verhältniß ein. Sie fühlte jetzt erst, wie wohl es ihr that, sich über ihre Lage auszusprechen, über schwierige Momente, und über die Zukunft sich mit einem Freunde zu berathen, den sie nicht erst in die Geheimnisse ihres Elendes einzuweihen brauchte, der unausgesprochene Worte verstand und ihr offenbar die höchste Theilnahme entgegenbrachte. Ergüsse wie die an jenem Abend, da er ihre Hand nicht mehr loslassen wollte, sie mit Küssen bedeckte und so vor ihr dastand, als wollte er ihr zu Füßen fallen und ihre Kniee umklammern, wußte sie allerdings zu vermeiden, aber ihre Klagen hatten doch insofern Vielversprechendes für ihn, als es mittelbare Anklagen ihres Mannes waren und als er sich sagen mußte, daß bei einer Frau, die so Unerträgliches und so Abstoßendes von ihrem Gatten zu erleiden hatte, jeder Funken von Liebe endlich erloschen sein müsse; daß es nur noch die Pflicht und das gegebene Wort der ehrbaren Frau war, was sie an ihn fesselte und ihr verbot, auch nur das geringste Glück außerhalb der ehelichen Bezirke zu suchen. Dessen war er gewiß, wenn ihm noch irgendwie ein Glück lächelte, so war das einzige Glück, das er noch anstrebte, nur innerhalb der Ehe mit Bertha. Jeden andern Gedanken stieß er selbst als Bertha's unwürdig von sich. Ein einziges Mal wagte er es, auf ihre Klage mit dem Worte „Scheidung" zu antworten; aber dieses Wort erfüllte sie augenscheinlich mit tiefem Abscheu. Bei dem Vater ihrer Kinder, bei dem Manne ihrer Jugendliebe, mit dem sie eine glückliche Zeit, wenn vielleicht diese Zeit auch nur nach Wochen zu berechnen war, verlebt hatte, mußte sie bis ans Ende ausharren. Für edle Naturen ist jeder gemeinschaftlich verlebte glückliche Moment, bei dem der ganze Mensch sich betheiligt, eine Verpflichtung, ein stillschweigender Vertrag, der nur durch den Tod gelöst werden

kann. Erhard sprach das Wort, das sie mit solchem Abscheu erfüllte, nie wieder aus; desto eifriger beobachtete er das allmählige Erlöschen ihrer Liebe zu Hallwich, und desto öfter gedachte er an dessen Tod — und von Zeit zu Zeit auch an jene Dezembernacht, in welcher ihm Hallwich Vollmacht, ihn zu tödten, und im Voraus die Absolution dafür gegeben.

Und als ob ihn Hallwich selbst daran erinnern wollte, als ob er ihm selbst die Gelegenheit bieten wollte, ihn so, mit einer leichten Handbewegung, wie er es der Paulhuberin in jenem Selbstgespräche beschrieben, aus dem Leben zu schaffen, ließ er trotz jenes erfahrenen Schimpfes nicht ab, jeden Donnerstag auf den Johannisberg zu gehen. In die Honoratiorenstube drang er freilich nicht mehr; er saß draußen in der räucherigen Vorstube mit Handwerkern und Müßiggängern und erhob sich regelmäßig, wenn Erhard heraustrat, um sich ihm anzuschließen, und nach wie vor schlug er den gewohnten Nußsteig ein. Nach wie vor ließ er sich auf jener vorspringenden Bank, dem sogenannten Balkon, nieder und beugte er sich vor, als ob er den unten lauernden Tod versuchen wollte. Man war jetzt schon so weit im Jahr, daß die Eisdecke längst geschmolzen war und daß der Bach da unten so hohe Wellen rollte, daß sie die gewaltigsten Felsstücke bedeckten. Der Pfad selbst war so schlüpfrig, daß er in der That erst in diesen letzten Tagen dem angeschwollenen Wildbache in der Person eines armen Familienvaters, der in Geschäften aus dem Gebirge heimkehrte, ein Opfer hinabgesandt hatte. Dieser Unfall war es auch, der Bertha bewog, Erhard aufs Neue zu bitten, daß er den Johannisberg wieder besuche und ihren Mann heimbegleite. Der General leistete ihm jetzt nicht immer Gesellschaft. Er ging das eine Mal über den Nußsteig, das andere Mal mit den andern Herren durch die Ebene in die Stadt zurück. Er gestand Erhard, daß er so aus Politik handle, um das alte Gespenst, das ihn verfolgte, irre zu führen, damit es nicht wisse, auf welchem Wege es ihn erwarten solle. Denn nachgerade, sagte er, fange an, ihm diese Gesellschaft höchst

läſtig zu werden, und ſcherzhaft fügte er hinzu, daß ein guter General ſeinem Feinde die Marſchroute verheimlichen müſſe. Er erreichte ſeinen Zweck inſofern, als die Paulhuberin in der That auf dem Nußſteige ausharrte und ſo der Weg durch die Ebene unbehelligt und offen blieb. So nahte langſam das Ende des Winters herbei. Erhards Hoffnungen, die er bei ſeinem Einzug in das Haus gehegt, hatten ſich nicht erfüllt; Alles blieb beim Alten; die traurigen Szenen mit Hallwich wiederholten ſich, die Noth im Hauſe nahm zu; dem reichen Schulmeiſter gelang es nicht, der armen Mutter, die ſich in Arbeit verzehrte, etwas von ſeinem Ueberfluſſe zukommen zu laſſen, während der Unſelige, der all das Elend über die Seinen brachte, ſchon zu wiederholten Malen in ſeine Stube gedrungen war, um immer wieder den Miethzins einzufordern und ſich immer wieder einige Napoleons hinwerfen zu laſſen. Die unerquicklichen Tage, nur unterbrochen von Stunden der Leidenſchaft, in denen Erhard ſein Leben verwünſchte und das Unglück der geliebten Frau beweinte, folgten und glichen einander, bis ein Tag kam, der auch dieſer Gleichmäßigkeit ein Ende machen und Erhard um das einzige Glück, mit Bertha unter einem Dache zu wohnen, zu bringen drohte.

Es war ein lieblicher Vorfrühlingstag. Während Bertha in der Stube an ihrer Arbeit ſaß, ſpielten die Kinder, zum erſten Male in dieſem Jahre, unter Erhards Aufſicht im Garten. Er führte die kleine Lulu an der Hand und zeigte ihr die Knospen, die ſchon hie und da aus den Zweigen brachen. Dann beſtieg er eine Leiter, um die Ranken wilden Weines, welche die Gartenſeite des Hauſes bedeckten, an den Spalieren feſtzubinden. Aber kaum auf der Höhe des erſten Stockes angekommen und einen Blick in das Fenſter ſeiner Schlafſtube werfend, ſprang er die ganze Höhe der Leiter herab und eilte ins Haus. Er that das mit ſo aufgeregtem Geſichte, daß Lulu darüber und über den Sprung erſchrocken einen Schrei ausſtieß, auf den die Mutter eilends herauskam.

Was hatte Erhard durch das Fenſter geſehen? Er ſah es

jetzt, da er in sein Schlafzimmer trat, noch deutlicher. Hallwich stand vor einem geschlossenen Schranke und suchte mit einem Brecheisen in der Hand die Thüre dieses Schrankes zu sprengen.

„Was wollen Sie hier?“ schrie ihn Erhard mit blassen Lippen an.

„Oho! bin ich ertappt!“ lachte der Andere.

„Wollen Sie mein Geld? Sie sollten schon wissen, daß ich mein Geld nicht hier verwahre.“

„Nein! Danke für die Ehre; ich bin kein Gelddieb. Ich suche nach Staatsgeheimnissen. Das Manuskript will ich. Sie wissen wohl, das Manuskript. Ein todtes Kapital, ich will es der Regierung verkaufen und flüssig machen; dafür bekommt man wohl seine zehn bis zwanzig tausend Gulden.“

„Fort!“ rief Erhard, „fort! ehe ich Gewalt brauche.“

„Gewalt?“ fragte Hallwich höhnisch, „gegen mich? Brauche ich Gewalt? Ich dächte wohl, eine junge schöne Frau wäre so viel werth, wie das Manuskript eines alten Diplomaten. Seht einmal, nistet sich da so ein Schulmeister bei mir ein, spintisirt, wie er mich aus der Welt schaffe, nimmt mir meine Frau, und ich soll ihm für all Das nicht ein altes dummes Manuskript nehmen dürfen!“

Erhard war eben daran, ihn am Arme zu packen und hinauszuschieben, als er in der anstoßenden Wohnstube einen Ton vernahm, der ihm durchs Herz schnitt. Mit einem Schritte war er drin. Da stand Bertha, die auf Lulu's Bericht Erhard nachgeeilt war und Alles gehört hatte. Todesblässe bedeckte ihr Gesicht, mit Mühe hielt sie sich am Tische aufrecht; ihre Kniee waren eingeknickt. Erhard, der fürchtete, daß sie zusammensinke, streckte ihr die Arme entgegen, um sie aufrecht zu halten; aber sie strengte sich an, um eine abwehrende Bewegung zu machen, und mit einer zweiten Anstrengung brachte sie tief athmend, aber tonlos und in abgebrochenen Worten den Satz hervor: „Erhard, Sie müssen ... das Haus .... verlassen .... bald.“

„Bertha!“ rief er, die Hände zusammen schlagend.

„Bald!“ wiederholte sie kräftiger als früher.

6.

Und der Sommer war längſt wieder über das Land gekommen und in dieſe liebliche Gegend, in der er beſonders heimiſch und ſich vorzugsweiſe wohl zu fühlen ſchien. Er iſt hier ſo ſonnig und blüthenreich wie in wenigen Gegenden Deutſchlands. Der Laubwald wob längſt ſeine dichten Schatten über die Berge und Hügel, die längs der beiden Flußufer in lang geſchwungenen Linien hinlaufen; und in den Gebüſchen, welche die Stadt in nächſter Nähe umgeben und ſie, indem ſie ſich überall an Gärten und Gärtchen anſchließen, nach allen Seiten und in vielfachen Windungen durchdringen, ſangen die Nachtigallen. Die Sonne glänzte aus dem leiſe dahin wallenden Strome wieder, bedeckte mit bläulichem Purpur die bedeutenderen Höhenzüge, die aus größerer Entfernung herüberwinken, und weil ſie gleichmäßig leuchtet über Todtes und Lebendes, über Böſe wie Gute, warf ſie ihre Strahlen verſchönernd auch auf den wegen ſeiner Schönheit berühmten Kirchhof der Stadt, auf das große Grab der Gefallenen und Hingerichteten, die man vor drei Jahren daſelbſt eingeſcharrt, und auf das kleine Grab des Aſſeſſors Doktor Hallwich.

Auch in dem kleinen Garten ſeiner Wittwe blühte und duftete es, und daß zwiſchen dieſem und dem Grabe da draußen eine gewiſſe ſympathiſche Verbindung beſtand, konnte man daraus erkennen, daß dort wie hier dieſelben Blumen blühten und dufteten. In dieſem Garten war es an einem gewiſſen Junitage, es war ein ſonniger Sonnabend-Nachmittag, ſo ſtille wie es an dieſem Tage um dieſe Stunden ſeit vielen Wochen ſtille zu ſein pflegte. Es war im Hauſe wie zu einer heiligen Gewohnheit geworden, daß gegen vier Uhr Frau Bertha Hallwich ſich aufmachte, meiſt mehrere Blumentöpfe im Arm, und von Lulu, die eine kleine Gießkanne trug, und von den andern Kindern gefolgt, hinauswanderte, um jenes Grab neu zu ſchmücken und zu pflegen. Der Sonnabend war der Begräbnißtag Hallwichs

gewesen, und diese Wanderungen waren jetzt wie eine fromme Einleitung, eine andächtige Vorfeier des Sonntags. An einem Freitag Morgen war es, daß man Hallwichs Leiche in der Nähe der Stadt gefunden. Die Märzregen hatten den Gebirgsbach, der am Nußsteige vorbeirauschte, gewaltig angeschwellt, so daß seine Wellen Kraft genug hatten, den Unglücklichen in die Ebene zu tragen, wo sie ihn, nicht ferne von der Einmündung des Baches in den großen Fluß und kaum zweihundert Schritte von seiner Wohnung, an das hier schon flache Ufer legten. Es war kein Zweifel, daß er von jener vorspringenden Felsenbank am Nußsteig in die Tiefe gestürzt war; sein Hut fand sich dort in der Nähe vom Gestrüppe aufgefangen.

Solche stille Nachmittage schienen Erhard den Garten zu verleiden; an anderen Tagen pflegte er gerade um diese Stunde hinabzusteigen, Bertha bei ihrer Arbeit Gesellschaft zu leisten oder Lulu zu unterrichten. Des Sonnabends, so bald Lulu mit ihrer Gießkanne erschien, zog er sich wieder auf die Stube zurück und blickte nur von Zeit zu Zeit ungeduldig in den öden Garten, ob die Hausgenossen von ihrer Wanderung nicht zurück gekommen. Aber auch nach ihrer Rückkehr zog er es vor, in seiner Stube zu bleiben oder eine größere Wanderung außerhalb der Stadt anzutreten. Die verweinten Augen Bertha's sah er eben so ungerne, als er dann das Geplauder Lulus, die von ihren Arbeiten am Grabe erzählte, anhörte. Man sieht, daß Erhard nicht, wie es nach jener Szene mit Hallwich gewiß schien, das Haus verlassen und die Wohnung gewechselt hat. Der Tod Hallwichs erfolgte kurz nach jener Szene, und darüber kamen die Worte Bertha's in Vergessenheit, und mit dem Tode des Unglücklichen war ja auch die Ursache des Umzuges weggefallen. Erhard bewohnte also nach wie vor das obere Stockwerk des Hauses. In den ersten Tagen nach dem Tode des Besitzers hielt er sich in seinen Zimmern wie eingeschlossen und leistete der Wittwe weniger Hülfe, als man voraussetzen sollte. Wenn er sie den Tod ihres Mannes beklagen hörte, eilte er aus dem

Hause, manchmal um einen ganzen Tag oder auch länger nicht zurückzukehren. Hätte Bertha nicht die Paulhuberin gehabt, sie wäre in dieser schwierigen Zeit ganz ohne Unterstützung geblieben. Erst nach vielen Tagen, als er voraussetzte, ein ruhigeres Gesicht und ein ruhigeres Gemüth bei Bertha zu finden, kam er wieder öfter hinab und suchte er wieder am Leben und Thun des Hauses Theil zu nehmen. Es hatte sich in dieser Zeit seiner Zurückgezogenheit in der That Vieles geändert und die Atmosphäre des Hauses sich beruhigt.

Bertha richtete sich mit ihren Kindern in nur zwei Stuben ein und vermiethete den Rest des unteren Stockwerkes an einen stillen alten Herrn, der übrigens den ganzen Sommer in Bädern und auf Reisen verbrachte. Der Miethzins des Hauses warf ihr, so hoffte sie, genug ab, um wenigstens den dritten Theil ihrer Bedürfnisse zu decken. Nach dem Tode ihres Mannes kamen auch dessen Anverwandte herbei und boten ihr einen jährlichen Beitrag, den sie mit Dank und innerer Genugthuung annahm. Auf Erhards Verwunderung, daß sie sich von jenen stolzen Anverwandten, die sie früher von sich gestoßen, unterstützen lasse, antwortete sie: Ist es nicht, als ob es von Hallwich käme? Es gibt mir das Gefühl, als ob ich noch immer Gutes von ihm empfinge. — Einen etwaigen Ausfall wollte sie mit ihrer Arbeit decken und dabei noch so viel ersparen, um dermaleinst ihre Kinder gut erziehen zu können. Ließ Erhard, wenn sie ihm von dergleichen und von ihren Plänen mit den Kindern sprach, ein lobendes Wort über die gute Mutter fallen, dann wies sie solches Lob mit Entschiedenheit als unverdient zurück. Sie fühle sehr wohl, daß sie weniger als Mutter als aus Liebe zu ihrem verstorbenen Manne handle.

So saß sie da und arbeitete, während die Paulhuberin den ganzen Tag im Hause zubrachte und für sie das Hauswesen besorgte. Auch diese alte Frau hatte sich wunderbar verändert. Sie strich nicht mehr durch die Straßen, um den alten General zu verfolgen; alles das Gespensterhafte aus jener Zeit war von

ihr genommen; sie war wieder die sanfte, reinliche alte Frau von ehemals, und über der Wehmuth ihres Wesens, die sie nie ganz verließ, lag jetzt, da sie den ganzen Tag mit den Kindern beschäftigt war, sogar eine gewisse heitere Ruhe. Nach langem innerem Kampfe hatte endlich Erhard einmal den Muth, sie zu fragen: „Und wie steht es mit dem General, Frau Paulhuber? Sie scheinen Ihr Vorhaben aufgegeben zu haben? Seit wann denn?"

„Seit dem Tode des Herrn Hallwich," antwortete die alte Frau, ohne sich ausführlicher zu erklären.

Auch nach dieser Antwort, wie so oft nach den Reden Bertha's, ging Erhard zuerst auf seine Stube und trat er dann eine lange Wanderung in die Wälder oder über die Berge an.

Seit er sich Bertha wieder genähert, verfolgte ihn ein unheimlicher Dämon, und während es unten in den zwei Stuben bei Mutter und Kindern immer geordneter, ruhiger, ja bei aller Armuth behaglicher wurde, gestaltete sich die Atmosphäre oben in seiner großen Wohnung immer öder und drückender. Mit Entsetzen nahm er wahr, wie der Tod Hallwichs alle seine Verschuldung, die ganze Häßlichkeit seiner letzten Lebensjahre bei Bertha mit einer wunderbaren Schnelligkeit, beinahe wie mit einem Schlage, in Vergessenheit gebracht; die Zeit seiner Lasterhaftigkeit, seiner Verkommenheit lebte kaum mehr in ihrer Erinnerung, oder höchstens dachte sie daran, wie sonst eine Wittwe an die letzte Krankheit ihres Mannes denkt. Von jener Verachtung, die er bei ihr vorausgesetzt, schien nach ihren jetzigen Reden nie auch nur ein Anfang dagewesen zu sein; von der Erinnerung an die rohen Szenen, da sie Hallwich mit Worten oder Thaten mißhandelt, an Szenen, deren Andenken er für unverwischbar hielt, war offenbar keine Spur vorhanden, und wie sehr sich Erhard auch manchmal versucht fühlte, sie mit Bitterkeit an die Wahrheit, an die wirkliche Geschichte ihrer letzten Jahre zu erinnern, er fand nicht den Muth dazu, wohl fühlend, daß er durch dergleichen sie tief verletzen, ja ihren Widerwillen, viel-

leicht Haß erwecken würde. Dieß war um ſo gewiſſer zu fürchten, als ſie zu ihm immer wie zu einem Freunde ſprach, der den Verſtorbenen zu ſchätzen gewußt und ihn ſelbſt während der Zeit ſeiner Verirrungen, ſeiner Krankheit, nicht aufgegeben.

Und je mehr Tage zu den Tagen kamen, deſto raſcher ging dieſes Rückwärtsleben bei Bertha vor ſich, und bald ſtand vor ihrem geiſtigen Auge nur noch der junge Studioſus Hallwich, mit all den glänzenden Eigenſchaften, die ihn zu einer auffallenden und liebenswerthen Erſcheinung gemacht, und in jener körperlichen und geiſtigen Schönheit, mit der ihn ihre erſte und einzige Liebe umkleidet hatte.

Da war es denn im Laufe der Tage dahin gekommen, daß Erhard in der Idylle der unteren Stube nichts zu ſuchen hatte, als Pein und Enttäuſchung. Wohin er blickte, nichts als Erinnerungen an den Verſtorbenen von ſeiner Studentenzeit an bis zum Tage ſeines Todes, und was er hörte, nur Erzählungen der Mutter, die den Zweck hatten, den Herzen der Kinder eine leuchtende Erinnerung an den Vater einzuprägen. Selbſt in den Unterrichtsſtunden kam Lulu faſt immer auf die Erzählungen der Mutter zurück. Erhard ſagte ſich, daß er nun wiſſe, was es heißt, mit weſenloſen Geiſtern kämpfen, und manchmal überkam ihn die Ahnung, daß dieſer Kampf ein hoffnungsloſer ſei. Vielleicht war es am Beſten, er verließ den Kampfplatz und er kehrte von Zeit zu Zeit zurück, um zu ſehen, ob ſich der Feind von ſelbſt überwunden oder überlebt habe. Die Gegend war wie alljährlich von Reiſenden überfüllt; man ſah es ihren Geſichtern an, daß ſie alle Sorgen und Qualen hinter ſich gelaſſen. Wenn er es auch ſo machte? Er dachte ernſtlich daran, eine große Reiſe zu unternehmen, brachte es aber nie zum endlichen Entſchluß. Es hielt ihn etwas, was zugleich Angſt und Hoffnung war, an dieſen Ort gebannt. Es war ihm, als könnte während ſeiner Abweſenheit, hinter ſeinem Rücken, etwas geſchehen, was er fürchtete, und als fände er, einmal abweſend, nicht den Muth, wieder hieher zurückzukehren. Anſtatt der Reiſen unternahm er

nur längere Wanderungen in der Umgegend, immer die Stadt umkreisend, ohne sich gewissermaßen aus ihrem Dunstkreise zu entfernen.

Ungefähr eine kleine Meile weit von der Stadt, in stiller Waldeinsamkeit, lag ein bescheidenes Gasthaus. Dorthin gelangte er einmal zufällig, zum ersten Mal in seinem Leben, ungekannt von den Wirthen. Er warf sich, müde von der Wanderung und von den Gedanken, die ihn verfolgt hatten, in eine Gartenlaube und träumte von weiten Reisen, von einer Welt irgendwo im tiefen Süden, wo ihn Niemand kannte, wo er Bertha und vielleicht seine ganze Vergangenheit vergessen konnte. Was sollte er hier? länger hoffen wie ein Narr, nachdem er schon seit Jahren gehofft, seit er Bertha zum ersten Male gesehen, damals, als er, der arme verachtete Schulmeister, sie kaum anzublicken wagte? Hatte er, wie die Dinge standen, nicht weniger Hoffnung als je? Er fragte sich, ob, wenn Hallwich noch lebte, sie ihn vielleicht nicht schon jetzt lieben würde? Unmöglich hätte sie bei längerer Dauer dem Widerwillen widerstehen können, den ihr ein so tief gefallener Mann einflößen mußte, und aus jenem Momente, da er die Melodie des Liedes „vom Hemde" sang, und sie ihm so innig die Hand reichte, ihn ihren einzigen Freund nannte, aus jenem Anfang hätte sich jetzt vielleicht schon ein Gefühl entwickelt, das hinreichen würde, ihn glücklich zu machen. Während diese und ähnliche Gedanken ihm durch den Kopf gingen, stürzte er ein Glas nach dem andern hinunter. Zwei leere Flaschen standen bereits vor ihm, und er bemerkte, daß tolle, unnatürlich heitere Bilder in seinem Gemüthe aufstiegen. Unwillkürlich brach er in ein lautes Gelächter aus. „So wird man ein Trunkenbold," rief er, „und ich habe einen Trunkenbold gerichtet!"

Er warf das Geld auf den Tisch und eilte fort, und da er den Boden unter seinen Füßen schwanken fühlte, lachte er zum zweiten Mal.

Sein Weg führte ihn am Johannisberge vorbei; er wollte

raſch vorüber, als ihm der General, aus der Stadt kommend, entgegen trat.

„Sieh da, Herr Erhard," rief der alte Herr, „bekommt man Sie endlich wieder zu Geſicht. Ich freue mich herzlich. Schon lange wollte ich Sie aufſuchen, um Ihnen zu danken, denn Ihnen ſchulde ich es gewiß, daß ich meine Verfolgerin, jene alte Frau, los geworden. Die Sache war mir ſehr unangenehm. Sie müſſen mit mir auf den Johannisberg und eine Flaſche mit mir leeren. Warum kommen Sie nicht mehr in die Donnerſtagsgeſellſchaft? Seit dem Tode des unglücklichen Hallwich ſind Sie dort ganz unſichtbar geworden. Wiſſen Sie auch," fügte der General, ein Auge zukneifend, mit einem halb ſpitzbübiſch, halb warnend ſein ſollenden Lächeln hinzu, „wiſſen Sie auch, daß man über Ihr Wegbleiben vom Johannisberg allerlei Gloſſen und Kommentare macht?"

„Gloſſen? Kommentare?" fragte Erhard, und ſein funkelndes Auge ſchien plötzlich zu erlöſchen und ſein Rauſch mit einem Male verflogen.

„Nun ja," fuhr der General fort, „der Pfarrer meint nur, es ſei ja rein als ob, und der Oberamtsrichter —"

„Der Oberamtsrichter?" rief Erhard erblaſſend, „was hat der Oberamtsrichter zu ſagen?"

„Nun, nun, Sie müſſen die Sache nicht in dieſem Ton nehmen — Sie wohnen unter Einem Dache mit einer ſchönen Frau — ſie iſt wirklich ſchön, ja recht ſchön, ſie hat ſo was Nobles in ihrem Geſicht und in ihrer Bläſſe, und die Trauer ſteht ihr ſehr gut; ich habe ſie auf dem Kirchhofe geſehen, wo ich das Grab meiner Soldaten beſuchte, die hier gefallen ſind. Sie war am Grabe ihres Mannes beſchäftigt und weinte recht bitterlich. Die Weiber ſind doch ſonderbare Geſchöpfe — einen ſolchen Mann, einen ſolchen Verluſt zu beklagen! Sie ſollte ſich freuen, ihn los zu ſein, aber man ſagt allgemein, daß ſie ihn recht aufrichtig betrauere. Nun mit einem Manne, wie Sie, im Hauſe... keine Trauer dauert ewig, wir wollen das Beſte hoffen."

So plaudernd, hatte der General Erhard am Arme den Hügel hinauf und dem Johannisberg entgegen geführt, und Erhard ließ sich, nach Dem, was der General von den Kommentaren und Gloſſen geſagt hatte, willig hinaufführen. Die Leute, ſagte er ſich, ſollen über mein Ausbleiben vom Johannisberg keine Kommentare und Gloſſen machen; ich will jetzt regelmäßig jeden Donnerſtag wieder die Geſellſchaft beſuchen. Andererſeits wirkten auch die letzten Worte des Generals, wie banal ſie auch klangen, angenehm auf ſein Gemüth, und er fühlte plötzlich eine gewiſſe Neigung für den Mann, der ihm ſonſt ganz gleichgültig war. Gerne wollte er eine Flaſche mit ihm leeren....

Wie eigenthümlich war ihm zu Muthe, als ihm auf dem Heimwege der General erklärte, er halte es beinahe für nothwendig, ihn, wie einſt den ſeligen Hallwich, bis an die Thüre ſeiner Wohnung zu begleiten. Und in die Erde hätte er ſinken mögen, als ihm Bertha die Thüre öffnete und nach einem Blicke in ſein Geſicht, in ſeine glänzenden Augen, mit dem Ausdruck des Schreckens zurückfuhr. Tief gedemüthigt, warf er ſich angekleidet aufs Bett. Er konnte ſich nicht anders vor ihr rechtfertigen, als wenn er ihr erklärte, wie die Liebe zu ihr, ſeine Jahre alte, mit ſeinem ganzen Herzen verwachſene Liebe und ſeine Hoffnungsloſigkeit ihn dahin brachte, daß er in einem ſchwachen Momente Betäubung ſeiner Sinne und Einſchläferung oder Täuſchung ſeiner Gefühle ſuchte.

In der That ſtand er am nächſten Morgen, ſo frühe es möglich war, vor ihr. Er hatte die ganze Nacht kein Auge geſchloſſen; auf ſeinen Zügen lag eine unendliche Müdigkeit, und ſeine Augen, welche die ganze letzte Zeit fieberiſch leuchteten und immer etwas Herausforderndes im Blicke hatten, waren weich und wehmüthig umhüllt. Er ſtand aufrecht, nur mit etwas gebeugtem Haupte vor ihr; die Arme hingen ſtraff herab, und während er mit zitternder Stimme ſprach, begleitete er ſeine Worte nicht mit der geringſten Bewegung oder Geberde. Man hätte glauben können, daß eine Bildſäule ſpreche. In wenigen Worten

erzählte er ihr die Geſchichte ſeiner Liebe, geſtand er ihr, mit welchen Hoffnungen er ſich manchmal ſeit dem Tode Hallwichs trage, wie er aber alle Hoffnung aufzugeben beginne und mit dieſen Hoffnungen ſich ſelbſt und ſeine ganze Zukunft. Bertha, nachdem ſie während des erſten Theiles ſeiner Rede manchmal zuſammengezuckt und ſich wie im Fieber geſchüttelt hatte, ſaß jetzt ſcheinbar eben ſo ruhig da, als er vor ihr ſtand, die Hände unbeweglich im Schooße haltend und mit tief geneigtem Haupte auf die Arbeit niederblickend. Unheimlich ſchlugen ſeine Worte an ihr Ohr, bald bedeutungslos, wie leeres Geräuſch, bald erſchütternd, erſchreckend, als hörte ſie, was ſie nicht hören durfte. Hätte er ſich vor ſie hingeworfen, wäre er in Klagen und dringende Bitten ausgebrochen, es hätte ſie nicht ſo erſchüttert, wie dieſes ruhevolle, mit ungeheurer Selbſtbezwingung zuſammengefaßte Weſen Erhards. Hier war unwiderſprechliche Wahrheit des Unglücks und der Liebe. Sie fühlte wohl das Mitleid, das ihr Herz erfüllte, bis zum Rande, zugleich aber auch etwas, was ſich gegen dieſes Mitleid und, wenn auch nicht gegen ſeine ganze Rede, doch gegen einzelne Worte empörte; etwas, was ihr zuflüſterte, daß ſie ſich zuſammennehme und von ihm abwende. Aber wo hätte ſie, um ſo zu handeln, dieſer unglücklichen Geſtalt, die vor ihr ſtand, gegenüber den Muth hernehmen ſollen? Sie hätte kein Weib, am Wenigſten ein gutes, edles Weib ſein müſſen. Nachdem er geendet, ſtand er und ſaß ſie ſchweigend da; Beide unbeweglich und in derſelben Stellung wie früher. Peinlich, erdrückend war dieſe Stille; wie ein ſchwerer Stein lag ſie auf ihrem Haupte, wie ein Alp, ein böſer Traum auf ihrem Herzen. Sie hätte gerne geſprochen, aber ihre Zunge war wie angenagelt, und aller Anſtrengung zum Trotz brachte ſie keinen Laut hervor. Endlich bewegte ſie wie automatiſch den Arm, ergriff eine Falte ihres ſchwarzen Trauerkleides und hob ſie ein wenig in die Höhe, als ob ſie ſie vor ſeine Augen führen wollte. Er nickte unmerklich mit dem Kopfe und ging.

Sie war in Trauer; er ſoll warten; es iſt noch nicht an

der Zeit, ihr von Liebe zu sprechen ... Das hatte ihm ihre Bewegung, ihr Hindeuten auf ihr Trauerkleid gesagt; Das sagte er sich von nun an täglich zu wiederholten Malen. Sie wußte nun Alles, und er war ruhiger. Aber er kam jetzt weniger hinunter in Bertha's Stube und in den Garten, er sah sie seltener, als da er noch nicht im Hause gewohnt hatte. Man hörte und merkte ihn kaum in der Wohnung. Nur Lulu, die regelmäßig zu ihren Lektionen kam, wußte gewiß, daß er da war. Doch muß ihn das Alleinsein mit sich und seinen Gedanken gedrückt haben, denn er bedauerte es, daß er seine Stelle aufgegeben; er fühlte, wie wohlthätig ihm jetzt eine regelmäßige Beschäftigung wäre, die ihn einige Stunden im Tage zwänge, sich mit Anderem als mit sich selbst zu beschäftigen; die ihm die Flucht vor sich selbst erleichtern würde. Er erinnerte sich wieder an das ererbte Manuskript in seinem Besitze; die Zeit war nicht mehr ferne, wo es nach dem Willen des Erblassers veröffentlicht werden sollte. Es mußte Manches daran revidirt und redigirt werden; einzelne Theile, Briefe und Dokumente waren aus dem Französischen zu übersetzen. Der Gedanke kam ihm wie eine Erlösung; er holte die Papiere aus den verschiedenen geheimen Fächern des Sekretärs, den er ebenfalls von dem Herrn von W. geerbt hatte, zusammen und versenkte sich sofort mit ganzer Seele in die Arbeit.

Bald war er im Hause, oder vielmehr für seine Mitbewohner, wenn man so sagen darf, noch weniger vorhanden als zuvor. Selbst Lulu kam nicht mehr auf seine Stube, da sie die Mutter, um Erhard in seinen Arbeiten nicht stören zu lassen, zurückhielt. Nur die Paulhuberin kam zu gewissen festgesetzten Stunden und stellte ihm, wie ein Gefangenwärter dem Gefangenen, das Essen hin. Sie glich auch in dieser Beziehung einem Gefängnißwärter, daß sie sichtlich jedem Gespräche mit Erhard auswich, wie sie sich denn überhaupt seit Monaten mit einer gewissen Scheu von ihm zurückzog. Nur einmal kam sie zu ungewöhnlicher Stunde und ungerufen. Es war um Mitternacht, das Licht brannte noch auf dem Tische, und Erhard war vor seinen Papieren im Lehnstuhl

eingeſchlafen. Die Paulhuberin ſtand vor ihm, als er die Augen aufſchlug, die Hand auf ſeine Schulter gelegt, als ob ſie ihn eben aus dem Schlaf gerüttelt hätte.

„Was iſt? was iſt?“ fragte Erhard noch ſchlaftrunken.

„Ich vermuthete, daß Sie eingeſchlafen, und da mit den vielen Papieren um das Licht herum leicht ein Unglück geſchehen könnte, erlaubte ich mir —“

„Ich danke Ihnen, liebe Frau, um ſo mehr, als Sie mich aus böſen Träumen —“

Er hatte noch nicht ausgeſprochen, als die Paulhuberin bereits wieder aus dem Zimmer geſchlüpft war. Er ſchüttelte den Kopf. Es kam ihm Das ſonderbar vor, denn ſie entfernte ſich, als ob ſie vor Furcht aus dem Zimmer entwiche.

Aehnliches wiederholte ſich nach einigen Nächten. Wieder ſtand die Paulhuberin um Mitternacht vor ihm, der im Lehnſeſſel eingeſchlafen war. Wieder mit der Hand auf ſeiner Schulter ſagte ſie, leiſe dazu den Kopf bewegend: „Armer Herr Erhard, ich glaube, wir haben das Amt getauſcht; ich kann Ihnen Ihre Güte vergelten und die Dienſte, die Sie mir in traurigen Nächten geleiſtet, zurückgeben. Sie ächzen und wimmern ja ſchrecklich aus dem Schlafe, es wäre arg, wenn Sie Frau Hallwich hörte.“

„Ich arbeite zu viel, das Blut ſteigt mir zu Kopf,“ ſagte Erhard, aber die Frau wartete auch dießmal nicht das Ende ſeiner Erklärung ab und war zur Thüre hinaus, bevor er ausgeſprochen hatte.

Er glaubte wohl ſelbſt an dieſe Erklärung ſeines Zuſtandes, denn von dieſer Zeit an begann er wieder ſeine Wanderungen und dehnte dieſe oft ſo weit aus, daß er müde nach Hauſe kam und in einen todähnlichen Schlaf verſank. Da die Paulhuberin nicht wiederkam, war ihm Das ein Beweis, daß ſich das Mittel bewährte, und er wandte es in noch größerem Maße an. Nur wenige Stunden des Morgens widmete er der Arbeit, den Reſt des Tages und einen Theil der Nacht brachte er auf ſeinen Wanderungen zu, ſo daß man ihn bald in den entlegenſten Dörfern

der Gegend kannte. Eines Tages berichtete ihm des Morgens, als sie ihm das Frühstück brachte, die Paulhuberin, daß gestern während seiner Abwesenheit ein Herr da gewesen sei, der auf dringende Weise nach ihm gefragt und es auch versucht habe, von ihr, der Paulhuberin, allerlei Einzelnheiten über ihn, Herrn Erhard, zu erfahren.

„Ein Herr?" fragte Erhard, „welcher Art Herr?"

„Er sah aus wie ein Beamter."

„Wie ein Beamter?" stutzte Erhard. „Gut, ich will heute später oder gar nicht ausgehen, um ihn nicht zu verfehlen."

„Er wollte auch wiederkommen," versicherte die Paulhuberin.

Bald darauf klopfte es an die Thüre, und ein ganz in Schwarz gekleideter Herr, dem man das Beamtenthum in der That sofort anmerken mußte, trat ein. Erhard schüttelte sich einen Augenblick, als ob ein kalter Frost alle seine Glieder durchrieselte, aber schnell gefaßt, erhob er sich, bedauerte, daß er den Herrn gestern verfehlt habe, und lud ihn ein, sich zu setzen. Während er so sprach, lag sein Auge prüfend, ja grübelnd auf dem Fremden. Dieser stellte sich ihm als Ministerialrath R... vor, bedauerte, ihn zu stören, und entschuldigte sich mit der Wichtigkeit des Geschäftes.

Er setzte sich und sagte, daß er im Auftrag des Ministeriums des Aeußeren komme.

„Des Aeußeren?" fragte Erhard rasch und athmete tief auf, als ob eine Last von seinem Herzen fiele.

„Ja, des Aeußeren. Sie scheinen," fragte der Ministerialrath, „einen Beamten eines andern Departements erwartet zu haben?"

„Allerdings, allerdings," bestätigte Erhard, „ich bin Schulmann ... Vom Ministerium des Unterrichts ... was hat ein armer Schulmeister mit dem Ministerium des Aeußeren zu thun?"

„Doch," lächelte der Fremde, „wenn der arme Schulmeister im Besitze wichtiger Staatsgeheimnisse ist, die einen auswärtigen Hof betreffen."

Der Ministerialrath erklärte ihm jetzt in wohlgesetzter und offenherziger Rede, daß er komme, um jene Verhandlungen wieder

aufzunehmen, welche man mit dem Herrn Präzeptor, leider vergebens, ſchon vor längerer Zeit eingeleitet. Er hoffe, jetzt glücklicher zu ſein, wenn er dem Herrn Präzeptor vorſtelle, daß er mit Uebergabe des Manuſkriptes, das ſich in ſeinem Beſitze befinde, an die Regierung dem Vaterlande einen Dienſt leiſte. Die politiſche Konjunktur ſei der Art, daß Alles darauf ankomme, ſich die Freundſchaft jenes großen Hofes zu erwerben, deſſen Geſchichte das Memoire des Herrn von W. enthalte. Es handle ſich gar nicht darum, das Manuſkript an jenen Hof auszuliefern, man wolle Herrn Erhard alle Bürgſchaft geben, daß es hier im Lande, im Staatsarchive wohl verwahrt bleiben werde; ſchon die Verſicherung, daſſelbe dem Privatbeſitz entzogen, im Staatsarchive aufbewahrt und die Veröffentlichung verhindert zu haben, werde hinreichen, ſich die Freundſchaft jenes Hofes, dieſe koſtbare Freundſchaft, zu erwerben und damit viele Vortheile, die dem Land zu Gute kommen würden. Man wiſſe ſehr wohl, daß Herr Erhard mit dem Manuſkripte einen namhaften Beſitz, einen poſitiven Geldwerth aus der Hand gebe, aber die Regierung ſei gerne bereit, ihm dieſen Verluſt vier- und fünffach zu erſetzen und ihn zugleich mit allen Ehren auszuzeichnen, die ein Mann verdient, der dem Staate einen ſo wichtigen Dienſt leiſtet. Man wiſſe ja auch, daß er alle Talente beſitze, um bedeutende Aemter zu bekleiden, und daß, wenn man ihn in ſolche einſetze, Dieſes weder nach Gunſt und Belohnung, ſondern ganz und gar nach Verdienſt geſchehen würde.

Erhard dankte für die ebenſo offene als ſchmeichelhafte Art des Antrags, verſicherte den Miniſterialrath ſeiner patriotiſchen Gefühle, bedauerte aber, dießmal keine andere Antwort geben zu können als das erſte Mal. Er dürfe keine anderen Rückſichten haben, als die des Teſtamentsvollſtreckers, und keinen andern Willen, als den des Erblaſſers, der außerdem ſein Freund und Wohlthäter geweſen. Er dürfe mit dem Manuſkripte nichts Anderes beginnen, als es in einer gewiſſen feſtgeſetzten Zeit und in einer beſtimmten Form veröffentlichen.

Nach dieſer beſtimmten Erklärung verſuchte der Miniſterialrath, den Entſchluß Erhards auf die verſchiedenſte Weiſe zu erſchüttern; es fehlte unter Anderem auch die Mahnung nicht, daß es gefährlich ſei, dem Staate gegenüber eine widerwillige Stellung einzunehmen, und daß der Staat gewiſſermaßen die Berechtigung habe, ſich gegen ſolche unpatriotiſche Geſinnung mit allerlei Zwangsmitteln zu wahren. Und ſchon an der Thüre ſtehend, verſicherte der Miniſterialrath, daß er es bedauern würde, wenn man gezwungen wäre, an allerlei Vorgänge und Ereigniſſe Kombinationen zu knüpfen, vermittelſt welcher man auf entſchiedene Weiſe in das Privatleben des Herrn Präzeptors eingreifen und dem Gerichte Gelegenheit geben könnte, dem Staat einen Beſitz zu verſchaffen, auf den er als der Hüter des Gemeinwohls ein Recht habe. Der Miniſterialrath verbeugte ſich nach dieſen beziehungsvollen Worten, verſicherte, daß man noch einmal anfragen werde, und ging.

Erhard vergaß es, ihn auch nur bis an die Treppe zu begleiten. Der Fremde hatte kaum die Thüre hinter ſich zugezogen, als er ſich mit beiden Händen in die Haare fuhr. Dann beugte er ſich auf den Tiſch nieder und ſchob die Papiere, die da herum lagen, zuſammen und packte ſie, als ob er ſie dem Manne nachwerfen wollte. Dann wieder ging er mit großen Schritten auf und nieder, der Himmel weiß, wie lange! — Nachmittags unterließ er ſeine Wanderung; er ſcheute ſich, hinauszutreten in die Welt, unter die Menſchen, doch war es ihm zu eng im Zimmer. Er ging hinab in den Garten und ſetzte da ſeine ruheloſe Wanderung auf dem Kieswege fort. Dieſes raſche Hin- und Hergehen in dem kleinen Raume, auf den gewundenen Pfaden hatte etwas Unheimliches, Wildes. Bertha ſaß in der Laube, ſie ließ ihre Arbeit liegen und ſah ihm theilnehmend nach, bis ihr beinahe ſchwindelte. Es ſchien ihr Pflicht, ihn aus ſeinen Gedanken zu reißen. Sie bat ihn, ſich zu ihr zu ſetzen, und nur um ein Geſpräch zu beginnen, fragte ſie ihn, was denn der Herr heute Morgen von ihm gewollt habe, und was ihn ſo aufrege?

„Es handelte ſich wieder um das Manuſkript," ſagte er, indem er ſich niederließ, und beide Fäuſte auf die Kniee legend, fuhr er fort: „Es wird mein Unglück ſein, dieſes Manuſkript, es iſt wie ein Schatz, der Unheil bringt."

„Aber mein Gott," fragte ſie theilnehmend weiter, „was iſt es denn eigentlich mit dieſem Manuſkripte, wovon handelt es?"

„Von einem Mord," antwortete Erhard ruhig.

„Von einem Mord?" rief Bertha erſchrocken.

„Von einem Mord aus Staatsraiſon. Man hat an einem gewiſſen Hofe eine hohe Perſönlichkeit beſeitigt, weil ſie das Hinderniß einer Politik war, von der man ſich viel Gutes verſprach."

„Wie kann aus einer Miſſethat Gutes entſtehen!" rief Bertha entrüſtet.

Erhard räuſperte ſich, ſah vor ſich hin, erhob dann den Kopf und ſagte feſt: „Doch! ... Das iſt eben die Geſchichte, die das Manuſkript enthält; der Mord, der bis heute noch Geheimniß iſt, hat die Früchte getragen, die man von ihm erwartete, Tauſende, Zehntauſende, Hunderttauſende freuen ſich heute gewiſſer Zuſtände, die ohne jene That niemals oder erſt ſehr ſpät hätten verwirklicht werden können."

„Man hat Recht, die Veröffentlichung dieſer Geſchichte verhindern zu wollen," rief Bertha mit Eifer, „man ſoll der Welt nie ſolche Lehren geben, wie ſie dieſe Geſchichte gibt, daß aus einem Verbrechen Gutes entſtehen könne. Und es kann auch nicht, mag es Ihre Geſchichte mit hundert Thatſachen beweiſen, ich glaube es nicht. Wer Unheil ſäet, wird Unheil ernten, und das ſcheinbare Gute, das ihm aufwächst, iſt ein Diebſtahl, eine Beute, die der Mörder dem Gemordeten aus der Taſche ſtiehlt. Und welcher kurzſichtige Menſch hat das Recht, für die Zukunft zu ſorgen mit dem Leben ſeines Nächſten — und wer, außer dem Geſetze, darf den Muth haben, Andere zu richten."

„Das meine ich auch," ſagte die Paulhuberin, die hinzugekommen war, „und darum überließ ich den General einem

Mann nicht im Mindesten ab; er wuchs im Gegentheil in dem Maße, als die Wochen und Monate seit seinem Tode zunahmen; die letzten traurigen Jahre ihrer Ehe traten mehr und mehr in den Hintergrund, um der lebhaftesten Erinnerung an die schönen Tage der jungen Liebe und einer wahrhaften Schwelgerei in diesen Erinnerungen zu weichen. Allein diese Schwelgerei war eine stille, verschwiegene, sie konnte täuschen, und wer sich täuschen wollte, konnte annehmen, daß ihr Schmerz gelinder wurde, daß die Zeit ihre Macht ausübte. Dazu kam, daß sie, seit sie in Erhards Herz geblickt, ihm ihre Theilnahme nicht versagen konnte und es für ihre Pflicht hielt, Dasjenige, was sie ihm versagen mußte, durch Freundschaft und Wärme des Umgangs zu ersetzen. Es kostete Erhard manchmal ein bitteres Lächeln, wenn er sich sagte, mit wie Wenigem er sich nach großen Hoffnungen und mit der verzehrenden Leidenschaft im Herzen begnügen mußte; aber ein Rest von Hoffnung war ja doch immer da, und in den schönsten Stunden, deren er noch fähig war, träumte er von einem Zusammenleben mit Bertha, von einem so innigen und schönen Zusammenleben und von so sorgsamer Thätigkeit für die Kinder, daß ihm die Zukunft voll Beruhigung, voll Ersatz und Sühne für seine Vergangenheit erschien.

Diesen Träumen und diesem stillen Leben machte ein einziger Tag ein rasches Ende. Die Drohung jenes Beamten erfüllte sich. An einem frühen Morgen brach die Polizei ins Haus und durchwühlte, allen Protestationen zum Trotz, und obwohl Erhard der Wahrheit gemäß versicherte, daß sich das Manuskript nicht mehr im Hause befinde, seine ganze Wohnung. Alle Möbel, jedes einzelne Buch wurde durchforscht, hie und da selbst Bretter des Fußbodens aufgerissen und die Wände nach geheimen Verstecken durchsucht. Die Arbeit der Polizei nahm mehrere Stunden in Anspruch. Erhard ließ sie gewähren, indem er sich in den Garten begab und ruhig in die Laube setzte. Theilnehmend trat bald Bertha zu ihm, legte die Hand auf seine Schulter und glaubte ihm mit Wärme zusprechen zu müssen. Die Kinder, erschreckt

Frau Hallwich zu Besitzern dieses Vermögens gemacht werden. Ich habe sonst Niemand, dem ich diese Dokumente anvertrauen könnte; Frau Bertha würde sie höchst wahrscheinlich zurückweisen. Also übergebe ich sie Ihnen, und Sie werden zur rechten Zeit damit hervorzutreten wissen, um die Zukunft der guten Kinder zu sichern." Ohne Ueberraschung, mit großer Ruhe, selbst mit einer gewissen Kälte, als geschehe hier nur, was sich von selbst verstünde, antwortete die Paulhuberin mit einem kurzen: „Ganz wohl!" übernahm die Papiere und versprach, sie aufs Sorgfältigste zu verwahren.

7.

Seit dem großen politischen Ereignisse, dem Staatsstreiche, der zu dem Gespräche über das Gewissen Veranlassung gegeben, zu jenem Gespräche, mit welchem unsere Erzählung begonnen, waren nunmehr viele Monate verflossen. Der Sieg der rücksichtslosen Gewalt war festgestellt, Beispiel und Ermunterung waren gegeben, und so breitete sich das Pariser System rasch über den Kontinent aus, über die großen und kleinen Staaten. Es begann die Zeit, die wir heute als die Epoche der krassen Reaktion bezeichnen. Das Recht des Hauses wie die persönliche Freiheit wurden, wie man weiß, damals von den Regierenden nur sehr gering geachtet. Dieß war die Ursache, warum sich Erhard so sehr beeilt hatte, das Manuskript aus dem Hause und in Sicherheit zu bringen, mit Recht besorgend, daß ihm, nach der Drohung des Ministerialraths, eines schönen Tages die Polizei ins Haus brechen und sich seines Eigenthums bemächtigen könnte. Aber jene Drohung schien sich nicht verwirklichen zu wollen. Seit dem Besuche des Ministerialrathes waren Wochen vergangen, ohne daß in dieser Beziehung etwas geschehen wäre, eine ruhige Zeit, eine schönere, als sie Erhard seit dem Tode Hallwichs verlebt hatte. Zwar nahm der Kultus Bertha's für ihren verstorbenen

Mann nicht im Mindesten ab; er wuchs im Gegentheil in dem Maße, als die Wochen und Monate seit seinem Tode zunahmen; die letzten traurigen Jahre ihrer Ehe traten mehr und mehr in den Hintergrund, um der lebhaftesten Erinnerung an die schönen Tage der jungen Liebe und einer wahrhaften Schwelgerei in diesen Erinnerungen zu weichen. Allein diese Schwelgerei war eine stille, verschwiegene, sie konnte täuschen, und wer sich täuschen wollte, konnte annehmen, daß ihr Schmerz gelinder wurde, daß die Zeit ihre Macht ausübte. Dazu kam, daß sie, seit sie in Erhards Herz geblickt, ihm ihre Theilnahme nicht versagen konnte und es für ihre Pflicht hielt, Dasjenige, was sie ihm versagen mußte, durch Freundschaft und Wärme des Umgangs zu ersetzen. Es kostete Erhard manchmal ein bitteres Lächeln, wenn er sich sagte, mit wie Wenigem er sich nach großen Hoffnungen und mit der verzehrenden Leidenschaft im Herzen begnügen mußte; aber ein Rest von Hoffnung war ja doch immer da, und in den schönsten Stunden, deren er noch fähig war, träumte er von einem Zusammenleben mit Bertha, von einem so innigen und schönen Zusammenleben und von so sorgsamer Thätigkeit für die Kinder, daß ihm die Zukunft voll Beruhigung, voll Ersatz und Sühne für seine Vergangenheit erschien.

Diesen Träumen und diesem stillen Leben machte ein einziger Tag ein rasches Ende. Die Drohung jenes Beamten erfüllte sich. An einem frühen Morgen brach die Polizei ins Haus und durchwühlte, allen Protestationen zum Trotz, und obwohl Erhard der Wahrheit gemäß versicherte, daß sich das Manuskript nicht mehr im Hause befinde, seine ganze Wohnung. Alle Möbel, jedes einzelne Buch wurde durchforscht, hie und da selbst Bretter des Fußbodens aufgerissen und die Wände nach geheimen Verstecken durchsucht. Die Arbeit der Polizei nahm mehrere Stunden in Anspruch. Erhard ließ sie gewähren, indem er sich in den Garten begab und ruhig in die Laube setzte. Theilnehmend trat bald Bertha zu ihm, legte die Hand auf seine Schulter und glaubte ihm mit Wärme zusprechen zu müssen. Die Kinder, erschreckt

erzählte er ihr die Geschichte seiner Liebe, gestand er ihr, mit welchen Hoffnungen er sich manchmal seit dem Tode Hallwichs trage, wie er aber alle Hoffnung aufzugeben beginne und mit diesen Hoffnungen sich selbst und seine ganze Zukunft. Bertha, nachdem sie während des ersten Theiles seiner Rede manchmal zusammengezuckt und sich wie im Fieber geschüttelt hatte, saß jetzt scheinbar eben so ruhig da, als er vor ihr stand, die Hände unbeweglich im Schooße haltend und mit tief geneigtem Haupte auf die Arbeit niederblickend. Unheimlich schlugen seine Worte an ihr Ohr, bald bedeutungslos, wie leeres Geräusch, bald erschütternd, erschreckend, als hörte sie, was sie nicht hören durfte. Hätte er sich vor sie hingeworfen, wäre er in Klagen und dringende Bitten ausgebrochen, es hätte sie nicht so erschüttert, wie dieses ruhevolle, mit ungeheurer Selbstbezwingung zusammengefaßte Wesen Erhards. Hier war unwidersprechliche Wahrheit des Unglücks und der Liebe. Sie fühlte wohl das Mitleid, das ihr Herz erfüllte, bis zum Rande, zugleich aber auch etwas, was sich gegen dieses Mitleid und, wenn auch nicht gegen seine ganze Rede, doch gegen einzelne Worte empörte; etwas, was ihr zuflüsterte, daß sie sich zusammennehme und von ihm abwende. Aber wo hätte sie, um so zu handeln, dieser unglücklichen Gestalt, die vor ihr stand, gegenüber den Muth hernehmen sollen? Sie hätte kein Weib, am Wenigsten ein gutes, edles Weib sein müssen. Nachdem er geendet, stand er und saß sie schweigend da; Beide unbeweglich und in derselben Stellung wie früher. Peinlich, erdrückend war diese Stille; wie ein schwerer Stein lag sie auf ihrem Haupte, wie ein Alp, ein böser Traum auf ihrem Herzen. Sie hätte gerne gesprochen, aber ihre Zunge war wie angenagelt, und aller Anstrengung zum Trotz brachte sie keinen Laut hervor. Endlich bewegte sie wie automatisch den Arm, ergriff eine Falte ihres schwarzen Trauerkleides und hob sie ein wenig in die Höhe, als ob sie sie vor seine Augen führen wollte. Er nickte unmerklich mit dem Kopfe und ging.

Sie war in Trauer; er soll warten; es ist noch nicht an

der Zeit, ihr von Liebe zu ſprechen ... Das hatte ihm ihre Bewegung, ihr Hindeuten auf ihr Trauerkleid geſagt; Das ſagte er ſich von nun an täglich zu wiederholten Malen. Sie wußte nun Alles, und er war ruhiger. Aber er kam jetzt weniger hinunter in Bertha's Stube und in den Garten, er ſah ſie ſeltener, als da er noch nicht im Hauſe gewohnt hatte. Man hörte und merkte ihn kaum in der Wohnung. Nur Lulu, die regelmäßig zu ihren Lektionen kam, wußte gewiß, daß er da war. Doch muß ihn das Alleinſein mit ſich und ſeinen Gedanken gedrückt haben, denn er bedauerte es, daß er ſeine Stelle aufgegeben; er fühlte, wie wohlthätig ihm jetzt eine regelmäßige Beſchäftigung wäre, die ihn einige Stunden im Tage zwänge, ſich mit Anderem als mit ſich ſelbſt zu beſchäftigen; die ihm die Flucht vor ſich ſelbſt erleichtern würde. Er erinnerte ſich wieder an das ereibte Manuſkript in ſeinem Beſitze; die Zeit war nicht mehr ferne, wo es nach dem Willen des Erblaſſers veröffentlicht werden ſollte. Es mußte Manches daran revidirt und redigirt werden; einzelne Theile, Briefe und Dokumente waren aus dem Franzöſiſchen zu überſetzen. Der Gedanke kam ihm wie eine Erlöſung; er holte die Papiere aus den verſchiedenen geheimen Fächern des Sekretärs, den er ebenfalls von dem Herrn von W. geerbt hatte, zuſammen und verſenkte ſich ſofort mit ganzer Seele in die Arbeit.

Bald war er im Hauſe, oder vielmehr für ſeine Mitbewohner, wenn man ſo ſagen darf, noch weniger vorhanden als zuvor. Selbſt Lulu kam nicht mehr auf ſeine Stube, da ſie die Mutter, um Erhard in ſeinen Arbeiten nicht ſtören zu laſſen, zurückhielt. Nur die Paulhuberin kam zu gewiſſen feſtgeſetzten Stunden und ſtellte ihm, wie ein Gefangenwärter dem Gefangenen, das Eſſen hin. Sie glich auch in dieſer Beziehung einem Gefängnißwärter, daß ſie ſichtlich jedem Geſpräche mit Erhard auswich, wie ſie ſich denn überhaupt ſeit Monaten mit einer gewiſſen Scheu von ihm zurückzog. Nur einmal kam ſie zu ungewöhnlicher Stunde und ungerufen. Es war um Mitternacht, das Licht brannte noch auf dem Tiſche, und Erhard war vor ſeinen Papieren im Lehnſtuhl

eingeschlafen. Die Paulhuberin stand vor ihm, als er die Augen aufschlug, die Hand auf seine Schulter gelegt, als ob sie ihn eben aus dem Schlaf gerüttelt hätte.

„Was ist? was ist?“ fragte Erhard noch schlaftrunken.

„Ich vermuthete, daß Sie eingeschlafen, und da mit den vielen Papieren um das Licht herum leicht ein Unglück geschehen könnte, erlaubte ich mir —“

„Ich danke Ihnen, liebe Frau, um so mehr, als Sie mich aus bösen Träumen —“

Er hatte noch nicht ausgesprochen, als die Paulhuberin bereits wieder aus dem Zimmer geschlüpft war. Er schüttelte den Kopf. Es kam ihm Das sonderbar vor, denn sie entfernte sich, als ob sie vor Furcht aus dem Zimmer entwiche.

Aehnliches wiederholte sich nach einigen Nächten. Wieder stand die Paulhuberin um Mitternacht vor ihm, der im Lehnsessel eingeschlafen war. Wieder mit der Hand auf seiner Schulter sagte sie, leise dazu den Kopf bewegend: „Armer Herr Erhard, ich glaube, wir haben das Amt getauscht; ich kann Ihnen Ihre Güte vergelten und die Dienste, die Sie mir in traurigen Nächten geleistet, zurückgeben. Sie ächzen und wimmern ja schrecklich aus dem Schlafe, es wäre arg, wenn Sie Frau Hallwich hörte.“

„Ich arbeite zu viel, das Blut steigt mir zu Kopf,“ sagte Erhard, aber die Frau wartete auch dießmal nicht das Ende seiner Erklärung ab und war zur Thüre hinaus, bevor er ausgesprochen hatte.

Er glaubte wohl selbst an diese Erklärung seines Zustandes, denn von dieser Zeit an begann er wieder seine Wanderungen und dehnte diese oft so weit aus, daß er müde nach Hause kam und in einen todähnlichen Schlaf versank. Da die Paulhuberin nicht wiederkam, war ihm Das ein Beweis, daß sich das Mittel bewährte, und er wandte es in noch größerem Maße an. Nur wenige Stunden des Morgens widmete er der Arbeit, den Rest des Tages und einen Theil der Nacht brachte er auf seinen Wanderungen zu, so daß man ihn bald in den entlegensten Dörfern

der Gegend kannte. Eines Tages berichtete ihm des Morgens, als sie ihm das Frühstück brachte, die Paulhuberin, daß gestern während seiner Abwesenheit ein Herr da gewesen sei, der auf dringende Weise nach ihm gefragt und es auch versucht habe, von ihr, der Paulhuberin, allerlei Einzelnheiten über ihn, Herrn Erhard, zu erfahren.

„Ein Herr?" fragte Erhard, „welcher Art Herr?"

„Er sah aus wie ein Beamter."

„Wie ein Beamter?" stutzte Erhard. „Gut, ich will heute später oder gar nicht ausgehen, um ihn nicht zu verfehlen."

„Er wollte auch wiederkommen," versicherte die Paulhuberin.

Bald darauf klopfte es an die Thüre, und ein ganz in Schwarz gekleideter Herr, dem man das Beamtenthum in der That sofort anmerken mußte, trat ein. Erhard schüttelte sich einen Augenblick, als ob ein kalter Frost alle seine Glieder durchrieselte, aber schnell gefaßt, erhob er sich, bedauerte, daß er den Herrn gestern verfehlt habe, und lud ihn ein, sich zu setzen. Während er so sprach, lag sein Auge prüfend, ja grübelnd auf dem Fremden. Dieser stellte sich ihm als Ministerialrath R... vor, bedauerte, ihn zu stören, und entschuldigte sich mit der Wichtigkeit des Geschäftes.

Er setzte sich und sagte, daß er im Auftrag des Ministeriums des Aeußeren komme.

„Des Aeußeren?" fragte Erhard rasch und athmete tief auf, als ob eine Last von seinem Herzen fiele.

„Ja, des Aeußeren. Sie scheinen," fragte der Ministerialrath, „einen Beamten eines andern Departements erwartet zu haben?"

„Allerdings, allerdings," bestätigte Erhard, „ich bin Schulmann ... Vom Ministerium des Unterrichts ... was hat ein armer Schulmeister mit dem Ministerium des Aeußeren zu thun?"

„Doch," lächelte der Fremde, „wenn der arme Schulmeister im Besitze wichtiger Staatsgeheimnisse ist, die einen auswärtigen Hof betreffen."

Der Ministerialrath erklärte ihm jetzt in wohlgesetzter und offenherziger Rede, daß er komme, um jene Verhandlungen wieder

Muth, fortzufahren. Erhard ſah mit Blicken voll Todesangſt auf ihre Lippen, er brachte kein Wort hervor; er zitterte am ganzen Körper; Leichenbläſſe bedeckte ſein Geſicht. Die Paulhuberin athmete tief auf und fuhr fort:

„In jener Nacht — ich lauerte auf den General — ich weiß, was die Leute nicht wiſſen, daß Sie vom Nußſteig zum Johannisberge zurückgekehrt und von dort über die Ebene in die Stadt gegangen.“

„Ja,“ hauchte Erhard mit erſterbender Stimme, „aber —“

„Sie folgten ihm bis an die Bank, ohne ihn am Arme zu halten, immer drei Schritte hinter ihm —“

„Ja,“ beſtätigte Erhard wieder auf gleiche Weiſe, und wieder fügte er hinzu: „aber —“

„Sie ſaßen neben ihm auf der Bank, als er hinunterſtürzte,“ liſpelte ihm die Paulhuberin ins Ohr.

„Ja,“ ſtieß Erhard mit ungeheurer Anſtrengung hervor, „ich habe es nur geſchehen laſſen —“

Die Paulhuberin ſtreckte ſich empor und ſagte mit der Stimme eines Richters: „Das iſt genug, um — um ein Verbrecher zu ſein, um das Glück, Berthas Gatte zu werden, für immer zu verwirken. Ich werde es niemals dulden, niemals! Im Nothfall werde ich ſprechen, und wollen Sie, daß ſie es erfahre, wer den Tod ihres Mannes, den ſie noch heute liebt, — nicht verhinderte, vielleicht verſchuldete?“

Ohne eine Antwort abzuwarten, eilte ſie die Treppe hinab.

Als ſie im Garten ankam, ſtand Erhard am offenen Fenſter ſeiner Stube: „Lebe wohl, Bertha,“ rief er in den Garten, „ich habe dich geliebt bis zum Verbrechen!“

Erſtaunt, fragend, erſchrocken, ſah Bertha zum Fenſter hinauf; die Paulhuberin, der ein Gedanke durch den Kopf zu fliegen ſchien, wandte ſich, um in das Haus zurückzueilen. Da erſcholl ein Schuß im Zimmer Erhards.

In demſelben Augenblick drangen wieder die Diener des Gerichtes ins Haus.

Moritz Hartmann's

Gesammelte Werke.

Zehnter Band.

Stuttgart.
Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1874.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Vorwort.

Mit dem zehnten Band ist die Ausgabe von Moritz Hartmanns gesammelten Werken beendet, und es erübrigt nur noch, einige erläuternde Worte über die Anordnung derselben nachzutragen.

Der Plan zur Einrichtung dieser Gesammtausgabe ist gewissermaßen vom Dichter selbst vorgezeichnet. Nach einem im Jahr 1866 zwischen der E. Ebner'schen Buchhandlung in Stuttgart einer- und Moritz Hartmann, Otto Müller und Wilhelm Raabe anderseits abgeschlossenen Vertrag sollte die genannte Verlagsbuchhandlung sowohl die ältern als die neuern und neuesten Werke dieser drei Novellisten und Schriftsteller in einem großen, serienweise auszugebenden Sammelwerk, „Hausschatz deutscher Erzählung" veröffentlichen. Von Hartmanns älteren Werken sollten erscheinen: „Der Krieg um den Wald; Tagebuch aus Provence und Languedoc; Erzählungen eines Unstäten; Von Frühling zu Früh-

ling; Erzählungen meiner Freunde; Novellen; Bilder und Büsten; Nach der Natur; Märchen und Geschichten; Der Gefangene von Chillon; Die letzten Tage eines Königs." Als neu wurden angekündigt: „Das Denkmal der Mutter, Roman in drei Bänden; Reisen in Ost und West; Politische Erinnerungen; Kalendergeschichten; Skizzenbuch; Religiöse Erzählungen; Der Krieg in den Cevennen." Das Unternehmen scheiterte in Folge der Ungunst der Zeitverhältnisse nach kurzer Zeit; der von Hartmann vorgezeichnete Prospekt blieb aber im Wesentlichen für die nach seinem Tod zu Stande gekommene Gesammtausgabe maßgebend.

Vorangestellt wurden in derselben, nach einem ziemlich allgemein geltenden Gebrauch, die lyrischen und epischen Dichtungen. Sie sind in den ersten zwei Bänden enthalten, und wir verweisen auf das dieselben einleitende Vorwort.

Den Hauptbestandtheil des dritten Bandes bildet das „Tagebuch aus Provence und Languedoc." Dasselbe, in einzelnen Partieen schon in verschiedenen deutschen Zeitschriften veröffentlicht, erschien gesammelt in zwei Bänden 1853 bei C. W. Leske in Darmstadt. Die zweite, für den „Hausschatz" bestimmte Auflage sollte mit folgender, aus Stuttgart, Herbst 1866, datirten Vorrede des Verfassers eingeführt werden:

„Eine neue Auflage des Tagebuches aus Languedoc und Provence hätte schon vor Jahren erscheinen sollen;

allerlei äußerliche Umstände, u. a. die Abwesenheit des Verfassers vom Vaterlande, verhinderten die Herausgabe. Dieses vor fünfzehn Jahren geschriebene Tagebuch heute in der Sammlung des ‚Hausschatzes' wieder erscheinen zu lassen, nehme ich um so weniger Anstand, als es bei seinem ersten Erscheinen von Kritik und Publikum mit Beifall, ja mit großem Beifall empfangen worden und ich hoffen darf, daß dieß heute wie damals der Fall sein werde. Geschichte, Kunstgegenstände, Menschen und Natur jener Gegenden, mit denen sich das Buch vorzugsweise beschäftigt, haben sich seit damals wenig oder gar nicht verändert, und die wenigen Schilderungen der sozialen und Partei-Zustände unter der Republik können in soferne nicht veralten, als sie vielleicht einigen historischen Werth haben. Ich gestehe, daß ich diese sogar mit Vergnügen in ihrer ursprünglichen Form wieder abdrucke, da sich manche an sie geknüpfte Betrachtung und Prophezeiung seitdem bewahrheitete. Die interessanteste auf dem Boden Languedocs spielende Geschichte, den Aufruhr in den Cevennen, habe ich seitdem fürs Volk in ‚Engelhorns Volksbücher' unter dem Titel: ‚Die Kinder Gottes und die Prophetenkinder' erzählt. Das Büchelchen wird später, etwas erweitert, als Vervollständigung des Tagebuchs aus Languedoc und Provence dem Hausschatz einverleibt werden.

Mögen Kritik und Publikum diese neue Auflage ebenso freundlich empfangen, wie sie die erste vor vierzehn Jahren aufgenommen."

Das in dieser Vorrede erwähnte „Büchelchen“ konnte leider in der Gesammtausgabe keinen Raum finden. Die Hauptzüge desselben sind schon im Tagebuch gegeben. Einzelne Verbesserungen, die der Verfasser jener zweiten Ausgabe des Tagebuchs zugedacht hatte, sind unserem Abdruck zu Gute gekommen. Angeschlossen wurden letzterem noch einzelne weitere Reiseskizzen: die „Briefe aus Dublin,“ dem Prutz'schen deutschen Museum, die „Wanderungen durch celtisches Land,“ dem Stuttgarter Morgenblatt, und die „Bilder aus Dänemark,“ die zuerst ebenfalls in einer Zeitschrift veröffentlicht waren, dem Sammelwerk „Bilder und Büsten“ (Zweite Ausgabe, Berlin, O. Janke 1862) entnommen. Zu bedauern ist, daß es an Raum gebrach, auch die Briefe aus dem Orient, die Hartmann in den Jahren 1854 bis 1855 während des orientalischen Krieges in der Kölnischen Zeitung veröffentlichte, zum Abdruck zu bringen und so der Rubrik in dem Prospekt des Hausschatzes: „Reisen in Ost und West“ vollständig zu genügen.

Der vierte Band enthält den „Krieg um den Wald“ (Frankfurt, Literarische Anstalt, 1850) und die „Erzählungen eines Unstäten,“ welche letzteren, sowie die im fünften, sechsten und siebenten Band mitgetheilten und gesammelt erschienenen Novellen, Märchen und Erzählungen zuerst in den verschiedensten Journalen und Zeitschriften veröffentlicht wurden. Wir nennen von diesen beispielsweise nur: Kölnische Zeitung, Ham-

burger Nachrichten, Hartung'sche Zeitung, Wanderer, Neue Frankfurter Zeitung, Neue Freie Presse, New-Yorker Staats-Zeitung, Morgenblatt, Wehls Jahreszeiten, Walesrode's Fortschritt, Ruppius' Sonntagsblätter, Prutz' Deutsches Museum, Westermanns illustrirte deutsche Monatshefte, Gartenlaube, Ueber Land und Meer, Freya und viele andere. Die „Erzählungen eines Unstäten" erschienen gesammelt 1858 in zwei Bänden im Verlag von Franz Duncker in Berlin, die „Erzählungen meiner Freunde" bei O. Janke, Berlin 1862. Von den „Märchen und Geschichten aus Osten und Westen" (Braunschweig, G. Westermann 1858) sind zwei: „Die Geschichte des Königs Lavra" und die „des Elfenkönigs O'Donoghue," im dritten Band in die „Briefe aus Dublin," wo sie ursprünglich standen, eingereiht, und ein drittes Stück, „das Gewissen, Märchen aus der Auvergne," ist nach dem Willen des Verfassers nicht mehr mit abgedruckt. Anderseits wurde diese Sammlung durch vier neue, dem Jahrgang 1865 der Freya entnommene Märchen: „der Schuster," „die erste Himmelfahrt," „die Erscheinung der Aebte" und „der Kuchen" vermehrt. Der früher den Schluß der „Erzählungen eines Unstäten" bildende Anhang: „Westöstliche Geschichten aus der neuesten Zeit," der im vierten Band keinen Platz mehr fand, wurde im folgenden fünften an geeignet scheinender Stelle untergebracht. Die Novellen des sechsten Bandes erschienen zuerst gesammelt in zwei Bänden

1863 bei Hoffmann und Campe in Hamburg, die des siebenten unter dem Titel: „Nach der Natur“ in drei Bänden 1866 bei E. Ebner in Stuttgart. Beigefügt wurde den letzteren noch „Der alte Richter“ aus dem Jahrgang 1866 der Frey.

Der achte Band enthält wieder drei größere Erzählungen Hartmanns: „Der Gefangene von Chillon“ (Hamburg, Hoffmann und Campe, 1863; auch als dritter Band der daselbst erschienenen Novellen); „Die letzten Tage eines Königs,“ im Winter 1864 auf 1865 entstanden und zuerst im Jahrgang 1865 von „Ueber Land und Meer,“ dann 1867 in einer Separatausgabe bei E. Hallberger wieder abgedruckt; und „Von Frühling zu Frühling,“ zuerst 1861 im Verlag von Franz Duncker in Berlin erschienen.

In Betreff des neunten Bandes verweisen wir auf das denselben einleitende Vorwort. Das „Andenken der Mutter“ ist der im Prospekt des „Hausschatzes“ versprochene dreibändige Roman, und die beiden andern, dem Auerbach'schen Volkskalender entnommenen Erzählungen sollten der in jenem Prospekt angekündigten Abtheilung „Kalendergeschichten“ gerecht werden.

Die übrigen dort verzeichneten Rubriken sollten nach bestem Vermögen im zehnten Band vertreten sein und so zugleich eine Auswahl aus jenen zahlreichen feuilletonistischen Erzeugnissen bieten, in denen die leichte Produktionskraft des Dichters fast unerschöpflich war.

Als politische Erinnerungen eröffnen diesen Schlußband die „Bruchstücke revolutionärer Erinnerungen“ aus den von Ludwig Walesrode herausgegebenen „Demokratischen Studien,“ 1861. Dann folgen aus dem Jahrgang 1863 der „Gartenlaube“: „Die letzten Schicksale des deutschen Parlaments“ und aus dem Wiener Concordia-Kalender für 1869: „Kleine Erlebnisse während des Staatsstreichs.“ Der „Brief aus Italien,“ der den Standpunkt des Verfassers in einer politisch mächtig erregten Zeit bezeichnet und zugleich einen wichtigen Beitrag zur Geschichte und Charakteristik der italienischen Einheitsbestrebungen liefert, ist an Karl Vogt gerichtet und dem Jahrgang 1860 der eben erwähnten „Demokratischen Studien“ entnommen. Die hierauf mitgetheilten biographischen Skizzen und Charakterbilder von Mazzini (aus der Neuen Freien Presse), Prim (aus der Wochenausgabe der Allgemeinen Zeitung), und dem königlichen Künstler Dom Fernando (aus der Neuen Freien Presse) leiten von der Politik auf das heitere Gebiet der Kunst über. Die lebensgeschichtlichen Umrisse von François Rude, Beranger, Barye und Stephen Heller, sowie die „Wanderungen durch Pariser Ateliers,“ in welchen Hartmann auch den vaterländischen Künstlern volle Ehre angedeihen läßt, sind dem Sammelwerk „Bilder und Büsten“ entnommen, während die „Erinnerungen an Rossini,“ ein Muster reizender Detailmalerei voll des anmuthreichsten Humors,

der Neuen Freien Presse entlehnt sind. Aus dem disparaten Gebiet feuilletonistischer Plaudereien sind endlich unter der Abtheilung „Vermischtes" drei Stücke mitgetheilt, die jedes für sich gewissermaßen ein eigenes Genre vertreten: „Die Wunder des Magnetismus," aus dem „Fortschritt," wiederholt und erweitert in der Freya; „Die schwarzen Bankozettel" aus der „Neuen Freien Presse" und „Eine Vermuthung" aus der Freya.

Um endlich auch außer dem im zweiten Band abgedruckten Operntext „Roswitha" eine weitere Probe von Hartmanns Befähigung zur dramatischen Poesie zu geben, haben wir aus den drei vollendet im Nachlaß vorgefundenen originalen dramatischen Erzeugnissen: „Sie sind arm," Trauerspiel in fünf Aufzügen, „Buridans Esel," Lustspiel in einem, und „Gleich und Gleich," dramatisches Sprichwort in zwei Akten, das letztgenannte, das, im Februar 1861 vollendet, fast auf allen größeren deutschen Theatern mit Erfolg aufgeführt wurde und bei einzelnen in das ständige Repertoire aufgenommen ist, ausgewählt und beschließen damit den zehnten Band.

Zwei dreiaktige Komödien des spanischen Lustspieldichters Moratin: „Die Scheinheilige" und „Das Ja der Mädchen" fanden sich, ebenfalls vollendet, in deutscher Uebersetzung vor. Sie müssen, wie die andern oben erwähnten, ausgeschlossen bleiben, weil mit dem zehnten Band das dieser Ausgabe bestimmte Maß des

Umfangs erfüllt ist. Dasselbe Schicksal betrifft auch den zuerst im Jahrgang 1867 der Freya unter dem Titel „Adelig und Bürgerlich" veröffentlichten und dann 1869 in einer Separatausgabe bei R. Lesser in Berlin erschienenen Roman: „Die Diamanten der Baronin." Auch die aus dem Französischen des Perrault übersetzten, von E. Hallberger in Stuttgart in einer Prachtausgabe mit G. Doré'schen Illustrationen herausgegebenen Märchen sind nicht in diese Ausgabe aufgenommen.

Von größeren Arbeiten Hartmanns ist noch zu erwähnen ein anonym unter dem Titel: „Ein Tag aus der böhmischen Geschichte" 1845 bei F. W. Grunow in Leipzig erschienenes Schriftchen. Dasselbe enthält eine, K. S. unterzeichnete historische Einleitung und dann den Bericht über die letzten Tage und die am 21. Juni 1620 erfolgte Hinrichtung der nach der Schlacht am weißen Berge prozessirten böhmischen Notabeln. Die Erzählung rührt angeblich von einem zeitgenössischen Augenzeugen, einem Begleiter des den Verurtheilten beigegebenen Beichtvaters, Pater Rosacius, her. Das 103 Seiten Duodez zählende Schriftchen hat nur literaturgeschichtliche Bedeutung; Hartmann erwähnte desselben später niemals gegen seine Freunde, und es wäre wohl vergessen, wenn er nicht davon an Karl Goedeke, dem wir diese Notiz verdanken, für dessen literarhistorische Arbeiten Mittheilung gemacht hätte.

Möge dieſe Geſammtausgabe im deutſchen Volk das Andenken an einen edlen Dichter und Schriftſteller lebendig erhalten, der ſein Leben dem Kampfe um die höchſten Güter des Daſeins: Freiheit und ſchöne Menſchlichkeit, gewidmet hat.

Die Herausgeber.

Inhalt.

Seite

Bruchstücke revolutionärer Erinnerungen 1
I. Prager März- und Apriltage 5
II. Frankfurter Septembertage 28
III. Wiener Oktobertage 39
Die letzten Tage des deutschen Parlaments 73
Kleine Erlebnisse während des Staatsstreichs 95
Ein Brief aus Italien. An den Verfasser des „Juchhe nach Italia!“ 117
Biographische Bilder und Skizzen.
Mazzini 167
Prim 177
Künstler und Prätendent 182
François Rude 190
Beranger 215
Barye 243
Stephen Heller 254
Erinnerungen an Rossini 283
Wanderungen durch Pariser Ateliers.
I. Fleury, Jerome, Hamon, Ary Scheffer . . 295
II. Gustav Ricard 312
III. Hebert, Heilbuth, Brendel, Imer, Henneberg, Knaus 325

Seite

Vermischtes.

Die Wunder des Magnetismus 353

Die schwarzen Bankozettel 391

Eine Vermuthung 415

Gleich und Gleich. Dramatisches Sprichwort in zwei Akten . . 427

Gesammtregister 479

Bruchstücke revolutionärer Erinnerungen.

(1861.)

Es wird erzählt, daß ein König in Kabul einmal dekretirte, daß das Jahr anno X, in welchem er von innern und äußern Feinden gedemüthigt worden, nicht existirt habe, also in der Reihe der Jahre nicht zu zählen sei; und in der That sollen die Kabulistaner bis auf den heutigen Tag um ein ganzes Jahr hinter der Zeitrechnung ihrer Nachbarn zurück sein, so ungefähr wie die Russen um dreizehn Tage hinter gebildeten Nationen zurück geblieben. Jener Kurfürst von Hessen, der in sein Land zurückkehrte, nachdem Andere für ihn die Franzosen daraus verjagt hatten, dekretirte sogar eine ganze weltgeschichtliche Epoche hinweg und ließ wieder die Zöpfe wachsen, ohne jedoch die fünfzehn Jahre aus dem Kalender zu streichen, was ebenfalls als ein Fortschritt gegen Kabul zu betrachten ist. Ein noch größerer Fortschritt signalisirt sich heute in ganz Deutschland und seinen Nebenländern. Heute dürfen wir doch wieder — jusque à nouvel ordre — wenigstens sprechen von jenem unheilvollen Jahre, das durch ein Dezennium nicht einmal in unserer Erinnerung bestehen durfte. Man spricht wieder von „Grundrechten des deutschen Volkes," Schmerling taucht auf wie ein Gespenst, als Befreier, und er soll das Reichsparlament wieder aufrichten, das er mit so viel Fleiß begraben half; derselbe Fürst, der gewisse Prinzipien und Menschen an den Galgen hängen ließ, läßt zwar die Menschen noch immer dort hängen, nimmt aber die Prinzipien herab und trägt sie dem Volke vor wie heilige Gesetzestafeln, und überall thut man, als gebe man Amnestien, um sich aufrichtig mit jenem unheilvollen Jahre zu versöhnen.

Kaiser proklamiren Konstitutionen und Nationalitäten, deren Proklamatoren sie haben hängen und würgen lassen — denn Alles hat seine Zeit, und wer darüber spotten wollte, dem könnten wir antworten, daß Das alles nur billig und vernünftig sei. Vor elf Jahren waren die Völker zu Dergleichen noch nicht reif: Das haben wir eingesehen, daß noch grade elf Jahre zur vollkommenen Reife nothwendig waren; wir haben gehenkt, füsillirt, eingekerkert, konkordatet, Anleihen gemacht, geknebelt und die Länder den Jesuiten und barmherzigen Schwestern übergeben und Handel und Gewerbe ruinirt, nur um die ersehnte Reife hervorzubringen, und jetzt — sind wir aufrichtig.

Benützen wir den günstigen Moment, um uns mit dem von den Todten auferstandenen Jahre 1848, so weit es erlaubt, zu beschäftigen, bevor es wieder eingesargt oder durch einen lärmenden Nachkommen ganz und gar in den Hintergrund gedrängt wird; erinnern wir uns an Kleinigkeiten, die schon unendlich klein aussehen, da sie durch eine Weltgeschichte von Reaktionen, Verträgen, Oktroyirungen, Konkordaten, Kriegen, Anlehen, Konzessionen, Versuchen, Veränderungen der Karte, Abdankungen, Regentschaften, historischer Logik und momentanem Wahnsinne in unendliche Ferne gerückt sind. Aber wie uralt auch jene Zeit sei, die Menschen leben noch, und Menschen mit ihrem reizbaren Nervensystem dürfen erst viele Jahrzehnte nach ihrer Bestattung gemalt werden, erst um die Zeit, da es der Regel nach erlaubt ist, sie zu Trauerspielhelden zu benutzen. Schmerling beweist, daß er lebt, also, mit seinen Zeitgenossen, noch unbrauchbar ist; so wollen wir uns weniger an Individuen halten, als an allgemeine Momente, Vorgänge und anonyme Massen. Vielleicht daß es uns dann gelingt, was wir gar nicht erstreben, belehrend zu sein, belehrender, als wenn wir selbst von maßgebenden Persönlichkeiten, Palacky, Rieger, Windischgrätz u. s. w. sprechen; vielleicht, daß wir dann an gewisse Mächte erinnern, die nicht zu verachten sind, und an manche Kräfte, die sich noch geltend machen werden. Während wir so zu unserm Vergnügen uns

erinnern, erwerben wir uns vielleicht ein Verdienst und geben, für mögliche Fälle, eine Warnung. —

I.

Prager März- und Apriltage.

Die Märztage des Jahres 1848 fanden in ganz Deutschösterreich, vielleicht in ganz Deutschland eine einzige wohlorganisirte und kompakte Partei: die Partei der Slaven in Böhmen. Ob nun die Königinhofer Handschrift apokryph sei oder nicht, die slavische Bewegung war es auf keinen Fall. Mit der Veröffentlichung dieser Handschrift, welche beweisen sollte, daß die Czechen eine Sprache, eine Nationalität und endlich eine Literatur hatten, beginnt in Böhmen ein neues Leben, das Anfangs nur wie ein dünnes Rinnsal still und bescheiden, bald aber, wenn auch nicht viel breiter, doch viel lärmender dahinzog. Vor Allem ging man an die Ausbildung der Sprache, und theils aus Mangel an Produktivität, theils aus Takt begann man mit Uebersetzungen aus allen Zungen; jedes selbst mittelmäßige Talent wurde mit Liebe gepflegt und anerkannt und, selbst wenn es nur der Wiederschein des aus der Fremde Angeeigneten war, mit patriotischer Selbsttäuschung für original gehalten. Bald glaubte man eine Literatur zu haben, obwohl man nur einzelne mehr oder weniger ausgezeichnete Individuen hatte, wie z. B. den früh verstorbenen lyrischen Dichter Macha, von dem man wenigstens träumen konnte, daß er ein Byron und die Ehre des Landes geworden wäre, oder den in der That ausgezeichneten Historiker Palacky, der mit seinem heldenmüthigen Fleiße, seiner großen Gelehrsamkeit, seinem weitreichenden Blick und Kombinationsgeiste, bei der bisherigen Vernachlässigung, Verfälschung und Verwirrung der

vaterländischen Geschichte, allerdings wie von der historischen Vorsehung geschickt war, um seine Landsleute mit dem Stolze und, was mehr ist, mit dem Bewußtsein einer historischen Existenz zu durchdringen. Die Vergangenheit Böhmens in den verschiedensten Perioden ist bis ins 17. Jahrhundert hinein allerdings der Art, daß sie nicht nur die Jugend begeistern, sondern auch dem Geschichtsphilosophen als eine unverlorene und unverlierbare Basis einer Zukunft und Weiterentwickelung erscheinen kann. In der That sah man sich nach einem weiteren Schauplatz für die junge, aufstrebende Idee um. Aeußere Mächte mögen da entgegengekommen sein; die Koryphäen der jungen Partei standen mit Rußland in inniger Verbindung; aber es bedarf dieser persönlichen Erklärungen nicht, um den Panslavismus zu motiviren. Der Panslavismus war nirgends natürlicher als in Böhmen. Kaum zwei Millionen Czechen hinter sich, von welchen zwei Millionen nur eine unendlich kleine Minorität an den neuen Bestrebungen Theil nahm, umgeben von Deutschen, war die neue Partei naturgemäß darauf geführt, sich an ausländische Anverwandte anzulehnen, und zwar vorzugsweise an „den Vetter, der den großen Brummbaß spielt" (wie Hawliczek sagt), an Rußland; abgesehen davon, daß eine junge und begeisterte Partei sich nothwendig nach einer größeren Idee sehnen mußte, als die war, in Böhmen wieder die czechische Sprache herzustellen, oder in unserer Zeit der großen Staaten selbst ein Königreich Böhmen aus alter Asche auferstehen zu machen. Rußland, das zu Hause den Panslavismus verfolgte, reichte den Czechen die Hand, wohl wissend, daß Oesterreich bald in den Zustand der Türkei herabsinken müsse, besonders wenn man ein wenig nachhülfe; und von dem ächt russischen Wunsche beseelt, auch in diesem Nachbarlande eine Partei und die Hand im Spiele zu haben. Metternich ließ die neue Partei bis zu einem gewissen Grade gewähren; eine kleine Nationalität mehr in Oesterreich konnte ihm nicht zu viel sein, da seine innere Politik nichts als eine Reihe von Schachzügen einer Nationalität gegen die andere

war, und er Behufs des Divide et impera die fortgesetzten Theilungen und Sonderungen nicht ungerne sah. Erfand er doch noch in den Vierziger Jahren in Galizien selbst eine Nationalität, die Ruthenen, um im Schooße dieser Provinz ein Gegengewicht gegen die Polen zu haben, obwohl er diese Ruthenen, indem er sie von den Polen entfernte, ihrer Sprache und ihren Sitten nach den Russen nur näher brachte.

So befand sich die junge czechische Partei eigentlich in einer sehr günstigen Lage, die um so günstiger war, als sie sich über Unterdrückung durch die Deutschen beklagen konnte, was scheinbar sehr wahr war, obwohl das unterdrückende Beamtenthum, das allein gemeint sein konnte, nur aus Czechen bestand und obwohl der Druck in Oesterreich für alle Nationalitäten gleich war. Hätten die Deutschen in Oesterreich es gewagt, so viel von ihrer Nationalität zu sprechen, wie die Czechen, sie wären nach den Wiener Konferenzen und den Karlsbader Beschlüssen, den Lieblingskindern Metternichs, behandelt worden. Ein Theil des landständischen Adels, der durch das Metternich'sche Büreaukratenthum als solcher allen Einfluß verloren, schloß sich an eine Partei an, die doch wenigstens dem Lande als Provinz wieder einige Wichtigkeit geben, vielleicht die Landstände wieder beleben konnte. Und der böhmische Adel ist reich. Unter so günstigen Verhältnissen organisirte man sich, bildete Gesellschaften, bearbeitete das offene Land, das eigentlich allen diesen Bestrebungen ferne stand, gründete Zeitungen, die, wenn sie auch stumm sein mußten, doch Vereinigungspunkte abgaben, kurz, that Alles, was eine Partei kompakt und kräftig machen konnte. Die Hauptsache aber war, daß man im gegebenen Momente als Partei dastehen konnte, in einem Staate, wo es keine Parteien gab, und endlich, daß man sich und seine Kräfte kannte.

Dieß alles war bis zu einem hohen Grade der Fall, als die Februarrevolution ausbrach. Schon wenige Tage nach der Flucht Louis Philipps sah es in Prag aus, als ob es nur und ausschließlich von Czechen bewohnt wäre. Die Deutschen

existirten nicht. Man glaubt allgemein, daß in Oesterreich die Hauptstadt Wien die Initiative der Revolution ergriffen. Dieß ist nicht der Fall. In Prag ging die Bewegung ganz unabhängig von Wien vor sich. Schon am 11. März wurde eine große Volksversammlung im Wenzelsbade gehalten, und zwar war sie von den Czechen veranstaltet.

Von dieser Volksversammlung erfuhr ich erst Tags vorher, zufällig und durch einen Deutschen von der czechischen Partei. Ich äußerte meine Absicht, ebenfalls dahin zu gehen, der Mann aber meinte, ich solle es lieber nicht thun. Ich war damals in einen Hochverraths- und Majestätsbeleidigungsprozeß verwickelt und halb und halb Gefangener; durch meine Anwesenheit, meinte er, könnte die Versammlung einen revolutionären Anstrich bekommen; Das sollte sie nicht. Damit war das ganze Programm der czechischen Partei ausgesprochen. Man wollte eine Bewegung machen, man wollte fordern und seine Macht entfalten, aber ohne Revolution; im Gegentheil, auf die loyalste Weise, als gesuchter Bundesgenosse der Regierung. Deutsche und Ungarn waren die Feinde des Slaventhums, d. h. die Elemente, welche das Vorherrschen des Slaventhums in Oesterreich verhinderten; die Ungarn waren schon furchtbar, die Deutschen konnten es durch Deutschland werden, wenn es sich wirklich einigte; mit Italien war man schon im Kriege. Blieben also nur die Slaven, auf die sich Habsburg stützen konnte, und man wollte Habsburg zeigen, daß es sich auf sie mit Zuversicht stützen könne. Man begann die Revolution mit dem Rufe: Es lebe der Kaiser! so weit ordnete man das aufsprudelnde patriotische Gefühl der Politik unter, daß man nicht einmal: Es lebe der König! rief. Natürlich! Es handelte sich jetzt nicht um Böhmen, es handelte sich darum, Oesterreich überhaupt unter slavischen Einfluß zu bringen. In einem allgemeinen Reichstag (ohne Italiener) hätten siebzehn Millionen Slaven, mit einigem Terrorismus gegen die Deutschen in Böhmen und in Verbindung mit der Regierung gegen Ungarn, die Majorität und jedenfalls einen überwiegenden

Einfluß gewonnen, da sie mit einem solchen Reichstage Oesterreich gänzlich von Deutschland abgetrennt hätten.

Der vierzehnte März in Wien und die Flucht Metternichs brachten vollkommene Freiheit der Handlung, und nun zeigte sich die vollendete Organisation und Gliederung der slavischen Partei im schönsten Licht. Mit einem Male saßen Männer im Rathhause, die von Allen gekannt und wie zu ihren Aemtern prädestinirt waren, und wirkten andere, eben so auserwählte, in den Straßen, die eine öffentliche Meinung machten, welche immer in vollkommenster Harmonie mit den Beschlüssen der Männer des Rathhauses waren. Die bisher unbedeutenden, aber doch existirenden czechischen Organe wurden unter der Preßfreiheit über Nacht gewaltige Zeitungen, und Journalisten, von deren Talent das Metternich'sche Regiment keinen Begriff hatte, zeigten sich als kräftige, energische Publizisten voll Feuer, Geist und Beredtsamkeit. Unter diesen ragte Hawliczek, eine merkwürdige Erscheinung, hervor. Ich kannte ihn von Jugend auf; er saß einige Jahre neben mir auf der Schulbank, und ich weiß, wie sehr er ursprünglich Schriftsteller und Schriftstellerei mißachtete; aber ein wahrer Fanatismus für seine Sache ließ ihn die Feder ergreifen und machte ihn selbst zu einem Polemiker, der, bei einem längern Leben und in einer bekannteren Sprache, neben den ausgezeichnetsten Kämpfern mit der Feder genannt worden wäre. Bei aller Derbheit war er slavisch-verschmitzt, bei allem Fanatismus behielt er einen praktisch offenen Blick. Er hatte etwas von den alten Hussiten in seiner Seele. Er wurde das Vorbild vieler junger Leute, meist Studenten, denen zwar sein Geist fehlte, die sich aber an seinem Fanatismus entzündeten, in Palacky's Geschichte ihren positiven Anhaltspunkt fanden und so geeignet waren, in solcher Zeit auf die Massen zu wirken. Von Tag zu Tag vergrößerten und vervollständigten sich die Reihen der wirkenden Czechen, da sie ihre Leute kannten und Alles, was dienen konnte, in diesem wichtigen Momente unter die Fah riefen. So wurde in aller Eile Rieger aus Italien zu

berufen, wo er sich der Gesundheit halber aufhielt, und er eilte rasch herbei, um bald und bis auf den heutigen Tag eine wichtige Rolle zu spielen.

Wie anders ging es uns Deutschen! Nur Ein Beispiel anstatt vieler. Auch wir wollten uns ein Organ schaffen und beriefen einen jungen Deutschböhmen, der an einer deutschen Universität verweilte und sich in einer bedeutenden deutschen Zeitschrift als talentvollen Stilisten erwiesen hatte. Er kam so eilig herbei wie Rieger aus Italien, aber kaum drei Tage nach seiner Ankunft war er zu den Czechen übergegangen. Wir brachten keine Zeitung zu Stande und mußten froh sein, wenn wir in das höchst gemäßigte, mit beiden Parteien transigirende Blatt der Brüder Haase oder gar in die offizielle Prager Zeitung einen Artikel bringen konnten. Bei dem loyalen Auftreten der Czechen und ihrem gleichzeitigen imponirenden Gebahren mit den Massen hinter sich, waren wir die Revolutionären und zugleich die Schwachen; eine doppelte Ursache für das ängstliche Kapital, wie überhaupt für die ängstlichen Gemüther, sich von uns zurückzuziehen.

Mit der Prager Deputation kamen aus Wien viele czechische und andere Studenten aus andern slavischen Ländern zurück. Letztere trugen slavische Tracht und wurden mit Enthusiasmus empfangen. Wenige Tage darauf trug die ganze slavische Partei slavische Tracht, und was diese Tracht trug, gehörte wie von selbst zu der großen Verbindung der „Swornost" oder Eintracht. Diese Verbindung war bewaffnet, und obwohl eigentlich nicht zur Nationalgarde gehörend, beherrschte sie durch ihr jugendliches und feuriges Wesen wie durch ihre Zahl bald die Nationalgarde wie die ganze Stadt. Prag gehörte der Swornost, und die Swornost gehörte den wenigen Parteiführern. Die Swornost, von Eingeweihten geleitet, zum Theile dem Volke angehörend und überall mit dem Volke in Berührung, konnte die Massen nach Belieben in Bewegung setzen oder zurückhalten. Die Organisation war vollendet, und offizielle Nationalgarde, bewaffnete Studentenschaft und die zerfahrene deutsche Partei, die eigentlich als solche

nicht existirte, waren diesem Organismus gegenüber beinahe lächerlich.

Es galt nun, eine Körperschaft zu schaffen, die gewissermaßen das Land konstitutionell repräsentire, eine Wohlthat scheine, indem sie die Ordnung in die Hand nahm, und im gegebenen Falle dem Wiener Ministerium Pillersdorf, überhaupt der deutschen Wiener Revolution gegenüberstehe. Man schuf den National-Ausschuß (Narodny Wibor). Man berief eine Volksversammlung in das Wenzelsbad und las ihr eine Namensliste von Deputirten vor, die beinahe ohne alle Opposition durch Akklamation angenommen wurde. Auf dieser Liste befanden sich die Namen der Slaven, die bereits Sommitäten waren oder es werden sollten, wie Schaffarik, Palacky, Hanka, Rieger, Hawliczek u. A., mehrere Magnaten, die bereits seit lange zu den Czechen gehörten oder jetzt aus Politik zu ihnen hielten, wie die beiden Grafen Franz und Mathias Thun, Graf Erwein Nostiz, Graf Laczansky, Graf Wurmbrand, Fürst Camille Rohan u. A. Um unparteiisch zu sein; wählte man auch drei Deutsche: den Dichter, Hofrath Karl Egon Ebert, der konservativ war und von dem man nicht wußte, ob er zu Deutschen oder Czechen hielt, den Dichter Alfred Meißner, der damals Sozialist und rother Republikaner war, und den Schreiber dieser Zeilen.

Der so gewählte National-Ausschuß zog mit großer Feierlichkeit und von ungeheuren Volksmassen begleitet auf den Hradschin, in die Domkirche, um seine Thätigkeit mit einem pompösen Gottesdienst zu beginnen; die Sitzungen wurden im Gubernialgebäude gehalten, und Graf Stadion, Gouverneur von Böhmen, hatte den Vorsitz. So wurde im Namen des Kaisers getagt. Graf Stadion sagte zu Allem: Ja. Es waren natürlich die Czechen, die Vorschläge machten und annahmen. Die deutsche unendliche Minorität — wir hatten, Ebert mitgezählt, drei Stimmen — war natürlich in keiner Weise maßgebend. Es handelte es sich zu Anfang nur um Administr Verwirklichung der von den Wienern errunge

Konzessionen, und wir konnten ohne Opposition und mit gutem Gewissen mitstimmen.

Der National-Ausschuß zeigte sich, trotz des starken aristokratischen Elementes, in Bezug auf diese freiheitlichen Konzessionen viel liberaler als selbst ein großer Theil der sogenannten Intelligenz. Diese, aus Gelehrten, Schriftstellern, Advokaten ꝛc. bestehend, hatte sich eines Tages versammelt, um über die neue Preßfreiheit zu berathen. Vorherrschend bei dieser Berathung war die Angst vor dem Mißbrauche der Presse, und es wurde ein Antrag gestellt, der darauf hinauslief, die eben abgeschaffte Zensur in etwas anderer Gestalt wieder einzuführen. Man wollte ein Komité niedersetzen, dem Alles, was gedruckt werden sollte, vorgelegt werden und das über Zweckmäßigkeit und Unzweckmäßigkeit der Veröffentlichung entscheiden sollte. Die Majorität in ihrer Aengstlichkeit schien diesen Antrag sehr praktisch zu finden und war bereit, sich freiwillig die Sklaverei aufzulegen, die man eben erst abgeschüttelt hatte. Ich trat gegen diesen Antrag auf und wurde sofort von Hawliczek aufs Kräftigste unterstützt. Da wir Beide erklärten, daß eine solche freiwillige Sklaverei eine doppelte Schande sei, daß wir uns ihr nie fügen würden, und da man uns gesetzlich nicht mehr unter die beabsichtigte Zensur zwingen konnte, ließ man den Antrag fallen.

Im National-Ausschuß hingegen machte man nicht den geringsten Versuch, die neuen Freiheiten zu beschneiden. Erst als die Nationalitätsfrage an die Tagesordnung kam, wurde er usurpatorisch und gewaltthätig.

Deutschland hatte sich geregt, Berlin war frei und trug die dreifarbige Kokarde, in Frankfurt hatte das Vorparlament getagt, der Fünfziger-Ausschuß gab einen Mittelpunkt ab, ein deutsches Parlament sollte beschickt werden. Damit kam einige Regung und einiges Bewußtsein in die Deutschen Böhmens. Sie, die das Geld und die Bildung, die Industrie und den Handel besaßen, waren bis jetzt dem thätigen und folgerechten Treiben der Slaven wie in einem lethargischen Zustande gegenüber gestanden;

sie, die wenigstens zwei Fünftheile der Landesbevölkerung ausmachten und zweiundvierzig Millionen Deutsche hinter sich hatten. Jetzt erinnerte man sich, daß man deutsch war und daß man nicht ausgeschlossen sein wollte, wenn Deutschland einig wurde. Was noch vor wenigen Tagen unmöglich schien, machte sich nun halb und halb von selbst. Bei den Studenten, deren Lieutenant ich war, wurde es mir nun leicht, eine kleine Schaar um mich zu versammeln; es schlossen sich bald Andere an: Doktoren, Advokaten, Kaufleute, und als man eine öffentliche Versammlung zu Stande brachte, zeigte es sich, daß wir selbst in einem Theile des Volkes Sympathieen hatten. Auf dieser Versammlung wurde ich in das Komité der Deutschen gewählt, aus welchem ich, da es sich bildete, ausgeschlossen worden. Warum? Ich hatte drei Verbrechen begangen. Gleich nach den Wiener Konzessionen schrieb ich einen Aufruf an das Volk, in welchem ich es warnte, jetzt schon die Hände in den Schooß zu legen; es handle sich darum, sich Garantieen der Freiheit zu verschaffen: ohne solche Garantieen sei eine Reaktion unausweichlich. Das zweite Verbrechen war, daß ich zu Gunsten der Freiheit der Italiener geschrieben hatte, was mir diese Deutschen, die ein freies Parlament beschicken wollten, nicht verzeihen konnten. Das dritte Verbrechen war mein Sitz im Nationalausschuß. Er war slavisch in seiner Majorität, ich war also, trotz meiner Opposition, ein Verräther. Ein Reichenberger Blatt gab mir geradezu diesen Titel. Doch sei diesem Blatte Dank; es war eines der ersten Organe, die für die deutsche Sache auftraten. Die Volksversammlung aber hielt mich nicht für einen Verräther, und obwohl ich uneingeladen auf die Tribüne trat, schickte sie mich in das Komité der Deutschen.

Einzelne Deutsche steckten nun die schwarz-roth-goldene F[illegible] karde auf; sie wurden mißhandelt; die Slaven [illegible] Gährung und nahmen eine feindliche Stellu[illegible]

Sie waren fest entschlossen, die Frankf[illegible] nicht aufkommen, wo möglich nicht ein-

Sie waren darin nur logisch. Ihnen war Böhmen nicht deutsch; vom ihrem nationalen Standpunkte brauchten sie eine achthundertjährige Geschichte nicht anzuerkennen; wir Deutschen waren ihnen Eindringlinge und Usurpatoren; in den Kaffeehäusern diskutirte man die Zukunft, die wenigstens das alte großböhmische Reich sammt Schlesien wieder herstellen müsse. Von Rußland wurde nicht gesprochen, aber es verstand sich von selbst, daß, wie wir uns an die deutschen Brüder anzuschließen strebten, sie sich im gegebenen Falle mit den slavischen verbinden könnten. Nur Hawliczek war so aufrichtig, mir, auf der Straße, in klaren Worten zu sagen: Ja, ja, wir sind lieber russische Leibeigene, als freie Deutsche. — Darf ich von diesen Worten öffentlichen Gebrauch machen? fragte ich. — Sagen Sie es der ganzen Welt! rief er und kehrte mir den Rücken. Ich hatte bald Gelegenheit, diesen Ausspruch Hawliczeks zu gebrauchen. Im deutschen Komité veranstaltete man eine Deputation an den Nationalausschuß, welche für die Deutschen dieselbe Freiheit verlangen sollte, deren sich die Czechen erfreuten. Diese trugen nicht nur ihr Nationalkostüm, das Prag tant soit peu den Anstrich eines Maskenballes gab, sie trugen auch die weißrothe böhmische Kokarde und steckten überall ihre Fahnen heraus. Die Deputation sollte dasselbe Recht und den Schutz dieses Rechtes vom Nationalausschuß in Anspruch nehmen. Unsere Absicht war, die Frage zum Ausbruch zu bringen und den Nationalausschuß, der sich sonst so radikal geberdete, zu entlarven, indem wir ihn zur Enthüllung seiner gegen das Deutschthum gerichteten Pläne brachten. — Die Deputation erschien, geschmückt mit dem schwarz-roth-goldenen Bande. Man suchte sie mit guten Worten abzufertigen, ohne entschiedene Antwort zu geben. Da ich der einzige Redner unter den Deutschen war, erhob ich mich zur Vertheidigung der deutschen Farben, um dann auf die Frankfurter Parlamentsfrage überzugehen. Ich sprach sehr versöhnlich, indem ich die schöne Rolle hervorhob, die Böhmen, mit Deutschland verbunden, als Vermittler der deutschen Zivilisation nach Osten zu spielen könnte. Ich benutzte

damals, nebenbei gesagt, jene Ausdrücke des „Zivilisation nach Osten Tragens," deren sich später Herr v. Gagern in Beziehung auf Oesterreich bediente und für die der Unglückliche so viel Spott hatte leiden müssen. Trotz meiner Mäßigung ließ man mich nicht lange fortfahren, man widersprach mir, man erhitzte sich und mich, und ich ließ mich zu einer Anspielung auf russische Absichten hinreißen. Widerspruch von allen Seiten und gewaltiges Geschrei. Der alte Hanka, der Finder oder Erfinder der Königinhofer Handschrift, gerade Derjenige, dessen russische Sympathieen am Wenigsten ein Geheimniß waren, erhob sich, sprang mir einige Schritte entgegen, und beide Fäuste ballend und drohend, rief er mir: Verräther! Verräther! zu. Ich stand am Fenster, und Alfred Meißner, der neben mir saß, raunte mir ins Ohr: Gib Acht aufs Fenster! anspielend auf die beliebten historischen böhmischen Fensterstürze. — Da rief ich ihnen das Wort Hawliczeks zu; der Lärm wurde größer, und Hawliczek sprang auf und leugnete das Wort.

Da es durch diesen Vorgang selbst den Vertrauensvollsten unter den Deutschen klar wurde, daß vom Nationalausschuß für die deutsche Sache keine Gerechtigkeit zu hoffen war, unsere deutsche Minorität in demselben nur wie ein Spott aussah und ich persönlich vielen Deutschen als ein Halber erschien, so lange ich an den Berathungen Theil nahm, gaben wir, Meißner und ich, unsere Demission.

Mittlerweile hatte sich das deutsche Komité mit den deutschen Städten des offenen Landes in lebhafte Verbindung gesetzt, und siehe da, es kamen uns aus den verschiedensten Gegenden mehr Sympathieen entgegen, als wir erwartet hatten. Hie und da hatten sich schon Ausschüsse ganz in unserem Sinne gebildet; an anderen Orten schuf man solche auf unsere Veranlassung mit größter Bereitwilligkeit, ja mit Begeisterung. [redacted] Stadt Leitmeritz schickte einige Abgeordnete nach [redacted] und in direkte Verbindung zu setzen und Mitt[redacted] Zwecke zu besprechen. Man beschloß [redacted]

welche dort unsere Rechte geltend machen und die Ausschreibung der Wahlen für Frankfurt bewirken sollte. Ein reicher Prager Bürger, der beweisen sollte, daß der große Besitz mit uns sei, ein Dr. Juris (ich nenne so wenige Namen als möglich, da ich, in der Ferne, die Stellung nicht kenne, die jetzt die betheiligten Personen einnehmen und ich ihnen mit mancher Erinnerung vielleicht schaden könnte) und ich wurden mit diesem Auftrage beehrt. Wir sollten uns mit unseren gerechten Forderungen und Beschwerden geradenwegs an den Kaiser und an den Minister Pillersdorf wenden.

Der Anblick Wiens erfüllte uns mit Freude und Wehmuth zugleich. Dieser Genuß der gewonnenen Freiheit, dieses frische, junge Leben, dieser Frühling in allen Gemüthern, diese festlich frohe Stimmung überall — wie verschieden war Das alles von der düsteren, brütenden, argwohnerfüllten Bewegung Böhmens! Elf Jahre später erlebte ich etwas Aehnliches, als ich aus dem verpfafften, nun befreiten Bologna nach dem freudigen Florenz kam.

Der Kaiser Ferdinand war krank, und sein Bruder, Erzherzog Franz Karl, sollte uns als sein alter ego empfangen. Kaum waren wir in den Vorsaal getreten, als uns ein Kammerherr desselben, ein Graf Isolan, mit ausgebreiteten Armen entgegenstürzte und uns als Brüder mit brüderlicher Begeisterung empfing. Graf Isolan ist, wie männiglich aus Schillers Wallenstein weiß, ein Kroat, also ein Slave. Er hatte von einer böhmischen Deputation gehört: er erwartete slavische Brüder. Ich werde das Gesicht nie vergessen, mit dem er unsere Bitte, „eine deutsche Deputation" zu melden, anhörte. Diese Enttäuschung! diese Verlegenheit! Doch faßte er sich als guter Hofmann sehr rasch und eilte mit anerkennenswerther Gefälligkeit, uns anzumelden.

Man führte uns in ein Zimmer, das zum Theil mit Bildern aus den Kriegen von 1809 und 1813 geschmückt war. Der Erzherzog trat aus einer innern Stube und blieb kaum zwei Schritte von der Thüre stehen, aus der er getreten war, und bat uns, herbeizukommen. Er war sehr aufgeregt und schüchtern. Es

begann nun eine höchst sonderbare Audienz. So lange wir die verwickelten Verhältnisse Böhmens auseinandersetzten, schwieg der Erzherzog und hörte mit großer Spannung zu, als ob er etwas ganz Neues hörte. Erst da wir auf Einzelnes kamen, Jeder von uns das Seinige hinzufügte und der Erzherzog sich etwas orientirt hatte, antwortete er hie und da, aber beinahe immer mit den Worten des Vorredners. Der Prager Bürger z. B. versicherte, daß die Deutschen in Böhmen ganz gute Unterthanen seien. — Ach ja, fiel ihm der Erzherzog, immer gut Wienerisch sprechend, ins Wort — ach ja — Das sein so gute Unterthanen. Schaun's, ich bin in Reichenberg gewesen, und da hab ich's g'sehn, das sein so gute Unterthanen, aber so gut, so treu. — Und wieder, als ich eben vom deutschen Prinzip gesprochen hatte, rief er: Ja freilich, da um Reichenberg herum, da ist überall das deutsche Prinzip, ich hab's selber g'sehn, wie ich bin in Reichenberg g'wesen; da ist überall das deutsche Prinzip. — Als dann Einer von uns versicherte, daß sich die Deutschen in Böhmen nicht werden von den Czechen terrorisiren und slavisiren lassen, daß sie sich im Nothfalle lieber losreißen und, wenigstens die Gränzbezirke, lieber an Sachsen und Baiern anschließen werden, rief der Erzherzog voll Schrecken die Hände in einander schlagend: Daß Gott behüte! Das wär' ja schrecklich! — Als ich den Erzherzog in meiner Schlußrede daran erinnerte, daß doch auch die Habsburger Deutsche seien, fiel er mir mit einer Bewegung, als ob er sich plötzlich an etwas längst Vergessenes erinnerte, ins Wort und sagte lächelnd: Freilich, wir sein ja Deutsche, freilich, wir sein Deutsche!

Gegen Ende fragte er uns nach unseren Namen, und siehe da, er kannte sie alle drei als höchst ehrenwerthe Namen. Zum Schlusse, ohne uns irgend welche entscheidende Antwort zu geben, oder eine eigene Ansicht auszusprechen, bat er noch aufs Gemüthlichste: Jetzt, sein Sie so gut und gehen Sie zum Piller[illegible] dorf und sagen Sie ihm Alles so schön, wie Sie [illegible] haben; werden wir schaun, wie wir Hand in

Mit dem Minister hatten wir eine weit ausführlichere Konferenz. Er war sehr freundlich und zuvorkommend, aber man konnte es ihm ansehen, daß ihm die Beschickung des Frankfurter Parlaments beinahe eben so unangenehm war, wie den Czechen, und daß er keine Lust hatte, es mit diesen zu Gunsten eines deutschen Reichstages zu verderben. Mit ihrer Loyalität hatten sie bereits erreicht, was sie wollten; die Regierung fürchtete sie und freute sich zugleich, an ihnen Bundesgenossen zu haben. Als wir den Minister verließen, erfuhren wir im Vorzimmer, daß uns eine czechische Deputation um eine halbe Stunde zuvorgekommen war. Wir erkannten, daß wir von der offiziellen Welt nichts zu hoffen hatten, und beschlossen, uns auf die öffentliche Meinung allein zu stützen und auf eigene Faust zu handeln.

Nachdem wir uns mit dem deutschen Verein Wiens, der meist aus Deutschböhmen bestand, in Verbindung gesetzt, reisten meine beiden Kollegen nach Prag zurück, um dem Komité zu berichten und von diesem Alles zu den Wahlen vorbereiten zu lassen. Ich blieb in Wien, um in unserem Sinne zu wirken und die maßgebenden Mächte für unsere Sache zu gewinnen. In der Aufregung damaliger Zeit, da jede Stadt, und vorzugsweise Wien, mit sich selbst und den eigenen Angelegenheiten zu thun hatte, waren die Vorgänge in Prag der Hauptstadt, so zu sagen, ein Geheimniß geblieben. Man sah, daß sich Prag regte, und damit war man zufrieden; in jeder Bewegung, die damals immer als eine revolutionäre vorausgesetzt wurde, sah man einen Zuzug, eine Hülfe, ohne weiter zu fragen, wohin diese Bewegung strebte. Die Prager Bewegung war schon dieselbe, welche sieben Monate später den Fall Wiens herbeiführte. Ich hatte noch mehrere Besprechungen mit dem deutschen Verein, der in der That sofort in unserem Sinne auf die deutschen Kreise Böhmens zu wirken anfing, und sprach in der Aula vor den Studenten und dann vor dem eigens zu diesem Zwecke zusammenberufenen Schriftstellerverein. Die Aula war von großer Wichtigkeit; die Studenten waren allmächtig. Aber ich machte daselbst eine

überraschende Erfahrung. Kaum hatte ich gesprochen, als ein Student die Tribüne stürmte und mich, ganz im czechischen Sinne, auf das Gröbste und Roheste abkanzelte; diesem folgte ein anderer, etwas gebildeterer Redner, der aber ganz in demselben Sinne sprach und aus den Akklamationen, welche dort und da aus der Studentenschaft diese Redner empfingen, erkannte ich, daß die Wiener Aula vom Czechenthum infizirt, oder, um mich eigentlicher auszudrücken, daß auch in der Aula das Czechenthum vertreten war und seine Vertheidiger fand. Die Bestrebungen der Czechen wurden als die der Freiheit dargestellt, und mit deutscher Großmuth glaubte die Aula diese gewähren lassen zu müssen und weiter nicht viel darnach zu fragen, wie es bei diesen Freiheitsbestrebungen mit der Freiheit der Deutschen stehe. Glücklicherweise hatte mir die pöbelhafte Art des ersten Redners schnell eine Partei gemacht und mir zugleich die Punkte angegeben, die aufzuklären waren, und ich hatte die Genugthuung, in der Aula eine zum Deutschthum bekehrte Partei von Deutschen zu hinterlassen.

Es handelte sich aber vorzugsweise darum, daß unsere Bedrängniß bekannt und daß das Augenmerk Deutschlands auf uns gerichtet werde. Dazu sollte mir der Schriftstellerverein verhelfen. Auch dort fand ich Leute, die bereit waren, die Czechen gegen uns Deutsche als gegen Usurpatoren und Unterdrücker in Schutz zu nehmen. Saphir war der Erste, der mir mit Wärme beitrat, und am Ende erhielt ich die beinahe allgemeine Versicherung, daß man die Angelegenheiten Böhmens künftig nicht vernachlässigen wolle. Doch erinnere ich mich nicht, daß sich damals deutsche Zeitungen viel mit uns beschäftigt hätten. Ich erinnere mich nur einiger Artikel, die August v. Rochow, den ich in Wien traf, über die schlimme Lage der Deutschen in Böhmen in der „Allgemeinen Zeitung" veröffentlichte.

Nach drei Tagen folgte ich verabredetermaßen meinen Kollegen. Am Bahnhofe zu Prag standen einige Studenten, die sich mit mir in ein Gespräch einließen, sich als gute Deutsch-

erkennen gaben und mich in mein Gasthaus begleiteten. Auf dem Wege erzählten sie mir, daß die Czechen in großer Aufregung und zu Allem entschlossen seien, um die Wahlen für Frankfurt zu verhindern. Der bloße Gedanke an Frankfurt mache die Swornoster wüthend. Auch wüßten die Czechen schon Alles, was ich in Wien gethan und gesprochen, und sie seien nicht gut auf mich zu sprechen. — Für den Abend war eine große Versammlung der Deutschen angesagt, in der ich Bericht erstatten sollte. Ich ging auf meine Stube und wechselte die Kleider. Als ich wieder vor die Thüre trat, um mich in die Versammlung zu begeben, standen dieselben Studenten noch da. Sie umringten mich und gingen mit mir in die Versammlung. Ich fing an zu merken, daß ich eine Leibwache hatte.

Die Versammlung im Konvikt-Saale war sehr zahlreich besucht. Als ich die Estrade bestieg, um meinen Bericht zu erstatten, flüsterte man mir zu, daß draußen im Hofe bewaffnete Swornoster umherstreiften; in der That hatte ich in der Dämmerung selbst einige bemerkt, und Einzelne, von der Oeffentlichkeit unserer Sitzungen Gebrauch machend, saßen sogar mit ihren slavischen Sackmützen mitten unter den Deutschen im Saale. Das machte mich stutzig, ebenso der Umstand, daß ein Redner vor mir, ein Mitglied unseres Komités, mit dem ich mich noch nicht hatte besprechen können, soeben mit zitternder Stimme der Versammlung insinuirt hatte, alle germanischen Tendenzen aufzugeben und ihr Deutschthum nur dadurch zu beweisen, daß man Geld sammle Behufs der Bewaffnung der Tiroler gegen die Italiener. Ich nahm mir darum vor, keine Zeit zu verlieren, mit den kürzesten Worten auf die Frankfurter Wahlen zu kommen, zu ermahnen, daß man die Schritte der Regierung und ihre Erlasse nicht abwarte, und selbst die Wahlen nach Frankfurt zu proklamiren. Alles Das sagte ich in wenigen Sätzen und rief: Wir werden wählen! Auf dieses Wort hin erhob sich mitten im Saale ein furchtbares Getümmel, und in demselben Augenblicke drangen von allen Seiten Bewaffnete herein, schreiend, fluchend und alle mög-

lichen Drohungen ausstoßend. Die Deutschen waren unbewaffnet. Es entstand eine ungeheure Verwirrung; viele Deutsche drängten zur selben Thüre hinaus, durch die die Czechen, Degen und Feuergewehre schwingend, hereindrangen. Im Momente gehörte der Saal ihnen, und ehe man sich Dessen versah, stand Hawliczek, ebenfalls bewaffnet und in Swornost-Tracht, auf der Tribüne und schrie deutschfeindliche Worte in das Getümmel hinein. Von Deutschen war nichts übrig, als einige Mitglieder des Komités.

Im Gasthause, in dem wir uns früherer Verabredung gemäß nach der Versammlung zusammenfanden, saß schon eines der Komité-Mitglieder, derselbe Mann, der gerathen hatte, das Deutschthum durch Sammlungen für die Tiroler gegen die Italiener zu bethätigen. Er war in Thränen aufgelöst, gab Alles verloren und beschwor uns, abzulassen, da unsere Bestrebungen nur Mord und Todtschlag zu Wege bringen können. Da wir darauf nicht eingingen, gab er seine Entlassung und schlich weinend davon. Der Rest des Komités blieb zusammen und schrieb an die verschiedenen Wahlkreise Deutschböhmens, sie sämmtlich auffordernd, die kaiserlichen Erlasse nicht abzuwarten, die Wahlen für Frankfurt vorzubereiten und diese unfehlbar am 10. Mai vorzunehmen, selbst wenn die Regierung sie bis dahin noch nicht ausgeschrieben haben sollte. Wenige Tage darauf hatten wir Antworten und alle freudigen Anzeichen, daß das Land auf unser Verfahren mit Energie einging. Um in lauern Gegenden die patriotische Gluth zu schüren, gingen Einzelne von uns dahin ab und thaten das Ihre.

Die Czechen waren indessen auch nicht müßig gewesen. Unzählige junge und alte Emissäre durchzogen das Land und wagten sich selbst in deutsche Gegenden, um gegen das deutsche Interesse zu wühlen. Vorzugsweise aber bearbeiteten sie die czechischen Kreise, um für den Fall, daß die Wiener Regierung doch die Wahlen ausschreiben würde, diese von vornherein zu verdächtigen und unmöglich zu machen. In gemischten Bezirken kam es zu allerlei handgreiflichen Händeln. Die Parteienwuth ging

bereits so weit, daß man, wie mir viel später erzählt wurde, einer armen alten Tante von mir, die von Politik so viel wußte wie von der baskischen Sprache, und die verloren und in den allerärmlichsten Verhältnissen lebend in einem kleinen czechischen Städtchen stak, eine arge Katzenmusik brachte.

In Prag selbst wurde es düster. Diese alte Hauptstadt, deren Volk in verschiedenen Epochen so große Eigenschaften gezeigt hat, besitzt heute einen Pöbel, wie ihn nur wenige Städte des Kontinentes aufzuweisen haben. An Rohheit läßt er sich nur mit dem Londoner Mob vergleichen, doch ist er nicht so muthig wie dieser, obwohl zu allen Ausschweifungen leicht verführbar. Bier, Branntwein, materielles Elend und die von dem österreichischen Systeme und dem Kirchenregimente gepflegte Unbildung haben ihn zu Dem gemacht, was er ist — wenigstens noch im Jahre 1848 war. Dieser Pöbel stand hinter der Swornost, die ihn vermittelst einiger improvisirter und parodirter Kleone, wie z. B. durch den Fuhrmanns-Gastwirth Faster von der „Goldenen Gans," in Bewegung setzte, lenkte und leitete. Im April stand er in voller Gährung. Ich weiß nicht, wie weit die Anklagen gerecht sind, die sich damals überall erhoben und die behaupteten, daß Alles, was nun von diesem Pöbel geschah, im Sinne der czechischen Partei gewesen sei, die ihn für mögliche Fälle habe in Bewegung bringen, üben und zugleich ihre Macht habe zeigen wollen. Gewiß ist, daß diese Masse nur dieser Partei gedient haben würde, gewiß ist auch, daß die Swornost, die den größten Einfluß auf den Mob hatte, sich ihm bei allen Ausschweifungen am Wenigsten entgegensetzte, ja ihn mit Ruhe gewähren ließ. Indessen ist es doch gewagt, eine solche Anklage aufkommen zu lassen; in solchen Zeiten bedarf eine solche Masse nicht erst des Anstoßes, um in Bewegung zu gerathen, und wenn die Swornost nichts gegen sie that, so hat sie sich diese Unterlassungssünde vielleicht nur zu Schulden kommen lassen, um sich dieselbe, die sie brauchen konnte, nicht zum Feinde zu machen. Ihre Schuld wäre dann nur eine negative. Allerdings könnte auch Manches angeführt werden,

was die Schuld der Swornoſt als eine poſitive erſcheinen läßt. Ich habe z. B. oben beſagten Faſter in ſeiner Bierſtube ſelber ſeine populären Gäſte gegen die Deutſchen aufreizen hören, und auf einem Rundgange durch die Stadt, da ich in dieſer trüben Zeit die öffentliche Stimmung erkunden wollte, traf ich eines Abends einen gewiſſen Arnold, der von der czechiſchen Partei immer als einer der Ihren anerkannt wurde, von einem Volkshaufen umgeben, dem er predigte, daß mit dieſen Deutſchen kurzer Prozeß und ein raſches Ende gemacht werden müſſe.

Aber ich will nur weiter erzählen, welche Entwicklung die Prager Bewegung durchgemacht und was die Revolution, die überall ſo viel Erhebendes, Großes, Edles ans Licht gebracht, was dieſe ſelbe Revolution in Prag erbärmlich, gemein, widerwärtig machte.

Der Heldenſinn des Prager Pöbels, ſein Freiheitsdrang wandte ſich erſt gegen einige Bäckerläden und, in Folge dieſes Triumphes ermuthigt, gegen die Juden. Vielleicht war Das nur eine Reminiszenz an die Zeiten König Wenzels des Faulen und hätte man ſich erſt recht huſſitiſch und böhmiſch gefühlt, wenn man in Allem und Jedem wie damals, zu Anfang des 15. Jahrhunderts, aufgetreten wäre.

Schon ſeit mehreren Tagen ging das Gerücht, daß es auf eine Judenhetze abgeſehen ſei; die Behörden trafen ihre Maßregeln, aber ſie und die Nationalgarde waren ohnmächtig. Die Swornoſt, die etwas hätte thun können, that nichts. Die Juden, bereits mehrere Male im Tandelmarkte angegriffen, ſchloſſen ihre Kramläden und zogen ſich in die Judenſtadt zurück. Eines Tages, mit zwei Freunden in der Nähe des Theaters ſpazierend, hörten wir vom Tandelmarkt her einen gewaltigen Lärm: Geſchrei und Gepolter, als ob Bretter und Balken übereinander ſtürzten. Wir eilten hin und ſahen, wie ein wilder Haufe die leeren Kramſtellen der Juden niederriß. Dieß geſchehen, ſchrieen ſie: Auf die Juden! In die Judengaſſe! — Ich eilte nach Hauſe und holte meine Waffen, dann ins Karolinum, das Prager Univerſitäts-

gebäude. Ich fand eine Anzahl Studenten und unter diesen einige, die bereit waren, den armen Juden zu Hülfe zu kommen. Wir bildeten eine kleine Rotte, und der brave Schiller, Lieutenant der Studenten, stellte sich als Führer vor den Zug. Neben mir marschirte Dr. Johannes Spielmann, der zweite Direktor des Irrenhauses. Auf dem Altstädter Ringe angekommen, fanden wir den ganzen Theil des großen Platzes, der an die Judenstadt stößt, von einer ungeheuren Volksmasse vollgedrängt. Sie schrie, sie schimpfte, sie erfand Anklagen gegen die Juden, um sich gegenseitig zum Angriff und zu Gewaltthaten aufzumuntern. Unser braver Führer kommandirte vorwärts, und wir marschirten, eng an einander geschlossen, durch die wüthende Menge. Ihre ganze Wuth richtete sich gegen uns, da sie erkannten, daß wir den Juden zu Hülfe eilten. Aber sie wagten es nicht, uns anzugreifen. Hätte nur Einer den Muth gefunden, in unsere kleine Schaar hineinzugreifen, wir waren verloren. Sie begnügten sich, in Worten und mit Geberden zu wüthen. Ich werde nie das wuthblasse Gesicht eines Maurerpaliers vergessen, der einer der Massenführer war, immer neben uns einherlief und schnaubend, beinahe schäumend wiederholte: Ich bin auch ein gebildeter Mensch, aber daß man Juden beschützt, Das habe ich nie gehört! — Wir kamen glücklich an dem Marmorbrunnen vorbei und in die Nähe der alten Nikolauskirche, in die schmale Gasse, die in die Judengasse auf den Drei-Brunnenplatz führt. Es war ein schwerer Gang gewesen.

Dort fanden wir schon einige Studenten und unter diesen mehrere, die zur czechischen Partei gehörten. Wir bildeten eine Kette, fällten das Bajonett und schlossen die in die Judenstadt führende Gasse ab. Das Volk, mit Schimpfen und Schreien, drängte so nahe heran, daß wir unsere Bajonette oft zurückziehen mußten, um die Vordersten nicht zu spießen. So standen wir stundenlang.

Es ist auffallend, daß wir die Judenstadt nicht schon im Besitze des Pöbels fanden und daß er jetzt noch nicht an den

Angriff ging. Aber Das hatte seine Ursache. Die Haufen waren schon diesen Morgen zurückgeschlagen worden und zwar auf die wunderbarste, auf eine wahrhaft biblische Weise. Sie drangen mit Wuthgeschrei und in der sichersten Hoffnung auf Beute bis auf den Drei-Brunnenplatz; der größte Theil der Juden flüchtete sich, Weiber und Kinder hatten sich versteckt. Es sah aus, als sollten sie ihre niedrigen Gelüste auf wohlfeile Weise büßen können. Aber ein einziger Mann machte ihre Hoffnungen zu nichte und rettete die bedrängten Juden. Dieser, ein ehemaliger Kunstreiter, der nach mannigfachen Fahrten in seine heimathliche Judenstadt zurückgekehrt war, stürzte sich allein und waffenlos dem hereinstürmenden Haufen entgegen, dort, wo ehemals das Thor der Judenstadt gewesen und wo noch heute nur ein schmaler Zugang offen ist. In dieser engen, hohen und düstern Gasse faßte er einen großen Schrank, der vor dem Laden eines Alt-Möbelhändlers stand, hob ihn in die Höhe über seinen Kopf und stürzte so, wie Simson mit den Thoren von Gaza, den Philistern entgegen. Entsetzen ergriff die Anstürmer, als sie den gewaltigen Mann mit der noch gewaltigeren Waffe, wie einen stürzenden Berg, mit großen Schritten auf sich zukommen sahen. Es muß ihnen gewesen sein, als sähen sie ein Wunder; die Vordersten stürzten mit dem Schrei: Jesus, Maria und Joseph! auf die Knie, die Andern ergriffen die Flucht.

Die Erinnerung an dieses Ereigniß war es wahrscheinlich, welche die eben so feige als abergläubische Masse von einem entscheidenden Angriff abhielt und die unserer kleinen Anzahl zu Gute kam. Nach und nach vergrößerte sich unsere Schaar durch Studenten und Nationalgarden, die durch andere Zugänge zu uns stießen. Unter den Studenten, die tapfer mit uns aushielten, war auch der junge Fürst Rohan, damals ein Kind vielleicht von 16—17 Jahren. Endlich nach langem Harren kamen einige Kompagnieen Grenadiere, vom General Serbelloni geführt, einem sehr einnehmenden alten Soldatengesichte, der sich lächelnd durch die Massen tummelte. Mit den Grenadieren ver-

einigt säuberten wir den Platz. Die Menge vertheilte sich in die an die Judenstadt stoßenden Straßen, in denen ausnahmsweise auch Juden wohnen durften, und warf Steine in die Fenster. Aber die Gefahr war noch nicht beschworen, und wir patrouillirten noch die ganze Nacht durch die Straßen und zwar nicht vergebens, da wir um Mitternacht einen Kahn am Landen verhinderten, welcher im Rücken der Judenstadt, in der Nähe des „Ufers" Plünderer ans Land setzen sollte. Da an diesem und an den folgenden Tagen die Einnahme der Judenstadt so verhindert worden, versuchte man eine Judenverfolgung auf andere Weise einzuleiten. Ostern war da, und plötzlich tauchte die alte Geschichte von einem verschwundenen Christen-Kinde auf, das gewiß die Juden als Osterlamm geschlachtet hatten. Die Juden zitterten. Aber nunmehr war man auf seiner Hut, und das Gewitter mit Blutregen zog vorüber.

Hat man bei solchen Erscheinungen nicht Recht, zu sagen, daß die Revolution in Prag einen widerwärtigen Charakter hatte? Aber sie war nicht nur widerwärtig; für die Deutschen hatte sie auch eine unendlich traurige Atmosphäre. Die Deutschen waren nicht beliebter als die Juden, und gegen Deutsche sprachen sich czechische Parteigänger so offen aus und mit bewußtem Hasse als der Pöbel gegen die Juden. Ungefähr um dieselbe Zeit, da ich Faster, Arnold und andere stump-orators so, wie oben gesagt, predigen hörte, kam Frau Jenny Lutzer-Dingelstedt, eine geborene Pragerin, auf Gastrollen nach Prag. Sie sollte die Hugenotten singen und bei der Gelegenheit, der herrschenden Mode huldigend, einige czechische Nationallieder einlegen. Man erwartete eine czechische Demonstration, und ich ging ins Theater, um diese zu sehen, wie wenig es mir auch ums Theater zu thun war. Die Demonstration beschränkte sich auf fanatischen Applaus, mit dem die czechischen Lieder aufgenommen wurden. Mir machte Anderes Eindruck. Im Verlaufe der Vorstellung fiel mir die Aehnlichkeit unserer Lage mit der der Hugenotten auf. Die Deutschen in Böhmen waren von nicht minder fanatischen

Feinden umgeben. Eine unsägliche Trauer überfiel mich, und ich hätte weinen mögen, als eben ein bekannter czechischer Schriftsteller, der auch deutsch schreibt, an mir vorüberging und, mir auf die Schulter klopfend und auf die Bühne deutend, halb im Scherze, halb im Ernste sagte, als ob er meine Gedanken errathen hätte: So kann's euch auch noch geben. Ich lachte ihm ins Gesicht.

Bald darauf ging ich der Wahlen wegen aufs Land und wurde selbst gewählt. Da die Wahlen für Frankfurt in den deutschen Bezirken eine Thatsache waren, beschränkten die Slaven ihre Thätigkeit darauf, sie in Prag und in den czechischen Kreisen zu hintertreiben, was ihnen auch leicht gelang. Dieses sowie die Macht der vollendeten Thatsachen hat sie etwas beruhigt. So wenigstens scheint es mir; als Augenzeuge kann ich von diesem Moment an nichts mehr berichten, da ich bald nach meiner Wahl nach Frankfurt abging. Diese fand Statt, ohne daß der darauf bezügliche Regierungserlaß veröffentlicht worden wäre. In meinem wie in vielen anderen Wahlkreisen hinkte die Regierung dem fait accompli nach.

Als einige Passagiere des Elbschiffes erfuhren, daß sie einen Abgeordneten zur deutschen Reichsversammlung an Bord hatten, verlangten sie vom Kapitän, daß er die schwarz-roth-goldne Flagge ausstecke. Dieser aber weigerte sich. Er wolle das Leben seiner Passagiere nicht in Gefahr bringen; er habe die dreifarbige Fahne einmal aufgehißt, da sei vom Ufer aus auf das Schiff geschossen worden. Es sei ein Polytechniker gewesen. Seit damals wisse er sich beobachtet. Erst als wir Raudnitz hinter uns hatten, wurde die deutsche Einheitsflagge aus einem versteckten Winkel hervorgeholt.

So waren die letzten Eindrücke, die ich aus der Heimat mitnahm, welche ich nicht wieder sehen sollte.

Während ich dieses schreibe, höre ich von neuen Bewegungen in Böhmen; czechische Programme werden wieder veröffentlicht; alte Namen, die auch in diesen Zeilen genannt sind, tauchen vor

Neuem auf, und ich sage mir, daß ich recht gethan mit Aufzeichnung dieser Erinnerungen. Es kann bald eine Zeit kommen, da diese Vergangenheit zur Belehrung dienen dürfte.

II.

Frankfurter Septembertage.

Ueber Motive und Entwicklung der unglückseligen Frankfurter Ereignisse des Septembers ist in den Antworten auf die reaktionären Entstellungen und Verleumdungen seiner Zeit schon die Wahrheit gesagt worden, und es fällt mir darum nicht ein, mir und dem Publikum eine bereits erzählte Geschichte noch einmal zu erzählen. Was ich hier liefere, sind Memoiren-Bruchstücke, in denen ich nur aufzeichne, was ich persönlich gesehen und erlebt habe.

Auf der großen Volksversammlung der Bornheimer Heide war ich nur Zuhörer, aber ich sah so viele Tausende zum Handeln bereit, daß ich mit Blum und Vogt und der Majorität der Linken, als sie des Abends im deutschen Hofe dem Volke den Abschied gaben und sich gegen den Aufstand erklärten, unzufrieden war, beinahe eben so unzufrieden, als das Volk selbst, das im Hofe und in den Straßen in ungeheurer Menge versammelt war und eine andere Antwort erwartete. Als ich später, in der Nacht vom 17. zum 18., gegen zwei Uhr über die Promenade um die Stadt ging, begegnete ich überall großen Schaaren, die, enttäuscht, Frankfurt verließen und in ihre Heimat zurückkehrten. Denn die Städte und Dörfer auf viele Meilen in der Runde hatten ihr Kontingent zur beabsichtigten Revolution geschickt. Von allen Seiten hallten Büchsenschüsse durch die milde Nacht; die Abziehenden entluden ihre Gewehre der überflüssig gewordenen Ladung. In der Stadt war es stille.

In der Sitzung des 18. waren die Linken von dem plötzlichen Sturm auf die Paulskirche und durch die Gewandtheit, mit der der dicke Gfrörer bei dieser Gelegenheit die Wände hinankletterte gleich einer Riesenspinne, eben so überrascht und erfreut wie die Rechte; und nach der kurzen Sitzung waren sie es, die über die militärische Machtentfaltung in den Straßen erstaunten. Sie hielten sie für überflüssig; sie wußten ja, daß es keinen Aufstand geben sollte, daß die ungeheuere Mehrheit der Kampflustigen abgezogen war. Auf der Neuen Kräm stand eine preußische Kompagnie und sah Gewehr bei Fuß zu, wie ungefähr vier Mann, nicht fünfzehn Schritte von ihnen entfernt, eine erbärmliche Barrikade bauten. Eine Dame, die ich am Arme hatte, äußerte den Wunsch, auch einmal eine Barrikade zu sehen, und der Hauptmann, der die Preußen kommandirte, hatte Das kaum gehört, als er die Reihen öffnete, die Dame höflich einlud, vorzutreten, und ihr die Honneurs der Barrikade machte. Zwei Mann hätten hingereicht, die Barrikade mit ihren Kolben zu zerstören. Es war an einen Kampf nicht zu denken.

Ich war von dieser Dame zu Tische geladen und begleitete sie nach Hause, vor die Stadt. Wir saßen kaum eine Viertelstunde beim Essen, als sich von der Stadt her ein sonderbarer Lärm hören ließ; ich horchte — zum zweiten Male — ich eilte auf den Balkon — es war kein Zweifel, die Regelmäßigkeit der Entladungen verrieth es — es waren Salven. Es war mir, als wäre man da drin in der Stadt wahnsinnig geworden. Sollte man nutzlos, zwecklos, zum bloßen Vergnügen oder aus Leichtsinn, vielleicht aus Perfidie Menschenblut vergießen? Ich lief in die Stadt — Salve auf Salve während des ganzen Weges. Außer mir kam ich in die Nähe des Hauptmanns an; dort stürzte mir der Abgeordnete Dietsch von Annaberg, blaß wie ein Verzweifelter, entgegen: Man schießt aufs Volk! in der Dönniges Gasse! rief er einmal übers andere. Wo sind die Abgeordneten, daß man der Schlächterei ein Ende mache?

Wir liefen nach allen Seiten und fanden bald mehrere Mit-

glieder der Linken, die eben so aufgeregt herbeieilten. Im deutschen Hof fanden wir einige andere versammelt. Rasch wurde der Entschluß gefaßt, zum Reichsverweser zu gehen und von ihm einen Befehl zum Einstellen des Feuers zu erlangen. Er war leider nicht im Taxis'schen Hause, und wir waren gezwungen, ihn in seinem Landhause auf der Bockenheimer Chaussée aufzusuchen. Das Eschenheimer Thor war geschlossen, und wir verloren eine kostbare Zeit, bis wir die Oeffnung desselben erwirkten, und eine noch kostbarere Zeit verloren wir nach dem langen Wege beim Erzherzog selbst. In einem so wichtigen Momente war er auf dem Lande! Er ließ uns zwar nicht lange warten, aber überflüssig lange sprach er über seine Politik, über die gegenwärtige Lage der Dinge und dergl., bis ihn Raveaux unterbrach und den gewünschten Befehl zum Einstellen des Feuerns, zur Beilegung des nutzlosen Kampfes verlangte. Da erfuhren wir erst, daß wir umsonst gekommen waren. Der Reichsverweser konnte nichts thun; er bedauerte, er habe ja verantwortliche Minister — und dabei gab er halb mit Mienen, halb mit Worten zu verstehen, daß das Institut der Verantwortlichkeit nicht immer viel tauge. Er entließ uns mit einem an den Reichs-Kriegsminister von Peucker gerichteten nichtssagenden Zettel. Alle Beredtsamkeit Blums, Vogts, L. Simons, alles Stürmen des alten Grützner und alles Zureden Raveaux', dem so schwer zu widerstehen war und für den der Reichsverweser immer gerne eine große Vorliebe an den Tag legte, hatten nichts genützt. Der Reichsverweser bedauerte sehr, aber er blieb unerschütterlich, ruhig und kalt.

Wir eilten, ins Ministerium zu kommen, wo wir Herrn von Peucker und Herrn von Schmerling fanden. Beide betrachteten den Zettel des Reichsverwesers, wußten, was davon zu halten, und legten ihn auf den Tisch. Der Kriegsminister nahm unsere Bitte mit noch mehr abstoßender Kälte auf als der Reichsverweser. Er verschanzte sich hinter das militärische point d'honneur; man könne die Truppen nicht zurückziehen, Das sei

gegen die Ehre. Sie aber gegen ein elendes Häuflein vorwärts marſchiren zu laſſen, gegen ein Häuflein, das ſich unangegriffen verlaufen hätte, und unnütz Blut zu vergießen, war nicht gegen die Ehre. Wir ſahen bald ein, daß es den Miniſtern vorzugsweiſe darum zu thun war, eine Revolution, die man im Keime hätte erdrücken können, mit Lärm niederzuſchlagen. Doch ließen wir nicht ab mit Beſchwören, mit Bitten und Gründen. Aber die Herren hatten ihre Gründe. Herr von Peucker blieb ſteif; Herr von Schmerling war blaß und ſchweigſam. Mittlerweile war auch Herr von Gagern eingetreten. Er ſtand bei Seite und ſchwieg, in ſeine gewöhnliche Würde gehüllt. Wir, Grützner und ich, wandten uns an ihn mit der Bitte, doch auch ein Wort zu ſagen. Herr von Gagern antwortete mit jenem ihm eigenen, ſo berühmt gewordenen Pathos und Ausdruck, im tiefſten Baß: In Dinge, die mich nichts angehn, miſche ich mich nicht! Den Präſidenten der Nationalverſammlung ging es nichts an, daß man da draußen, einige Gaſſen weit, große Militärmaſſen auf ein Häuflein ſchießen ließ. Die Worte ſind mir ins Gedächtniß gegraben blieben. Mit einem Seitenblick auf Ludwig Simon ſagte er etwas Aehnliches, mit Beziehung auf deſſen Rede von der Bornheimer Heide; aber dieſer Ausſpruch iſt mir entfallen.

Endlich nach langer Arbeit wies uns Herr von Peucker an den öſterreichiſchen General von Nobili, der die Truppen kommandirte. Dieſer Umſtand enthält vielleicht eine Entſchuldigung ſeines ganzen Benehmens. Er wußte vielleicht, daß er als Reichsminiſter nicht die geringſte Macht hatte, um auf einen öſterreichiſchen General irgendwie beſtimmend zu wirken. Wenn etwas geſchehen ſollte, konnte es nur durch den kommandirenden General ſelbſt geſchehen. Mit geringer Hoffnung begaben wir uns nach der Hauptwache, aber General Nobili beſchämte unſere Hoffnungsloſigkeit.

Mit der liebenswürdigſten Bereitwilligkeit
ſtens zum Theil, auf unſere Wünſche ein un-

Zeit zu verlieren, einen Waffenstillstand von anderthalb Stunden. Während dieser Zeit sollten die Truppen auf eine gewisse Distanz von den Barrikaden zurückgezogen werden, wenn wir es dahin brächten, daß die Insurgenten ihr Feuer einstellten und den Waffenstillstand aufrecht erhielten. Indessen könne man vielleicht zu einer Lösung kommen. Den Abgeordneten, Major von Boddien, der zugegen war, bat er, uns zu begleiten und als Militär den Truppen die Nachricht von dem Waffenstillstand zu bringen.

Im Sturmschritt liefen wir die öde Zeile hinab und riefen: Frieden! und um den Ruf zu erklären, schwenkten wir unsere Taschentücher als weiße Friedensfahnen. Da spielte mir der Zufall einen Streich, der mir übel hätte bekommen können. Ich zog mein Taschentuch hervor und schwenkte es: und siehe da, es war ein rother Foulard. Ich hatte die Kriegsfahne ausgesteckt, eine Farbe, gegen die die Soldaten, in deren Mitte ich eilte, besonders erpicht waren. Ich merkte es erst nach einiger Zeit und rief zu den Fenstern nach einem weißen Taschentuche hinauf; sogleich öffneten sich mehrere, und eine Anzahl von Friedensfahnen wehten zu meinen Füßen herab. An der Konstabler-Wache, wo die Hauptmasse der Truppen aufgestellt war und das heftigste Feuern stattfand, trat Herr von Boddien, seinem Auftrage gemäß, in die Wachtstube, nachdem er uns ein spöttisches: Jetzt vorwärts, meine Herren! zugerufen hatte. Soldaten halten den Muth für ein Privilegium ihres Standes. Es haben aber an diesem höchstgefährlichen Punkte alle diese bürgerlichen Abgeordneten ihre Pflicht aus Menschlichkeit eben so gut gethan, wie sie irgend ein Soldat aus point d'honneur gethan haben würde. Herr von Boddien glaubte mir am nächsten Tage große Lobeserhebungen machen zu müssen, und Major Deetz, Deputirter und Kommandant von Frankfurt, eine aufrichtige und grade Soldatennatur, wollte mir auf diese Lobeserhebungen hin und auf Das, was er selbst gesehen hatte, von der Tribüne herab eine öffentliche Anerkennung verschaffen. — Major von Deetz handelte in der besten

und reinſten Abſicht, da ich aber ſchon erfahren hatte, daß man eine hervorragende Perſönlichkeit der Linken, die eben ſo ihre Pflicht gethan hatte, wie die Andern, zu verdächtigen ſtrebte, und ich einſah, daß mein Lob gewiſſen Leuten nur als Folie jener Verdächtigung dienen ſollte, dankte ich dem guten Major Deetz für die gute Meinung und bat ihn, die Demonſtration ſein zu laſſen.

Wir ſtanden in einem mehrfachen Kreuzfeuer. Die Inſurgenten ſchoſſen aus den Fenſtern mehrerer Häuſer und hinter zwei großen Barrikaden, am Eingange der Allerheiligen-Straße und hinter dem Konſtablerwachthauſe, ungefähr aus einem Halbkreiſe heraus und von der Höhe herab. Viele ihrer Kugeln klatſchten vor uns aufs Straßenpflaſter, da ſie von der Höhe herab kamen. Die Soldaten ſtanden in verſchiedenen Gruppen und einzeln vor und hinter uns und ſchoſſen außerdem aus der Konſtablerwache, die ebenfalls hinter uns war. Die Kugeln, die an unſern Ohren vorbei ſausten, kamen von den Seiten, von vorn und hinten. Mit dem Wehen unſerer Tücher war nichts gethan, obwohl wir zwiſchen den Kombattanten ſtanden; eben ſo wenig nützten Rufe und Zureden. Die Soldaten ſchlugen ſich mit Verbiſſenheit und großer Tapferkeit — oder beſſer geſagt — die Offiziere. Bei den gemeinen Soldaten bemerkte ich beinahe überall das Streben, ſich zu ſchützen, einen Punkt auszuwählen, wo ſie vor dem Schuſſe des Feindes ſicher waren. Viele ſprangen nach gethanem Schuſſe hinter die Konſtablerwache, um in Sicherheit neu zu laden. Die Offiziere aber — in meiner Nähe waren nur darmſtädtiſche Truppen — ſetzten ſich überall der Gefahr aus. Ich ſah einen Lieutenant, der, wie ein ausgeſtecktes Ziel, auf einer Barrikade ſtand und ſich um die Kugeln, die ihn umflogen, nicht im Geringſten kümmerte, und Das alles, um einen kaum handgroßen rothen Lappen, der auf einer kurzen Stange wehte, zu entfernen. Mit einer Ausdauer, die einer beſſeren Sache würdig geweſen wäre, hieb er mit ſeinem Degen auf den Lappen los, als gälte es, einen übermächtigen Feind zu erleg

Hart neben mir, beinahe auf mich, fiel ein darmstädtischer Hauptmann, der seinen Truppen immer voraus gewesen. Ich sehe noch die schwarzen runden, von grauen Kreisen eingefaßten Löcher im Rücken seines Waffenrocks. Er ließ den Arm mit dem Degen sinken und stützte sich auf einen neben ihm stehenden Offizier, zu dem er schwach, aber ruhig sagte: Mit mir ist's zu Ende, lasse mich zu meiner Schwester bringen, sie wohnt nicht weit von hier. Ach, es war sehr traurig!

Wir waren gezwungen, den Soldaten und beinahe jedem Einzelnen es zuzurufen, daß Waffenstillstand sei, und sie an dem Arme zu fassen, um sie zurückzuführen. Aber sie sträubten sich. Die drüben sollten zuerst zu schießen aufhören. Das schien die allgemeine Meinung, und wir verließen die Soldaten, um die Barrikaden zu erklimmen, auf die sie zu schießen fortfuhren und aus deren Lücken, an denen wir hinaufkletterten, die Andern hervorschossen. Als ich oben anlangte, sah ich den alten Schlöffel schon drüben bemüht, das Volk zurückzuhalten. Ludwig Simon kroch mit mir zugleich auf die Barrikade, was mich bei der ungeheuern Popularität dieses Abgeordneten hoffen ließ, daß es jenseits rasch zur Ruhe kommen werde. Ich ermunterte ihn, schnell hinabzuspringen, während ich, rittlings auf der Barrikade sitzend, mein Tuch schwenkte und nach beiden Seiten: Waffenstillstand! Friede! rief. Nach und nach verstummte das Knallen, und ich sprang hinab. In demselben Augenblicke aber war wieder Gefahr da, daß die Feindseligkeiten aufgenommen würden. Aus einem Hause brachte man einen Todten hervor, der seine Wunde auf der Stirne trug. Die Weiber stürzten sich mit Geschrei auf die Leiche, und die Männer kamen wieder in Aufregung und eilten nach vorn, um wieder zu feuern. Wir hatten die größte Mühe, sie aufzuhalten. Der alte Schlöffel mit seinem langen, halbgrauen Barte und dem schönen Gesichte war rührend anzusehen, wie er hin und her ging und bat und beschwor und sich mit ausgebreiteten Armen vor die Barrikade stellte, um die Kombattanten davon abzuhalten. Armer Schlöffel! einige Monate

ſpäter wurde ihm ſein Friedensamt mit dem Tode des einzigen Sohnes vergolten.

Hinter der Barrikade ſah es eigenthümlich aus. Eine Menge Volkes, aber nur ſehr wenig Bewaffnete, ſo wenige, daß wir erſtaunt waren, wie ihr Widerſtand gegen ſo zahlreiche Truppen ſo lange habe dauern können. Doch waren gerade die Bewaffneten guten Muthes, in einer feſtlichen Stimmung und Anfangs nicht im Geringſten geneigt, dem Kampf durch Zurückziehen vom Kampfplatze ein Ende zu machen. Das unbewaffnete Volk allein war aufgeregt und empört.

Ein Theil der Abgeordneten kehrte in den Thurn-Taxis'ſchen Palaſt zurück, um, wie ſie hofften, die Sache zu Ende zu bringen; ein kleinerer Theil blieb hinter den Barrikaden, um über Aufrechthaltung des Waffenſtillſtandes zu wachen und die Inſurgenten zum Verlaſſen der Barrikaden zu überreden. Ich war unter dieſen letzteren. Es gelang uns, Viele vom Kampf abzubringen, indem wir ihnen die Nutz- und Zweckloſigkeit ferneren Blutvergießens vorſtellten; ſie zerſtreuten ſich durch die Nebengaſſen oder ſtiegen auch über die Barrikaden und gingen bewaffnet mitten durch die Truppen heim. Nur eine ſehr kleine Anzahl blieb hartnäckig hinter den Barrikaden, und unſere Vorſtellungen, die doch an Gewicht zunahmen, je mehr ihre Anzahl abnahm, waren fruchtlos. Deſto mehr Urſache hatten wir, für ſie beſorgt zu ſein, da die kurze Friſt des Waffenſtillſtandes ſchnell ablief, das Gerücht ſich verbreitete, daß zahlreiche heſſiſche und württembergiſche Artillerie im Anzuge ſei und daß man aus Mainz noch Bundestruppen nachkommen laſſe, und da bei all Dem aus dem Palaſte von einem definitiven Abſchluſſe der Feindſeligkeiten und überhaupt nichts zu hören war. Man ſchickte mich dahin ab, um Erkundigungen einzuziehen. Aber in der Nähe des Hotel de Ruſſie auf der Zeil wurde ich von einem Haufen wüthender Frankfurter Bürger umringt, die mich theils mit Fragen, theils mit Vorwürfen beſtürmten. Sie wußten, daß Artillerie herbeiziehe, und ſahen in ihrem Schrecke ſchon ganz Frankfurt bom-

barbirt und alle ihre Häuser in lichten Flammen. All das Unheil wurde der Linken zugeschrieben; sie hatte den ehrlosen Waffenstillstand von Malmoe verworfen, welcher die erste Ursache der Aufregung war, sie war überhaupt die Quelle alles Unheils und die Urheberin dieses Blutbades, sie, die Alles gethan hatte, um es zu verhüten, die das Volk, ihre einzige Stütze, deßhalb vor den Kopf gestoßen und sich gewissermaßen von ihm getrennt hatte. Es war nicht möglich, zu antworten. Die guten Leute schrieen zu sehr und schlossen den Kreis immer enger um mich, je öfter ich es versuchte, mich von ihnen los zu machen, um meinem dringenden Auftrage, von dem so viel abhängen konnte, nachzukommen. Ich stand da als Gefangener und mußte Alles über mich ergehen lassen. Nichts Schlimmeres als ein wüthender Philister. Aber meine Lage sollte nicht nur unangenehm, sie sollte auch kritisch werden. Plötzlich drängte sich ein ungefähr vierzehnjähriger Knabe in Turnertracht durch die Menge und rief mit schrecklicher Naivetät: Fürst Lichnowsky (er brauchte eigentlich einen Spitznamen, den ich hier nicht wiederholen will), Fürst Lichnowsky ist ermordet! Hätten ihn die ergrimmten Bürger gehört, es hätte mir schlimm ergehen können. Der Turner, der sich, wie es schien, auf seine Nachricht etwas zu Gute that, wiederholte mit lauterer Stimme: Fürst Lichnowsky ist ermordet! — und um einen Beweis der Wahrheit zu liefern, hob er ein schwarzes Tuchläppchen in die Höhe und fügte hinzu: Das ist von seinem Rocke! Aber, es ist wunderbar, kein Mensch außer mir hörte auf den Turner, wie sehr er sich auch Mühe gab, die Aufmerksamkeit auf seine Nachricht zu lenken. Ich hatte Zeit, ihm die Hand auf den Mund zu legen, erkennend, in welche Gefahr er mich versetzte, obwohl ich die Nachricht für falsch und für eines der Gerüchte hielt, wie sie an solchen Tagen gerne entstehen. Ich wußte ja nicht, daß der Fürst sich dazu hergegeben hatte, auf Rekognoszirung auszureiten, und daß er in die Hände des Volkes gefallen war, das er kurz vorher von der Tribüne herab verhöhnte und das ihn aufrichtig haßte. Die Artillerie

brauste heran; der Menschenknäuel um mich mußte ausweichen; das schaffte mir Luft, und ich eilte in den Thurn-Taxis'schen Palaft, wo ich die Abgeordneten auf der Treppe stehend fand. Man zog sie hin, — sie konnten zu keinem Endziele gelangen. Löwe von Calbe sagte mir achselzuckend: Wir sind betrogen; der ganze Waffenstillstand hat nur dazu gedient, um Zeit zu gewinnen und die Kanonen abzuwarten. Jetzt wird man mitrailliren.

Ich eilte zur Barrikade zurück; aber die Zeil war abgeschlossen und von Artillerie besetzt — an ein Durchkommen nicht mehr zu denken. Die Kanonen donnerten, und von Zeit zu Zeit beleuchtete ein Blitz von der Konstablerwache her auf unheimliche Weise die ganze Straße. Es war schon spät am Abend. Ich tröstete mich mit dem Gedanken, daß auch die wenigen Kämpfer bei der Ankunft der Artillerie, gegen die sie nichts vermochten, ihren Posten verlassen haben würden. Das war im Allgemeinen auch der Fall; die Kanonen donnerten mit großer Tapferkeit gegen Steinhaufen und umgestürzte Karren. Die folgenden Tage entsetzte man sich beim Anblick der Allerheiligen-Apotheke und der benachbarten Häuser, wie arg diese von den Kugeln zugerichtet waren, und schloß daraus, was man der Absicht gemäß schließen sollte, daß der Kampf ein furchtbarer gewesen sein und daß das Reichsministerium an dieser Stelle einen gewaltigen Feind niedergeworfen haben müsse: aber gerade diese Kugeln haben keinem Menschen weh gethan, und die ganze Kanonade war eine Fanfaronade. Herrn von Schmerling gehört der Ruhm, schon zwei Jahre vor Louis Napoleon sich einen großen Feind erfunden und über den erfundenen Feind einen großen Sieg davon getragen zu haben. In Ungarn wird er seine dichterische Erfindungsgabe nicht anzustrengen brauchen. Dort wird ihm die Wirklichkeit verschaffen, was er sich in Frankfurt mit Phantasie und Dichtersinn erschuf: jedenfalls den Feind — ob auch den Sieg? Das lehrt das Ende.

Gegen eilf Uhr war Frankfurt ein friedliches Kriegslager Ueberall brannten Wachtfeuer und wurde Stroh gestreut z

Lager der Vertheidiger der Ordnung und des Gesetzes, die vielleicht von hundert oder hundertundfünfzig Unbesonnenen angegriffen worden waren. Unter diesen Vertheidigern deutscher Ordnung und des momentanen Vertreters derselben, des deutschen Reichstages, entdeckte ich zahllose spezielle Landsleute, Czechen, welche die deutsche Bundesfestung Mainz bewachten und jetzt in Frankfurt waren, um das Parlament zu vertheidigen und Herrn von Schmerling und Herrn von Gagern. Arme Czechen! Sie waren unfähig, sich mit den Bürgern, deren Ruhe sie überwachten, irgendwie zu verständigen.

Am 19. trat die Majorität des Parlamentes mit einer in der Nacht aufgesetzten Proklamation an die deutsche Nation auf, welche Proklamation bestimmt war, die Linke in der Meinung Deutschlands und Europas zu Grunde zu richten. Die gestrigen Vorgänge schienen eine gute Gelegenheit, und man wollte sie nicht unbenutzt vorübergehen lassen. Aber Vogt trat auf die Rednerbühne und legte die Absurdität, das Mißwollen, die Ungerechtigkeit, das Lächerliche des Entwurfes so schlagend und mit so vielem Geiste dar, daß die Proklamation, von so vielen Gelehrten und patentirten Staatsmännern in langer Nacht zusammengeschweißt, geradezu eine Unmöglichkeit wurde. Niemand hatte mehr den Muth, für eine Kundgebung zu stimmen, die nach der Kritik Vogts Jedermann nur noch komisch finden konnte. Man ließ sie fallen, und der Feldzug gegen die Linke, die man nun als Mitschuldige am 18. September mit Leichtigkeit glaubte unterdrücken zu können, war in seinem Anfange mißlungen.

Noch heute, wo von den Frankfurter Septembertagen die Rede ist, gilt die Linke des Parlamentes als Anstifterin derselben und werden ihr die Vorgänge alle zur Last gelegt. Ihre Schuld liegt vielleicht gerade auf der entgegengesetzten Seite. Die Gründe, die Blum und Vogt gegen die Bewegung geltend machten und die die Majorität der Linken überzeugten, hatten gewiß ihr Gewicht; aber es ist trotzdem die Frage, ob es damals nicht geboten war, mit dem unverbesserlichen Parlamente zu brechen, anstatt

abzuwarten, bis man die Majorität in demſelben gewinne, und die gerechte Entrüſtung des Volkes und ſeine noch nicht erdrückte Kraft in den Kampf zu führen. Drei Wochen ſpäter ſtand Wien auf.

Im Laufe des darauf folgenden Winters brachte mir eines Tages ein junger Dichter, Adolph Strodtmann, ein Trauerſpiel im Manuſkript: „Robert Blum". Das Stück begann und endete in Wien. Ich ſagte dem Dichter, daß das Trauerſpiel, das Robert Blum zum Helden hatte, in Frankfurt und zwar in den Septembertagen beginnen müſſe, wenn es ein Trauerſpiel mit ächt tragiſcher Schuld ſein ſolle, denn in dieſen Tagen liege die tragiſche Schuld Robert Blums. In Wien ging er an der und für die Idee zu Grunde, die er in Frankfurt aus Mangel an Vertrauen in die Kraft ſeines Volkes und in der zu großen Zuverſicht in formales Weſen, in einem Augenblick, aber in einem entſcheidenden Augenblicke, hatte fallen laſſen. Dieß iſt die Vernunft, die Tragik in Robert Blums Schickſal. Das war damals meine Meinung; ſie iſt es noch heute.

III.

Wiener Oktobertage.

Die unglückſelige Veranlaſſung zur Wiener Deputation der Frankfurter Linken war leider ich. Als die Nachricht vom Ausbruch der Wiener Revolution des 6. Oktober in Frankfurt ankam, beſchloß ich, nach Wien zu gehen. Offenherzig geſtanden, hoffte ich ſeit der Wahl des Reichsverweſers vom Parlament nicht viel und ſeit der Annahme des Waffenſtillſtandes von Malmoe und dem 18. September gar nichts mehr. Der Drang, etwas für die Sache zu thun, wie der Wunſch, eine thatkräftige und ſchöne Bewegung zu ſehen, war nach den niederdrückenden

Prager Erlebnissen und nach viermonatlichem Tagen in einer vertrauensseligen Versammlung nur natürlich. Man strebte, die Wahrheit über die Wiener Ereignisse so wenig als möglich aufkommen zu lassen; Herr von Schmerling gab ausweichende Antworten, aber sein Leichenbittergesicht wie die tiefe Niedergeschlagenheit des Herrn von Sommaruga verriethen, daß die populäre Sache gesiegt haben müsse. Ich theilte meinen Klubkollegen des Donnersberges meinen Entschluß mit; sie billigten ihn, ersuchten mich aber, einen Tag zu warten; vielleicht daß man mir Aufträge zu geben hätte. Man versammelte sich zu diesem Zwecke und beschloß, meiner Reise den Charakter der Abordnung des Donnersberges beizulegen und im Laufe der Diskussion dieser Abordnung größere Ausdehnung zu geben, indem man noch einen Deputirten wählte. Die Wahl fiel auf Julius Fröbel, der mehrere Wochen des vergangenen Sommers in Wien zugebracht und daselbst viele Verbindungen mit der Demokratie angeknüpft hatte. Wir theilten unseren Beschluß der älteren Fraktion der Linken, dem Klub des deutschen Hofes, mit; dieser fand ihn gut und wünschte, sich bei der Deputation zu betheiligen. Robert Blum wurde einstimmig gewählt. Der Abgeordnete Trampusch, der versicherte, daß er in Wien viele Bekannte und in der Beamtenwelt viele einflußreiche Verbindungen und Verwandtschaften hätte und daß er uns in vieler Beziehung als Führer und Rather dienen könne, wurde Robert Blum beigegeben. Ich will hier gleich bemerken, daß der Abgeordnete Trampusch vom Augenblick unserer Ankunft in Wien für uns gar nicht mehr existirte und daß er uns endlich ganz aus dem Gesicht verschwand. Wir lernten ihn, der in der Linken eine vollkommen unbekannte Größe war, erst während der Reise kennen und waren nicht wenig erstaunt, in ihm einen vollkommenen österreichischen Beamten, ja, bis zu einem gewissen Grade, einen Ultramontanen, jedenfalls einen Reaktionär zu entdecken. Weiß der Himmel, welche Naivetät ihn zum Mitgliede der Linken gemacht hatte. Er scheint es während der Reise eben so gut eingesehen zu haben, wie wenig er zu uns gehöre, und

kurz nach unserer Ankunft war er — wie gesagt — aus unserem Gesichtskreise entschwunden und lebte er nur mit Beamten und Anverwandten, die sämmtlich antirevolutionär gesinnt waren. Ich mache diese ausführliche Bemerkung über den Abgeordneten Trampusch, um zu erklären, warum ich ihn wahrscheinlich nicht mehr nennen werde, und um die andere daran zu knüpfen, wie ungerecht und wie schlecht unterrichtet sich die österreichische Regierung zeigte, als sie ihn später, nur weil er mit uns gewesen und weil sein Name mit auf unserer Proklamation stand, zu vieljähriger Kerkerstrafe verurtheilte, in welcher dieser gute Unterthan vielleicht noch jetzt schmachtet.

Wir reisten guten Muthes ab, wohl wissend, daß wir uns, wie Herr von Schmerling sagte, in Gefahr begaben, in der wir umkommen konnten, aber froh, den Wienern sagen zu können, daß die deutsche Demokratie sie nicht vergessen, und glücklich in der Hoffnung, die Revolution, die so großmüthig zu Gunsten der Magyaren begonnen worden, für die deutsche Demokratie benützen und im Kampfe, der bevorstand, das Unsere thun zu können. In Breslau machten wir einen kurzen Aufenthalt, da es nützlich sein konnte, mit den Gesinnungsgenossen dieser Hauptstadt der Provinz, die an der österreichischen Gränze liegt, sich besprochen zu haben. Als wir unsere Reise fortsetzten, wurden wir im Bahnhof auf ein verrottetes Schnapsgesicht, das auf einem ziemlich grobkörnigen Körper saß, aufmerksam gemacht und wurde uns dieses nichts weniger als Sympathie einflößende Gesicht als dem Herrn Witt-Döring gehörig bezeichnet, desselben Witt-Döring, der schon allen Polizeien diente und der im Jahre des Heiles, in dem ich dieses schreibe, der österreichischen Polizei dient. Im Jahre Achtundvierzig war er in Schlesien ansäßig, hatte daselbst, wie man uns sagte, eine Branntweinbrennerei und machte den Agenten der Junker-, vielleicht auch der Jesuitenpartei. Robert Blum sagte, als er uns gezeigt wurde: Es sollte mich wundern, wenn es der Edle nicht versuchte, uns irgend welche Unannehmlichkeit zu bereiten.

Im Coupé trafen wir mit dem Gesandten der Vereinigten Staaten von Nordamerika und mit Herrn Bernays, einem in Frankreich nationalisirten Deutschen und jetzigen Sekretär der französischen Gesandtschaft in Wien, zusammen. Er hatte seiner republikanischen Regierung auf den 6. Oktober und die Lage Oesterreichs bezügliche Depeschen als Kurier überbracht und kehrte jetzt auf seinen Posten zurück. Er erzählte uns als Augenzeuge mit Begeisterung von der Art und Weise, wie sich Volk und Studenten am 6. Oktober geschlagen hatten. So etwas, meinte er, sei in keiner der Pariser Revolutionen vorgekommen. Die Aufnahme des Kampfes auf dem Eisenbahndamme, im offenen Felde, auf ungünstigstem Terrain, gegen reguläre Truppen ꝛc. sei eine That höchster Kühnheit gewesen. Im Straßenkampfe verschmähte man die Barrikade; man schlug sich auf den Plätzen beinahe Mann an Mann mit den Truppen. Nur die Nationalgarde des Kärntnerthorviertels, die gegen die Revolution auftrat, habe sich hinter Mauern zu schützen gesucht, indem sie sich der Stephanskirche bemächtigte und aus den Fenstern auf Volk und Studenten schoß. Der Kampf um das Zeughaus, in der Nacht und während banger Stunden, habe mehr Muth von Seiten des Volkes bedurft, als die alten Bastillenstürmer zu beweisen brauchten, da nur ein enger Zugang ins Zeughaus führte und dieser von Artillerie sehr lebhaft vertheidigt wurde. Wir freuten uns, ein so tapferes Volk am Werke zu sehen, denn wir wußten, daß Wien schon halb und halb von Windischgrätz zernirt wurde. — Im Laufe des Gespräches auf französische Politik kommend, fragten wir Herrn Bernays, wer, nach seiner Meinung, im Dezember zum Präsidenten der Republik gewählt werde, und wir erhielten die überraschende Antwort: Louis Napoleon. Diese Antwort schien uns paradox. Man erinnerte sich, daß Louis Napoleon damals den Augen der ganzen Welt lächerlich war und daß er bei Jedermann für idiot galt. Herr Bernays sagte uns noch Manches voraus, was uns paradox schien und was sich im Laufe der Tage doch verwirklichte. Ich habe bis auf den heutigen

Tag noch keinen so exakten politischen Propheten kennen gelernt. Er prophezeite auch, daß es nach der Wahl Louis Napoleons in Frankreich nicht zu leben sei und daß er, Herr Bernays, sich nach Amerika zurückziehen werde. So viel ich weiß, hat sich auch diese Vorhersagung in beiden Theilen verwirklicht.

In Ratibor angekommen, war uns die Unannehmlichkeit, die Robert Blum vorhergesagt hatte, durch Herrn Witt-Döring schon bereitet. Auf den Mittelstationen war er regelmäßig, so oft der Zug Halt machte, vor unserem Coupé auf und ab gegangen, um uns nicht aus den Augen zu lassen, wie ein Sbirre vor der Zelle des Gefangenen, wie er es bei Ueberwachungsgeschäften wahrscheinlich seit lange zu thun gewohnt war. In Ratibor, dem Wahlort des Fürsten Lichnowsky, wo der Zug sich lange zu verweilen hatte, sahen wir ihn rasch aus dem Waggon springen und in die Säle des Bahnhofgebäudes eilen, die von Besuchern stark besetzt waren. Auch wir stiegen aus, um etwas einzunehmen, kaum wenige Minuten nach ihm, und schon hörten wir im Publikum hie und da unsere Namen flüstern und sahen wir mit Fingern auf uns deuten. Als wir wieder einstiegen, hatte sich schon das Gerücht verbreitet, „die Mörder Lichnowsky's" seien da. Der Bahnhof wurde von Herbeiströmenden überfüllt, und durch die Menge drängten sich plötzlich von allen Seiten Offiziere hindurch. Wir hörten wohl manches Wort, das uns galt, und bemerkten auch die Aufregung, die in der Masse von Minute zu Minute wuchs. — Nur ruhig bleiben, sagte Blum, ich schlafe. — So sprechend, zog er den Mantel über den Mund, legte sich in die Ecke und schlief. Ich beobachtete, was vor unserm Wagenfenster vorging. Ein Offizier nach dem andern kam heran, starrte herein, betrachtete uns wie wilde Thiere, murmelte oder schimpfte etwas und ging weiter, um einem andern Platz zu machen. Aber hinter diesen Offizieren stand eine bürgerliche Menge, die ruhig und beobachtend aus einiger Entfernung auf unser Fenster und auf die Offiziere sah. Ich glaube, daß dort unsere Freunde standen; vielleicht wußten Das auch die Offiziere — es

blieb beim Gendarmel, beim Hin- und Hergehn, beim Hereinstarren, bis sich der Zug nach ungefähr einer halben oder dreiviertel Stunde in Bewegung setzte. Jetzt erst erhob sich ein hörbares Schimpfen, das uns aber beim Lärm der Lokomotive unartikulirt blieb.

Am nächsten Morgen hielten wir auf einer kleinen Station, diesseits der Donau, in der Nähe Wiens. Der Zug konnte in Folge von Befestigungen, welche die Wiener auf einer der Eisenbahnbrücken angelegt hatten, nicht weitergehen. Vor dem Bahnhofe stand ein junger Proletarier mit einem frischen, neuen Gewehr im Arm. Es war der äußerste Vorposten der Revolution. Ein Fiaker brachte uns in die etwas neblichen Straßen und in das Gasthaus zur Stadt London in der Fleischergasse.

Wir machten uns sofort auf, um das Studentenkomité, das in dem an die Aula stoßenden Dominikanerkloster saß, zu besuchen. Blum setzte den Zweck unserer Reise auseinander, und wir wurden mit Begeisterung aufgenommen. Noch während wir da waren, kamen viele Studenten an, die von verschiedensten Sendungen, vom Lande, von den Linien, von den verschiedensten Posten zurückkehrten und ihre Berichte erstatteten. Wir sahen sogleich, daß die Revolution, die Energie, der gute Wille hier zu Hause waren, und wir waren davon nach dem Besuche des Reichstages noch mehr überzeugt. Daselbst erhuben sich sogleich im Ausschusse Zweifel, ob wir nur von diesem Ausschusse oder vom Reichstage selbst sollten empfangen werden, und erhoben sich sogleich Diskussionen, welche Reden an uns zu halten, welche Antworten uns zu geben seien. Der Reichstag war offenbar fern von aller Revolution, trotz dem 6. Oktober, er war in Unterhandlung mit dem flüchtigen Hofe, den er gerne nach Wien zurückgebracht hätte; wäre gerne selbst mit Windischgrätz in Unterhandlung getreten und freute sich mit der fortwährenden Gegenwart des Ministers Kraus, weil er sich einbildete, daß zwischen ihm und dem Hofe kein Bruch existire, so lange ein Minister da sei, und daß er auch den s. g. Rechtsboden nicht verlassen habe und ver-

lassen werde. Dieß alles, während die Studenten, die man nicht entwaffnen konnte, in ihren revolutionären Bestrebungen fortfuhren und während das ganze Volk auf Seiten der Aula stand, fest entschlossen, sich die Früchte des 6. Oktobers, des heldenmüthigen Kampfes, nicht entreißen zu lassen. Indessen hörte uns der Ausschuß des Reichstages an und lud uns ein, als Gäste der Sitzung beizuwohnen. Lehner kam eben von seiner Sendung an den Hof von Olmütz zurück und erstattete einen Bericht, der den Reichstag eigentlich zu entschiedenem Handeln hätte bewegen müssen: Lehner war in Olmütz, obwohl er Frieden und Versöhnung anbot, förmlich mißhandelt worden. Aber der Reichstag war zerfahren; er sah aus wie ein Bruchstück. Die Czechen hatten ihn sämmtlich verlassen, um loyal zu bleiben und um in Böhmen gegen die Wiener Revolution zu wirken; auch viele Deutsche waren davon gegangen; die galizischen Bauern ließen sich vom Minister Kraus leiten; so blieben nur einige entschiedene Polen mit dem Präsidenten Smolka an der Spitze und einige Deutsche, von denen die Einen aufrichtig revolutionär sein, die Andern vermitteln, die Dritten den Rechtsboden wahren wollten. Bei diesem Stand der Dinge ist Messenhausers, des Wiener Kommandanten, Unentschiedenheit, da er vom Reichstage abhing, eben so sehr durch die Verhältnisse wie durch seinen Charakter zu erklären. Wir fanden ihn, den wir auch besuchten, kopflos. Viele seiner Adjutanten, die ihn fortwährend umgaben, wurden uns von wohlunterrichteten Leuten, die die Personen genau kannten, als treueste, schwarz-gelbste Anhänger des Hauses Habsburg-Lothringen bezeichnet. Er hatte diese Adjutanten aus dem früheren Generalstabe überkommen und hatte nicht den Muth, auch nicht das formelle Recht, sie abzuschaffen. So hatte Windischgrätz sehr intime Freunde in der nächsten Nähe des feindlichen Kommandanten.

Allein es ist um so weniger meine Sache, diese Dinge und Verhältnisse auseinander zu setzen, als ich in der fernen Fremde schreibe, ohne das geringste Dokument vor mir, das mir als

Beleg oder als Nachhülfe des Gedächtnisses dienen könnte. Aus diesem Grunde muß ich es auch aufgeben, die Daten der Tage zu nennen. Die wenigen Aufzeichnungen, die ich in jenen vielbewegten Tagen gemacht, mußte ich der größern Sicherheit wegen in Wien zurücklassen, als ich flüchtete: ich habe heute keine andere Quelle als die Erinnerung. Auch will ich nicht eine Geschichte der Wiener Belagerung schreiben, sondern nur einen Beitrag liefern, indem ich einzelne, wenn auch nicht alle persönlichen Erlebnisse aufzeichne.

Nachdem wir die offizielle Welt, Reichstag und Kommandantur, kennen gelernt, hatten wir alles Recht, bedenklich den Kopf zu schütteln und uns zu sagen, daß wir nichts Besseres zu thun haben, als uns an den lebendigen Theil Wiens, an die Aula, an die Revolution anzuschließen. Auf Aufforderung Blums schrieb ich eine Proklamation an die Wiener, die er und Fröbel auch ohne Widerrede annahmen und unterschrieben, nur daß mir Blum einen Satz „als zu poetisch" ausstrich. Ich ließ ihn gerne gewähren, wie ich mich gerne als untergeordneten Sekretär der Deputation betrachtet hätte. Fröbel war ich persönlich sehr geneigt; Blum hatte mir während der Reise sehr imponirt, und ich war jung und der Jüngste der Gesellschaft. Ich kannte Blum schon seit mehrern Jahren. Das Schillerkomité in Leipzig hatte mich einmal aufgefordert, für das Schillerfest einen Prolog zu schreiben, und Blum, als Mitglied desselben, überreichte mir später ein Geschenk des Komité's, eine schöne Ausgabe der Braut von Messina. Doch war er mir weder damals noch im Parlamente näher bekannt worden; ja, er war es vorzugsweise, der mit seiner zuwartenden Politik viele Mitglieder der Linken dazu brachte, aus seinem Klub, dem deutschen Hofe, auszuscheiden und einen neuen Klub, den Donnersberg, zu gründen, der die republikanische Idee früher und offener bekannte: die sogenannte äußerste Linke. Diesem Klub angehörig, kam ich mit R. Blum selten in Berührung. Erst während der Reise, da man lange und viel allein war und sich aussprechen konnte, war es mir vergönnt,

einen Blick in dieſe dicht und häßlich verpackte Seele zu werfen. Dieſe Seele aber war eine ſchöne, ſcharfe, zweiſchneidige Waffe in einem groben Futteral. In meinem Innerſten beurtheilte ich bisher Robert Blum, wie ihn die Maſſe ſeiner Gegner beurtheilte, unwillkürlich dem Eindrucke gehorchend, den ſeine äußere Erſcheinung, ſeine Formen machten, und dieſe hatten für mich etwas Abſtoßendes, etwas, von dem ich geglaubt hätte, daß es mich für immer von ihm entfernen könnte. Aber er wurde mittheilſamer, und jenes Etwas verflüchtigte ſich mehr und mehr, und es gab Momente, da ich ihn bewunderte. Ich erkannte einen Menſchen, der ſeit Jahren mit unendlicher Energie Einen Gedanken hegte, Einen Zweck verfolgte und ſich nur mit den Mitteln und Wegen zur Erreichung dieſes Zweckes beſchäftigte. Ich glaube, Garibaldi ausgenommen, keinen Menſchen kennen gelernt zu haben, der ſo ganz Einem Gedanken angehörte, wie Robert Blum. Unwillkürlich erinnerte ich mich, da ich ihn ſo kennen lernte, an vergangene Zeiten und an den Moment, da ich den Namen Robert Blum zum erſten Male ausſprechen hörte. Es wird im Jahre 1840 geweſen ſein. Ein Bekannter kam aus Leipzig, und ich erkundigte mich nach einem daſelbſt lebenden Freunde. Der, war die Antwort, liegt mit Robert Blum im Kornfeld und läßt ſich von ihm von der Freiheit und Einheit Deutſchlands vorreden. Nun aber zählten wir das Jahr 1848, und dieſe Gedanken von der Freiheit und Einheit Deutſchlands waren mit dieſem Robert Blum Eins geworden. Ich hörte einen Mann ſprechen, der nicht mehr träumte und ſchwärmte und Luftſchlöſſer baute; poſitive, beſtimmte Pläne lagen fertig und ausgebreitet vor ſeinem Blicke; Alles, was er ſeit Jahren und Jahren gethan, unternommen und unterlaſſen, war mit Hinblick auf ein einziges gewiſſes, beſtimmtes Ziel unternommen und unterlaſſen worden: aber alles Bisherige war nur Vorbereitung geweſen; ein Arſenal von Hülfsmitteln lag noch in dieſem Kopfe bereit. Er hatte an Alles gedacht; er beſaß überall Verbindungen, und er hielt Fäden in der Hand, die nach den verborgenſten und entfernteſten Winkeln

Deutschlands, ja Europa's ausliefen. Windischgrätz wußte schwerlich, was er that, als er Robert Blum erschießen ließ; vielleicht wollte er nur ein banales, brutales sogenanntes abschreckendes Beispiel geben oder, was wahrscheinlicher, dem Frankfurter Parlament ins Gesicht schlagen: die Robert Blum kannten, können ihm die Versicherung geben, daß er mehr gethan, daß er seiner Partei, wenigstens für den Moment, einen großen Dienst erwiesen.

Ich sah ein, daß es am Besten sei, Robert Blum in Wien gewähren zu lassen und ihm zu folgen, ihm und Fröbel, der in Wien sehr beliebt war, den so zu sagen theoretischen Theil unserer Sendung gänzlich zu überlassen, was übrigens meinem ganzen Wesen, das damals noch jünger war als meine Jahre, und dem ersten Zwecke meiner Reise ganz angemessen war. Ich wollte vor Allem an der aktiven Revolution Theil nehmen. Bei der Lage der Dinge waren auch Blum und Fröbel bald mehr auf die Barrikade als auf Politik und Agitation angewiesen.

Unsre Proklamation klebte an allen Straßenecken neben den Proklamationen und Dekreten Windischgrätz', Messenhausers, des Reichstags, des Ministers Kraus; unsere Besuche bei den konstituirten Körperschaften waren gemacht, wir hatten uns ein wenig in der Wirrniß orientirt — aber nunmehr wußte ich nicht, was mit mir anzufangen. Als Deputation hatten wir nichts mehr zu thun. Die Aula hatte uns Ehrendegen geschenkt; ich trug den meinigen an der Seite und den Kalabreser auf dem Kopfe und war ein Müssiggänger. Es ist in einer großen revolutionirten Stadt, besonders wenn die Revolution schon einregimentirt ist, nicht so leicht, seinen Wirkungskreis zu finden; man sieht fortwährend Bewaffnete hin und her ziehen, man hört von Kämpfen da und dort, die Kanonen donnern aus den verschiedensten Weltgegenden, und siehe da, das Individuum, das nicht ein Theil eines Ganzen ist, ist Nichts. Ich zog auf Abenteuer aus. Ein Freund, der seine ärztliche Kunst der Revolution zur Pflege der Verwundeten zur Verfügung gestellt hatte und den ich zufällig traf, bewog mich, ihn in die Alser-Vorstadt, in

die Gegend des Hospitals zu begleiten. Am Eingange dieser Vorstadt hörten wir plötzlich die Sturmglocke, und im Augenblicke eilten die Bewaffneten aus allen Häusern herbei und der Linie (so heißen in Wien die Barrièren) zu. Ich beschleunigte meinen Schritt und erfuhr, daß die Oesterreicher, d. i. die kaiserlichen Truppen, vorgerückt seien und sich in der Nähe der letzten Barrikade befänden. An der Barrikade, welche die Linie schloß, konnte ich selber sehen, was geschehen war. Ein auf einer gewissen Höhe gelegenes Haus mit Bier- und Weingarten, ganz nahe der Linie, war plötzlich von den Oesterreichern besetzt worden. Von den Fenstern und der Gartenmauer aus konnten sie über die Barrikade hinweg die Straße bis tief hinein in die Vorstadt bestreichen. Es war vorauszusehen, daß sie, wenn man sie in dem Hause ließe, im Garten Artillerie aufstellen würden. Sie mußten delogirt werden. Hinter der Barrikade sammelte sich eine so große Menge Volkes, daß sie die Hintersten nicht mehr deckte und diese den Kugeln der Oesterreicher, die von den Fenstern aus ein starkes Feuer unterhielten, ausgesetzt waren. Man rieth, die Barrikade zu erhöhen. Nichts da! rief der Student, der an der Barrikade kommandirte, wir müssen hinaus, die Oesterreicher aus dem Hause jagen und es selbst besetzen. Er ging durch die Reihen der Studenten, die Gewehr bei Fuß an der Barrikade standen, und wählte eine Anzahl von ungefähr dreißig aus, dann nahm er eine gleich große Anzahl Nationalgarden und bewaffnete Proletarier. Nachdem er noch einige Befehle gegeben, stellte er sich an die Spitze der ausgewählten Schaar und rief: Vorwärts! Es war ein Pole, ein junger Mensch von ungefähr einundzwanzig Jahren, schlank, blaß, braun, schwarzhaarig.

Kaum zehn Schritte von der Barrikade, die sie durch eine Seitenöffnung verließen, empfing sie ein Regen von Musketenkugeln. Sie stutzten einen Augenblick und schienen zu überlegen, ob es unter diesen Umständen möglich sei, bis an das Haus zu gelangen. Aber der Student wandte sich zu ihnen zurück, und

immer weiterschreitend und immer mit seiner Degenspitze nach dem Hause deutend, rief er: Vorwärts! Vorwärts! Seine Leute folgten ihm unwillkürlich; es war, als zöge er sie mit seinem Blicke nach sich. Die Kugeln regneten dicht und immer dichter. Plötzlich lag der Student auf dem Gesichte, aber im Fallen rief er noch einmal, und zwar stärker und gewaltiger als vorher: Vorwärts! Und liegend, immer den Arm mit dem Degen nach dem Hause ausgestreckt, rief er: Vorwärts! und die Leute stürzten in der That vorwärts, an ihm vorüber, und nun rief er ihnen sein: Vorwärts! nach, bis es immer schwächer und schwächer klang: „Vorwärts! vorwärts!" und da die Leute am Hause waren, fiel sein Gesicht in den Staub, und sterbend bewegte er noch die Lippen zu einem „Vorwärts!" In dem Augenblicke war man von der Barrikade aus bei ihm angelangt und hatte man ihn aufgehoben. Er war todt. Studenten und Proletarier stürzten jetzt den Andern nach in großer Menge; von allen Seiten kletterten sie in den Garten; nach zehn Minuten war das Haus genommen und besetzt. Die Oesterreicher sprangen zu den hinteren Fenstern hinaus und zogen sich von diesem wichtigen Posten zurück. — Es war das erste Gefecht, dessen Zeuge ich war, und dieß Gefecht war eine Heldenthat, und das Sterben war ein Heldentod. Das Schweigen hinter der Barrikade, wo man zitternd, erwartungsvoll dem ganzen Schauspiele zusah, dabei das Laden der Gewehre von Seiten Derjenigen, die es vorzogen, den Freunden zu Hülfe zu eilen, und sich dafür vorbereiteten, das heftige Feuern der Oesterreicher, das Läuten der Sturmglocke und bei all Dem der herrliche Tod des jungen Mannes, der noch im Sterben nicht ans Sterben dachte und mit dem letzten Hauche Vorwärts! rief: alles Das machte einen Eindruck auf mich, den ich nie vergessen werde.

Zehn Minuten darauf war Alles wieder ruhig. Die Studenten, wahrscheinlich Bekannte und Freunde des Gefallenen, waren ernst und traurig, ohne es verrathen zu wollen; das Volk, Proletarier und einige Nationalgarde, plauderte und steckte Cigarren

an; ein Theil verlief sich in die Häuser, als die Nachricht kam, daß sich die Oesterreicher bis nach Nußdorf zurückgezogen.

Ich kehrte in die Stadt zurück, um der Versammlung beizuwohnen, die in der Aula gehalten wurde und in der die Frankfurter sprechen sollten. Aber die Aula war so gedrängt voll, daß es mir unmöglich war, hinein zu gelangen, und daß ich so die Rede Blums nicht hören konnte, mit der man später zum Theil sein Todesurtheil motivirte.

Mittlerweile ging man daran, ein sogenanntes Corps d'élite zu errichten. Es sollte aus erprobten Menschen und aus Intelligenzen bestehen, und kleine Abtheilungen desselben sollten überall den Posten beigegeben werden, um auf Geist und Stimmung der Kombattanten zu wirken. Das Kommando wurde einem ehemaligen österreichischen Offizier, Major Haugk, übertragen, der seinen Patriotismus und seine Tapferkeit später an einem ungarischen Galgen büßte, zugleich mit den ungarischen Generälen, die in Arad hingerichtet wurden. Die Frankfurter Deputirten wurden in das Corps d'élite aufgenommen; Blum und Fröbel bekamen Offiziersstellen; auch mir, um mich als Abgeordneten zu ehren, trug man eine solche Stelle an, aber ich dankte. Was verstand ich von den Pflichten eines Offiziers? von der Kunst des Kommandirens? Auch wollte ich mein in langen Jugendjahren gehegtes Ideal, einmal als gemeiner Soldat der Revolution zu dienen, verwirklicht sehen: und so blieb ich simpler Soldat des Corps d'élite. Doch sollte ich unerwarteter Weise wenigstens während einer Stunde zum Kommando berufen werden. Mit den Abenteuern war es aus. Ich gehörte nun zu einem organisirten Korps und hatte weniger zu thun als vorher. Ich saß in der Aula, unserm Versammlungsorte, und wartete da — es war ungefähr zwei Uhr Mittags, der Tag war sehr milde, aber herbstlich sanft umhüllt — als Major Haugk mit einer ganzen Schaar junger Leute aufgeregt, höchst erhitzt, zum Theil von Pulver geschwärzt, hereinstürzte. Sie kamen von der Dampfmühle am Schüttel. Diese war von Kroaten umgeben, stand in Flammen,

und es hieß, daß sich viele Studenten darin verspätet und nun, von den Kroaten eingeschlossen, eines elenden Todes im Feuer sterben müßten. Haugk mit der eben heimgekehrten Schaar hatte es versucht, die Kroaten zu verdrängen und die Dampfmühle zu nehmen, war aber zurückgeschlagen worden. Er saß traurig und nachdenkend da, während die Studenten wegen des Schicksals ihrer Kollegen in große Aufregung kamen. Plötzlich sprang er auf und rief: Freiwillige vor! Sogleich stand eine Schaar Freiwilliger bereit. Ich war auch unter ihnen, aber ich muß sogleich hinzufügen, daß mich weder übersprudelnder Muth, noch die Rücksicht auf das Schicksal der Unglücklichen, noch irgend ein Motiv größerer Allgemeinheit zum Anschlusse an die Freiwilligen bewogen. Es war ein rein persönliches Motiv. Unter der Schaar, die eben vom Sturm auf die Dampfmühle zurückgekehrt war, befand sich auch ein junger Mann von etwa achtzehn Jahren, der mir nahe stand und meinem Herzen sehr theuer war. Sein Auge flammte, wie er mir von dem bestandenen Kampfe erzählte; er sah da aus wie ein Heldenjüngling. Jetzt, da der Major rief: Freiwillige vor! war er, der noch vom Schweiße troff, der Erste, der hervortrat. Ich konnte ihn nicht allein gehen lassen. Noch diesen Morgen, als er mit mir vom Hause weggegangen, hatte mir die Mutter nachgerufen: Geben Sie mir auf den Jungen Acht! — Es war nicht möglich, ihn von diesem gefährlichen Gange abzuhalten, ich sah auch ein, daß die Erwartung, in der ich die Zeit bis zu seiner Rückkehr zubringen würde, schwerer zu tragen wäre, als die Gefahr — darum schloß ich mich den Freiwilligen an. Ein Studentenlieutenant, der sich einen guten Namen gemacht hatte, führte uns.

Wir marschirten über die Leopoldstädter Brücke, den Donauarm entlang bis an die Franzensbrücke, wo eine Barrikade uns den Weg abschnitt. Unser Führer ließ uns Halt machen und bestieg die Barrikade, um das Terrain zu überblicken. Unser Weg führte, an dem einen Ende der Franzensbrücke vorbei, über eine Straße, die vom Bahnhof her fortwährend mit Mitraille

bestrichen wurde; dann mußten wir, um zum Schüttelbade und zur Dampfmühle zu gelangen, einen viele hundert Schritte langen Dammweg passiren, von dem rechts und links kein Ausweichen war, da rechts die Donau fließt, links eine ununterbrochene Reihe von Häusern steht, die alle geschlossen waren. Bei der Dampfmühle, die in lichten Flammen stand, wurde der Damm von einer Barrikade abgeschnitten, die sich die Kroaten aufgeführt hatten und hinter welcher sie ein lebhaftes Feuer unterhielten, das den ganzen Damm bestrich. Unserm Führer schien es unmöglich, uns diesen Weg entlang zu führen, auf dem wir nur aufs Aergste dezimirt an unserm Ziele anlangen konnten, um dann gegen eine Barrikade und ein gewaltiges, brennendes, vom Feinde besetztes Haus einen vergeblichen Kampf zu versuchen. Viele Nationalgarden, welche die Besatzung der Barrikade bildeten, stimmten ihm bei, und ich glaube heute, daß kein gewissenhafter Offizier einer stehenden Armee seine Leute diesen Weg geführt hätte. Unser Lieutenant erklärte, daß er auf keinen Fall weiter marschiren werde. Ein Schrei der Entrüstung erhob sich aus unserer Schaar; das Schicksal der Kollegen, die dort eingeschlossen sein sollten, ließ ihnen das Aufgeben der Unternehmung als unverzeihlich und feige erscheinen. Sie überhäuften den Lieutenant mit Vorwürfen, und da er auf seiner Weigerung beharrte, empörten sie sich, und ehe ich mich Dessen versah, wurde ich, wie ein Cäsar von römischen Truppen, als Führer proklamirt. Der brave Junge, den zu behüten ich mitgezogen war, der mir nichts unmöglich glaubte, hat mir den schlechten Dienst erwiesen, indem er meinen Namen nannte und die Wahl auf mein Haupt lenkte. Die Schaar stimmte sofort mit ein. Doch blieb ein Theil bei unserem bisherigen Lieutenant, dafür aber zogen einige Männer von der Barrikadenbesatzung, ein alter Nationalgardist und mehrere Arbeiter mit uns.

Während wir rasch, aber doch einzeln, Einer nach dem Andern, je nachdem wir die Barrikade verließen, die Straße kreuzten, fingen die Oesterreicher aus ihrem Verstecke am Bahnhofe an,

sie lebhafter mit Mitraille zu bestreichen. Doch kamen wir unversehrt hinüber, wo wir hinter den Häusern vor ihnen geborgen waren. Aber wir waren aus dem Regen in die Traufe gekommen, denn nunmehr befanden wir uns auf dem Damme, den die Kroaten von ihrer Barrikade aus beherrschten, und wir hatten auf einem verhältnißmäßig schmalen Wege ihren Kugeln geradezu entgegen zu gehen. Das Beste, was wir thun konnten, war laufen, um diesen bösen Weg so rasch als möglich hinter uns zu haben. Und in der That, wir wählten nicht den Paradeschritt, mit dem die Engländer an der Alma der dreifachen Redoute entgegenmarschirten. Wir liefen bis zur Athemlosigkeit. Es fiel nicht ein einziger Mann, doch begegnete uns etwas Schreckliches, das mir noch immer, so oft ich daran denke, wie ein gräuliches Traumgebilde vorschwebt. Ein alter Mann in Hemdärmeln, mit einem zerlöcherten, schwarzen Hut auf dem Kopfe, kam uns blaß, mit weit aufgerissenen Augen, Todesangst im ganzen Gesichte und in der ganzen Gestalt, entgegengelaufen, ohne, wie es schien, etwas vor sich zu sehen oder auf etwas zu achten. Er rannte fort, als wollte er einem Ungeheuer entrinnen. Sage ich es nur in Einem Worte: Er trug seine Gedärme in seinen Händen. Am Rande der Donau, uns gegenüber am andern Ufer, lag ein Todter in bürgerlicher Kleidung auf dem Gesichte. Aber wir liefen weiter und fanden uns im Garten des Schüttelbades oder dessen Hofe zusammen. Die Gartenwand zwischen diesem und dem Garten der Dampfmühle war niedergerissen und brannte, beinahe alle Bäume brannten; aus dem Dache der Dampfmühle und aus den Fenstern der beiden höchsten Geschosse schlug die Lohe in dicken Säulen. Dort waren wir außer dem Schusse der Barrikade, aber nicht sehr fern von ihr. Sie war nicht hoch, und wir sahen die Kroaten bis unter die Brust. Um sie zu beschäftigen, ließ ich auf sie schießen; nach jedem Schusse trat der Schütze in den Hof zurück, wo er gedeckt war. Aber bald erschienen die Kroaten in den Fenstern der Dampfmühle und beschossen uns von der Höhe herab. Wir antworteten. Mir

geschah bei meinem ersten Schusse etwas Lächerliches. Ich schoß aus einem ganz neuen leichten Gewehre, das beim Zeughaussturme genommen worden war. Kaum war der Schuß gefallen, als ich mich selbst getroffen glaubte; ich hatte einen gewaltigen Stoß bekommen, taumelte und wäre hingestürzt, wenn mich mein Nebenmann, der alte Nationalgardist, nicht aufgefangen hätte. Als ich wieder zu mir kam, sah ich ihn herzlich lachen. Mein Gewehr war nämlich nicht geputzt und im Laufe verrostet. Daher der Stoß. Der Nationalgardist nahm es mir ab und gab mir das seinige. Indessen zogen sich die Kroaten aus der Dampfmühle zurück. Ein junger Mann mit grün und weißem Federbusche auf dem Kalabreser hatte sich hinter einen brennenden Baum gestellt und mit größter Gemüthsruhe geladen, gezielt und geschossen; er schien ihre ganze Aufmerksamkeit auf sich gezogen zu haben, vielleicht hatte er Einen oder den Andern getödtet, und sie richteten ihre Schüsse beinahe ausschließlich auf ihn, der sich darum aus seiner Position hinter dem Baume doch nicht vertreiben ließ. Als sie in den Fenstern erschienen waren, stellte ich meine Leute hinter einen Rest der Gartenwand, und sie waren unserm Feuer mehr ausgesetzt, als wir dem ihrigen. Es mochte ihnen auch in dem brennenden Hause zu heiß geworden sein; genug, sie zogen sich zurück. Ich schickte einen Theil meiner Leute in die Dampfmühle, um nachzusehen, ob wirklich Studenten darin seien, oder ob sie von dorther etwas hinter der Barrikade entdecken könnten, während ich der andern Hälfte befahl, die Barrikade zu beschäftigen. Das thaten diese aufs Gewissenhafteste; einige eilten sogar mehrere Schritte vorwärts, als ob sie die Barrikade stürmen wollten. Mittlerweile aber kamen die Andern nicht ins Haus; jener junge Mann mit dem grün und weißen Federbusche hielt sie hinter dem Hause zurück und ging allein durch eine Hinterthür hinein. Nach einiger Zeit kam er zurück und berichtete, daß er darin weder eine Spur von Studenten, noch von Kroaten gefunden habe, daß auch jenseits der Barrikade von Studenten nichts zu entdecken sei. Darauf

stürmten Mehrere das Haus, untersuchten es in allen Winkeln, in die sie noch gelangen konnten, und kamen schweißtriefend, einige den stürzenden Balken kaum entronnen, mit demselben Berichte zurück. Das waren gute Nachrichten, und gut war es auch, daß es jetzt hinter den Kroaten zu donnern begann, so daß sie sichtbar unruhig wurden und sich oft umsahen. Es war Robert Blum, der die Rasumovsky-Brücke besetzt hatte, seine Kanonen donnern ließ, einen Scheinübergang machte und uns so Luft verschaffte. Ich benutzte diesen günstigen Moment zu unserem Rückzuge. Wir liefen wieder auf dem bösen Wege, der uns jetzt verderblich werden sollte. Hageldicht flogen uns die Kugeln nach. Die Kroaten schossen jetzt energischer, als da wir gekommen und als da wir ihnen gegenüber gestanden hatten. Vielleicht war ihre Zahl indessen vergrößert worden. Ich lief neben einem Schneider, der in Hemdärmeln war, aber eine Nationalgardenmütze trug; ein guter, kleiner, magerer Kumpan, der an der Dampfmühle viel Muth gezeigt hatte. Plötzlich rief er im Laufen: Jesus Maria, ich bin weg, ich bin weg, ich bin weg! — Es wird nichts sein, sagte ich, nur eine leichte Verwundung, Sie laufen ja noch so gut! — Aber kaum hatte ich die Worte gesprochen, als er neben mir zusammenbrach. Ich bückte mich zu ihm hinab, um ihm hülfreich zu sein; in demselben Augenblicke streifte eine Kugel meinen Hut. Sie hätte mich, wäre ich aufrecht gewesen, in der Mitte des Leibes erreicht. Die Thüre eines Hauses öffnete sich, um mich und den Schneider, den ich nach mir schleppte, aufzunehmen. Frauen hatten ihn fallen sehen und wollten uns barmherzig aufnehmen. Sie beschäftigten sich auch sogleich mit dem armen, tödtlich Verwundeten. Ich rief meinen Leuten zu und sammelte sie alle — ach, es waren nur noch zwölf — in dem Hause. Schon waren mehrere Verwundete in den Häusern, an denen wir bereits vorbeigelaufen waren. Die Bewohner hatten sich nur vor den Kroaten abgeschlossen, aber sie thaten ihre Thüren auf, um die Verwundeten aufzunehmen, und sie pflegten sie überall mit Liebe. Die guten Wiener!

Wir beriethen uns, was weiter zu thun? Der Gardist schlug vor, den Rückzug durch die Gärten fortzusetzen, die sich hinter den Häusern in ununterbrochener Reihe fortzogen, da der Weg am Donauarm zu mörderisch war. Der Vorschlag wurde angenommen und ausgeführt. Aber die Gärten waren nur von geringer Ausdehnung und durch Plankenwände oder Palissaden von einander getrennt. Die Kroaten, die seit unserer Flucht wieder das Schüttelbad einnahmen, bemerkten uns von dort aus und begannen, uns nachzuschießen, eine Schaar machte sich sogar auf, um uns durch die Gärten zu verfolgen. Eine Gartenwand nach der andern schnitt uns den Weg ab; wir mußten eine nach der andern überklettern; oben angekommen, waren wir wie ausgesteckte Ziele, wenn wir auch sicher waren, so lange wir uns in der Ebene befanden. Während wir oben waren, flogen die Kugeln in Menge um unsere Köpfe; dabei hörten wir das Geheul der Verfolger immer näher kommen. Wir hatten höchste Eile. Da erlebten wir wieder einen jener Züge der Aufopferung, die während dieser Wochen so oft vorkamen. Ein Proletarier war immer der Letzte, der über die Wände kletterte. Er hielt ruhig Stand, so lange noch ein Einziger von uns diesseits war, und half mit Arm und Schultern Einem nach dem Andern über das Hinderniß. Er selbst hatte dann Niemand, der ihm geholfen hätte, und mußte sich oft mit arger Mühe, allein, auf die manchmal hohe Wand hinaufhelfen, immer in Gefahr, von den Verfolgern erreicht zu werden. Dieses Werk der Hülfe und der Aufopferung führte er mit Konsequenz bei allen Wänden durch, deren vielleicht zwölf oder vierzehn waren. Endlich kamen wir an der Franzensstraße und hinter der Barrikade an. Es fehlte Mancher, und unter den Fehlenden war auch der Junge, für den ich mitgezogen war. Glücklicherweise kam er nach einer halben Stunde zum Vorschein, und zwar frisch und wohlbehalten. Er hatte einen Freund, einen Studiosus Juris, der ins Knie geschossen war und sich nicht regen konnte, zuerst in Sicherheit, dann zu einem Arzte gebracht. Wie traurig auch die Expedition

ausgefallen war, so hatten wir doch beinahe die Gewißheit erlangt, daß die Studenten nicht in den Flammen der Dampfmühle zu Grunde gegangen seien. Auch erfuhren wir später, daß sie sich in der That, als die Kroaten die Dampfmühle, die sie besetzt gehalten, angesteckt hatten, rückwärts, durch den Prater bis an die Jägerzeile durchgeschlagen hatten, obwohl der Prater in der Gewalt der Oesterreicher gewesen.

Von dieser Expedition weiß ich, daß sie meine erste, thätige Theilnahme am Kampfe gewesen, denn die Gefühle des ersten Kampfes vergessen sich nicht. Was darauf folgte, kann ich nicht mehr in chronologischer Ordnung erzählen; es sind abgerissene, bruchstückweise Erinnerungen.

Eines Abends zogen wir, an hundert Mann, Corps d'élite und Proletarier, unter Anführung des Majors Haugk an die Mariahülfer Linie, die allem Anschein nach diese Nacht angegriffen werden sollte. Das Burgthor wurde uns von einem polnischen Offizier geöffnet, der bei dieser Gelegenheit allerlei Unsinn sprach und viele schlechte Witze machte. Er war arg betrunken und gab uns einen bösen Eindruck mit auf den Weg. Es stand schlecht um eine Stadt, deren Thore so bewacht waren. Von der Mariahülfer Vorstadt kam uns rother Feuerschein entgegen, der den hellen Himmel purpurn färbte; sonst war die Nacht schwarzdunkel. Auf dem Marsche durch die unendlich lange Hauptstraße der Vorstadt flogen uns ununterbrochen, langsam, zischend und raschelnd, in großen Bogen glühende Bomben entgegen, die bald auf einem Dache in unserer Nähe, bald auf unserem Wege platzten. In den Thüren standen die Bewohner und sahen dem Schauspiele zu. Jeden Augenblick rief man uns eine Warnung entgegen: Meine Herren, ziehen Sie sich links, die Schußlinie ist rechts! — Wir bogen nach links. — Meine Herren, ziehen Sie sich rechts, die Schußlinie ist links! Wir bogen nach der rechten Seite. Die wiederholten Warnungen und die mehrfache Veränderung des Marsches, dabei der beständige Anblick der Kugeln, die uns langsam entgegenkamen, brachte eine große

Unruhe in die Schaar und demoralisirte sie endlich ganz. Einzelne sprangen beim Fall und Platzen der Bomben aus den Reihen, die Einen rechts, die Andern links — man fluchte, man schrie — Viele wollten umkehren. Es war eine gräuliche Unordnung. Haugk ließ uns halten und sprach den Furchtsamen Muth ein. Bald aber war dieselbe Unordnung und in einem erhöhten Grade wieder da. Da befahl er, das Bajonett zu fällen, und Jedem, seinen Vordermann niederzustoßen, sobald er Miene mache, aus der Reihe zu treten. So kamen wir in schönster Ordnung trotz Bomben und Granaten an der Mariahülfer Linie an.

Wir lösten die Besatzung ab und besetzten selbst die Barrikade, von welcher aus wir bei einem Wachtfeuer die Oesterreicher wie Schatten hin und her gehen sehen konnten; von Zeit zu Zeit beleuchtete ein Kanonenschuß ganze Gruppen, und wir mochten uns überzeugen, daß wir eine ziemlich starke Macht uns gegenüber hatten. Die Bomben aber ließen uns unbehelligt; sie flogen in großen Bogen über unsere Köpfe weg in die Vorstadt. Nur von Zeit zu Zeit schlug eine Vollkugel in unserer Nähe ein, ohne uns den geringsten Schaden zu thun. — Ungefähr um Mitternacht regte sich etwas in nächster Nähe außerhalb der Barrikade; wir kamen in Alarm. Aber es war ein Proletarier, der sich sogleich als Freund zu erkennen gab, zu uns herein kam und uns versicherte, daß sich die Oesterreicher regen und daß gewiß etwas bevorstehe. Die Barrikade wurde doppelt besetzt, und die Leute, die nebenan in einem kleinen Häuschen beim Weine gesessen hatten, kamen hervor, nahmen ihre Gewehre und standen in der Nähe bereit. In der That kamen nach weniger als einer Viertelstunde plötzlich die Oesterreicher hinter einem Hause der Vor-Vorstadt in Menge hervor und stürmten plötzlich auf unsere Barrikade los. Wir empfingen sie mit einer guten Salve und gleich darauf mit einer zweiten, da uns die Hintermänner augenblicklich unsere Gewehre abnahmen und ihre geladenen reichten. Sogleich zogen sich die Oesterreicher zurück, ohne einen Schuß

gethan zu haben, und während dieses Rückzuges hörten wir einen Schrei, der die Luft auf schauerliche, auf jämmerliche Weise zerriß. Offenbar war es auf eine Ueberrumpelung abgesehen, die sie aber aufgaben, da sie uns so wachsam fanden. Bei dieser Gelegenheit wurde ich sehr leicht am Fuße verwundet, und zwar von befreundeter Seite, durch das Bajonett eines Nationalgardisten, als er auf die Barrikade stürmte, um uns zu Hülfe zu kommen.

Hierauf wurde es stille. Nur die Bomben fuhren fort, von Zeit zu Zeit die dunkle Nacht mit einem feurigen Bogen zu durchkreisen. Ich saß in dem kleinen Häuschen, links von der Linie, und trank mit den Andern, als eine solche Bombe eine ganze Ecke des Daches abriß. Man ging hinaus, um den Schaden zu besehen, und ging dann wieder zurück, um weiter zu trinken und zu plaudern. Nach wenigen Tagen des Kampfes konnte ich an unzähligen Bürgern, Studenten und Proletariern jene Kaltblütigkeit beobachten, die man selbst an alten, berühmten Kriegern zu bewundern gewohnt ist. Wäre die Kraft und der Muth des Wiener Volkes gehörig gebraucht, wäre ein Kommando, irgend ein Plan da gewesen, man hätte Wunder thun können. Aber im Kommando war Anarchie, oder vielmehr, es gab gar kein Kommando. Auf seinem Posten, auf dem er sich oft zufällig befand, that Jeder seine Schuldigkeit und mehr als Das — aber Jeder auf eigene Faust; von einem Zusammenhange war nicht die Rede, Ein Plan, Ein Wille war nirgends sichtbar.

Ein anderes Mal wurde ich mit einem Theil des Corps d'élite zu einer polizeilichen Haussuchung verwendet. Es war eine Anzeige eingelaufen, daß sich in irgend einem der Häuser am Ende der Fuhrmannsgasse in der Leopoldstadt ein Waffendepot der Kontrerevolution befinde. Das Haus sollte ausfindig gemacht werden, und zwar sogleich, da Gefahr da war, daß dieser Theil der Stadt dem Feinde in die Hände falle. Schon schlug man sich aufs Hartnäckigste im Augarten, und schon wurde die Gegend der Fuhrmannsgasse beschossen. Ein Student, der bereits

in Schleswig-Holstein als Offizier gedient hatte, führte uns. In der genannten Gasse standen die Einwohner, meist Weiber und Kinder, in den Hauseingängen, um sich vor den fallenden Kugeln und den herabstürzenden Dachtrümmern zu schützen. Wie sehr sie zitterten und bebten, hatten sie für uns doch ein freundliches Lächeln. „Da kommen ja die Studenten!“ hörte man, „ach, die braven Studenten!“ — Aber unter diesen braven Studenten war einer, der beim Anblick des Unheils, das die Kanonenkugeln anrichteten, allen Muth verlor. Er fing förmlich zu heulen an, sagte, Das sei unmenschlich, ordentliche Menschen solche Wege zu führen, was die ganze Geschichte überhaupt zu bedeuten habe u. s. w., und behauptete am Ende, er sei ein Vater, der fünf Kinder zu ernähren habe und dessen Pflicht es sei, sein Leben zu schonen. Es war ein Mensch von ungefähr sechsundzwanzig Jahren, ein Kaufmann oder Kommis, der sich in die Studentenlegion hatte aufnehmen lassen. Der Lieutenant verwies ihm sein Geschwätz und seine Feigheit, da er aber immer lauter zu klagen anfing, wandte sich jener zähneknirschend um, faßte ihn am Kragen und warf ihn einer Gruppe von Weibern zu. „Verhaftet ihn und führt ihn auf den nächsten Posten, die feige Memme!“ rief der Lieutenant. Die Weiber umringten ihn lachend und führten ihn in der That an Arm und Rockschößen, trotz aller herabfallenden Kugeln, auf die Hauptwache in die Jägerzeile, wo man ihm nach drei Tagen auf unangenehme Weise den Abschied gab, nachdem er sich mit dem Gedanken an ein Kriegsgericht aufs Grausamste abgequält hatte.

Von Waffenvorräthen fanden wir in den Häusern, die wir vom Keller bis unters Dach untersuchten, keine Spur. Die Einwohner, wo solche zugegen waren, lächelten gutmüthig über die Verkennung, und daß man bei ihnen nach gegenrevolutionären Waffen suchte. „Ach nein,“ versicherte man uns von allen Seiten, „wir sein nicht gegen die Studenten; die sein ja so gut!“ In einem Hause fanden wir ein junges, schönes Mädchen, das uns mit Thränen in den Augen beschw

abzulassen, „wir setzten es ja doch nicht durch." Doch von diesem Mädchen habe ich schon an einem andern Orte erzählt.[1]

Bald nach dieser Haussuchung sollte ich wieder in dieser Vorstadtgegend beschäftigt sein.

Eines Abends marschirte ich mit noch ungefähr fünfzig Mann unter Anführung Fröbels in die Leopoldstadt und in ein gewaltiges, ausgedehntes, sehr solid gebautes Haus in der Nähe der Jägerzeile. Unsere Bestimmung war, dieses Haus so schnell als möglich und so stark als möglich zu befestigen, da es mehrere Straßen beherrschte und von dieser Seite her bald ein Angriff auf die Leopoldstadt zu befürchten war. Die Kaiserlichen hatten schon den ganzen Prater und den Bahnhof besetzt und waren auch schon im Besitz des Augartens, den sie nach langem und hartnäckigem Kampfe eingenommen hatten. In dem Hause fanden wir schon eine kleine Besatzung, und mit dieser vereinigt gingen wir sogleich an die Arbeit. Ich hatte den besten Willen, mich nützlich zu machen, aber wo ich zugriff, war gleich ein Proletarier bei der Hand, der mich lächelnd zurückdrängte. „Das ist nicht für Sie," — „das verstehen wir besser." So gutmüthig zeigte sich das Volk überall; nirgends eine Spur von jenem proletarischen Hohn, der sich mit Schadenfreude am Schweiße der an körperliche Arbeit nicht gewöhnten „Aristokraten" oder an der Ungeschicklichkeit der Hände ohne Schwielen erfreut. In der That konnte ich mit Hacke und Spaten nirgends ans Werk gelangen, und wo ich einen Stein anfaßte, um ihn an den Ort seiner Bestimmung zu tragen, wurde er mir sofort aus der Hand genommen. Selbst als Handlanger konnte ich nicht dienen. Ich ergab mich in mein Schicksal, legte mich auf einen Strohsack und schlief vortrefflich bis zum Morgen, während man um mich herum wie in einem Bienenkorbe arbeitete. Als ich erwachte, war das Haus eine Festung, in der man sich ganz sicher und behaglich fühlte. Aber wir sollten uns nicht lange so fühlen.

[1] Erzählungen eines Unstäten. Bd. IV, S. 253.

Gegen sechs Uhr Morgens erschien General Bem vor dem Hause. Er warf einen raschen Blick auf dasselbe und in den Hof, fand, daß es gut war, und befahl, daß wir nun weiter marschiren sollen. Er wartete nur, bis wir uns vor dem Hause versammelt hatten, gab Fröbel seine Befehle und ritt dann weiter. Bei dieser Gelegenheit sah ich den merkwürdigen Mann zum ersten Male, jenen Mann, der, wenn er mit dem Oberbefehl betraut gewesen wäre, der Belagerung Wiens und der ganzen Bewegung wohl einen andern Ausgang gegeben haben würde. Er trug weiße Reithosen, die in hohen Stiefeln staken, einen dunkelblauen, bis unters Kinn zugeknöpften Rock und einen Kalabreser mit weißer Feder: eine schmächtige, magere Gestalt, der man es nicht angesehen hätte, daß sie allen erdenklichen Mühsalen und Kriegsarbeiten gewachsen war. Auch das magere, gelbe, oder vielmehr graue Gesicht hätte wenig Kraft verrathen, wenn es nicht von einem energischen, geist- und kraftvollen Auge beleuchtet worden wäre. Nicht eines der Bilder, die von General Bem bekannt sind, finde ich ähnlich; sie geben ihm meist ein rundes und ziemlich freundliches Gesicht; das seine aber war länglich und erschien um so länger, als die Wangen so eingefallen waren, daß sie bereits Gruben bildeten, und als es von einer hohen und schmalen Stirne überwölbt war. Freundlich war er nur, wenn er sprach und sich wohlmeinend über die jungen Soldaten und über den gefährlichen Posten, auf den er sie schickte, lustig machte; sonst war sein Gesicht gedankenvoll und nichts weniger als anziehend. Der Posten, auf den er einen Theil der Besatzung des Hauses und mit ihr eine Abtheilung Steierer vom steierischen Zuzuge, sämmtlich unter Fröbels Führung, schickte, lag in der Nähe der Fuhrmannsgasse und war in der That nichts weniger als angenehm. Wir hatten eine lange Gartenmauer, eine Barrikade und ein kleines, einstöckiges Haus, die zusammen eine Linie bildeten, zu bewachen und nöthigenfalls zu vertheidigen. Vom Feinde waren wir eigentlich nur durch die Chaussee getrennt, die zum Nordbahnhof führt. Jenseits dieser

Chaussee beginnt der Prater mit einem grünen Platze geringer Ausdehnung, und jenseits dieses grünen Platzes beginnt der Praterwald, in welchem, ebenso wie im nahen Bahnhofe, die Kaiserlichen standen. Sie waren durch das weitläufige Gebäude wie durch die Bäume unsern Blicken entzogen, konnten sich, ungesehen von uns, sammeln und uns binnen einer halben Minute überfallen. Da galt es wachsam sein. Auf Fröbels Anordnung brach man Schießscharten in die Gartenmauer und stellte man das Haus so gut als möglich wieder her. Die Kaiserlichen hatten es nämlich Tags vorher in Brand gesteckt, die Wiener hatten den Brand wieder gelöscht; so war es zur Hälfte von Feuer und Wasser zu Grunde gerichtet und in einem jämmerlichen Zustande. Die Möbel waren gerettet worden, nur die Strohsäcke, vom Wasser getränkt, lagen in und außer dem Hause. An der Barrikade, an den Fenstern und an den Schießscharten mußte fortwährend ungefähr die Hälfte der Besatzung stehen, um den Prater und den Bahnhof zu beobachten. Das war ein sehr ermüdender Dienst. Von Zeit zu Zeit näherten sich die kaiserlichen Vorposten; man trieb sie mit Flintenschüssen zurück. Ein alter Soldat, ein Jäger, der noch seine Uniform trug, besuchte uns und leistete uns treffliche Dienste. An einem Fenster stehend, entdeckte er, wo sich ein Oesterreicher zeigte, seine Beute im dichtesten Gebüsche; er schoß und traf beinahe immer. Nachdem er diese Jagd eine Zeitlang getrieben hatte, zogen sich die Vorposten weit zurück. Ein Steierer schlich nun in den Prater, wie ein Gemsenjäger. Er sprang von Baum zu Baum; hinter den Stämmen lud er, schlich dann hervor, suchte sich ein Ziel und schoß. Kaum geschossen, war er zwanzig Schritte weiter, und die Kugel, die ihm antwortete, flog fern von ihm ins Leere. Oft verschwand er uns auf halbe Stunden aus den Augen, aber mit dem Horn, das er an der Seite trug, schickte er uns nach jedem dritten Schusse Grüße zu, die uns über sein Wohlergehn beruhigten. Ein Schneider, der mit uns war, ließ sich durch dieses Beispiel zu gleichen Thaten anfeuern, und so zogen die Zwei wie Jäger

durch den Wald. Den Muth der Schneider habe ich während der Wiener Belagerung überhaupt anders kennen gelernt, als ihn die populäre Tradition darzustellen liebt. Ich fand, daß es den Schneidern eigen ist, überall dabei sein zu wollen, besonders wo es gilt, etwas Keckes oder Kühnes auszuführen.

In der Nacht mußte es natürlich auf einem solchen Posten unheimlich sein und war doppelte Wachsamkeit geboten. Ich sehe immer noch einen gewissen jungen Poeten, der heute in Oesterreich lebt und den ich darum nicht nenne, wie er gleich einer Tigerkatze die ganze Nacht auf der Barrikade lag und unbeweglich in die Dunkelheit hineinstarrte, für Viele wachend, die indessen auf den durchnäßten Strohsäcken, unter freiem Himmel und in der Oktoberfeuchtigkeit und Kälte ein Auge voll Schlaf zu erhaschen suchten. Gegen Morgen erschien eine gute arme Frau aus der sonst verödeten Nachbarschaft und brachte uns, was sie vermochte, Suppe und Kaffee. Die gütige Samaritanerin sorgte aufs Mütterlichste für uns, so lange wir auf diesem Posten verblieben. Als der zweite Abend kam, brachte sie Kleider und Decken, um uns gegen die Kälte zu schützen, und lud die Unbeschäftigten ein, wenigstens unter ihrem Dache zu schlafen. Am zweiten Tage war sie wieder mit Brod, Suppe und Kaffee da, und unmöglich war es, sie, die arme, bedürftige Frau, zur Annahme einer Vergütung zu bewegen. Ich bin überzeugt, daß keiner meiner damaligen Kameraden das gute, von Wohlwollen durchstrahlte Gesicht der armen Frau vergessen hat oder je vergessen werde. Wie oft haben wir, ich und Sigmund Kolisch, der mit auf dem Posten war, in ferner Fremde von der guten Frau gesprochen und erzählt. Möge es ihr wohl ergehen bis an ihr seliges Ende. Amen!

Am dritten Tage (wenn ich nicht irre) Vormittags wurden wir Müden abgelöst und in die Aula zurückgeschickt. Auf dem Wege begegneten wir großen Schaaren, die sämmtlich in die Leopoldstadt und meist nach der Jägerzeile zogen. In dieser waren zwei große Barrikaden aufgeführt; hinter einer derselben,

vor einem kleinen Tischchen, saß General Bem. Es sah aus, als sollte es bald zu etwas Ernstem kommen. In der That griffen die Oesterreicher an, und noch selbigen Abend war die Leopoldstadt nach hartem Kampfe in ihrer Gewalt.

Aber die Tage wurden trüber; der Feind zog seine Kreise immer enger um die Stadt; nichts geschah, um die Hülfe zu benutzen, die überall im Lande bereit war, oder nur sie heranzuziehen. Man wußte, daß noch starker Zuzug aus Oberösterreich und Steiermark gekommen war und daß er, nachdem er Tage lang in den Gebirgen gewartet hatte, wieder zurückging, da man sich mit ihm nicht in Verbindung setzte, um ihn im Rücken des Feindes agiren zu lassen, und nichts that, um ihm einen Weg in die Stadt zu öffnen. Bei der Annäherung des Feindes einerseits, bei der Anarchie im Oberbefehl andererseits sank die Hoffnung immer tiefer. Die erhebenden Momente wurden von niederdrückenden überwuchert. Einen solchen erhebenden und einen solchen niederdrückenden Moment erlebte ich eines Tages rasch nach einander. Ich kam aus der Singerstraße. Am Fuße des Stephansthurmes stand eine Schaar steierischer Schützen unter Anführung des trefflichen Dr. Effenberger, der später sein Leben in Kufstein vertrauerte. Sie sangen begeistert: Was ist des Deutschen Vaterland! und machten sich froh und glücklich zu einem Kampfe bereit. — Was ist? fragte ich. — Die Ungarn sind im Anzug. Ich eilte in die Aula. In der That ließ man uns und viele bewaffnete Proletarier auf dem Platze in Reih und Glied treten, und man flüsterte sich zu, daß wir einen Ausfall machen werden. Major Haugk ging, die Hände über den Rücken gelegt, vor uns auf und ab. Aber wir standen und standen; es kam kein Befehl; der Major schickte einen Boten nach dem andern ab; es veränderte sich nichts. Messenhauser stand auf dem Stephansthurm, beobachtete das Gefecht zwischen Oesterreichern und Ungarn und hatte nicht den Muth, einen gewaltigen Ausfall zu machen, der die Oesterreicher zwischen zwei Feuer genommen hätte. Er stand noch immer auf dem Rechtsboden. Doch war

hieß der entſcheidende Moment. In unſerer Mitte wie im Volke, das uns umgab, fühlte man Das; die Bewaffneten wurden ungeduldig, im Volke gerieth man beinahe in Wuth. Damals ſah ich, wie ein Volk wird, wenn es die Hoffnung verliert und Alles an Alles ſetzen möchte. Da die Stunden vergingen und immer nichts geſchah und dabei noch die Ungewißheit ſtimulirte, ob wirklich die Ungarn gekommen ſeien, ob, wenn ſie gekommen, ſie Sieger oder beſiegt ſeien, kam das Volk in eine Art von Verzückung. Ich ſah Weiber, die ihre Kleider zerriſſen, das Haar losflöchten und zu predigen und zu prophezeien anfingen, als befänden wir uns in einer bibliſchen Stadt, vor deren Thoren Babylonier oder die Schaaren Aſſurs lägen. Ich begriff die Prediger und Propheten der Kamiſarden. Die Weiber waren ekſtatiſch. Wären wir es doch auch geweſen! aber wir waren Theile eines Ganzen, wir waren ſchon diszipliniert und — warteten. So wurde es drei Uhr Nachmittags, und wahrſcheinlich nur um uns zu beſchäftigen, führte man uns auf die Baſtei. Von da aus ſahen wir denn, daß die Vorſtadt Landſtraße ſchon genommen war. Von dort und vom Glacis aus beſchoß man uns. Wir ſetzten uns mit dem Rücken an das Parapet und ſahen, wie die Kugeln in die Häuſer vor uns flogen; eine Bombe platzte im Dache des Dominikanerkloſters; das Haus, das die Fürſtin Schwarzenberg, die Frau des Marſchalls von Leipzig, bewohnte, wurde von den Kugeln der Kroaten arg mitgenommen. Man antwortete von der Baſtei aus, aber welche Wirkung konnte Das haben?

So wurde es von Tag zu Tage ſchlimmer. Jede Nacht ſah Wien aus, als wäre es unter eine rothe Glasglocke geſtellt; der Himmel glühte von Feuersbrünſten. Im Volke nahmen Entmuthigung und Verzweiflung zu, und die ſchöne Stimmung der erſten Tage war dahin. Da ſah ich Manches, was in den erſten Tagen unmöglich geweſen wäre. Vor der Aula erhob ſich ein Streit zwiſchen zwei Leuten; in dem Streit zog der Eine ei[n] Piſtole und legte auf ſeinen Gegner an. In dem Augenbl[ick]

fiel das Wort: Ein Schwarzgelber! Auf dieses Wort hin zog Einer aus dem Volke einen Strick aus der Tasche und näherte sich dem als Schwarzgelben Bezeichneten mit der größten Gemüthsruhe, um ihn aufzuknüpfen. Wir retteten ihn nur, indem wir ihn verhafteten. Es zeigte sich später, daß der Gerettete den Strick wohl verdient hätte: es war ein Spion.

An der Aula hörte ich auch zwei übergegangene Grenadiere sich besprechen, wie sie sich, wenn Wien falle, erschießen wollten.

In dieser letzten Zeit begegnete ich zu wiederholten Malen dem durch seinen Tod bekannt gewordenen Jellinek, der, im Gegensatz zu seiner ganzen Umgebung, immer voll Hoffnung war; er gehörte nicht zu jenen Köpfen, die überall gleich das Ende sehen, wo sie keinen Ausgang finden. Er konnte im Gegentheil kein Ende sehen, wo er keinen Abschluß sah; hätte man ihm noch zwölf Lebensjahre gegönnt, er hätte Recht behalten. Wir sehen heute, daß der Fall Wiens kein Ende war, und Diese selbst, die ihn herbeiführten, sind gezwungen, daran wieder anzuknüpfen. Was heute in Ungarn, in Wien, in ganz Oesterreich vor sich geht, ist nur eine direkte Fortsetzung jener Zeit. Es zeigt sich, daß Alles, was dazwischen liegt und was man für so klug gehalten, nichts zu bedeuten hatte: handle es sich um Männer oder Dinge oder Institutionen. Wie hoffnungsvoll er war, so furchtlos war er auch, der arme Jellinek, der philosophische Kopf. Was in ihm zum Begriffe geworden war, war ewig; was hatte er zu fürchten? Als man ihn nach dem Falle Wiens warnte und ihm rieth, doch auch wie viele Andere die Flucht zu ergreifen, sagte er lachend: „Was kann er mir thun, der Windischgrätz? dieser ungebildete Mensch!" Der ungebildete Mensch hat ihn für einen Zeitungsartikel erschießen lassen.

Noch ein anderes Opfer Windischgrätz' sah ich oft: den Musikus Becher, damals mit Kolisch Redakteur des „Radikalen." Ich kannte ihn aus alter Zeit und hatte ihn oft in Neuners Kaffeehaus, dem Stelldichein der höhern Wiener Literatur, und

bei Lenau gesehen. Ich war erstaunt, ihn nach Jahren so jung zu finden; die Revolution hatte ihn verjüngt und alle seine Kräfte neu aufgefrischt. Er war der letzte Wiener Kämpfer, und daß und wie er es war, habe ich mit meinen Augen gesehen.

Messenhauser hatte schon seit mehreren Tagen kapitulirt und das Kommando niedergelegt. Das will so viel sagen, daß es nunmehr selbst dem Namen nach keinen Oberbefehl mehr gab; auch Blum und Fröbel hatten als Offiziere in Folge der Kapitulation die Waffen niedergelegt. Aber das Volk hatte nicht kapitulirt, und es wollte den Kampf noch fortsetzen, als es schon auf den engen Raum der kleinen, innern Stadt Wien beschränkt war. Am letzten Kampftage ging ich in Gesellschaft Kolischs auf die Kärntnerthor-Bastei; uns gegenüber auf der Wiedner Brücke war eine Batterie aufgeführt, die uns beschoß. Die Schaar der Vertheidiger war nur noch eine geringe; sie schleppte eine elende, alte Kanone herbei, um auch mit Artillerie zu antworten. Es sah ganz aus wie ein Ende. Als wir der Bastei zugingen, begegneten wir am Eingange der Spiegelgasse zweien Gesichtern, wie man sie in den letzten drei Wochen nicht gesehen hatte: alte, lächelnde, geschniegelte Hof- und Beamtengesichter. Wie sie uns mit unsern Gewehren hingehn sahen, begrüßten sie uns, redeten uns an und meinten, es sei ein schöner Tag. — Merken Sie was? sagte Kolisch zu mir — diese Vögel kommen hervor; das sind unsere Todtenvögel. Auf der Bastei sahen wir, was diese Vögel augurirten. Nachdem wir einige Schüsse auf die Batterie gethan, die übrigens außer Schußweite stand, verließen wir die Bastei wieder und kehrten in die Stadt zurück, deren Straßen schon vielfach von den Bomben aufgerissen und von dem Schutte, der von den Dächern fiel, bedeckt waren. Die Kugeln fielen überall. Bei dieser Gelegenheit will ich bemerken, daß wir im Museum die Kugel einschlagen sahen, welche dort einen Brand entzündete. Ich halte diese Bemerkung für nothwendig, da man unter andern Verleumdungen auch die vorbrachte, das revolutionäre Museum und Bibliothek haben

wollen. Sprach man doch auch von Plünderungen, zu einer Zeit, da die ganze Stadt dem Volke angehörte und ein einziger Mann, wie in tiefsten Friedenszeiten, vor der Bank Wache hielt und vor dem Palaste Windischgrätz auch nicht ein einziger Mann. So wenig hielt man es für nothwendig, das Eigenthum des feindlichen Feldherrn vor diesem Volke zu schützen, und in der That wurde an diesem Hause nicht ein Nagel geschädigt. Nur einmal sah ich für einen Augenblick eine tendenziöse Zerstörungslust im Volke erwachen. Es wollte eines Abends die Statue des Kaisers Franz niederreißen; wenige Worte reichten hin, es von dem Vorhaben abzubringen, ein Vorhaben, das übrigens Wien von einer scheußlich-häßlichen Bildsäule befreit haben würde. Die sie stehen lassen, sind die Vandalen.

Nachdem wir auf dem Graben noch eine Zeit lang dem Bombardement zugesehen, gingen wir, um eine befreundete Familie zu besuchen und ihr im Nothfalle beizustehen. Auf dem Bauernmarkt hörten wir plötzlich die Lärmtrommel, die durch den Donner der Kanonen, das Platzen der Bomben und fallenden Schutt einen wahrhaft unheimlichen und zugleich sehr aufregenden Schall hören ließ. Auf dem Hohenmarkt sahen wir, woher der Ton kam. Dieser Platz war leer und öde, wie um diese Zeit alle Gassen und Plätze; die Einwohner hatten sich in die Keller geflüchtet oder hielten sich in den innersten Räumen der Häuser, wo sie sich vor den Kugeln sicherer wähnten. Ueber den großen menschenleeren Platz schritt ein einziger, ungefähr fünfzigjähriger Proletarier; vor ihm ging ein kleiner, vielleicht zehnjähriger Proletarierjunge. Der Junge trug eine große schwarz-roth-goldene Fahne; der Alte schlug die Trommel. Er sah nicht rechts, er sah nicht links; die Bomben flogen über seinen Kopf, sie platzten vor ihm, hinter ihm: er schritt vorwärts, gemessenen Ganges und schlug den Generalmarsch — und er schlug, als wollte er eine gestorbene Welt aus dem Todesschlafe wecken. Und der Junge mit der Fahne ging ruhig vor ihm. Und der Alte schritt und schlug. — Wir blieben starr bei diesem Schauspiel, und die

Thränen traten uns in die Augen. — Lieber Freund, sagten wir ihm endlich, lassen Sie Das; es ist Alles aus. — Nein, antwortete der Alte, sie müssen heraus, sie müssen noch einmal heraus. Die Sache darf nicht verloren sein. So sprechend, ging er immer weiter und schlug die Trommel, daß sie den Kanonendonner überhallte, und der Knabe trug ruhig seine Fahne und sah nach allen Seiten, ob sie nicht kommen? Sie kamen nicht.

Die Abenddämmerung senkte sich schon leise herab, als wir wieder auf dem Graben ankamen. Da schwiegen plötzlich die Kanonen; es wurde ganz stille. Nach ungefähr zehn Minuten kamen vom Kohlmarkt her und liefen über den Graben dem Stephansplatze zu an dreißig Studenten und Proletarier. Laufend sahen sie rückwärts, als ob sie besorgten, verfolgt zu werden. Wieder nach einigen Minuten kam Becher, mit dem Degen in der Hand, desselben Weges, gefolgt von einer noch kleinern Schaar. Auch sie sahen sich um, während sie raschen Schrittes über den Graben gingen. Sie konnten nur vor den Oesterreichern fliehen. In der That hatten einige Nationalgardisten den Kaiserlichen das Burgthor geöffnet; die Schaar Bechers stand auf der Bastei; hätte sie sich nicht rasch zurückgezogen, wäre sie leicht abgeschnitten und umringt worden. Nicht zwei Minuten nach Becher erschienen denn auch die Oesterreicher auf dem Platze des Grabens. Zuerst kam eine kleine Abtheilung von vielleicht zwölf Mann mit gefälltem Bajonett; aber in der That war es schwer zu erkennen, in welcher Position sie das Gewehr zu halten beabsichtigten. Sie zitterten so sehr am ganzen Leibe und an den Armen, daß das Bajonett fortwährend auf und nieder ging. Dabei blickten sie ängstlich rechts und links nach den Fenstern und riefen fortwährend: Gut Freund! Gut Freund! Dasselbe that die ganze Kompagnie, die ihnen auf dem Fuße folgte, die Gemeinen wie die Offiziere. Diese Letztern schwenkten ihre Degen grüßend den Fenstern zu und riefen ebenfalls: Gut Freund! Gut Freund! Man konnte mit den armen Soldaten, die jetzt no einen Angriff fürchteten, nur Mitleid haben. Das Volk, das

plötzlich überall umgab, verhielt sich stille. Da aber geschah etwas Ueberraschendes. Wie auf ein gegebenes Zeichen öffneten sich hundert Fenster, die seit drei Wochen verschlossen und verhüllt gewesen, als gehörten sie ausgestorbenen Wohnungen an, sie füllten sich — Hunderte von Taschentüchern wehten den Soldaten entgegen, und „Vivat der Kaiser!" erscholl es von allen Seiten. Das war wie ein Signal für das Volk: ein ungeheures Pfeifen erstickte die loyalen Rufe in Gegenwart, selbst in der Mitte der bewaffneten Sieger, die eben, freilich sehr schüchtern, ihren Siegereinzug hielten. Und das pfeifende Volk begleitete die Sieger bis auf den Stock-Am-Eisenplatz. Von dort her kamen noch einige Schüsse. Sie kamen von Becher. Noch einmal hatte er sich aufgestellt und empfing die Sieger mitten in der besiegten Stadt mit einer Salve. Dann war es stille. Die Nacht sank herab. Der Vorhang fiel nach einem großen Drama, und die Orgie der Monarchie begann.

Was folgt: meiner Kollegen wirkliche Verhaftung und Aburtheilung, die Vereitlung der meinigen, meine Flucht und mein Dank Denen, welchen ich Freiheit und Leben schulde — alles Das gehört in ein anderes Kapitel und in eine andere Zeit — in eine Zeit, da ich nicht mehr zu fürchten haben werde, daß ich Freunde und daß ich Männer in hohen Würden bloßstellen könnte und in den Augen ihrer Kollegen kompromittiren als zu menschlich, als zu sparsam mit Menschenblut.

Die letzten Tage des deutschen Parlaments.

(1863.)

Wie herzlich auch die Aufnahme war, welche wir in Heilbronn, wo ſich der größere Theil der Abgeordneten ſammeln ſollte, fanden, wie freundlich man uns überhaupt überall auf württembergiſchem Boden aufnahm, ſo konnte ſich wohl doch ein großer Theil unſerer Schaar des Gefühles nicht erwehren, daß es zu Ende gehe. Die Pflicht hatte uns die Unternehmung geboten, die Hoffnung ſaß wohl nur bei Wenigen im Reiſewagen. Hundert Kleinigkeiten ſchienen uns, oder wenigſtens mir, in dieſem Zuſtande bedeutungsvoll und auf Auflöſung nach allen Seiten hin zu deuten. Fortwährend mußte ich an den Schulmeiſter gedenken, den wir am ſelben Tage in einem Gaſthauſe auf Badener Gebiete getroffen hatten. Er war ſonntäglich gekleidet und machte kein Hehl daraus, daß er dem Großherzog nachziehe, ja, er proklamirte es laut, ſo oft er glaubte, daß Revolutionäre in der Nähe ſeien, offenbar wünſchend, von ihnen ſeiner großherzoglichen Treue wegen mißhandelt oder zurückgehalten zu werden. Es zog ihn nicht im Geringſten zum Großherzog; er war mit ganzer Seele bei deſſen Feinden, und einmal, in einem ekſtatiſchen Zuſtande, ſtieß er ein brünſtiges Gebet für die Revolution und die Verfaſſungskämpfer aus. Weinend aber verſicherte er, es bleibe nichts Anderes übrig, als mit dem Großherzog Frieden zu machen, weil Alles verloren ſei. Dieſer Schulmeiſter war mir das trübe Bild des deutſchen Volkes.

Im Gaſthauſe zu Heilbronn ſahen wir zwei reiſende junge Mädchen, deren eines als Mann verkleidet war. Höchſt wahrſcheinlich auf der Flucht und ſchutzlos, wie ſie waren, ſuchten ſie ſich auf dieſe Weiſe einen fingirten Schutz. Sie hatten

Abenteuerliches in Weſen und Benehmen, und man ſah es ihnen an, daß nur die Noth ſie zu ſolcher nicht ganz weiblichen Liſt gezwungen hatte. Alle Anweſenden, ſammt den Wirthsleuten, gingen ſtillſchweigend auf ihre Abſichten ein, obwohl Niemand auch nur einen Augenblick getäuſcht war. Romantik iſt eine ſchöne Sache, wo ſie Einem aber auf ſolche und ähnliche Weiſe im Leben entgegentritt, da deutet ſie immer auf Zuſtände, wie ſie nicht ſein ſollten. Ich geſtehe, daß die Serenaden und feurigen Anſprachen, die uns in Fülle zu Theil wurden, wenig zu meiner Erheiterung beitrugen; auch Heinrich Simon war ſehr nachdenklich, nur Jacoby bewahrte jene unerſchütterliche und erſtaunliche heitere Ruhe, welche ſagt: „impavidum ferient ruinae“. Rappard ſaß auf ſeiner Stube und zerſtreute ſich mit mikroſkopiſchen Unterſuchungen. Glücklicherweiſe waren dieſe meine ſpeziellen Reiſegefährten ſo geartet, daß ſie ſelbſt in ſolchen Zeiten ſich den Sinn für alles Das bewahrten, was in ruhigern Jahren ihrem Geiſte, ihrem Gemüthe und Schönheitsgefühle wohlgethan. Mit Jacoby konnte man immer von Kant und überhaupt von Philoſophen und Dichtern ſprechen; von Heinrich Simon erinnere ich mich, daß er mir ſelbſt auf dieſer Reiſe, da doch unſere Geiſter ſo ſehr eingenommen und beunruhigt waren, ſehr ausführlich über ſeinen Landsmann, den alten Dichter Logau ſprach, den er bis ins Einzelnſte und zum großen Theile auswendig konnte und an deſſen letzter Ausgabe er ſein Theil hatte. Ja, er lieferte mir ſogar einen Luſtſpielſtoff aus Logau's Jugendleben.

Es war mir nicht ſchwer, ſolche Reiſegefährten zu einem Beſuche bei Juſtinus Kerner in Weinsberg zu bewegen, und dieſer Beſuch bildet in jener bewegten und, in unſern Gemüthern noch mehr als äußerlich, ruheloſen Zeit eine ſchöne Idylle. Weinsberg war mir als ſagenhafter Boden der Weibertreue, als geſchichtlicher des Bauernkrieges und als Aufenthalt eines lieben Dichters und ſonderbaren Magiers intereſſant und bis zu einem gewiſſen Grade heilig als ehemaliger Aufenthaltsort meines

theuren Nikolaus Lenau, der mir in ſchönen Jugendtagen oft von Weinsberg erzählt hatte. Es war ein herrlicher Sommernachmittag, an dem wir durch das ſchöne Land dem ſchönen Städtchen entgegenfuhren; aber ich will Fahrt und Land und Kernerhaus nicht näher beſchreiben, wohl fühlend, daß ſich meine Beſchreibung dem „Beſuch bei Juſtinus Kerner von David Strauß“ nicht im Entfernteſten nähern würde.

Der alte Magus empfing uns überaus freundlich, und ich hatte die ſchmeichelhafte Genugthuung, die ich nicht im Geringſten erwartet hatte, mit meinen Verſen von ihm gekannt zu ſein. Seine Erſcheinung machte mich Anfangs etwas ſtutzig, denn er ſah gar nicht ſo aus, wie ich mir einen Geiſterſeher vorgeſtellt hatte. Groß, breitſchulterig und dick, wie er war, begriff man es nicht, wie er in die Geſellſchaft durchſichtiger, körperloſer Geiſter paßte, und wie ſich in ſolch derber Körperlichkeit eine Phantaſie eingeniſtet haben ſollte, die ſo phantaſtiſches Zeug ans Tageslicht brachte und ſelber daran glaubte. Hatte man ſich aber nach einiger Zeit an dieſe Wohlbeleibtheit gewöhnt, und brachte man es dahin, von dieſer zu abſtrahiren und nur den großen Kopf mit den langen Haaren und den halb erloſchenen Augen, über denen ſanfte Dämmerung ſchwebte, für ſich allein zu betrachten: dann allerdings konnte man das Reſultat der Betrachtung mit der vorgefaßten Vorſtellung von Juſtinus Kerner in Einklang bringen. Was uns raſch für ihn einnahm, war der Umſtand, daß er ſich ſofort als unſern Gegner auf politiſchem Felde offenbarte und daß er uns trotzdem mit ſo großem Wohlwollen entgegenkam, als ob nichts trennend zwiſchen uns ſtände. Ach, wie ſelten waren in jener Zeit ſolche Erſcheinungen! Selbſt wenn er uns ironiſirte mit unſern Beſtrebungen, war es, als ob er uns und die Leiden, die uns erwarteten, nur beklagte. Von Anklage, von Verdächtigung unſerer Abſichten war in Wort und Benehmen keine Spur. Doch hing er als veralteter Romantiker mit ganzer Seele am Alten. Bei Erwähnung Böhmens brach er in ein Lob des Katholizismus aus und rühmte die Zeit, da die

Welt von Mönchen angefüllt war. Dieser Mann, den man immer mit Ludwig Uhland zusammen nannte, war ganz und gar das Gegenstück dieses klaren, ruhevollen, edeln Geistes, der immer auf festem, irdischem Boden stand, an Leid und Freud' der Gegenwart Antheil nahm, sich über Vergangenheiten nicht täuschte und die Zukunft nach Kräften gut und schön mit aufzubauen strebte, und wahrhaftig, es wird doch Niemandem einfallen, diesen Ludwig Uhland als Romantiker im schönsten Sinne des Wortes unter Justinus Kerner zu stellen.

Nachdem wir in seinem reizenden Hause einige Zeit gemüthlich verplaudert hatten, führte uns Justinus Kerner durch seinen Garten in den historischen Thurm, welcher während des Bauernkrieges allerlei Gräuel gesehen und in dessen Fenstern jetzt die berühmten Kerner'schen Aeolsharfen wie Geister über Gräbern Klagelieder aushauchen. Auf dem Wege dahin stützte sich Justinus auf meinen linken Arm und sprach von der Glückseligkeit des Klosterlebens, dann mit Einem Male hielt er inne, drückte meinen Arm fest an seine Seite, ergriff meine Hand und fragte, indem er sein Gesicht dem meinigen näherte: „Fühlscht du nit, wie unser Nervegeischt zusammestimmt?" Ich bestätigte Das; er war darüber voller Freude, bedauerte, daß ich ihn wieder verlassen solle, da offenbar zwischen uns ein inniger Rapport bestehe, und rieth mir am Ende, von den revolutionären Wegen abzulassen. Dann, während sein Sohn Heinrich Simon in einen Thurm führte, wo junge Mädchen für den Fall eines Aufstandes Patronen machten, zeigte mir Justinus Kerner die seinem Hause gegenüberliegende kleine Wohnung, in welcher Lenau gehaust hatte und in der noch sein melancholisches Porträt hing. Es war in dieser Stube, unter diesen traurigen Augen noch trauriger, als in jenem Thurmgemache, das die Aeolsharfen mit ihren geheimnißvollen Klagen erfüllten.

Die Stimmung, in der wir das Haus des Magus verließen, war im Ganzen eine gemüthliche; seine feine Ironie oder Ironisirung der revolutionären Bestrebungen war um so weniger ver-

letzend, als er, ſobald man mit ihm diskutiren wollte, zugab, daß ſein Konſervatismus rein Gemüthsſache ſei, da er an mehreren Gliedern der königlichen Familie mit großer Freundſchaft hänge, und daß er in der Theorie eigentlich gar nichts gegen uns einzuwenden habe und uns Recht geben müſſe. Ein einiges, großes und freies Deutſchland wäre gewiß eine ſehr ſchöne Sache, und man müßte aller Poeſie, jedes Edelſinnes baar ſein, wenn man für dieſe Idee nicht empfänglich, ja begeiſtert wäre; aber die Sache, wie die Dinge einmal ſtänden, ſei zur Zeit nicht ausführbar, und er perſönlich hätte zu großes Mitleid mit Denjenigen, die, wenn man es erreichte, darunter zu leiden hätten. Das ſei allerdings nicht geſprochen, wie ein Politiker ſprechen ſollte, aber er ſei ja auch kein Politiker, und er wolle ſich als alter blinder Mann auch nicht in Dinge miſchen, welche naturgemäß das jüngere Geſchlecht auszufechten habe. Unter ſolchen Bedingungen und Zugeſtändniſſen konnten wir uns ſeine Widerſprüche gefallen laſſen, und Das um ſo leichter, als die Witze, die er damit verband, nie gegen uns, ſondern gegen ſeinen eigenen Sohn, der ſich im höchſten Grade revolutionär zeigte, gerichtet waren.

Wir ſchieden als gute Freunde, und ſelbſt Jacoby, jener klare Verſtand, der Landsmann und Jünger Immanuel Kants, der rationelle Arzt, ſprach auf dem ganzen Wege von dem guten Eindruck, den ihm ſein geiſterſehender Kollege gemacht hatte. Was mich betrifft, ſo glaube ich nach einzelnen ſehr klugen und klaren Aeußerungen Juſtinus Kerners ſchließen zu dürfen, daß er in ſeinen alten Tagen nur noch deßhalb Geiſter ſah, weil er ihre Exiſtenz in ſeiner Jugend zu laut proklamirt hatte.

In Heilbronn, wo ſich indeſſen mehrere Abgeordnete geſammelt hatten, wurden wir mit großen Volksdemonſtrationen empfangen, denen am nächſten Tage noch andere und größere folgten und an denen auch die Bürgerwehr Theil nahm. Indeſſen erinnere ich mich nicht mehr an die Einzelheiten, die dieſe bezeichneten, da die damalige Zeit an ſolchen Aeußerungen reich

und diese einander meist sehr ähnlich waren. Ich weiß nur, daß uns der Empfang in Heilbronn einen Eindruck machte, der uns zu dem Glauben berechtigte, daß wir in Württemberg willkommen seien und daß das württembergische Volk aufrichtig und mit Wärme an der Reichsverfassung hänge. Viele ausgezeichnete Württemberger, darunter Mitglieder des Landesausschusses, Kammerabgeordnete und Schriftsteller, kamen uns von Stuttgart aus entgegen, und mit diesen bestiegen wir einen mit schwarzroth-goldenen Fahnen, Blumen und Guirlanden geschmückten Eisenbahnzug, um uns in die Hauptstadt zu begeben. Auf jeder Station wurden wir von großen Volksmassen begeistert empfangen; am Bedeutungsvollsten aber dürfte die Begrüßung erscheinen, die uns in Ludwigsburg zu Theil wurde.

Dort, unter den Augen des Hofes, der sich dahin geflüchtet hatte, drängte sich eine große Anzahl von Soldaten, meist Artilleristen, an uns heran, um uns ihre Sympathien, ihre Ueberzeugung von der Gerechtigkeit unserer Sache auszudrücken. An ihrer Spitze stand ein Unteroffizier der Artillerie, ein sehr schöner junger Mann, dessen Worte und Benehmen viel Bildung verriethen und der in höchst klarer, ruhiger, aber darum nicht minder schwungvoller Rede auseinandersetzte, wie die Sache des Volkes auch Sache der Armee sei. Man hätte bei allen diesen Symptomen, auch ohne sanguinisch zu sein, die größten Hoffnungen hegen dürfen. Ich gestehe, daß ich trotzdem von großen Hoffnungen weit entfernt war, will Das aber weniger meinem Scharfsinn zuschreiben, als dem leidenden Zustande, in dem ich in Stuttgart ankam.

Wer die Augen öffnen wollte, konnte sich überzeugen, daß es in der Hauptstadt anders aussah, als im offenen Lande. Die Bürgerwehr, die uns feierlich empfing und sich dem Parlamente zur Verfügung stellte, war offenbar zu einem großen Theile für uns; auch die untern Volksschichten und Alles, was in den Mittelklassen mit der liberalen Partei zusammenhing. Aber man wußte doch nicht, was wir in den Falten unserer Toga mit uns

brachten; wir waren eine geheimnißvolle Erſcheinung und darum bis zu einem gewiſſen Grade unheimlich. Die große Mehrheit war von unſerm Rechte durchdrungen, voll Achtung für uns, als die Vertreter der Nation, und zwar als das kleine Häuflein von Vertretern, das in dieſem kritiſchen Momente aushielt, während die große Mehrzahl auf Befehl oder Drohungen der Regierungen auseinander ſtob und die Fahne der Nation ſchmählich im Stiche ließ. Von unſerem Rechte und, ich darf wohl ſagen, von dem Achtungswerthen unſerer Lage war Jedermann durchdrungen; wagte doch ſelbſt die Regierung in ihrer Proklamation weder das Eine noch das Andere zu leugnen; aber die Stadt war ruhig, und wir brachten vielleicht die Revolution, wir brachten vielleicht Straßenkampf, eine neue Kriſe und eine Zukunft voll Unſicherheit.

Nicht Alle, die für das Recht waren, waren zugleich für einen Kampf um dieſes Recht und alle aus einem ſolchen Kampfe entſpringenden Möglichkeiten. Die Begeiſterung, die Ehrerbietung, die man uns zeigte, hatte etwas Gedrücktes, ſo wie bei aller Bewegung, die wir brachten, die ganze Atmoſphäre nicht aufgeregt, gewitterhaft wurde, ſondern ohne Schwüle gedrückt blieb. Ein großer Theil der Einwohner dieſer Stadt, welche ſich damals noch nicht, wie Das heute der Fall iſt, durch Handel und Gewerbe unabhängig gemacht hatte, hing mit dem Hofe zuſammen und lebte vom Hofe. Dieſer Theil war uns ausgeſprochen feindlich; dieſer betrachtete uns mit düſtern Blicken, während der andere, wenn auch mit Sympathie, doch zugleich melancholiſch zu uns herüberſah. Dieß iſt die Wahrheit über die damalige Stimmung in Stuttgart, wenn auch der Enthuſiasmus, der uns in den nächſten Kreiſen umgab, manchem Abgeordneten vielleicht ein anderes Bild in der Erinnerung zurückließ. Die Agitatoren des Landes, die Mitglieder des Landesausſchuſſes, Diejenigen, die uns unſere eigentliche Baſis ſchaffen ſollten, waren ſelber niedergeſchlagen, denn ſie hatten in den letzten Ta[illegible] rungen gemacht, in Folge deren ſie uns die Uebe

Parlamentes widerrathen haben würden, wenn es nicht zu spät gewesen wäre. Die traurigste dieser Erfahrungen war die, daß mehrere Städte, die sich eifrig für die Reichsverfassung gezeigt hatten, plötzlich lau wurden, als sie zu merken glaubten, daß sie durch die Grundrechte gewisse, aus alten reichsstädtischen Zeiten herabgekommene Privilegien, die ihnen einen Theil ihrer Einkünfte sicherten, verlieren könnten. Doch Das sind Einzelheiten, über welche Mitglieder des Landesausschusses, wie z. B. Carl Mayer von Eßlingen, besser Auskunft geben können, als ich. Zur Ehre dieses Landesausschusses sei es gesagt, daß er vom Momente unserer Ankunft an, trotz mancher entmuthigenden Täuschung, seine Thätigkeit sofort wieder aufnahm und zu Allem bereit war, was die Nationalversammlung, als einzige berechtigte Vertreterin der Nation, beschließen würde.

Schon am Abend nach unserer Ankunft erfuhren wir, daß unser Kollege, der Minister Römer, den Kopf verloren habe, daß er besinnungslos zwischen seiner Wohnung und dem Schlosse hin und her renne, und man sprach die Vermuthung aus, daß er sich, sobald er ein wenig zur Besinnung gekommen, dem Parlamente als Feind gegenüberstellen werde. Dieser Mann war vor Allem ein Württemberger, und vor Allem schreckte ihn der Gedanke, daß seine Heimat mit in die Revolution hineingezogen werden solle. Dieß war auch bei andern Württembergern, auch bei Ludwig Uhland der Fall; aber dieser Letztere, obwohl er die Uebertragung des Parlamentes nach Stuttgart widerrathen hatte, obwohl ihm unser Beschluß wahrhaften Schmerz verursachte, dachte doch, wie die meisten andern württembergischen Abgeordneten, groß genug, um trotz aller persönlichen Gefühle auf Seiten des Rechts und der Nation auszuharren, seine Besorgnisse und Schmerzen nicht weiter zu berücksichtigen und den Beschlüssen der einzigen berechtigten Behörde und seinem Mandate Folge zu leisten. Dieß war um so rühmenswerther, als die Gefahr für die württembergischen Abgeordneten, wie es damals schien, größer sein konnte, als die der Andern, da sie unmittelbar

und auf heimiſchem Boden gegen ihre Regierung auftreten mußten. Römer erkannte zwar als Advokat ebenfalls das Recht der Nationalverſammlung und zwar bis auf den letzten Moment der Auflöſung und ſelbſt bis über dieſen hinaus, aber vor Allem fühlte er ſich als Württemberger und als Miniſter des Königs von Württemberg. Sein bureaukratiſches Gewiſſen war ſtärker als ſein rechtliches und patriotiſches; er ſprach ſich für die Pflicht aus, die Jedermann beſtreiten konnte, und gegen die Pflicht, die Niemand und er ſelber nicht beſtritt.

Am 5. Juni Mittags hatte ſich in Stuttgart bereits die beſchlußfähige Anzahl von Abgeordneten eingefunden, und am Abend fand eine Vorverſammlung ſtatt, in welcher die Fortſetzung der Sitzungen gleich für den nächſten Tag beſtimmt wurde. Dieſe Vorverſammlung war nicht ohne Intereſſe. Alte Freunde und Parteigenoſſen, die nun ſeit mehr als einem Jahre miteinander getagt und, da ſie immer in der Minderheit waren, man darf wohl ſagen, mit einander gelitten hatten, fanden ſich hier nach einer Trennung von nur wenigen Tagen mit Gefühlen zuſammen, als ob zwiſchen Frankfurt und Stuttgart lange Zeiten und unendlich große Räume lägen. Jedermann hatte irgend welche Abenteuer zu erzählen; die Heſſen hatten bereits den Weg zwiſchen den beiden Städten verlegt, und ſo hatten ſich die Einen mit allerlei Schwierigkeiten mitten durch ſie hindurchſchlagen oder ſchleichen müſſen, während die Andern zu großen Umwegen durch die Pfalz oder durch Bayern gezwungen waren. Dieſe kleine Schaar, deren jeder Einzelne von ſeinem Rechte durchdrungen war, mußte ſich von einem Orte nach dem andern, nach Art einer Räuberbande, begeben, zerſtreut und in einzelnen Abtheilungen, damit doch wenigſtens ein Theil glücklich am Endziele anlange. Und da wir nun endlich zuſammen waren, was wird unſer ferneres Schickſal ſein? Wahrlich, unſere Lage war keine lachende; die Meiſten von uns hatten das Bewußtſein, daß wir einen letzten und äußerſten Verſuch zur Rettung d[e]
machten und daß, wenn dieſer Verſuch mißlang, m[an]

leicht unser ganzes Leben zugleich ein mißlungenes wurde. Trotzdem herrschte in jener Versammlung die Heiterkeit des Wiedersehens; unsere Partei hatte im Laufe des Jahres eine Art Familiengefühles bekommen, viele einzelne Mitglieder waren unter einander aufs Innigste befreundet, und zu alle Dem kam, daß die große Mehrheit der Anwesenden sich gerade durch das Schwierige unserer Lage gehoben fühlte.

Am 6. Juni Morgens neun Uhr versammelten wir uns auf dem Rathhause, um uns von da nach der württembergischen Kammer zu begeben. Bürgerwehr bildete den ganzen Weg entlang ununterbrochene Spaliere, und hinter diesen drängte sich das Volk, um uns durch Zuruf zu begrüßen und zu ermuntern. Der kleine Saal der württembergischen Kammer war groß genug, um die deutsche Nationalversammlung, welche einst in den weiten Räumen der Paulskirche kaum Platz hatte, bequem zu beherbergen. An die große, säulengetragene Rotunde mit den weiten Galerien gewöhnt, war es uns hier zu Muthe, als befänden wir uns in einem hübschen Familienzimmer. Indessen war unsere Schaar nicht so klein, als man gewöhnlich annimmt. Hundertunddrei oder hundertundfünf Mitglieder waren bereits anwesend; Manche, die zur äußersten Linken gehörten und die uns unter andern Umständen gewiß begleitet hätten, waren als Theilnehmer an der Pfälzer und badischen Bewegung in der Ferne, wie z. B. Ludwig Bamberger aus Mainz, Trützschler, Martin, Würth aus Sigmaringen u. A. Nahe an funfzig waren mit „Entschuldigung" abwesend und gehörten de facto noch zur Nationalversammlung, obwohl sie ihrem ganzen Wesen nach nichts mehr mit uns zu thun hatten und nur noch aus Politik, um abwarten zu können, ihre Austrittserklärungen verzögerten. Zu diesen darf man wohl die Herren Beseler, Edel, Robert Mohl, Tellkampf u. A. zählen.

Löwe von Calbe wurde zum Präsidenten gewählt, und es begannen sofort die Debatten, welche die Schöpfung eines neuen Mittelpunktes, einer neuen Zentralgewalt zum Zwecke hatten.

Der Reichsverweſer konnte als Vertreter der Zentralgewalt von uns nicht anerkannt werden; er hatte keine der Pflichten erfüllt, die er beſchworen, und die Gewalt, die man ihm anvertraut hatte, gegen die Nation gekehrt, die ihn an die Spitze geſtellt. Wir waren mehr als berechtigt, wir waren verpflichtet, dieſe Zentralgewalt als null und nichtig wenigſtens zu erklären, und es war geboten, eine neue zu ſchaffen, für den Fall, daß ihr noch irgend eine Wirkſamkeit gegönnt wäre. Die Debatten, die ſich in Bezug darauf entſpannen, ſowie die Debatten der folgenden Tage zeichneten ſich vor denen der Paulskirche vortheilhaft durch ihre Kürze aus. Man fühlte wohl, daß man keine Zeit zu verlieren hatte, und es war keine Partei da, in deren Intereſſe es lag, vor Allem Zeit zu gewinnen und die revolutionäre Kraft verrauchen zu laſſen, wie Das ein Jahr hindurch in der Paulskirche der Fall geweſen. Nur um vor der Nation unſere Schritte zu motiviren, hielt noch Vogt eine ſeiner glänzenden Reden. Was in dieſer erſten Sitzung noch auffallen mußte, war die größere Thätigkeit, die Uhland jetzt entwickelte. Es war ein Antrag von ihm auf der Tagesordnung, und er ſprach auch einmal vom Platze. Weil die Gefahr da war, wurde dieſer Edle auch thätiger. Er griff unmittelbar ein, während er ſich in der Paulskirche immer im Hintergrunde gehalten hatte, und er ſprach friſch weg und eifrig ſeine Meinung aus, da es ihm doch ſonſt eine große Ueberwindung koſtete, eine Rede zu halten. Ich erinnere mich, wie ich ihm in der Paulskirche, als er nach ſeiner Kaiſerrede die Tribüne verließ, einige Schritte entgegen eilte, in der Beſorgniß, daß ihm, aufgeregt wie er war, etwas begegnen könnte, und wie er mir beinahe athemlos verſicherte, daß er mehr als zwei Drittheile Deſſen, was er ſagen wollte, vergeſſen habe. Jetzt war es anders. Er ſprach kurz, aber entſchieden und präzis, horchte nach allen Seiten, blickte überaus ruhig und war wie ein Steuermann, der auf Alles achtet. Der Miniſter Römer nahm ſich neben ihm [illegible] das böſe Gewiſſen aus; er ſchob ſich auf ſeinem [illegible] her, beugte ſich bald vor-, bald rückwärts, ſ[illegible]

Händen übers Gesicht und murmelte viel vor sich hin, ohne ein lautes Wort zu sprechen.

In dieser ersten wie in allen spätern Stuttgarter Sitzungen wurden uns Ergebenheits-Adressen vorgelesen oder angekündigt, die allerdings von vielseitigem guten Willen zeugten, gegen die aber Unsereiner schon längst abgehärtet war. Ebenso kamen uns verschiedene Geschenke zu, und unter diesen auch noch ein Beitrag zur deutschen Flotte, was wohl Manchen noch hätte lachen oder lächeln machen können, wenn man damals überhaupt zur Beobachtung der komischen Momente und der komischen Seiten unserer Lage gestimmt gewesen wäre. Es war damals schon ebenso schwer, an die deutsche Flotte zu glauben, wie an eine deutsche Reichsverfassung.

Am Nachmittag des 6. Juni gingen wir an die Wahl der Reichsregentschaft. Mehr oder weniger hatten wir Alle die Ueberzeugung, daß wir damit etwas Illusorisches begannen, und gewiß waren die fünf Männer, die wir zu Reichsregenten ernannten, von dieser Ueberzeugung durchdrungen. Desto größer war ihr Opfer, daß sie sich zu einem Versuche hergaben, der wie ein Spiel ausfallen konnte, ja, der alle Wahrscheinlichkeit des Mißlingens für sich hatte. In der That ist die Selbstverleugnung, die diese Männer zeigten, nicht genug zu rühmen. Man sage, was man wolle, man mache alle Witze, welche Gefallenen gegenüber so leicht zu machen sind, so ist es doch wahr, daß Charaktere und Intelligenzen, wie Heinrich Simon, Schüler, Raveaux, Becher, Vogt, selten in einer Regierung vereinigt sind, und man darf behaupten, daß solche Männer, wo sich ihnen nicht Unmöglichkeiten entgegenstellen, ein Regierungskollegium bilden würden, das hoch über all den Regierungen stünde, welche uns besiegt haben. Man vergleiche diese Männer mit den Ministerien und Regierungen der damaligen Zeit und sage, ob hier zu viel behauptet oder übertrieben werde. Daß sie mit unbestreitbarem Rechte auf ihrer Seite doch unterlagen und das vorgesteckte Ziel nicht erreichten, Das beweist nur, daß Recht, Charakter und Geist

auf dieſer Erde nicht immer, vielleicht am Seltenſten den Sieg davon tragen, und daß dieſer häufiger ihren Antagoniſten, ihrem Gegentheile beſtimmt iſt. Die Wahl der Reichsregenten wurde von den Galerien mit Begeiſterung aufgenommen, und in der ganzen Umgebung der Kammer erſcholl gewaltiger Jubel, als man von Einſetzung der Reichsregentſchaft vernahm. Ich geſtehe, daß dieſer Jubel, als er in den Sitzungsſaal eindrang, mein Herz mit den ſchmerzlichſten Gefühlen und mit der größten Bitterkeit erfüllte. Aber es blieb uns nichts mehr übrig, als wenigſtens die Form des Rechtes zu erfüllen, da es uns, die wir von der Majorität der Nationalverſammlung, ſagen wir es nur gerade heraus, feige verlaſſen waren, nicht gegönnt war, das Recht ſelbſt zu verwirklichen. Wir verſuchten das Letzte und Aeußerſte, wenn es auch bereits wie ein leeres Spiel ausſah, und mit kaltem Blute, nach jahrelanger Abkühlung ſcheint mir dieſes Spiel noch immer würdiger, als die Deſertion der Mehrzahl, die ſo raſch den Regierungen gehorchte und die Fahne dahinwarf, die ihr die Nation in die Hände gegeben. Was wir thaten und begannen, war Moſchus, den wir dem ſterbenden Rechte eingaben, um noch Tage oder Stunden zu gewinnen, während welcher eine heilſame Kriſis, eine Rettung möglicherweiſe eintreten konnte.

Am 8. Juni nahm Fürſt Waldburg-Zeil Urlaub, und ſo that auch der Abgeordnete Giskra. Das waren Symptome. An dieſem Tage hatte auch ſchon Herr Römer, unſer Kollege, ſeine gegen die Nationalverſammlung gerichtete Anſprache an das württembergiſche Volk erlaſſen, und damit war der Krieg erklärt und der Bruch des Rechtes eingeleitet, welches Herr Römer ſelbſt in dieſer Anſprache noch anerkannte. So ſtark iſt der Deutſche, wenn es gilt, die Theorie von der Praxis zu ſcheiden. Es iſt wohl zu bemerken, daß Herr Römer ſeinen Austritt aus der Nationalverſammlung erſt am 13., alſo nach Erlaß der Anſprache, anzeigte. Allerlei dunkle Gerüchte verbreiteten ſich in Folge dieſer Kriegserklärung; unſere Freunde glaubten uns von drohenden Gefahren umgeben, und ihre Beſorgniſſe ſchienen gerecht-

als man sich überzeugen konnte, daß in der That allerlei militärische Vorbereitungen getroffen wurden. Es kamen uns allerlei Warnungen zu, und der Schreiber dieser Zeilen erhielt selbst einen Brief von einer mit höhern Kreisen in Verbindung stehenden Person, in welchem er beschworen wurde, an seine Sicherheit zu denken und Stuttgart zu verlassen. Die Bürgerwehr bot uns ihren Schutz an, und das Bureau der Nationalversammlung, auf den Antrag eingehend, verlangte, daß die Bürgerwehrartillerie vor dem Sitzungssaale auffahre, um uns den Eingang frei zu erhalten. Aber als die Artillerie Folge leisten wollte, fand es sich, daß die Regierung an ihr Eigenthum Hand gelegt und ihre Kanonen konfiszirt hatte.

Die Sitzung des 8. Juni war die letzte, die wir in der württembergischen Kammer gehalten; von diesem Tage an waren wir, so zu sagen, obdachlos, und die souveräne Nationalversammlung des deutschen Volkes irrte in den Straßen umher. Am 13. versammelten wir uns im Kolb'schen Saale. An diesem Tage lief wieder eine große Anzahl von Adressen ein, und, was interessanter ist, es stieß eine Anzahl von Ersatzmännern zu uns, um die Lücken einiger Deserteure der letzten Tage auszufüllen, und unter diesen auch der Ersatzmann des Herrn Römer. Es ist gewiß anerkennenswerth, daß diese Männer sich im letzten und äußersten Momente auf das lecke Schiff begaben, das sich selbst als ein versinkendes bekannte. Wieder am 16. beherbergte uns das Fritz'sche Reithaus, das, ohne daß wir eine Ahnung hatten, vor unserm Einzuge mit Blumen und Gezweige auf das Anmuthigste ausgeschmückt wurde. Es war ein geschmückter Katafalk. Wir sollten nicht zum zweiten Male in diese Räume einziehen.

Am 17., spät Abends erhielt der Präsident Löwe von Calbe im Namen des Gesammtministeriums ein von Herrn Römer unterzeichnetes Schreiben, in welchem dieser verkündigte, „daß das Tagen der hierher übersiedelten Nationalversammlung und das Schalten der von ihr am 6. d. Mts. gewählten Reichsregentschaft in Stuttgart und Württemberg nicht mehr geduldet werden

könne." Die Zuschrift enthält noch immer eine Anerkennung des Rechtes, kann sich aber trotzdem hie und da eine gegen die Nationalversammlung gerichtete höhnische Bemerkung nicht versagen. Wer Herrn Römer für einen tragischen Helden hält, der unter einer Kollision von Pflichten leidet, der lese diese Zuschrift, um sich zu überzeugen, daß sich mit dieser Kleinlichkeit, mit dieser Verspottung des ohnmächtigen Rechtes keine Tragik verbinden lasse. Der Präsident ließ diese Zuschrift unbeantwortet. Herr Römer schickte ihm am nächsten Tage, gegen Mittag, wieder einen Zettel zu, um ihn „darauf aufmerksam zu machen," daß gegen eine Sitzung der Nationalversammlung „die erforderlichen Maßregeln ergriffen werden". Der Präsident wollte sich hierauf mit den Schriftführern in das Sitzungslokal begeben, um es vor Eröffnung der Sitzung, welche um 3 Uhr beginnen sollte, in Besitz zu nehmen, aber schon um ein Uhr wurde er benachrichtigt, daß das Haus bereits von Militär besetzt sei. Doch war von Truppenbewegungen nichts bemerkt worden; die Soldaten hatten sich durch Seiten- und Nebengassen in die Nähe des Fritz'schen Lokales geschlichen. Man wußte bald, daß dort verhältnißmäßig bedeutende Truppenmassen aufgehäuft waren, und in den Straßen hieß es, daß man uns Alle niederhauen wolle. Da trat Ludwig Uhland auf. Er forderte den Präsidenten auf, so viele Mitglieder als möglich zu versammeln und sich mit diesen in einem Zuge an Ort und Stelle zu begeben, um die Gewalt an uns sich vollenden zu lassen, und käme es auch aufs Aeußerste. Wir versammelten uns unter den Bäumen eines gewissen Platzes, den ich, bei meiner damaligen Unbekanntschaft mit der Stadt, nicht näher bezeichnen kann, und setzten uns von da aus in Bewegung. An unserer Spitze schritt der Präsident, ihm zu Seiten zwei Prytanen Deutschlands, die beiden Greise Albert Schott und Ludwig Uhland, zwei Männer, die ein ehrenvolles, fleckenloses, langes Leben hinter sich hatten, das nur dem Kampfe für das Recht, für das Gute und Schöne gewidmet war und das sie auch jetzt, ohne Zaudern der Ungewißheit, einer

Gefahr ruhig und schlicht entgegentrugen. Auf dem Gesichte des alten Schott lag dieselbe Milde, derselbe Ausdruck der Humanität, die dieses Gesicht zu allen Zeiten charakterisirte, dieselbe Heiterkeit, die nur eine attische Bildung, verbunden mit dem Bewußtsein stets erfüllter Pflicht, geben kann. Damit sei aber nicht gesagt, daß sich in diesem sanften Gesichte nicht zugleich eine gewisse Aufregung kund that; das Verbrechen, welches eben an der deutschen Nation begangen werden sollte, ging ja von Römer aus, der der Mann seiner Tochter war. Wenn es Deutschland nicht auffiel, wie klar ein Recht sein mußte, für das ein Mann wie Schott mit dem Reste seiner Tage eintrat, so fehlte es vielleicht nicht an fernen und fremden Völkern, denen seine Gegenwart am Sterbebette der Nationalsouveränetät für uns ein vollgültiges Zeugniß war. Ist es doch dem Aufzeichner dieser Skizze begegnet, daß sich bei ihm, auf ferner griechischer Insel, alte Hellenen nach dem braven, edlen „Skotos" erkundigten. Und auf der andern Seite des Präsidenten ging Ludwig Uhland, mit jenen großen, strammen Schritten, die man an ihm kannte. Sollte man nicht meinen, daß ein Recht, das von zwei solchen Zeugen begleitet auftritt, von aller Welt erkannt werden müsse? Man sollte es meinen, wenn man nicht wüßte, daß der Eigennutz sich um das Recht und seine heiligsten Zeugen nicht kümmert und daß er, um es zu besiegen, die Gedankenlosigkeit als Mittel gebraucht. Unmittelbar hinter dem Präsidenten und den beiden Greisen ging ich, Arm in Arm mit meinem Freunde Ludwig Simon, kann also als Augenzeuge über die letzten Momente des Parlamentes berichten. Ich wußte, daß wir unserm Ende entgegengingen, und das dicht gedrängte Volk, rechts und links an unserm Wege flößte mir, trotz aller Zurufe kein Vertrauen ein. Durch die natürlichste Ideenassoziation erinnerte ich mich jenes andern Ganges vom Römer in die Paulskirche bei Eröffnung des Parlamentes — als alle Häuser mit Flaggen und Blumen geschmückt waren, aus allen Fenstern Jubelrufe erschollen, die Musik, „Nur gewagt, unverzagt" aufspielte und Aller Herzen

voll großer Erinnerungen waren. Nun will ich es offen gestehen, daß ich mich damals in Frankfurt nicht so gehoben fühlte, wie auf diesem letzten Gange des Parlamentes, der einem Gange zum Schaffote glich. Wir kamen in eine Straße, in der wir das Militär, Infanterie, aufgestellt sahen, während links in einer Seitenstraße Kavalerie wartete. Wir setzten unsern Weg fort, als ob jenes Hinderniß vollkommen unsichtbar wäre, und kamen so an die Reihen der Soldaten, welche die Straße, die zum Sitzungslokale führte, absperrten. Der Präsident mit seinen beiden Begleitern war eben bis auf ungefähr zwei Schritte Entfernung den Soldaten nahe gekommen, als sich deren Reihen plötzlich öffneten und ein älterer Mann mit weißer Binde und einem Papier in der Hand heraustrat und dem Präsidenten verkündete, daß er als Zivilkommissär den Auftrag habe, zu erklären, daß keine Sitzung gehalten werden dürfe. Der Mann — Cammerer hieß er — war blaß, und seine Stimme zitterte, wie eines Verbrechers. Kaum hatte er seine Worte hervorgestoßen, als er schon wieder hinter den Soldaten verschwand. Ich glaube, daß er nur noch die Worte „mein Auftrag ist erfüllt" hervorstotterte. Der Präsident erhob seine klangvolle Stimme und rief: „Ich erkläre" — hier aber wurde er von Trommelwirbel unterbrochen, wie ein Delinquent, den man nicht zu Worte kommen läßt. Trotzdem rief der Präsident dem Zivilkommissär zu: „Sie müssen mich hören!" und als dieser verschwunden blieb, erhob er die Stimme noch einmal und rief: „Ich protestire gegen dieses Verfahren, als gegen einen Verrath an der Nation!" und die Worte wurden gehört, trotzdem die Trommelwirbel immer stärker wurden und trotz dem Waffengeklirr. Die meisten Abgeordneten hatten sich indessen nach vorn gedrängt und standen in kompakter Masse vor den Soldaten. Eine kleine Episode, die in diesem Momente spielte, scheint von nur sehr Wenigen, vielleicht nur von mir bemerkt worden zu sein, da ich sie in den zahlreichen Berichten, die später im Hotel Marquardt erstattet wurden, nirgends erwähnt finde.

Zivilkommissär Cammerer, nachdem er hinter den Soldaten verschwunden war, kam auf einen Augenblick wieder zum Vorschein, wandte sich an Ludwig Uhland und sagte ihm, daß, wenn er allein eintreten wolle, ihm der Weg offen stehe. Ich werde die Geberde der Verachtung, das wegwerfende Achselzucken, mit dem sich Uhland von ihm abwandte, nie vergessen, und ich glaube, daß selbst Herr Cammerer, obwohl ein Mann, der sich zu einem solchen Amte hergegeben, diesen Moment ebenso wenig vergessen werde. Mittlerweile, da die Abgeordneten sich an die Soldaten herangedrängt hatten, kommandirte man „Fällt das Bajonett" — aber sie gehorchten nur zur Hälfte. Ich bemerkte, daß ein einziger Soldat das Bajonett so weit sinken ließ, daß es einen der Herandrängenden beschädigen konnte. Dieser Eine hatte offenbar den besten Willen, sein Bajonett in Blut zu tauchen; seine Bewegungen, wie der Ausdruck seines Gesichtes verriethen es zu deutlich. Die Anderen aber waren unschlüssig und sahen niedergeschlagen vor sich hin. General Miller bemerkte Das wohl ebenso gut wie ich, rief dem Präsidenten, der unbeweglich stand, ein „Fort!", dann einem Offizier in der Seitenstraße ein Kommandowort zu, und in demselben Augenblicke sprengte die Kavalerie auf uns ein, während der Offizier, der sie führte, „Einhauen!" kommandirte und die anderen Offiziere fortwährend „Haut zu! Haut zu!" ausriefen. Doch muß ich der Gerechtigkeit wegen hinzufügen, daß ich einen Offizier selber sah, der einem Kavalleristen, welcher auf den Abgeordneten Günther einhauen wollte, in den Arm fiel. Der Abgeordnete Günther nämlich, als die Kavalerie herbeisprengte, warf sich ihr entgegen, riß seine Kleider auf, und außer sich rief er den Heransprengenden entgegen: „Haut zu!"

Im Allgemeinen aber hatten auch die Kavalleristen, trotz der beständigen Aufmunterung der Offiziere und Unteroffiziere, nicht die geringste Lust zum Einhauen. Sie thaten nur so und schwenkten, indem sie in unsere Schaar hineinritten und uns trennten, ihre Säbel über unsern Köpfen. Der Präsident selbst

war in Gefahr, niedergeritten zu werden. Es lag also nach Allem weder an Herrn Römer noch an dem guten Willen der württembergischen Offiziere, daß das Parlament ein unblutiges Ende nahm. Hätten die Soldaten gehetzt, ihre große Anzahl hätte unser kleines Häuflein binnen fünf Minuten bis auf den letzten Mann niedermetzeln können. Das Volk drängte sich mit in das Gewirre, und die Erkenntniß von der Stimmung der Soldaten, die man sofort gewinnen mußte, war wohl mit eine der Ursachen, daß es zu keinem weitern Konflikte kam.

Bei dem Gedränge von Abgeordneten, Soldaten und Volk, bei der Verwirrung war es nicht möglich, uns wieder zusammenzufinden und an Ort und Stelle etwas Gemeinschaftliches zu beginnen. „Nach dem Hotel Marquardt!“ rief ein Abgeordneter dem andern zu, und in der That fanden wir uns dort zur selben Stunde zusammen, auf welche die Sitzung in der Reitschule angesetzt war. Aber wir zählten uns — unsere Zahl belief sich nur noch auf 94 — wir waren nicht mehr beschlußfähig — die Nationalversammlung war gestorben oder, wenn es besser klingt, hingerichtet.

Man nahm noch ein Protokoll auf über die Vorgänge, und wir erfuhren bei dieser Gelegenheit, daß auch die Reichsregentschaft auf ihrem Wege zum Sitzungslokale vom Militär aufgehalten und dann mit Gewalt unter militärischer Begleitung in ihr Haus zurückgebracht wurde, daß sich während dieser Zeit zwischen Bürgern und Offizieren ein Konflikt erhoben, und daß die Offiziere gegen die wenigen Männer der Reichsregentschaft ihre Soldaten die Gewehre laden ließen.

Indessen war die Hoffnung nicht aufgegeben, die beschlußfähige Anzahl von Abgeordneten wieder zusammenzubringen, obwohl Manche in wahrhafter Verzweiflung während der letzten Tage ihren Posten verlassen hatten. Der Präsident hatte das Recht, uns wo immer zusammenzuberufen. Natürlich wandten sich unsere Blicke nach Baden, als dem einzigen Winkel a deutscher Erde, in welchem sich die einzigen rechtlichen Vertre

deutscher Nation noch versammeln konnten. Es kam nicht darauf an, daß wir noch Berathungen hielten, es kam nur darauf an, daß die Reichsversammlung noch zu Recht bestand. Viele Abgeordnete begaben sich bald auf badischen Boden, Andere verweilten noch einige Tage in Stuttgart, obwohl sich schon am 18. Juni, dem Tage der Auflösung, das Gerücht verbreitete, daß die Reichsregenten und viele Abgeordnete verhaftet werden sollten. Es scheint auch in der That die Absicht der Regierung gewesen zu sein, uns zwangsweise über die Gränzen bringen zu lassen. Aber sie kam davon ab und begnügte sich damit, einige andere politische Persönlichkeiten, die nicht zum Parlamente gehörten, aus dem Lande zu weisen. Was die Abgeordneten betrifft, so hatte der König die Gnade, ihnen, im Falle es ihnen an Mitteln fehlte, Reisegelder anbieten zu lassen. Ich will nicht weiter untersuchen, welche Motive dieser Anerbietung zu Grunde lagen, und selbst annehmen, daß diese der besten Art waren — Thatsache aber ist, daß auch der Aermste unter uns von diesen Anerbietungen keinen Gebrauch machte.

In Baden-Baden fanden wir uns wieder in bedeutender Anzahl zusammen. Aber es war nach der Schlacht bei Waghäusel. In Freiburg machten wir noch einmal Halt, aber nur um von da aus mit der Masse badischer Flüchtlinge, mit der Reichsregentschaft und mit dem Archive der deutschen Nationalversammlung ins Exil zu wandern.

Kleine Erlebniſſe während des Staatsſtreichs.

(1867.)

Als ich am Ende März 1851 Paris verließ, um mich in das südliche Frankreich zu begeben, galt der Präsident Louis Napoleon bei dem größeren Theile der hauptstädtischen Bevölkerung noch immer, wofür er zur Zeit seiner Wahl gegolten, für einen halb und halb blödsinnigen Menschen, dem Zufall, Geschichte und Unklarheit der Verhältnisse zu seiner Stellung verholfen, von dem aber eine geistreiche Nation nichts zu fürchten habe. Im südlichen Frankreich begegnete ich nur Republikanern, Orleanisten und Legitimisten. Letztere machten sich eigentlich am Lautesten. Der Geburtstag Heinrichs V. wurde demonstrativ gefeiert, und man sagte, daß, was nicht unmöglich wäre, wenn Heinrich V. an diesen Küsten landen wollte, die sehr katholische Bevölkerung von Provence und Languedoc ihm eine Armee stellen würde, mit der er in Paris einziehen könnte. Die Republikaner, die, in den Städten besonders, einen großen Anhang hatten, verachteten diese Hoffnungen und waren um so rühriger, als sie der Tod des jungen Aristide Ollivier, Bruders des jetzt vielgenannten Deputirten, der, einer der Führer der Republikaner, im Duelle mit einem Legitimisten gefallen war, und mehrere in Nimes gegen Republikaner eingeleitete Verfolgungen sehr aufregten. Nukahiwa und Cayenne kamen damals als Strafkolonien aufs Tapet, und die Republikaner, die sehr wohl wußten, daß diese „trockenen Guillotinen" vorzugsweise ihnen bestimmt waren, empörten sich gegen diese Grausamkeit. Die Orleanisten verhielten sich am Ruhigsten, weil sie ihrer Sache sicher zu sein glaubten. Der mittlere und höhere Bürgerstand und ein großer Theil der in Languedoc sehr zahlreichen Protestanten gehörten zu ihnen.

Letztere, die Proteſtanten, vergaßen es gerne, daß Herr Guizot in den letzten Jahren mit den Jeſuiten konſpirirt hatte, und dachten nur an ſeine proteſtantiſche Abſtammung, wie an die religiöſe Freiſinnigkeit Louis Philippe's und ſeiner Familie. Ein anderer Theil der Proteſtanten glaubte ſich allerdings mehr geſchützt unter einer Republik und war auch, in Erinnerung an ihre Vergangenheit, aufrichtig republikaniſch. Die Zwecke, die mich ins ſüdliche Frankreich geführt hatten, und perſönliche Verbindungen brachten mich während meines neunmonatlichen Aufenthaltes in der Ebene und in den Gebirgen der Cevennen meiſtens mit den Proteſtanten und vorzugsweiſe mit ihren Predigern und Maires in Berührung, die alle orleaniſtiſch oder republikaniſch geſinnt waren. Der Bonapartismus ließ ſich nur durch die Organe ſeiner höchſten Beamten vernehmen, und auch dieſe hielt man im Allgemeinen für zweifelhaft und glaubte ſie im gegebenen Momente mit Leichtigkeit abſchütteln zu können, wenn ſie nicht, wie man hoffte, von ſelbſt abfielen. Nur hie und da hörte ich es von Gutsbeſitzern als eine Möglichkeit, eine napoleoniſche Partei zu ſchaffen, bezeichnen, wenn Louis Napoleon den reichen Naturprodukten des Südens, beſonders dem Weine, durch neue Handelsverträge oder gar durch das Syſtem des Freihandels Abzugskanäle und neue Abſatzwege verſchaffen könnte. Cobden hatte nicht lange vorher dieſe Provinzen bereist und ſolche Gedanken in den Produzenten erregt, und wenn Louis Napoleon in Provence und Languedoc in künftiger Zeit Ausſicht auf eine Partei hatte oder, in der Hoffnung, daß er freihändleriſch auftreten werde, eine ſolche ſchon jetzt beſaß, ſo verdankte er Das merkwürdigerweiſe dem engliſchen Staatsmanne, der in ſeiner Heimat für die Freiheit ſo viel gethan und ſich um die freie Bewegung auf der ganzen Erde ſo große Verdienſte erworben. Aber dieſe Partei war, wie angedeutet, im Lande kaum zu bemerken, verhielt ſich ihrer Natur nach am Wenigſten agitatoriſch, und man ſpürte ihr Daſein nur, wenn man, wie ich, das Land nach allen Richtungen durchzog und oft bei einſam wohnenden Gutsbeſitzern einkehrte.

Desto größer war mein Erstaunen, als ich, gegen Ende Oktober nach Paris zurückgekehrt, alle Welt von einem bevorstehenden Staatsstreich sprechen hörte und bemerken konnte, wie sich die Meinung über Louis Napoleon gründlich geändert hatte. Der Simpel, der unfähige Mensch war zu einer gespenstischen Erscheinung geworden, von der sich Alles erwarten ließ. Und wie er zu einem Gegenstande, wenn auch nicht der Achtung, so doch der allgemeinen Aufmerksamkeit, gewissermaßen der Forschung, geworden war, so war anderseits die Kammer in tiefe Verachtung gesunken. Der Klub der Rue de Poitiers mit den Herren Dupin und Thiers an der Spitze that Alles, um die Nation um die erworbenen Freiheiten zu bringen, brachte Verwirrung und Mißtrauen ins Volk und spielte, während er für die Orleans zu arbeiten glaubte, Louis Napoleon die Waffen in die Hände. Dieser that das Seinige, um die Kammer in der Arbeit der Selbstvernichtung zu unterstützen, und wandte zugleich alle möglichen großen und kleinen Mittel an, um die Armee, auf welche die Kammer keinen Einfluß hatte, oder auf die sie sich jeden Einfluß entgehen ließ, zu gewinnen. Es gab wohl Leute, welche über manche dieser Mittel, über das weißere Kommisbrod, über die besseren Cigarren, über den Champagner im Lager zu Satory die Achsel zuckten, eben so wie über die verrotteten, meist verachteten Gesellen, die er an die Spitze der Armee stellte; aber sie sollten bald erfahren, welche großen Wirkungen diese kleinen Mittel hervorbrachten. Zu den verrotteten Gesellen gehörte in erster Linie der General St. Arnaud, der sich schon in früher Jugend, so erzählte man wenigstens, von Louis Philippe und Bugeaud zur Zeit der Gefangenschaft der Herzogin von Berry gegen diese zu unsagbaren Diensten und eben so unsagbaren Zwecken gebrauchen ließ, um diese hohe Gefangene, welche sich durch ihr muthiges Benehmen in der Bretagne einen gewissen Nimbus erworben hatte, in der Achtung der Franzosen herunterzubringen. Später gezwungen, die Armee zu verlassen, verstand er es doch, sich in Afrika wieder hineinzudrängen, um durch

Tapferkeit und Protektion einen Grad nach dem andern zu ersteigen. Es ist bezeichnend, auf welche Weise Louis Napoleon zu diesem Helfershelfer kam. Entschlossen, den Staatsstreich zu machen, sah sich der Präsident nach einem General um, der sich zu dieser That verwenden ließe. Sein Auge fiel auf den General Pelissier, der in Afrika kommandirte und der nach der Schauerthat der Höhlen von Dahra, wo er einige Hundert arabische Flüchtlinge mit Weibern und Kindern erstickte, als der geeignete Mann erschien. Der Adjutant des Präsidenten, Herr Fleury, begab sich nach Afrika, um ihn zu werben. General Pelissier aber antwortete diesem, er sei der Familie Orleans zu sehr verpflichtet, als daß er einem Andern bei Besteigung ihres Thrones behülflich sein könnte. Allein da kommandire in der kleinen Kabylie ein Mann, General St. Arnaud, den man zu Allem haben könne. So reiste denn Fleury weiter nach der kleinen Kabylie und wurde handelseins mit dem General St. Arnaud, welcher ihm bald nach Paris folgte und das Kommando der Garnison übernahm. Es ist nicht minder bezeichnend, auf welche Weise der eben genannte Fleury in die Nähe Louis Napoleons gekommen war. Dieser Offizier stand in Afrika, als General Cavaignac Diktator der Republik war. Er hatte unter diesem republikanischen General gedient und kannte ihn persönlich. So beschloß er denn, sich nach Paris zu begeben und diese Bekanntschaft zu benützen, um sein Glück zu machen. Als sehr eifriger Republikaner überall laut seiner Anhänglichkeit an Cavaignac sich rühmend und zu dessen Ideen sich bekennend, traf er in Paris ein. Auf die Frage seiner Freunde, was er in Paris wolle, antwortete er: dem braven General Cavaignac und der Republik meine Dienste und meinen Degen zur Verfügung stellen. Ich gehe sofort zu ihm, um ihm meine Aufwartung zu machen. Die Freunde lächelten: General Cavaignac sei längst überflügelt; Prinz Louis habe alle Aussicht, Präsident zu werden. So ging denn Herr Fleury und machte seine Aufwartung, nicht dem General Cavaignac, sondern dem Prinzen Louis.

Die Ernennung des Generals St. Arnaud zum Kommandanten von Paris erfüllte die Feinde Louis Napoleons mit neuen Hoffnungen. Niemals werde ſich Paris, Frankreich, ſo lange es noch einen Funken Ehre im Leibe habe, von einem ſolchen Menſchen beſiegen laſſen. Der Präſident, indem er ſich mit ſolchen Leuten umgebe, breche ſich ſelbſt den Stab. Wenn ſich ruhmbedeckte Generale, wie Cavaignac, Lamoricière, Bedeau, Changarnier im entſcheidenden Momente den Soldaten nur zeigen, müſſen franzöſiſche Soldaten von einem General abfallen, deſſen Kommando ſie ſchände. General St. Arnaud wurde gewiſſermaßen nur als das Haupt und die Spitze der ſogenannten Decembrailleurs oder Rat-à-poils betrachtet. So nannte man eine eigenthümliche Art von Menſchen, die ſeit einiger Zeit in Paris aufgetaucht waren, denen man überall in den Straßen, in Caféhäuſern, auf Bahnhöfen begegnete und die vom Volke als eine niedrige Sorte von Banditen betrachtet und weit mehr als die gewohnten Polizeiſpione und Agents provocateurs verachtet wurden. Man erkannte ſie augenblicklich an ihrer herausfordernden Haltung, an dem ſchief ſitzenden hohen Zylinderhut, an einer gewiſſen ſchäbigen Eleganz und an Schnurr- und Knebelbart, die ſie meiſt nach dem Vorbilde des Präſidenten der Republik trugen, und endlich an einem gewaltigen Stock, mit dem ſie faſt immer bewaffnet waren. Paris war in den Wochen, die dem Staatsſtreich vorhergingen, bereits verſtummt; in Straßen und in Caféhäuſern führten nur noch jene Agenten das große Wort. Sie ſchimpften auf die Republik, rühmten Louis Napoleon, den ſie niemals Präſident, immer nur le Chef de l'état oder le Prince oder Monſeigneur und Napoleon nannten, und ſuchten überall Händel zu erregen. Jeden Tag hörte man von irgend einer oder mehreren Schlägereien an den verſchiedenſten Punkten von Paris, und immer waren unter Denjenigen, die Louis Napoleon vertheidigten, einige Ritter der Ehrenlegion. Es ſollte ſo ausſehen, als ob
Präſident überall in Paris eine eifrige kampfluſtige Partei
zu der Männer der beſten Klaſſen gehörten. Das Volk v

aber wußte ſehr wohl, woher dieſe Schlägereien kamen und daß jene Ritter das rothe Bändchen von der Polizei erhalten hatten.

Doch ich wollte nicht von den Vorbereitungen und von den Urſachen, ſondern von den Tagen des Staatsſtreichs ſelber ſprechen. Ich war weder Mitſpieler dieſer Tragödie, wie ſie ſich in den Gaſſen abſpielte, noch Zeuge der Vorgänge hinter den Kuliſſen im Elyſée, wo der Direktor mit ſeinen Regiſſeuren zuſammenſaß; ich habe das große Erlebniß nur miterlebt, wie zehntauſend Andere, kann nur als Zeuge dritten Ranges auftreten und will nichts erzählen, als was ich mit eigenen Augen geſehen und an mir ſelbſt erlebt habe. Es kann alſo nichts Großes ſein, was ich dem Leſer hier mitzutheilen habe, aber es mag vielleicht bezeichnend ausfallen und die große Begebenheit im Kleinen abſpiegeln. Es gehört allerdings eine gewiſſe Entſagung dazu, einzelne auffallende dramatiſche Thatſachen zu überſpringen, die man ſo gut kennt, als hätte man ſie ſelbſt erlebt, wie z. B. in der Nacht vom 1. zum 2. Dezember die zweimalige Unterhandlung Louis Napoleons mit St. Arnaud, welcher Letztere ſich ſicher ſtellen wollte, noch einmal ſeinen Preis fixirte und es dem Präſidenten mit cyniſcher Offenheit ins Geſicht ſagte, daß er Alles nur für Geld und Stellung thue. Oder z. B. die Szene in der Staatsdruckerei, wo die republikaniſchen Setzer ſich weigerten, die landesverrätheriſchen Proklamationen des Präſidenten zu ſetzen, aber vermittelſt auf ſie gerichteter Flintenläufe gezwungen wurden. Oder auch wie der zweite Kommandant der Nationalgarde, Herr Viéra, der mit in der Verſchwörung war, ſämmtliche Trommeln der Nationalgarde konfiſziren und verſtecken ließ, was die Zuſammenrufung der natürlichen Vertheidiger des Geſetzes und einer Körperſchaft, auf die die Soldaten nicht gefeuert hätten, verhinderte. Dergleichen Thatſachen, wie wahr ſie auch ſind und wie ſchön zu erzählen, übergehe ich, um, wie geſagt, nur ſelbſt Erlebtes mitzutheilen.

Sehr früh Morgens am 2. Dezember ſprang die Thür meines Zimmers auf, und herein brach eine Schaar von deutſchen und

franzoſiſchen Freunden, meiſt Muſiker, Maler und Schriftſteller: der Staatsſtreich, der Staatsſtreich iſt gemacht! Deputirte und Generale verhaftet! Ueberall Soldaten, Proklamationen des Präſidenten an den Straßenecken! So verkündeten ſie tumultuariſch durcheinander. Während ich mich raſch ankleidete, um ihnen in die Straßen zu folgen, war mein Concierge, der kurz nach ihnen eingetreten, am Kamine mit Einheizen beſchäftigt. Von Zeit zu Zeit hielt er in ſeiner Beſchäftigung inne, horchte auf die Mittheilungen der Freunde, auf ihre Verwünſchungen und Zornausbrüche, bis er ſich mit einem Male umwandte und in einen Lobeshymnus auf den Präſidenten und in Drohungen gegen alle ſeine Feinde ausbrach. Da hatten wir ſchon ein Stück der öffentlichen Meinung. Wir würdigten ihn keiner Antwort und gingen; aber ſchon auf der Treppe ſagte einer der Freunde, daß ich, wenn der Staatsſtreich ſiege, die Wohnung verlaſſen müſſe. Faſt alle Portiers ſeien im Solde der napoleoniſchen Polizei, und dieſer ſei es gewiß. Die Boulevards waren in großer Aufregung und doch ſo öde und unheimlich, wie ich ſie nie geſehen. Das kam daher, daß ſie faſt nur von Fußgängern erfüllt, viele Magazine geſchloſſen waren und die gewohnten unzähligen Wagen beinahe ganz fehlten. Der Lärm war ein ganz anderer, als der gewohnte. Nur Summen, Schreien und das Geräuſch unzähliger Schritte, aber nirgends Wagengeraſſel und nirgends die Stimme der Ausrufer. Der Himmel war umwölkt, die Atmoſphäre farblos, die Häuſer ohne Licht und Schatten. Wir eilten die ganzen Boulevards entlang bis auf den Baſtilleplatz und an den Eingang des Faubourg St. Antoine. Dort mußte man ſehen, wie das Volk ſich verhält. An den Straßenecken waren die Proklamationen des Präſidenten überall heruntergeriſſen und ſtanden Gruppen, die ſich laut unterhielten. Deſto auffallender war es, daß auf dem Baſtilleplatze dieſe Gruppen, wenn auch zahlreich, doch ſehr ruhig waren. Sergeants de ville waren nur wenige vorhanden, und die Gruppen gehorchten ihnen, wenn ſie ſie aufforderten, auseinander zu gehen. Dieſer Anblick regte uns auf, und ich ließ

mich ſo weit hinreißen, daß ich mich auf einen Eckſtein ſtellte und zu ſprechen begann. Ich forderte natürlich das Volk auf, ſich zum Widerſtand zu waffnen; aber ich ſprach nicht eine Minute lang, als ein bärtiger Mann mit Vertrauen einflößendem Geſichte auf mich zutrat und offenbar wohlmeinend zu mir ſagte: Bürger, geben Sie ſich keine Mühe, es iſt der Moment noch nicht gekommen, und Sie kompromittiren ſich nur. Nachdem wir uns überzeugt, daß hier für den Augenblick nichts zu ſuchen und nichts Erhebliches zu ſehen war, eilten wir denſelben Weg wieder zurück. Jetzt begegneten uns ſchon einzelne Abtheilungen von Soldaten, die ſich theilweiſe an den Straßenmündungen aufſtellten, theilweiſe weiter marſchirten gegen den Baſtilleplatz. Dieſe Soldaten ſahen ſehr niedergeſchlagen aus und ganz und gar nicht ſo, als ob ſie zu großem Widerſtande gegen das Volk bereit wären. Wir gingen immer weiter bis zum Elyſée, dem Hauptquartier des Staatsſtreichs. Rings herum um das ganze weitläufige Gebäude, in den Straßen wie in den Champs Elysées, waren zahlreiche Truppenmaſſen ausgegoſſen. Wenn von Zeit zu Zeit das Hofthor aufging, ſo wie an den Bajonetten, die über die Gartenmauer hervorragten, konnte man erkennen, daß auch das Innere, Haus und Garten, von Soldaten vollgepfropft war. Dieſe Truppen, die Louis Napoleon in ſeiner nächſten Nähe behielt, waren offenbar von einem ganz andern Geiſte beſeelt als jene, die wir auf den Boulevards geſehen. Sie zeigten eine große Lebhaftigkeit, ja eine Fröhlichkeit, die nicht ganz natürlich ſchien. Vielleicht hatten ſie ſchon ſtark gefrühſtückt. Da ſie aber das Elyſée unnahbar machten und wir nichts weiter zu ſehen bekamen, ſetzten wir unſere Wanderung fort den Tuilerien zu. Da kam uns hoch zu Roß ein Mann entgegen, der mir ſehr wohl bekannt war und mir als ein Zeichen der Zeit erſchien, indem er mich daran erinnerte, wie ſolche Bewegungen den Schlamm der Menſchheit aufwühlen und mit welchen Leuten ſolche Großthaten ausgeführt werden. Ich hatte ihn früher in manchen Geſellſchaften geſehen; überaus beſcheiden, ja beinahe

kriecherisch, als ob er um Entschuldigung für sein Dasein bäte und immer fürchten müßte, hinausgewiesen zu werden. Es war der Träger eines großen Namens, der Sohn eines der bekanntesten Generale und der Bruder einer der bekanntesten Damen von Paris. Aber er hatte sich als Offizier eines der gemeinsten Verbrechen zu Schulden kommen lassen, so daß Vater und Schwester nur einen Theil des Skandals decken, nicht aber seine Ausstoßung aus der Armee, man nannte es Entlassung, verhindern konnten. Jetzt erhob er das Haupt, und stolz und herausfordernd sprengte er, von der Polizeipräfektur kommend, wahrscheinlich in einer Mission, nach dem Elysée zu Louis Napoleon.

Auf unseren weiteren Wanderungen bekamen wir oft von Leuten aus dem Volke das Wort zu hören, das uns schon auf dem Bastilleplatze mehrmal an die Ohren geklungen: sollten wir uns für diese Kammer schlagen? Für die Rue de Poitiers? schlimmer als die Rue de Poitiers wird er es nicht machen — Die Rue de Poitiers hatte in der That Gesetze durchgebracht, die, nach den damaligen Erfahrungen, an Schlechtigkeit, an Freiheitshaß allerdings schwer zu übertreffen waren. In diesen Aeußerungen lag der Sieg Napoleons wie in der Windel.

Im Palais royal traf ich, von meinen Freunden getrennt, einen alten Bekannten, einen ehemaligen Souspräfekten der Republik. Er hängte sich an meinen Arm und plauderte ganz heiter über das Ereigniß. Er bewies mir, daß trotz jener Aeußerungen des Volkes Louis Napoleon nicht siegen könne und daß er, selbst im Falle eines Sieges, nach wenigen Wochen elend zu Grund gehen müsse. So plaudernd, kamen wir auf dem Börsenplatze an, wo mit einem Male eine Kavalerieabtheilung aus einer Seitenstraße heraus- und das Volk auseinander sprengte. Der Sousprafekt ließ meinen Arm fahren, und ich habe ihn nie wieder gesehen. Dieser Mann gehörte einer Familie an, die in ihrem Kreise ein kleines Bild des ganzen Frankreich darstellt. Er selbst war aufrichtiger Republikaner, sein älterer Bruder, ein Orleanist, ging nach dem Staatsstreich ins bonapartistische Lager über; sein

jüngerer Bruder war Jeſuit und beide Eltern ultramontan-legitimiſtiſch. Der Name der Familie iſt ſehr bekannt, und ſie gehört zu den ſogenannten beſten Klaſſen.

In der Hoffnung, daß etwas Neues zu erfahren, begab ich mich in das Leſekabinet der Passage de l'opéra, aber kaum in der Paſſage angekommen, füllte ſich dieſe mit Flüchtlingen, die Soldaten und Sergeants de ville vor ſich hertrieben. Der Portier beeilte ſich, die Gitter der Paſſage zu ſchließen, und wir waren Gefangene. Unter dieſen Gefangenen fand ich Freund Sz .... wieder, den ich Vormittags verloren hatte. Mit ihm begab ich mich, als die Gitter wieder geöffnet wurden, in das Redaktionsbureau einer großen legitimiſtiſchen Zeitung, deren Beſitzer und Redakteur uns bekannt waren. Wir fanden dort einen der Eigenthümer, den gelehrten Grafen C... und den Hauptredakteur Vicomte C..., beide Männer uralten legitimiſtiſchen Adels. Beide waren über den Staatsſtreich tief entrüſtet, und keiner von Beiden glaubte an den Erfolg. Die Zeitung ging bald nach dem Staatsſtreiche ein und wurde durch eine legitimiſtiſche Revue erſetzt. Graf C..., der mit ſeinen legitimiſtiſchen Ideen einen gewiſſen dezentraliſirenden Liberalismus verbindet, iſt noch heute Derſelbe, der er damals geweſen, aber der Vicomte ging mit ſammt der Revue nicht lange nach dem Staatsſtreich ins kaiſerliche Lager über und wurde noch ſpäter, als ihm die kaiſerliche Subvention entzogen wurde — preußiſch. Solcher Metamorphoſen könnte ich faſt eben ſo viel erzählen als Ovid, aber ich will mich auf eine einzige kleine Geſchichte beſchränken, die mir die Geſchichte des ganzen damaligen Frankreichs zu enthalten ſcheint.

In der Rue St. Lazare hatte ich meinen Cigarrenhändler, einen kräftigen Mann in den beſten Jahren, mit wohlanſtändigem Geſichte, bei dem ich mir jeden Abend auf dem Wege zu einer mir befreundeten Familie meinen Cigarrenvorrath für den nächſten Tag zu holen pflegte. Auch an jenem 2. Dezemberabend, auf dem Wege zu beſagten Freunden, nach denen ich ſehen wollte, trat ich in dieſen Laden. „Nun," rief mir der Krämer entgegen,

„was meinen Sie zu dieſer Schandthat? dieſer Spitzbube, dieſer Eidbrüchige, er wird ſeiner Strafe nicht entgehen. An die Laterne muß er. Frankreich darf eine ſolche Schandthat nicht dulden.“ Und in dieſem Stile und in dieſem Tone weiter.... Auch am zweiten Tage — um hier dieſe Geſchichte gleich zu Ende zu erzählen, trat ich um dieſelbe Stunde in den Laden. „Man muß zugeſtehen,“ lächelte dießmal der Cigarrenhändler, „daß der Spitzbube die Sache ganz klug angefaßt hat. Es ſcheint nicht, daß man ſo leicht mit ihm fertig wird. Er kennt die Franzoſen“ u. ſ. w. Am dritten Tage hing das Bild Louis Napoleons groß und breit über ſeinem Cigarrenkaſten, das Geſicht der Glasthüre und der Straße zugekehrt.

Gegen den Abend des 2. Dezember nahmen die Boulevards und die anſtoßenden Straßen einen viel revolutionäreren Charakter an, und es ſah aus, als rüſtete ſich Paris zu einem ernſtlichen Widerſtande gegen den Staatsſtreich. Einzelne Haufen, freilich noch unbewaffnet, meiſtens mit einem Fahnenträger voraus, zogen hin und her und ſangen die Marſeillaiſe. Dieſe Haufen wuchſen nach dem Maße des Weges, den ſie zurücklegten. Ein Freund, der viele Pariſer Erfahrungen hatte, meinte, Das ſei ein Anfang, und ſo beginne immer der Kampf. Er ließ ſich in ſeiner Ueberzeugung nicht ſtören, ſelbſt als dieſe Haufen, ſo oft aus den Seitenſtraßen eine Schaar von Poliziſten hervorbrach, widerſtandslos auseinander ſtoben und ſelbſt Verhaftungen vornehmen ließen. Dieſe Leute, meinte der Freund ferner, hätten ein Loſungswort; hier auseinandergeſprengt, ſammelten ſie ſich wieder an einem vorher beſtimmten Platze, um ihre Umzüge fortzuſetzen und immer, die Marſeillaiſe ſingend, nach und nach mehr Quartiere aufzuregen. Dieſe Anſicht von der Sache ſchien viel für ſich zu haben, denn in der That wirkte die Marſeillaiſe ſichtbar. Wer dieſes Lied nicht in den Straßen von Paris von einer großen Volksmaſſe ſingen gehört, der hat keine Vorſtellung von ſeiner Macht und zwingenden Gewalt. Wir ſahen Leute, [illegible] als gleichgültige Zuſchauer auf den Boulevards umherſtan[illegible]

von keinem anderen Gefühle als dem der Neugierde herbeigezogen — ſie geriethen in Aufregung, ſobald das Lied ſich von ferne hören ließ, und ohne zu wiſſen, was ſie thaten, ſchloſſen ſie ſich dem Zuge an, ſtimmten mit ein und waren nach wenigen Minuten ſo berauſcht, als ob ſie ihre Häuſer nur verlaſſen hätten, um ſich geraden Weges in den Todeskampf zu ſtürzen. Und doch klingt dieſes Lied mehr melancholiſch, als herausfordernd und berauſchend; es fordert mehr zur Hingebung, zum Opfer auf, als zur That, es iſt inſoferne allerdings mehr ein Kampflied für Bürger, die ſich für ihren Nächſten aufopfern, als für Soldaten. Man begreift auch, daß der gegenüberſtehende Soldat ſelber von Trauer ergriffen wird und mit Widerſtreben den Tod in die Reihen ſolcher Sänger ſendet.

Wie milde das Volk an jenem Abende noch geſtimmt war, erfuhren wir auf dem Boulevard Bonne Nouvelle. General Canrobert führte eine Truppenabtheilung nach den oberen Boulevards. Er mußte da jenen Hohlweg paſſiren, welcher an einer Stelle von den hohen, terraſſirten Trottoirs gebildet wird. Der Hohlweg ſowohl wie die Trottoirs, die hier mit ihren Eiſengeländern wie lange Balkone ausſahen, waren vom Volke dicht beſetzt. Die Truppen, das Gewehr im Arm, wanden ſich nur langſam und mit Mühe durch. Leicht hätte man ſie hier trennen, zerſtreuen und von der Höhe der Terraſſen herab mit Steinwürfen vernichten können. Das Volk begnügte ſich damit, ihnen Vive la republique zuzurufen und die Maſſe, die den General umdrängte und ihn ohne Widerſtand hätte vom Pferde reißen können, machte ihm nur zarte Vorwürfe und ſprach die Hoffnung aus, daß er ſich nicht zum Handlanger eines Verbrechens hergeben werde. Etwas ſpäter, gegen 11 Uhr, fuhren wir an der Seite des berühmten Doktors G...y, dem wir zufällig begegneten und der ſich die Sache ebenfalls näher anſehen wollte, die Boulevards hinab. Der Wagen paſſirte ohne alle Hinderniſſe, weil man ihn als ein Doktorcoupé erkannte. In der Nähe des Baſtilleplatzes ſtiegen wir aus und vertieften uns in die

revolutionärſte aller Vorſtädte, in das Faubourg St. Antoine. Wie anders, wie merkwürdig anders ſah es hier aus, als auf den Boulevards. Um den Eindruck zu bezeichnen, den wir hier empfingen, muß ich hier meine eigenen Worte zitiren. Ich hatte kurz vorher eine Idylle veröffentlicht, und ich ſagte beim Anblick dieſes Faubourgs zu den Freunden: wenn ich wieder eine Idylle ſchreibe, verlege ich ſie ins Faubourg St. Antoine und in die Nacht vom 2. auf den 3. Dezember 1851. Es war 11 Uhr. Der tiefſte Friede war über dieſe ganze, große, durch ihre Kampfluſt berühmte Welt ausgebreitet: Alles ſchien im tiefſten Schlafe zu liegen, wie in den glücklichſten idylliſchſten Zeiten.

Am zweiten Tage waren wir, Freund Sz ... und ich, trotz alle Dem nahe daran, eine Szene zu erleben, die an die traurigſten Szenen früherer Revolutionen erinnerte. In der Ausmündung einer Straße nahe am Faubourg Poissonnière ſahen wir einen großen Volkshaufen, der einen einzelnen Sergeant de ville umdrängte. Mehrere Hände hielten ihn an der Kehle, um ihn zu erdroſſeln, andere zerrten und zogen an ihm, um ihn in die Nähe der Laterne zu ſchleifen, und Diejenigen, die nicht an ihn gelangen konnten, ſchrieen im Chorus: à la lanterne! Die furchtbarſte Todesangſt bedeckte das Geſicht des verſprengten Mannes, der auch nicht ein einziges Wort hervorbringen konnte. Wir ſtürzten uns in das Gedränge und riefen: Laissez le, il est seul! und merkwürdiger Weiſe fand dieſer Appell an die Ritterlichkeit und Großmuth ſofort ein Echo in derſelben Maſſe, die ſoeben erſt einſtimmig den Tod des armen Mannes verlangt hatte. Den Augenblick hatten wir Bundesgenoſſen; viele Stimmen riefen mit uns: Il est seul, il est seul, während man ſich bemühte, die Hände, die ihn hielten und ihn droſſelten, von ihm loszulöſen. Es gelang uns, einen Kreis um ihn zu bilden und, indem wir uns an den Händen hielten, ihn von [redacted] abzuſchließen, die ihm noch an den Leib wollten [redacted] bewegten wir uns vorwärts und aus der Maſſe her[redacted] ſo weit waren, um den Kreis öffnen und ih[redacted]

während Andere die Wüthenden zurückhielten. Der Gerettete flüchtete ſein wiedergewonnenes Leben, ſo raſch er konnte, in das Labyrinth der nahen Gaſſen und Gäßchen. Es war Das eine Erfahrung, wie man ſie in franzöſiſchen Revolutionen ſo oft gemacht. Ein Aufruf der Großmuth gegen den Feind iſt da ſelten wirkungslos verhallt. Was die Göttin Fama vermag, habe ich damals ſelbſt erfahren, denn wenige Tage darauf pries mich Indépedance belge und, was noch auffallender, die offizielle Wiener Zeitung, mich, den Flüchtling, als den Retter eines Sergeant de ville, obwohl Freund Sz... der Erſte geweſen, der ſich in die Maſſe geſtürzt und ich nur ſeinem Beiſpiele gefolgt war. War ein Zeitungsſchreiber in der Nähe? Sie waren in dieſen Tagen allerdings über ganz Paris ausgeſtreut, und auch uns trieb neben dem Intereſſe für die Sache unſere Pflicht als Berichterſtatter beinahe ohne Unterbrechung von einem Punkte zum andern. Zum Glücke wohnte Herr Etienne, der jetzige Redakteur der Neuen Freien Preſſe, nicht ferne von den Boulevards und konnten wir von Zeit zu Zeit in ſeine gaſtliche Stube flüchten, um unſere Erlebniſſe und Eindrücke aufzuzeichnen. Dieſe Stube war in jenen Tagen wie ein offenes Bureau, wo die Berichterſtatter kamen und gingen, aus- und einflogen wie emſige Bienen, freilich mit Anderem als mit Honigſeim belaſtet.

Eine Ironie des Schickſals war es, daß wir kurz nach der Rettung des Sergeant de ville ſelber ſeinen Kollegen in die Hände fielen und in Gefahr geriethen, nach der Präfektur abgeführt zu werden. Für Viele, denen Das während der drei Tage geſchah, war es gleichbedeutend mit einem Todesurtheil, denn es iſt gewiß, daß man in den Höfen der Präfektur wie auf dem Champ de Mars zahlreiche Menſchen, welche Soldaten und Sergeants de ville, obgleich waffenlos, zuſammengefangen, ohne Urtheil und ohne jegliche Formalität zuſammenſchoß und Andere nach Afrika oder Amerika deportirte. Es war in der Rue Richelieu, wo wir uns einer ſingenden Schaar anſchloſſen, oder vielmehr nicht anſchloſſen, denn wir gingen auf dem

Trottoir nebenher, während jene Schaar in der Mitte der Straße marſchirte. Um die Ecke der Straße, der Börſe entgegen biegend, ſprengt uns ein Kavalerie-Piquet entgegen und in ihrer Geſellſchaft halbmondförmig eine große Reihe von Poliziſten, die ſogleich mit Todtſchlägern in die unbewaffnete Menge einhaut, die Einen niederſchlägt, die Andern gefangen nimmt. Ich gehörte zu den Letzteren. Ein Poliziſt hielt mich mit eiſernen Krallen, und während er mich hielt, ſah er mit einem ingrimmigen Lächeln der Wirkſamkeit ſeiner Kollegen zu, ohne mich eines Blickes zu würdigen. Da ſich aber eine Art leichten Kampfes entſpann und nicht alle Verhaftungen ſo leicht wurden, wie die meine, mochte ſeinem Eifer die Ruhe, zu der ich ihn zwang, unangenehm geworden ſein; das Fangen und Verhaften wird ja bei dieſen Leuten zur Leidenſchaft. Er wandte mir ſeine Blicke zu, ſah mich einen Moment lang prüfend an, ließ mich los und ſtürzte ſich in das Gedränge. Ich war ungefähr eine Minute lang Gefangener. Es war immer meine Ueberzeugung, daß ich meine Befreiung, vielleicht mein Leben, einem ganz neuen und eleganten weißen Ueberrocke verdankte, den ich mir einige Tage vor dem Staatsſtreich hatte machen laſſen. So hingen damals Leben und Freiheit und Alles von Kleinigkeiten, von der Laune gemeiner Polizeiſoldaten und ihres Gleichen ab.

Jetzt will ich von jener Epiſode des Staatsſtreiches ſprechen, welche gewiſſermaßen ein Verbrechen im Verbrechen konſtituirt, die man oft beſtritten, für deren Wahrheit und Wirklichkeit aber ich als Augenzeuge auftreten kann; ich muß nur hinzufügen, daß ich jetzt, da ich dieſes ſchreibe, 16 Jahre nach dem Staatsſtreich, nicht genau angeben kann, ob ſie ſich am 3. oder 4. Dezember zugetragen. Ich glaube aber, es ſei am 3. geweſen.

Die Vorherſagungen meines Freundes, daß ſich Paris während der Nacht mit Barrikaden bedecken, daß am zweiten Tage Bürger und Arbeiter in Waffen ſtehen werden, hatten ſich nicht bewahrheitet. Die Boulevards waren am 3. Dezember Mittags allerdings nicht mehr zugänglich, aber nur darum nicht, weil

ſie der ganzen Länge nach von Truppen beſetzt waren. Da wir von ihren unteren Enden aus nicht hineingelangen konnten, verſuchten wir es, auf Umwegen in einem großen Bogen die oberen Boulevards zu erreichen, in der Hoffnung, dort durch eine Seitenſtraße einmünden zu können. Aber auch auf dieſem Umwege ſtießen wir auf abgeſchloſſene Straßen, und ſo geriethen wir auf den großen Platz von St. Vincent de Paule oder Lafayette. Dort ſtand viel Volk herum, aber durch die Menge ging ein einziger, ſage ein einziger Bewaffneter, ein Mann aus dem Volke, der eine veraltete rieſige Karabine auf der Schulter trug. Einzelne Nationalgardiſten ſtanden umher, aber ohne Waffen, und erwarteten den Generalmarſch, der nicht geſchlagen werden konnte, weil, wie ſchon angedeutet, ſämmtliche Trommeln der Nationalgarde konfiszirt waren. Von dort aus kamen wir in die Rue de Faubourg Poissonnière; ſie war wie ausgeſtorben und an den Boulevards durch dichte Reihen von Soldaten abgeſchloſſen. Hinter dieſen ſtanden 50—60 Menſchen, Bürger, welche wie wir vergebens auf die Boulevards vorzudringen geſucht hatten. Da ihnen die Zeit lang wurde, fingen ſie an, in der Nähe der Soldaten auf und ab zu ſpazieren. Wir begriffen nicht, was die Soldaten bewog, uns den Zugang zu den Boulevards abzuſchließen, da wir zu unſerem Staunen auf dieſem Boulevard ſelbſt viele Leute ſahen, die hin und her gingen und die Soldaten betrachteten, welche ihrerſeits theils mit dem Gewehr bei Fuß daſtanden, theils einem Faſſe auf das Lebhafteſte zuſprachen. Man mußte, während wir jenen Umweg machten, die unteren Boulevards geöffnet haben. Wer hätte ahnen ſollen, daß dieß eine der grauſamſten und niederträchtigſten Fallen war für arme, unſchuldige, unbewaffnete Leute. Es mag zwiſchen 3 und 4 Uhr geweſen ſein; der Himmel war ſanft bedeckt, die Luft überaus weich, mild und etwas feucht. Wir gingen, da wir nicht weiter konnten, in der Rue de Faubourg Poissonnière wie die Andern auf und nieder. Von keiner Seite hörte man Geräuſch oder gar Waffenlärm; da keine Wagen fuhren, lag über

Paris eine Stille und Ruhe, wie ſie im Laufe von Jahrzehnten in dieſer Stadt vielleicht nur durch Stunden einmal vorkommen. Einen deſto mehr erſchütternden, ja niederſchmetternden Eindruck machte es, als jetzt mit einem Male hinter uns ein Donner losbrach, ein Höllenlärm, als ob der Himmel einſtürzte. Entſetzt wandten wir uns um, und ſiehe da: Wolken Rauches lagen bereits auf den Boulevards, und rothe Blitze fuhren durch dieſe Wolken und über ſie hinaus in die feuchte Atmoſphäre, wo ſie eine noch dunklere Färbung annahmen. Alle dieſe Soldaten, die eben noch ſo ruhig und friedlich dageſtanden hatten, ſchoſſen, als ob ſie über, vor und neben ſich einen gewaltigen Feind gehabt hätten, mit ungeheurem Eifer nach allen Seiten: auf die Unbewaffneten in den Straßen, wie gegen die Fenſter der Häuſer ringsumher, die zum Theil geſchloſſen, zum Theil aber von Zuſchauern beſetzt waren, welche letzteren aber nur auf die Soldaten und ihr Treiben herabſehen wollten. Wir hatten uns kaum von dem Gräßlichen überzeugt, kaum gefaßt, als ſich eine Abtheilung auch gegen unſere Straße wandte und die Kugeln um unſere Ohren pfiffen. Nicht ein einziger Bewaffneter war unter den 50—60 Menſchen dieſer Straße, nicht die leiſeſte Herausforderung war von uns ausgegangen. Alle Welt ergriff unter entſetzlichem Geſchrei die Flucht; Einzelne drückten ſich in die Vertiefungen der Hausthüren, die geſchloſſen waren. So thaten auch wir und hörten nun in einiger Sicherheit die Kugeln an uns vorüberfliegen. In voller Sicherheit war man da nicht, denn manche Kugel, die an einen Pflaſterſtein ſchlug, wich von ihrem Wege ab und flog in einem ſtumpfen Winkel, aber mit erneuerter Kraft ſeitwärts gegen die Häuſer. Erſt als das Feuer etwas nachließ, wagten wir es, in Zwiſchenräumen von Hausthür zu Hausthür zu flüchten, bis wir an eine Seitenſtraße kamen, in der wir vor den meuchleriſchen Kugeln ſicher waren. Kaum in dieſer Seitenſtraße angelangt, [illegible] wie ſich eine Soldatenabtheilung mit Geſchrei und [illegible] die friedliche Straße ergoß, die wir [illegible]

Ja! es iſt wahr! ich betheure es hiemit vor aller Welt! man hat damals in Paris mörderiſch auf die unbewaffnete Menge geſchoſſen, auf friedliche Spaziergänger und Häuſer, auf Menſchen, denen man eigens dieſe Falle geöffnet hatte, um einen Gegenſtand zu haben, auf den man ſchießen könne. Louis Napoleon war damit nicht gedient, daß das ganze Volk ſich nicht ſchlagen wollte, es mußte ausſehen, als ob ein Kampf ſtattgefunden und als ob er in dieſem Kampfe Sieger geweſen wäre. Darum mordete man Hunderte, von denen nicht ein Einziger eine Waffe hatte, im Hinterhalte. Im Passage Saumon hatte er es um dieſe Zeit beſſer. Dort hatte ſich in der That eine Anzahl von Studenten befeſtigt, um den Kampf aufzunehmen. Iſolirt, wie ſie waren, wurde das Haus bald eingenommen und ſie alle, mit Ausnahme einiger, die ſich über die Dächer geflüchtet, maſſakrirt.

Wer ſich ſo, wie ich, während dieſer Tage in Paris herumgetrieben, muß überzeugt ſein, daß der Staatsſtreich ſiegreich für Louis Napoleon hätte vorüberziehen können, ohne daß ein Tropfen Blutes gefloſſen wäre. Selbſt die Studenten im Passage Saumon hätte man umzingeln und zur Uebergabe zwingen können; aber Louis Napoleon brauchte Blut, und der Schrecken ſollte ſein vorzüglichſter Bundesgenoſſe ſein. Daher auch die Füſilladen auf dem Champ de Mars und in der Präfektur, wo junge Leute, die ſich vor Müdigkeit nicht mehr auf den Beinen halten konnten, ſitzend, mit dem Rücken an die Mauer gelehnt, zuſammengeſchoſſen wurden; daher auch die unzähligen Deportationen, die unmittelbar auf die Dezembertage folgten; und aus allen dieſen Urſachen die unzähligen Lücken in den Familien nach einem Kampfe, der kein Kampf war, nach einer Schlacht, in der ſich nur die eine Seite bewaffnet hatte.

Schon am Abend des zweiten Tages glaubte Jedermann in Paris an den Sieg des Staatsſtreiches, an deſſen Möglichkeit noch 48 Stunden vorher ſo Viele nicht geglaubt hatten. An dieſem Abend begegneten wir an der Ecke der Rue Chaussée d'Antin einem hervorragenden Legitimiſten. Er ſah aus wie

Caſſius. „Nun,“ fragten wir, „was jetzt?“ — „Jetzt, jetzt,“ antwortete er, indem er krampfhaft die Hand meines Freundes packte, „jetzt beginnen die Verſchwörungen.“ Dann eilte er gebückt weiter in die Nacht hinein. Der Mann ſah wirklich wie eine Geſtalt aus den Zeiten der Verſchwörungen aus und wie eine verkörperte Prophezeiung; aber wie wenig die Verſchwörungen gegen einen Verſchwörer vermögen, Das haben wir ſeitdem erfahren.

Am zweiten und dritten Tage des Staatsſtreiches liefen mancherlei Gerüchte durch die Stadt, die von Aufſtänden an verſchiedenen Punkten der Provinzen erzählten, und man glaubte, daß dieſes Mal das Land Paris und ſich ſelber retten werde. Als aber die Barrièren wieder geöffnet und der Verkehr wieder hergeſtellt war, erfuhr man, daß ſich die Provinz auch dießmal auf Paris verlaſſen und beinahe gar nicht geregt hatte. Die Zentraliſation machte Louis Napoleon zum Sieger, ſobald er Paris hatte, und man hat geſehen, wie leicht ihm Das geworden. Wer den Staatsſtreich mit erlebt, der weiß, daß er nichts Anderes war, als ein in die Taſche Stecken der Verfaſſung, trotz der Darſtellungen jener Leute, welche die Dezembertage zu Tagen des Kampfes machen wollten, um zu zeigen, daß man ein Volk, das für ſein Recht auftrat, bezwingen kann. Der Staatsſtreich ſiegte, nur weil auf der einen Seite Liſt und Verrath ſtanden und weil man auf der andern Seite nicht kämpfen wollte.

Die auf den Staatsſtreich folgende Zeit war ſo düſter und unbehaglich, daß Derjenige, der ſie nicht miterlebte, ſich dieſelbe unmöglich der Wirklichkeit entſprechend vorſtellen kann. Niemand fühlte ſich in ſeiner Haut wie in ſeinem Hauſe ſicher; überall ſah man ſich von Angebern und Spähern umgeben. Die Schreckenszeit mag eine angenehmere Atmoſphäre gehabt haben, denn hier kam hinzu, was die Schreckenszeit nicht kannte, der allgemeine Abfall, der Verrath, die feige Anbetung des Erf
Am Tage nach dem Staatsſtreich ging Billault, der be
Republikaner von geſtern, ins napoleoniſche Lager über, T

dem jetzt die Nantaiſer ein Monument geſetzt, und Das war wie ein gegebenes Zeichen. Wenn Billault, der damals noch viel Ehre zu verlieren hatte, ſo that, warum ſollte ihm nicht die Maſſe folgen, die ſo wenig Ehre zu verlieren hatte? Und dieſe Logik wirkt noch heute in Frankreich, hat ihre Macht über Frankreichs Gränzen ausgedehnt und entfaltet ihre Fledermausſittige über Europa.

Ein Brief aus Italien.

An den Verfasser des „Juchhe nach Italia!“

Florenz, 1. Februar 1860.

Mein Freund!

Ursprünglich war es meine Absicht, mit dem ersten Schritte vom Simplon in die lombardische Ebene für euch ein Tagebuch zu beginnen und es Tag für Tag während meiner ganzen Reise über den alt- und neuhistorischen Boden Ober- und Mittelitaliens fortzusetzen; es so zu schreiben, wie man für Freunde schreibt, einfach, unparteiisch, sine ira et studio, nicht österreichisch, nicht italienisch, nicht französisch — wie ein geschworener Zeuge, der nichts sagt als die Wahrheit und die ganze Wahrheit. So hoffte ich zugleich ein Dokument zu Stande zu bringen, das vielleicht dereinst, wie viele so entstandene Schriften, dem Historiker als Zeugenschaft dienen könnte, und ich freute mich mit diesem hohen Berufe eines Zeugen der Geschichte, dessen man sich mit so kleiner Mühe, mit einigem guten Willen, wahr zu sein, bemächtigen kann. Der kleine Pepys, der Macaulay so große Dienste geleistet, hat immer meinen Neid erregt. Aber es schreibt nicht Jeder ein Tagebuch, der will. Dazu muß man ein Engländer sein, der sich auf seinem Isolirschemel von Insel und in seiner beruhigten Freiheit gewöhnt hat, die ganze Welt als das objektivste Objekt zu betrachten, oder ein sechzehnjähriges Mädchen, das in Welt und Tagebuch nur sich selbst bespiegelt, oder [illegible] Mann, dem es um Abschluß, Abrundung, Uebersicht, Gesch[illegible] nicht zu thun ist, der sich mit ewigen Anfängen [illegible] jeder Tag ist ein Anfang.

Auf dem Boden, der noch vom Kriege rau[illegible] Geschichtsphase, die so viele neue Menschen auf [illegible]

in den Uebergangszuſtänden, die ſo viele neue Verhältniſſe, neue Gedanken und Gefühle, neue Anſchauungsweiſen und Fernſichten, neue Hoffnungen und Befürchtungen, Behagen und Mißbehagen hervorbrachten, ſah ſich der Neuangekommene bald von ſo mannigfachen Eindrücken beſtürmt, daß er ſich weder für den Augenblick faſſen, noch an ſeine geſtrige Anſchauungsweiſe jenſeits des Simplon erinnern konnte. Er gab ſich hin, er ließ auf ſich wirken, nolens volens, und mit dem Tagebuche hatte es am erſten Tage ein Ende, und es iſt ihm nur eine Rückerinnerung geſtattet, nachdem er ſich durch drei Monate umgethan und endlich im ruhevollen Florenz, zum Theil vielleicht mit Hülfe der ruhevollen Ewigkeit in den hieſigen Kunſtwerken, zur Ruhe und Ueberſicht gelangt iſt.

Am Lago Maggiore trug Alles den Charakter der Ereigniſſe, die dieſer reizende Boden geſehen. Die Eindrücke und Erinnerungen der Einwohner waren heiter, romantiſch, als ob ſie einem ſchönen Schauſpiele beigewohnt hätten, denn ſie ſahen Garibaldi mit ſeiner ausgewählten Schaar; begeiſterte Jünglinge, gebildete Männer, die ſich unter einem ſchönen Helden in ſchönen Einzelkämpfen, im kleinen Kriege ſchlugen, in einem Kriege voll kühner Handſtreiche, abenteuerlicher Unternehmungen, Ueberraſchungen, Kriegsliſten, mit fortwährendem Einſetzen der Perſönlichkeit. Das ganze Volk war thätig dabei, und Jeder hatte was zu erzählen. So oft nun eine Mittagsglocke über den See herüberzitterte, erinnerte man ſich an die Sturmglocke und fühlte man das Gefühl von vor drei Monaten noch angenehm nachzittern. Die Zöllner gingen müßig am Ufer des Sees auf und ab; die Zollinie war zwar noch nicht aufgehoben, aber im Bewußtſein der Leute gab es keine trennende Gränze mehr, und man gab ſich Ferien und hatte ein feſtliches Gefühl. In Novara aber wurde man durch den Anblick der unzähligen Kutten, die lächelnd und unberührt von der Geſchichte des Tages in Maſſen die Stadt erfüllen, daran erinnert, daß noch nicht der letzte Sieg errungen, daß Italien noch mächtige Feinde niederzuwerfen habe.

In Mailand nahm die Phyſiognomie der Dinge einen hohen Ernſt an. Dieſe energiſche Stadt, die in den letzten vierzig Jahren eine ſo wunderbare Ausdauer bewieſen wie in ihrer Heldenzeit, in der Epoche des lombardiſchen Städtebundes, ſah ſich endlich nach unſagbaren Leiden, nach heroiſcher Selbſtverleugnung am Ziele ihrer Wünſche; die bedeutendſten Schlachten des Krieges hatten vor ihren Thoren gedonnert; alles Elend und aller Jubel waren durch ihre Straßen gezogen; die gewaltigſten Eindrücke waren ihr Theil, und ſie war frei. Auf allen Geſichtern lag der Glanz eines hohen Feſttages, der aber zu feierlich iſt, als daß man den Wunſch zu Tanz und zum Pokuliren hätte. Man ſammelte ſich, man ſuchte ſich in der neuen Lage zu erkennen. Aber auch die Prüfungen und Proben, die mit jedem neuen Verhältniſſe verbunden ſind, hatten ſchon angefangen. Aufrichtige Eheleute haben immer eingeſtanden, daß das Glück der Flitterwochen ein Vorurtheil ſei, daß man viel zu thun und zu leiden habe, bis man ſich in einander findet, bis die gegenſeitigen nothwendigen Zugeſtändniſſe gemacht ſind, welche das ruhige Glück erſt für die Zukunft ſichern. Mailand und Piemont waren in den Flitterwochen, und Mailand war es vorzugsweiſe, das Opfer zu bringen hatte, nachdem es durch zwei Menſchenalter fortlaufende Opfer gebracht. Die Vereinigung mit Piemont erheiſchte manche Entſagung; die uralte, gewaltige und in jeder Beziehung höher ſtehende Stadt ſollte ſich unter das unbedeutende Turin ſtellen und gewiſſermaßen zum untergeordneten Range einer Provinzſtadt herabſteigen; es handelte ſich darum, viele hohe Beamte und Stellen abzugeben, welche Mailand große Wichtigkeit verliehen, und aus Turin Befehle und Entſcheidungen zu empfangen, die man ſich, ſelbſt unter öſterreichiſcher Herrſchaft, ſelber gegeben. Es war natürlich, daß Diskuſſionen entſtanden, daß man nicht mit freudigem Herzen an die theilweiſe Abdankung dachte, und die Feinde der italieniſchen Freiheit ſahen dieſen Zuſtand mit Schadenfreude, da er ihnen ein Zwieſpalt ſchien, und ſie ſpotteten. Aber dieſe gewiſſe Trauer der Mailänder war ir

der Nähe gesehen um so ehrwürdiger, da das Opfer ein großes war und man sich am Ende doch mit jener Freude darein gab, die jedes Opfer verursacht. Von einem Zwiespalt konnte um so weniger die Rede sein, da nichts so sehr verbindet als das Opfer, und dieß in der That in Mailand der Fall war. Ich wußte damals noch nicht, daß ich damit ein Phänomen vor mir hatte, das überhaupt für das ganze heutige Italien der Bewegung bezeichnend ist: die Opferfähigkeit. Sie erstreckte sich bis auf den engherzigsten Krämer, der den stockenden Gang der Geschäfte lächelnd ertrug, nachdem er starke Kriegssteuern bezahlt hatte, und bis auf den Cicerone, der an der Straßenecke lungerte, ohne zu murren, daß die neue Wendung der Dinge den Fremden fern halte. Sie ging noch weiter; sie ging bis zur Unterdrückung der theuersten Wünsche, Hoffnungen und Träume, die in der Zeit des Kampfes mit Charakteren und Gemüthern Eins geworden waren, zur vollkommensten Selbstverleugnung. Die Nothwendigkeit der Eintracht wurde erkannt, und die Parteien hatten aufgehört; das Beispiel, das Manin gegeben, wurde von Tausenden von Republikanern mit derselben Seelenstärke nachgeahmt. Das Leben des eigensten Selbst wurde suspendirt. Es läßt sich über die Zulässigkeit solcher Suspension seines Selbst, solcher Vertagung seiner Ueberzeugungen vom absoluten Standpunkte aus streiten; so viel ist gewiß, daß sie nicht ohne Seelengröße stattfinden kann. Daß sie nicht ohne inneren Kampf und Schmerz vor sich gegangen, erkannte man an der ganzen Haltung der Republikaner, die durch Thätigkeit für die nationale Idee zu ersetzen suchten, was sie der politischen entzogen, und mit Eifer vor Allem die nationale Individualität zu retten suchten, um dereinst den Boden für die politische, bürgerliche zu gewinnen. Sie verleugneten ihre Meinung nicht, aber sie schlossen sich auch nicht pessimistisch ab. Sie nahmen Theil an der Neugestaltung, suchten überall, freiheitliche Prinzipien zu Grunde zu legen, und zogen sich nur da zurück, wo sie dem monarchischen Wesen nicht ausweichen konnten. Die Demokratie war nicht der Bauherr,

aber sie half mit, da die Grundsteine behauen und gelegt wurden, und die neue Monarchie durfte sie, der sie so viel verdankte, nicht zurückweisen, wenigstens in dem Momente nicht. So sah man damals in Mailand eine jener merkwürdigen historischen Operationen, wie sich Prinzip mit Prinzip vermählt, um ein Drittes hervorzubringen, dessen Produkt meist die Gesichtszüge nur des Einen tragen. Diese Vermählung fand in dem Geiste des ganzen Italien statt. Ob die Monarchie in die Familie der Republik, ob umgekehrt die Republik in die Familie der Monarchie geheirathet, wird die Zukunft lehren. Bezeichnend für Mailand war es, daß man sich daselbst über die Zustände nicht bei einzelnen hervorragenden oder leitenden Persönlichkeiten Raths erholen konnte, daß man sich an das ganze Volk, an die ganze Stimmung um Bescheid wenden mußte. Sollte dieß ein ausgesprochenes demokratisches Symptom sein?

Vielleicht! denn im monarchischen Turin war es ganz anders.

Piemont ist der praktische Bruder in der Familie, der den anderen in Unglück und Genialität mehr oder weniger verkommenen Brüdern wieder aufhilft und die Familienrechte herstellt. Er hat nicht die Energie des Einen, nicht die großen Leidenschaften des Andern, nicht die liebenswürdigen Talente und Künstlergaben des Dritten, nicht die weitgehenden Gedanken des Vierten, aber er hat einen gewissen nüchternen Verstand und ein Gleichgewicht durchschnittlich mittelmäßiger Vorzüge, die in der Welt besser forthelfen, als einzelne große, überwiegende Eigenschaften. Damit ist nicht gesagt, daß er immer die Familienangelegenheiten leiten werde; sind erst diese geordnet, ist es leicht möglich, daß Talent, Geist, Leidenschaft des einen oder des anderen Bruders im Hauswesen über den nüchternen Verstand den Sieg davon trägt und erst eine höhere Familienehre herstellt. Zur Zeit aber ist Piemont an der Spitze, und Turin ist dessen sprechender Ausdruck.

Man war mit sich selbst sehr zufrieden in Turin, obwohl der Mann, der alle in den letzten Monaten errungenen Erfolge

vorbereitet hatte, obwohl Cavour auf dem Lande lebte, wie in der Verbannung, obwohl nicht die Hälfte des aufgestellten Kriegsprogrammes erfüllt war, obwohl der Feind vier starke Festungen vor der offenen Gränze inne hatte, obwohl über die Zukunft Italiens dichtverhüllende Nebel lagen. Aber man hatte Siege erkämpft, eine neue Provinz gewonnen mit der Anwartschaft auf andere: man hatte erworben, man war reicher geworden; auf der Laufbahn, die man so lange geträumt und vorbereitet, hatte man einen und zwei große Schritte weiter gethan. An Italien wurde im Innersten des Herzens bei all Dem weniger gedacht als an Piemont; man war mehr piemontesisch als italienisch, wie in einem ähnlichen Falle viele Preußen preußischer wären als deutsch. Viel wurde von den Thaten der piemontesischen Armee erzählt, die sich auch wirklich mit höchster Tapferkeit geschlagen, viel selbst von dem vereinsamten Cavour, vom ritterlichen König Vittorio Emanuele, von seinem Benehmen in den Schlachten, von seinen populären Neigungen und guten Eigenschaften, viel von der Arbeitskraft und dem organisatorischen Talente des gegenwärtigen Ministers Rattazzi, der den neuen Besitz in Ordnung bringen und mit Piemont definitiv auch innerlich verbinden werde. Ein neues, verhältnißmäßig sehr starkes Anlehen wurde trotz der jüngst vergangenen großen Ausgaben mit Leichtigkeit unterschrieben, die Feindseligkeiten des Klerus mit Sicherheit belächelt. Staatsmänner, Deputirte, Offiziere, Bürger und Volk spazierten sorgenlos und heiter unter den berühmten Arkaden umher wie eine Schaar von Glücklichen; man verließ sich mit vollstem Vertrauen und mit Recht auf die Minister, die, mit diktatorialer Gewalt bekleidet, dem Lande Freiheiten gaben und denen es in der glücklichen Stimmung in der That nicht einfiel, ihre Vollgewalt nur im Geringsten zum Nachtheile der Volksfreiheiten zu benützen. Man war so glücklich und im Glücke so offenen Herzens, daß ein Hintergehen oder Hintergangenwerden unmöglich schien. In den Kaffeehäusern, wie in griechischen Gymnasien, versammelte sich Jung und Alt, Hoch und Niedrig, die berühmtesten Staats-

männer, Volksvertreter, Gelehrte und obſkure Leute, und auf gleichem Fuße und gleichberechtigt gab Jeder über den Stand der Dinge und über den Weg, der in Zukunft zu verfolgen, ſeine Meinung ab. Das glückliche Gefühl, der praktiſche Sinn, die politiſch-konſtitutionelle Bildung, die man ſich in der kurzen Zeit von zehn Jahren zu einem erſtaunlich hohen Grade angeeignet, viel Wiſſen und die mannigfaltigen, nützlichen Talente der Piemonteſen kamen da, zu eigener Befriedigung und zur Verwunderung des Fremden, in bedeutendem Maße an den Tag. Erſchien der König mit ſeinem gewaltigen Schnurrbart, ſeinem Jägerhut, ſeinem ſchlechten Mantel auf der Einen Schulter unter den Arkaden, dann war die Freude vollkommen und kontraſtirte ſehr mit der ernſten Stimmung und den weiter gehenden oder unterdrückten Gedanken der Mailänder, wenn man dieſe noch in Erinnerung hatte. — Ich weiß nicht, ob die Turineſen immer liebenswürdig ſind; ſo viel iſt gewiß, ſie waren es im Glücke.

Aber es iſt auch wahr, daß der glückliche Zuſtand der Piemonteſen nicht als ein vergänglicher Feſttag erſcheint. In Turin gewinnt man eine große Zuverſicht, ein feſtes Vertrauen in die Dauerbarkeit der guten Zuſtände; ihr Glück macht nicht den Eindruck eines Lottogewinnſtes, der, ohne moraliſche Baſen, ebenſo ſchnell zerronnen als gewonnen iſt, da man überall die Ueberlegung, den Plan, die Arbeit, die Vorbereitung erkennt. Selbſt die äußere Erſcheinung der Stadt erleichtert dieſe Erkenntniß. Wenige althiſtoriſche Städte ſind ſo ſehr die Chronik ihrer Entſtehung, Erlebniſſe und geheimſten Gedanken, wie dieſes junge, ſcheinbar noch unhiſtoriſche Turin.

Savoyen zieht ſich hierher an den Fuß der Alpen, als es die Unmöglichkeit erkennt, ſeinen urſprünglichen Plan auszuführen und ſich dem Norden zu, über das gewaltige Burgund, das dann in Frankreich aufgeht, und über die ſtarrſinnigen Republikaner Genfs und der Schweiz auszudehnen. In der Ebene alliirt und ſchlägt man ſich nach rechts und links, bis man in den Zeiten der ſtehenden Heere und der langen Regimenterlin

gerade wie Preußen, einen Königstitel erlangt und eine gradlinige Hauptstadt, wie Berlin, neu anlegt, in der Hoffnung und Zuversicht, daß sich die lange und breite einst mit Einwohnern fülle. Dieß geschah. Die Geschichte Piemonts wird durch Napoleon unterbrochen. Kaum wieder aufgenommen, wird auch die alte Ausdehnungspolitik, aber mit den neuen Mitteln wieder aufgenommen. Die französischen Eroberungen haben überall die Nationalitäten geweckt, und Nationalität ist das Losungswort des Jahrhunderts geworden. In Italien sprach man es zuerst in Neapel zu Gunsten der verjagten Bourbonen aus, einen Moment lang sogar zu Gunsten Murats, nach dem Wiener Kongresse zu Gunsten des Volkes und des Landes. Wort und Gefühl gehören jetzt der ganzen Halbinsel; am Grausamsten da verfolgt, wo man sich ihrer zuerst bedient hatte, flüchten sie sich in die nordwestlichste Ecke, und aus jener Zeit sehen wir im königlichen Archive zu Turin einen von königlicher Hand entworfenen Plan zu italienischer Propaganda und zu italienischer Einigung, der, in neunzehn ausführlichen Artikeln, nichts unberücksichtigt läßt. Es ist ein wahres und authentisches Seitenstück zu dem Testamente Peters des Großen. Prinzen und Könige mischen sich offen oder heimlich in die Bewegung, verrathen, werden verrathen, schlagen, werden geschlagen, stellen sich in den Vordergrund, ziehen sich zurück — aber man vergißt sie nicht. Sie thun Böses und haben nicht den Muth zum Guten, aber sie haben doch etwas gethan und ihre geheimsten Gedanken kund gegeben. Andere italienische Fürsten hatten dieselbe Idee; aber schwach und klein, wie der Herzog von Modena, verrathen sie mit größerer Energie und Grausamkeit, hängen sie ihre intimsten Freunde an den Galgen, um Metternich Unterpfänder ihrer Treue zu geben; werfen sich verzweifelt in die Arme Oesterreichs, des Papstes und der Sanfedisten und sind in den Augen der Nation für immer gerichtet und verloren.

Im Jahre 1848 stellt sich Piemont entschlossen an die Spitze Italiens. Von diesem Entschlusse, von den Vorbereitungen dazu

und von Allem, was darauf folgt, sprechen nun die Straßen Turins mit unverhüllter Stimme. Die Maske ist abgeworfen; der italienische Gedanke geht leibhaftig durch die Stadt; man begegnet ihm an jeder Ecke. Turin wird in eine Art von Pantheon Italiens verwandelt. Man sehe nur die Monumente. Da steht, unmittelbar vor dem Palaste der Nationalversammlung, die Statue Vincenzio Gioberti's, die an ein Primat Italiens erinnert, zugleich daran, daß das ursprünglich von ihm beabsichtigte Primat des Papstes eine Unmöglichkeit sei und sich als solche erwiesen und daß nunmehr nur das piemontesische übrig bleibe. Unweit davon, und zwar vor den Fenstern des Königs, das Monument, welches das österreichische Mailand der Oesterreich bekämpfenden Armee von 48 und 49 auf noch fremdem, aber verwandtem Boden errichtete; es ist wie eine Verkörperung des Wunsches der Mailänder, die sich hierher flüchtet. Auf einem anderen Platze sitzt in Marmor der alte Prediger italienischer Einheit, Balbo, und gleich neben ihm mit gezogenem Schwerte steht der neapolitanische General Pepe, dargestellt in dem Momente, da er den Befehl seines Königs zerreißt und trotz diesem Befehl zur Rückkehr dem bedrängten Venedig zu Hülfe eilt. Hat wohl je ein Militärstaat einem Generale, der den Befehl seines Königs zerreißt, ein Monument gestellt! Aber der einmal erfaßten großen Idee hat Piemont, größer als sein gewöhnlicher besonnener Charakter, alle anderen kleineren Rücksichten geopfert. Aus Florenz läßt es die vom Großherzog entfernten Marmortafeln mit den Namen der bei Curtatone gefallenen Patrioten stehlen und gibt ihnen einen Ehrenplatz in der Vorhalle des Stadthauses, neben den Bildsäulen der gefeiertsten oder geliebtesten Savoyer, u. A. neben Karl Albert, den man den Märtyrer von Oporto nennt. Diesem Märtyrer wird ein Denkmal errichtet, wie es Turin noch nicht besitzt, denn er war der Erste, der die piemontesisch-italienische Idee in Fleisch und Blut zu verwandeln sucht. — Dieß die Todten der kämpfenden Generation; in der Deputirtenkammer aber, als wäre sie schon der Rath der ganzen Nation von de

Alpen bis nach Selinunt, sitzen sehr lebendig die Söhne aller italienischen Stämme; sie haben sich hierher geflüchtet, sie haben für Italien gekämpft oder gelitten, sie sind in Piemont heimatberechtigt, und der ärgste Philister sieht sie ohne Neid, ohne Eifersucht, ohne Kirchthurmpatriotismus mitrathen und thaten, wie er bereitwillig die Steuern bezahlt, welche ihm dieser panitalienische Rath zu italienischen, nicht piemontesischen Zwecken auferlegt. So hat dieser kleine Staat klug, weise, praktisch schon vor 1859 gethan, was so viel werth ist als Alles, was sein Alliirter mit ihm auf dem Schlachtfelde ausführte, und wer die Dinge in der Nähe, in ihrer Vorbereitung und Entwickelung betrachtet, wird nicht mehr sagen, daß er Fortschritt und Ausdehnung fremder Hülfe verdanke. Was die Fremde für ihn gethan, verhält sich wie ein Theil der materiellen Ausführung zum schöpferischen Gedanken. Was mit fremder Hülfe im Jahre 1859 in kurzer Zeit geschehen, wäre ohne diese Hülfe etwas später, in etwas längerer Zeit, mit tiefer Zerrüttung Italiens und Europa's geschehen.

In Piemont hat man dieses stolze Bewußtsein; man fühlt sich Sieger, man ist nicht gedemüthigt, wie ein Beschenkter. Die momentane Politik der Dabormida, Lamarmora, die Rücksichten für Frankreich, die Halbheit des Auftretens, daran eben so wohl das mysteriöse Wesen eines übermächtigen Alliirten als der Charakter des Konstitutionalismus schuld ist, lassen dieses Bewußtsein zwar nicht vor dem Auslande glänzen, aber es besteht im Volke, im Gemüthe der ganzen Nation. Daher jene Sicherheit und jene Freudigkeit.

Der Charakter des Königs ist bei all Dem nicht zu übersehen. Je weniger er sich im eigentlichsten ideellen Wesen des Staates geltend macht, desto bedeutender wird er in diesem. Es ist ein König, wie ihn die Zeit, wie ihn der Moment in der historischen Entwickelung braucht. Er ist ein Arm, darum kann das Gehirn freier, das ist: republikanischer, walten, als wenn er irgend ein Organ dieses Gehirnes wäre. Das Volk will, und er ist immer bereit, auszuführen. Wäre er mehr Regent, er wäre der Zeit in

Italien nicht so angemessen; er würde einen Theil des freien Bewußtseins absorbiren, ein Theil des Nationalwillens würde dem seinigen weichen müssen und wäre gelähmt und verstümmelt. Vielleicht, daß die Erinnerung, einmal — man sagt, bei Novara — *gegen* die Nation gehandelt zu haben, zur Selbstbeschränkung das Ihrige beiträgt, und daß Viktor Emanuel, dem es an eigenem Willen nicht fehlt, durch Unterordnung unter den italienischen Gedanken etwas sühnen will. Wie Dem nun sei: Viktor Emanuel ist jedenfalls ein König, der so wenig als möglich hindert und der sich in der Weltgeschichte dadurch auszeichnen wird, daß er die Nation anders für die Freiheit vorbereitet, als die englischen Karl, die französischen Louis und die deutschen Vielnamigen. Sein größtes, wenn auch weniger glänzendes Verdienst, das nicht genug gerühmt wurde, liegt wohl in der Ruhe, in dem holden Leichtsinn, mit dem er den Haß und die Flüche Roms auf sich geladen und durch acht Jahre getragen. Er hat damit mehr für die Freiheit Italiens gethan, als mit allen Thaten auf dem Schlachtfelde. Wie jene Apostel zeigte er dem furchtsamen Volk, daß der Blitz in der Hand des Donnergottes nicht zünde und daß das Innere des gestürzten Götzen nur Staub und Spinnwebe enthalte. Wenn der Kaiser Napoleon die Brochüre: „Der Papst und der Kongreß" geschrieben hat, so hat der einfachere Viktor Emanuel den Enthusiasmus, mit dem man sie in Italien aufgenommen, vorbereitet.

Mit Turin verlassen wir die Hauptstadt eines Landes, das mit sich zufrieden ist, voll Hoffnung und heiterer Aussicht in die Zukunft. Sie hat vom Kriege eigentlich nur das Erhebende gesehen: Truppendurchzüge, die sich siegesgewiß und kampflustig den Schlachtfeldern entgegen bewegten; Boten, die Siegesnachrichten brachten, heimkehrende Sieger. Die Bewegungen im übrigen Italien konnten auf Turin nur heitere Reflexe werfen, denn sie geschahen ihm zu Gunsten. Nun hatte man eine große Provinz mehr und Aussicht auf Weiteres. Das ganze Land war von dieser heitern Atmosphäre angefüllt; aber mit den ersten

Schritten aus dem Lande ändert sich diese Atmosphäre. Mittelitalien war revolutionäres Land.

Wir eilen dem Centrum zu und wollen uns in Piacenza nicht aufhalten. Es ist eine arme, verkommene Stadt; sie steckt in ihren bangen Straßen und Festungsmauern wie ein abgemagerter Mann im schlotternden Rocke, der ihm viel zu weit geworden. In anderen Ländern wird der Festungsrock den Städten zu eng. Die Häuser sind verfallen, aus den Fenstern ohne Scheiben glotzt die Armuth; in unendlich langen Straßen begegnet man keiner Seele; Klostermauern und Kirchenfaßaden nehmen oft eine ganze Seite der Gasse ein. Wäre nicht der herrliche Platz, mit dem Stadthause, der florentinischen Kirche, den Reiterstatuen, der gewaltigen Halle, man würde durch nichts erinnert, daß man sich im schönen Italien befinde. Die Einwohner konnten die Verbissenheit des Elendes, das ihnen eine der despotischsten Regierungen durch Menschenalter auferlegte, im Laufe der letzten drei Monate nicht aus den Gesichtern verbannen. Wir gehen weiter nach Parma. Diese Stadt, welche dieselbe Erziehung genossen wie Piacenza, ja eine schlimmere, da sie den Hof und die Willkürherrscher in ihrem Schooße hatte, war noch vom Blute Anviti's bespritzt, und Europa schrie gegen Parma und gegen die Freiheit, die es gewonnen. Und Niemand hat doch Anviti ermordet, als jene Mißregierung, die durch die Freiheit gestürzt, deren Wirkungen aber nicht in wenigen Wochen vernichtet werden konnten. Parma war bis dahin eine musterhaft ordentliche Stadt; man bewunderte sie deßhalb in ganz Mittelitalien, da man ihre Wildheit, ihre Verbissenheit, ihre glühende Rachsucht unter den früheren Regierungen kannte; sie war durch den nationalen Gedanken gehoben und erschien würdig des vielen Schönen, das ihre Mauern bergen. Unzählige ihrer alten Feinde, die der flüchtigen Herzogin nicht gefolgt waren, ließ man unbehelligt die Straßen durchwandern, und man belächelte die viel zu eitle Schwäche der Regierung, welche fortfuhr, die Werkzeuge der verjagten Tyrannei zu besolden, weil sie auf der Liste der Beamten standen; welche

dem Grafen Pallavicini sein Gehalt fortbezahlte, als dieser für die Herzogin nach Paris reiste, um gegen Parma zu unterhandeln. Aber die Erscheinung des verkleideten Anviti, des grausamsten Werkzeuges des todten Herzogs, war eine zu freche Herausforderung, eine zu blutige Erinnerung an vielfache schuldlose Opfer; das Blut kochte auf, und sein Mord wurde eine Vendetta. Die Regierung ließ die Säule umstürzen, die seinen Kopf getragen hatte, und man war damit zufrieden, weil sie ein Denkmal war, das an einen Bourbonen und einen Habsburger erinnerte, und Alles war wieder ruhig, aber nicht ruhig wie Turin.

Wäre es Mittelitalien und mit ihm Parma gegönnt gewesen, am Kriege Theil zu nehmen, die Ermordung Anviti's hätte wohl nie stattgefunden; so aber hatte man nichts gethan, als eine kleine Herzogin weggejagt. Es glühte in allen Gemüthern, man hatte das dunkle Gefühl, daß die Freiheit nicht leichten Kaufes erworben, daß sie mit Thaten besiegelt und gefestigt werden müsse. Die Truppen der Ligue, die sich zum Theil in Parma sammelten, der Waffenlärm, die Erzählungen junger Offiziere, die den Krieg mitgemacht, manche unter Garibaldi, die ganze Ungewißheit der damaligen Lage, die Vorbereitungen, die der populärste Held Italiens in Bologna und Rimini traf; Alles regte auf, und neben der Nationalgarde, die gelassen die Stadt durchzog und auf ihren Posten stand, nahmen sich die glühenden Augen, die leidenschaftlichen Geberden des Volks und der Jugend, die sich unter die Soldaten mischten, beinahe unheimlich aus. Erinnerte man sich der Leidensgeschichte dieses Volkes, seiner Erziehung durch Polizei, Mönche und abhängige, heimliche Richter, ferner des ungewissen Zustandes, der seine theuersten Wünsche hinhielt, des Mißbehagens, das man betreffs der neuen Regierungen selbst, z. B. Cipriani's wegen, der allgemein für einen napoleonischen Agenten galt, empfinden mußte, und endlich des Charakters dieses Volkes, das aufbrausend ist und nicht ausdauernd, erwartend, ruhig energisch wie das mailändische, konnte man allerdings für die nächste Zukunft besorgt werden und einen Ausbruch erwarten,

der terroriſtiſch werden und die adoptirte Politik des Abwartens und ſtillen Organiſirens kompromittiren könnte. Dazu kam, daß die kleinen Herzogthümer ſich eigentlich von ihrer Ueberraſchung noch nicht erholt hatten, daß ſie noch über ihren eigenen Zuſtand und die neueſten Vorgänge erſtaunt waren. Mailand hatte ſich lange Zeit vorbereitet; es hatte nie an ſeiner Befreiung gezweifelt; was es jetzt faktiſch war, war es ſeit Jahren theoretiſch; die Herzogthümer unter dem unerhörten Drucke waren nie im Stande, einen Plan, eine Politik durchzuführen. Man hatte ſie ſtumpfſinnig machen wollen, und Das war bis zur Betäubung gelungen. Parma war noch immer im Zuſtande eines Menſchen, der ſoeben aus einer Betäubung erwacht und ſich noch nicht gefaßt hat; von dem nicht vorauszuſagen iſt, was er im nächſten Momente beginnen würde.

Aber es waren in den Herzogthümern einzelne Männer an der Spitze, deren Charakter wie deren Politik jeder ſyſtematiſche Terrorismus, wie jede Förderung elementariſcher Ausbrüche, gleich ſehr fern war. In dem unglücklichen Piacenza z. B. milderte der gebildete Anſelmo Guerrieri, der Ueberſetzer des „Fauſt", die Stimmung, und Parma ſtand unter dem Einfluſſe Modenas, das von Farini und ſeiner Umgebung zugleich mit den anderen Herzogthümern ſo klug und praktiſch regiert wurde.

Modena, oder vielmehr der Palaſt von Modena, war damals — Anfangs November — der eigentlichſte Mittelpunkt der mittelitalieniſchen Bewegung.

Die Stadt ſelbſt macht den trübſeligſten Eindruck von der Welt; jeder Stein, die ganze Luft, jedes Geſicht erzählt von der unvergleichlichen Mißregierung des verjagten Herzogs und ſeines Vaters, der ſeine Freunde und Vertrauten hängen ließ. Jedes, ſage *jedes* Haus trägt das Jeſuitenzeichen I. H. S. als ſprechenden Beweis, daß der Herr und Beſitzer dieſer Stadt ſie den heiligen Brüdern gewiſſermaßen als Eigenthum zu beliebigem Schalten und Walten übermacht hat. Die Einwohner ſchleichen durch die Straßen, als ob jeder Einzelne ſich von einem Späher

verfolgt fühlte. Die Gesichter geben sich vergebliche Mühe, sich in dem neuen Zustande aufzuheitern; die alte Gewohnheit und Furchtsamkeit ist stärker, als das noch neue Gefühl der Freiheit. Die Augen bleiben niedergeschlagen und haften am Boden. So wollten es die Herzoge, die Sanfedisten par excellence. In Deutschland ist diese politische Sekte wenig bekannt, obwohl es an seinen Höfen nicht an Bekennern derselben mangelt. Es ist hier nicht der Ort, ihre Geschichte und ihre Prinzipien auseinander zu setzen; es sei genug, wenn wir die Sanfedisten als die furchtbarsten Terroristen des Absolutismus bezeichnen. Ihr Streben geht dahin, alle Ideen der Civilisation und Freiheit mit Stumpf und Stiel auszurotten, und zu diesem Zwecke sind alle Mittel erlaubt. Kein Prinzip der Menschlichkeit oder Gerechtigkeit darf auf diesem Wege aufhalten; jede Ungerechtigkeit und Grausamkeit, jede Lüge und Heuchelei ist erlaubt, ja geboten, wenn sie auf diesem Wege fördert. Der Unterthan soll ein Sklave, ein Ding ohne alle Selbstbestimmung werden; der Fürst ein in jeder Beziehung unumschränkter, unverantwortlicher Herr und Eigenthümer, der nach Belieben schaltet und waltet. Da Bildung der Unterthanen der Erreichung dieses Zieles am Hinderlichsten ist, wird vor Allem alles Wissen, jeder selbständige Gedanke unterdrückt, wird die Religion zu Hülfe gerufen, damit der Unterthan nur glaube, was ihm von der Unbeschränktheit des göttlichen Rechtes gesagt wird. Das Ideal eines Sanfedistenstaates ist ein Haufe thierischer Individuen, der nur beten und arbeiten kann.

Wenn es die beiden letzten Herrscher Modenas auch nicht dahin brachten, ein Ideal sanfedistischen Staates zu bilden, so waren sie doch die Ideale sanfedistischer Regenten und waren ihre Helfershelfer Ideale sanfedistischer Höflinge und Beamten. Der verjagte Herzog Franz V. übertraf noch seinen Vater, der die gewaltigsten Tyrannen aller Zeiten übertraf. Er war großartig und schauderhaft konsequent in seinen Theorien und wählte zur Verwirklichung derselben, was ihm Späherthum und Pfaffenthum des Verworfensten bot. Modena war schlimmer als ein Kerker;

es war wie jene Irrenhäuser, in denen die Menschen planmäßig um ihre Vernunft gebracht werden. Die Geschichte Modenas in den letzten dreißig Jahren wird nie geschrieben werden, denn der Historiker, der sich hinsetzt, um die Thaten der beiden Herzoge aufzuzeichnen, wird entmuthigt die Feder fallen lassen: er will nicht als Lügner erscheinen, und es wird ihm Niemand glauben. Es ist auch besser, daß solche Thaten in ewiger Vergessenheit verschwinden — zur Ehrenrettung der Menschheit; es ist zweckmäßiger, daß Dergleichen für Unmöglichkeiten gehalten werde, wie der Elternmord in der Lykurgischen Gesetzgebung. Doch klagen wir Herzog Franz nicht an. Der Areopag europäischer Menschheit, der Wiener Kongreß, hat die Legitimität im Angesichte einer zivilisirten Welt als ein heiliges Prinzip neugeweiht, und Europa hat es anerkannt. Herzog Franz ist nur eine Blüthe der Legitimität, eine nothwendige und logische Folge. Unlogisch wäre, wer sich über seine Existenz wundern würde. Alle anderen Legitimisten, wenn sie einen kleinen Winkel der Welt regieren würden, über den das Auge der Mitwelt flüchtig hinwegstreift, würden eben so regieren, wie Herzog Franz.

Wenn Modena Hekatomben weltlicher und geistlicher Anviti's geschlachtet hätte, Niemand wäre anzuklagen als Herzog Franz, der mit achtzig politischen Gefangenen, die er wie einen theuren Schatz auf die Flucht mitgenommen, in der Welt umherzieht, oder vielmehr die Legitimität. Wenn ein Volk in seiner gerechten, durch Jahrzehnte unterdrückten Wuth einen Henker niederschlägt, da erhebt die Welt ein Geschrei der Entrüstung über die Formlosigkeit dieses Gerichtes. Wer hat gefragt, mit welcher Form die unzähligen Opfer der heimlichen Gerichte der Herzoge um Leben und Freiheit gebracht wurden? Wie wurden jene Achtzig verurtheilt? und welches Recht hat Oesterreich, sie in seinen Kerkern mit grauenvoller Gastlichkeit verschmachten zu lassen? Warum schreit Europa über Anviti's Tod? warum schreit es nicht über jene Entführung und diese Gastlichkeit?

Stille, wie ein Gespenst zog Herzog Franz mit seinen

Soldaten und ſeinen Opfern an der Gränze einher, nur wenige Meilen entfernt von Modena. Dieſe Nähe hat vielleicht nicht wenig zu der fieberiſchen Aufregung beigetragen, welche bei aller gewohnten Niedergeſchlagenheit das Blut erhitzte. Nirgends wie in Modena verlangte man Kampf; die Truppenmärſche, die gegen die Romagna zu begannen, belebten nach und nach die Gemüther, die Unheimlichkeit nahm ab.

Gänzlich verſchwand ſie im Palaſte, wo ſämmtliche Miniſterien um Farini verſammelt waren, denn hier herrſchte eine Thätigkeit, die den Beobachter mit größter Sicherheit, mit den beſten Hoffnungen für ganz Italien erfüllte. Der Palaſt in Modena war damals, unmittelbar vor der Wahl Farini's zum Diktator der Romagna, vielleicht der intereſſanteſte Punkt Italiens, jedenfalls derjenige, wo man über Charakter der Menſchen und der Bewegung die reichſte Belehrung ſchöpfen konnte und die überraſchendſten Erfahrungen machte. Es war daſelbſt wie in einem Bienenkorbe; aber wie in einem ſolchen konnte man auch hier mitten in der gewaltigen Rührigkeit Plan und Zweckmäßigkeit beobachten. Jeder war auf ſeinem Poſten, Jeder wußte, was er zu thun hatte, und that es mit bureaukratiſcher Regelmäßigkeit und unbureaukratiſcher Liebe: man ſah die ordentlichſte, beſtorganiſirte Revolution. Ein ſolches Phänomen iſt nur möglich bei vollſtem Bewußtſein des Zieles, bei einer klaren Politik und bei hoher Bildung Derjenigen, die mit der Ausführung betraut ſind.

Die Seele dieſer thätigen Welt war Farini, und er mußte es ſeinem ganzen Weſen und den Umſtänden nach ſein, auch wenn ihn ſeine Stellung als Diktator nicht dazu gemacht hätte. Wir können uns bei einem überſichtlichen Bericht unmöglich auf die Schilderung einzelner Perſönlichkeiten einlaſſen, um ſo weniger, als die italieniſche Bewegung ſo ſehr viele hervorgebracht; wir müſſen uns damit begnügen, das Bild derjenigen leicht zu ſkizziren, welche für die Zeit im Ganzen oder für einzelne Gruppen und Richtungen bezeichnend ſind und gewiſſermaßen

einen Inbegriff, eine Personifizirung darstellen. Da darf denn Farini freilich nicht vergessen werden.

Farini steht in einem Alter, das ihm erlaubt hat, die italienische Bewegung, seit sie immer größere Verhältnisse angenommen, d. i. seit dem Jahre 1830, ihre Niederlagen und ihr mit jeder Niederlage wachsendes Anschwellen als bewußter Verstand zu betrachten; aus einem enthusiastischen Jüngling ist er ein praktischer, besonnener Mann geworden: keine der vielen Erfahrungen war für ihn verloren. Das italienische Temperament, die revolutionäre Ungeduld wußte er seiner angeborenen Klugheit unterzuordnen, ohne aus dieser Unterordnung ein allgemein gültiges Dogma zu machen, ohne Enthusiasmus und menschliche Leidenschaften an Andern zu verachten oder gar zu verpönen, ohne, mit Einem Worte, ein Doktrinär zu werden. Seine Klugheit und praktische Lebenserfahrung haben die Wärme des Patriotismus nicht erkalten lassen, und so ist er ein Politiker, wie seiner der Moment bedurfte und wie Italien in neuer Zeit viele hervorgebracht und noch viele hervorbringen wird. Im Auslande vergißt man gar zu gerne, daß Italien von jeher das Land der Politiker gewesen, daß es in seinen schlechtesten und verfallensten Zeiten den meisten Großstaaten Europa's unumschränkte Herrscher in Gestalt von Ministern gegeben, daß das geknechtete Land immer durch irgend einen seiner Söhne, einen Mazarini oder Alberoni, in Europa geherrscht hat. Hätte Farini etwas Abenteuerliches in seinem Charakter, hätte er eine eigene Carriere mehr geliebt als sein Vaterland und wäre er in die Welt gelaufen, um sein Glück zu machen, er wäre ganz der Mann darnach gewesen, sich irgendwo, wo man klugen Rathes und umsichtigen Auges bedurfte, in die Reihe jener Italiener zu stellen. Aber Zeiten und Charaktere haben sich geändert; nur der erbärmlichste Adel des Hoflakaienthums und die Abenteurer schlechtester Sorte suchen noch heute, wie im 17. und 18. Jahrhundert, im Auslande ihr Glück zu machen. Den Patrioten sagt es ihr Herz, den Klugen ihre Klugheit, daß sie in der Gegen-

wart ihres Vaterlandes eine Zukunft pflegen. Bei Farini haben von jeher beide gesprochen, und seit er denkt, hat er sich für die Rolle vorbereitet, die er jetzt spielt. Seinen Jugendstudien nach ein Arzt, hat er die Beobachtung der Symptome und die Rücksicht auf die Folgen der Heilmittel auf das politische Feld übertragen und seit dreißig Jahren in allen Krisen am Krankenbette Italiens gestanden. Im Jahre 1849 aus der römischen Revolution trotz seinem Antirepublikanismus ins Exil und nach Piemont geworfen, lernte er daselbst sämmtliche Kräfte, die zur Befreiung Italiens beitragen konnten, anerkennen und schätzen. Das lag in der propagandistischen Luft Piemonts; wie Manin piemontesisch-konstitutionell, so wurde er in Piemont republikanischer, wenigstens mit Rücksicht auf Andere. Er wurde weniger ausschließlich und mehr objektiv. So gehört er heute zu Denjenigen, deren Farbe als Politiker schwer zu bestimmen ist; wir glauben, daß ihm an der Form des Staates weniger gelegen sei, daß er diejenige adoptire, die für den Moment zum nationalen Ziele führt. Hätte er die Republik als solche erkannt, er hätte sich nicht besonnen, republikanische Mittel zu ergreifen. Seine persönlichen Wünsche und Gesinnungen gehen weiter als der Moment, aber er legt ihnen einen Zügel an, daß sie über diesen nicht hinausgehen, und weiß auch andere zurückzuhalten oder zu freiwilliger Beschränkung zu bewegen. Man braucht Farini nur zu sehen, nur eine halbe Stunde zu sprechen, um sich dieses Bild seines Charakters zu entwerfen. Aus seinem ganzen Wesen spricht feurige Thätigkeit bei großer äußerer Ruhe, Klugheit, selbst einiger List, über die aber männliche Energie, Muth und Entschlossenheit beruhigen, weltmännische und geistige Bildung und eine Klarheit des Ueberblickes, die in den verwickeltsten Lagen Sicherheit gibt und endliche Ordnung verspricht. Auch ist das Vertrauen in Farini ein allseitiges. Selbst Diejenigen, die er fallen läßt, weil er nicht mit ihnen oder sie nicht mit ihm gehen können, oder denen er sich widersetzt, weil er ihr Beginnen für unzweckmäßig hält, klagen ihn nicht an

ſondern die Verhältniſſe, die ihm nicht geſtatten, auf ihre Abſichten einzugehen. Garibaldi, der ſich über viele der leitenden Perſönlichkeiten zu beklagen hatte, ſtand immer auf Farini's Seite, obwohl dieſer mit jenen Perſönlichkeiten handelte.

Farini iſt vielleicht der bedeutendſte Menſch ſeiner Art, aber er iſt nicht der Einzige, er iſt nur der charakteriſtiſche Charakter einer ganzen Richtung, wie ſie Nationalanlagen und die Geſchichte der letzten dreißig Jahre ausbildeten. Dieß erklärt zum Theil die kluge, politiſche Haltung des revolutionären Italiens, die große Organiſationsfähigkeit, die es entfaltete, die Umſicht, mit der es in ſo ſchwieriger Lage handelte, Klippen umſchiffte, Verlockungen widerſtand und den feindlichen Schlingen auswich, kurz alle die Eigenſchaften, welche Europa in Verwunderung ſetzten, weil es ſich gewöhnt hatte, in Italien nur Talente zu Attentaten, Putſchen und augenblicklichem Auflodern ohne Halt und Folge zu ſuchen.

Daß Farini nur ein Theil einer Gattung ſei, konnte man in Modena am Beſten erfahren.

Die Regierung, der vorzugsweiſe die Organiſation Mittelitaliens aus der Anarchie heraus, ja noch ſchlimmer, aus verrotteten Zuſtänden heraus oblag, die eine Armee, unzählige Aemter, ja Gedanken, Volk und Menſchen zu ſchaffen hatte, bedurfte vieler Helfer; berufen oder freiwillig ſtrömten ſie aus allen Theilen Italiens herbei, und im Palaſte Modena's konnte man eine ſchöne Auswahl italieniſcher Bildung und italieniſcher Vaterlandsliebe kennen lernen. Die Beamten, die allen Ständen angehörten, obſkure bürgerliche und berühmte altadelige Namen trugen und ohne Unterſchied des Namens hohe oder niedrige Aemter bekleideten, verſammelten ſich des Abends auf eine oder zwei freie Stunden zu einer gemeinſchaftlichen Mahlzeit und zu kurzer Ruhe nach tage- und nächtelanger Arbeit, in einem abgelegenen Saale des weitläufigen Palaſtes. Daſelbſt befand man ſich in einer der gebildetſten Geſellſchaften Europa's, unter Männern, die die verſchiedenſten Sprachen kannten, von allen

Früchten des Wissens gekostet, in allen zivilisirten Ländern gelernt hatten und die nun, mit Heiterkeit und im gehobenen Gefühl des Momentes, alle ihre Kräfte dem Vaterlande widmeten und aus der ermüdenden Arbeit in ihren Erfolgen neue Kräfte schöpften. Da waren viele im Bureaurocke, die noch vor Kurzem die Uniform auf dem Schlachtfelde getragen und bereit waren, sie jeden Augenblick wieder anzuthun. Unter diesen war wieder der vielerfahrene und gelehrte Oberst Frapolli der charakterisirende Typus. Auch betreffs der Bildung dieses bestverleumdeten Landes herrschen in Europa große Vorurtheile. Die Jugend Italiens hat die sanfedistische Absicht der Regierungen bald erkannt, welche dahin ging, die Halbinsel von den Strömungen moderner Bildung abzuschließen, das Land in Unwissenheit versinken, die Schulen aussterben oder in jesuitischen Lehranstalten nur ein falsches Wissen pflegen zu lassen und strebende Geister um die schönsten und fruchtbarsten Jahre zu betrügen, zu bestehlen. In der Angst des wiedererwachten Italiens, hinter dem übrigen Europa zurückzubleiben, und im Eifer, sich für das Vaterland der Zukunft zu bilden, warf man sich mit desto größerem Feuer auf die verpönten Studien, suchte man sich das Wissen jedes Faches anzueignen. Wir vormärzlichen Oesterreicher wissen etwas von dieser Angst und von der Sehnsucht, mit der man über die Gränzen auf das Streben und Forschen freierer Völker sieht. Welche Früchte dieser Seelenzustand in Italien getragen, sieht man heute: eine sehr verbreitete Bildung, die eine naive Freude an sich selbst und ein jugendliches Streben vor der Bildung anderer Länder voraus hat, die ferner, da sie zum Theil mit Hinblick auf einen gewissen Zweck erworben worden, einen praktischen Charakter hat. Auch Dieß vergißt man gern, daß in Italien, selbst in den schlechtesten Zeiten, Wissen und Gelehrsamkeit nicht ausgestorben und daß dieses Land immer Männer geliefert, an welche alle Wissenschaft, oft wie am Ausgangspunkte, anknüpfen muß. Selbst das 17. Jahrhundert sah Galilei; selbst das 18. Vico und das 19. seinen Volta. Drei so gewaltige Größen sind nie

vereinzelte Erſcheinungen. In Toskana kann man in Beziehung auf italieniſche Bildung noch größere Erfahrungen machen als in Modena.

In Modena befand ich mich eben im Momente einer großen Kriſe, durch welche die Stadt an Bedeutung verlieren ſollte. Farini wurde zum Diktator auch der Legationen ernannt und begab ſich nach Bologna; mit ihm manche ſeiner erprobteſten Stützen und Arbeiter. Ferner wollten, nachdem Italien den Völkern Europa's der Garantien genug gegeben, die Turiner Politiker, welche Cavour erſetzten, auch der Diplomatie Garantien geben, um ſich ſo beſcheiden als möglich dem Kongreſſe zu unterwerfen. Die Bürgertugenden, die Mittelitalien bewieſen, ſchienen nicht hinreichend; um würdig vor dem Kongreſſe zu erſcheinen, mußte es gut altpedantiſch einregimentirt, bureaukratiſirt auftreten; trotz der unleugbaren Revolution, die vor ſich gegangen, ſollte Revolution ſo viel als möglich geleugnet und mußten alle revolutionären Kräfte, wie ſehr ſie ſich auch unterordneten und verleugneten, entfernt werden. General Fanti, Oberbefehlshaber der Truppen Mittelitaliens, der mit Turin in engſter Verbindung ſtand, begann die Operation, um dem Regenten, Carignan, der Mittelitalien repräſentiren ſollte, ein monarchiſch wohlgeordnetes, geſcheuertes Land zu übergeben. Er fing es im Kleinen an, indem er diejenigen Männer, die ſich für Italien geſchlagen und daher noch Grade in der Armee hatten, auch die entſchiedenſten von Geſinnung waren, von ihren Poſten weg in ihre Garniſonen kommandirte. So wurde Frapolli, der ſich im zeitweiligen Kriegsminiſterium die größten Verdienſte um die Organiſation der Armee erwarb und in dieſer Armee ſeiner Vorſorge wegen und als tapferer Soldat beliebt war, ſo wurden viele Andere entfernt, um ſpäter einen Größeren entfernen zu können Modena wurde ſtiller, auch etwas verſtimmt; das Centrum war nach Bologna verlegt, wo nun Farini und Garibaldi waren. Ich ging nach Bologna: in neue Ereigniſſe, in eine neue Welt.

Ich glaubte in Parma und Modena, im Lande der Revolution

zu ſein; ich hatte mich geirrt. Ein Blick auf Bologna und auf das Land, das ich bis dahin durchzog, ſagte mir, daß die Legationen die eigentliche Revolution beherbergten. Garibaldi ſagte mir in Turin: Ein ſchlimmeres 1793 ſteht hinter uns; wir halten es auf; ohne uns würden alle Prieſter niedergemacht; die Wuth des Volkes gegen die Prieſterherrſchaft iſt ungeheuer. Nach eintägigem Aufenthalte in Bologna glaubte ich ihm ganz; denn ich fühlte es, ich las es aus allen Augen, ich ſah es an der ganzen Haltung der Bevölkerung, daß man hier zum Aeußerſten entſchloſſen, daß hier ein ſeit Jahrzehnten konzentrirter Haß zum Ausbruch kommen könnte. Die Freiwilligen, die ſich in dieſer Atmoſphäre ſammelten und Bologna und Rimini in Kriegslager verwandelten, waren bald von der Stimmung des Volkes angeſteckt; waffenlos, wie ſie zum Theil noch waren, hätten ſie ſich in einem Knäul mit dem Volke über Ancona, über die Marken, über den ganzen Kirchenſtaat und Rom hingewälzt und Alles auf ihrem Wege erdrückt, immer anwachſend wie eine Lawine, wenn Garibaldi nur ein Wort geſprochen hätte. Er ſprach dieſes Wort nicht, weil er ſich der ſardiniſchen Politik verſprochen hatte, er gab im Gegentheil das Beiſpiel der Unterordnung unter Fanti, während dieſer an ſeiner Entfernung arbeitete, und das ganze Volk ahmte ſein Beiſpiel nach. Bei jener furchtbarſten Stimmung, die nach einer That lechzte, blieb es in den Legationen ſo ruhig, wie in Mailand und Modena, und konnte Farini ſeine bürgerliche Organiſation beginnen und fortſetzen, wie in friedlichſten Zeiten. Ja, dieſe Stimmung ſelbſt unterſtützte ihn, denn da man ſich die That verſagen mußte, nahm man mit Freude die Dekrete auf und half zu ihrer Ausführung, weil ſie das verrottete Staatsgebäude des verhaßten Feindes untergruben. Alltäglich erſchienen neue Dekrete, und das Volk las ſie und weidete ſich an der Enthüllung uralter Infamien, welche ihre „Erwägungen“ enthielten. In der That waren dieſe Dekrete ein [illegible] und lehrreicher Kurſus über kirchliche Regie[illegible] Dekreten folgte die Veröffentlichung der [illegible]

denzen der Kardinalminister und Kardinallegaten, aus denen hervorging, daß die Herrscher des Kirchenstaates sich bei der ungeheuren Majorität des Volkes verhaßt wußten, und die den Eindruck, daß man hier ein von Empörung erfülltes Volk vor sich habe, offiziell bestätigten. Auf das Volk wirkten diese Dokumente in so ferne beruhigend, als es sich sagte, Europa könne unmöglich die Legationen zur Rückkehr unter die Herrschaft des Papstes zwingen wollen, da das Papstthum in diesen Dokumenten sich selbst als verhaßt und als alle Reformen von sich weisend darstelle. Naives Volk!

Uebrigens bedurfte das Volk im Ganzen dieser Beruhigung nicht; in seiner Ueberzeugung war es ausgemacht, daß jede Restauration wie jede Reform eine Unmöglichkeit sei, wie es in jedem unbefangenen Beobachter ausgemacht war, daß, wenn trotz dieser Ueberzeugung in Folge überlegener Kräfte eine Restauration versucht und durchgeführt werde, die Revolution in Italien und mit ihm in ganz Europa ein unbestimmbar langes Leben erhalte. Unter diesen Umständen und beim Anblicke der Spuren, welche die päpstliche Herrschaft zurückgelassen, konnte man zu den Nachrichten von den beginnenden katholischen Agitationen zu Gunsten der weltlichen Regierung des Papstes nur lächeln. Sie haben gut reden und Adressen unterschreiben, diese Gläubigen, sehr Gläubigen, an Rhein und Donau, an Loire und Boyne; ihnen ist es leicht, ihre Frömmigkeit mit dem Blute, mit der Freiheit, mit allem Schönsten und Besten Anderer auszulösen, Anderer Geist und Leben als Opfer auf den Altar ihres Hohenpriesters niederzulegen. Man verpflanze sie nur für zehn Jahre in die Legationen, und wir wollen sehen, ob dann nicht wieder fern wohnende Gläubige gegen sie solche Adressen unterschreiben werden, wie sie sie jetzt gegen die Romagnolen unterzeichnen.

Um aber zu den Bolognesen zurückzukehren, muß man gestehen, daß der Anblick dieses revolutionär-ruhigen Volkes nichts Erquickliches hatte, wenig Schönes, wenig Erhebendes. Der Geist, gegen den es gewaffnet stand, warf seinen Reflex auf seine

Feinde: die dürftige Atmosphäre herzloser Priesterlichkeit schien noch auf Alles zu drücken. Wie Eisen in ihre Mäntel drapirt diese Männer auf dem Marktplatze standen, durch die langen Arkaden wandelten, ihr Blick voll Haß, voll Bitterkeit, ihr Schweigen, ihr Lauern machte sie unheimlich. Aufschwung, Begeisterung machte sich in diesem Antlitzen gegen kirchliche Gewalt nicht geltend; der schleichende Feind, der dieses Land seit Jahrhunderten unterdrückte, hatte sich einen schleichenden Widersacher erzogen. Diese Revolution sah nicht wie ein schönes, siegendes, mit Fahne und gezogenem Schwert vorwärtsschreitendes Weib aus, sondern wie ein Mann, der mit einem Dolche unter dem Mantel durch die Gasse schleicht. Spanische Städte, die sich für die Inquisition schlugen, mögen so ausgesehen haben, wie diese Stadt, die sich gegen die Inquisition waffnete. Es war düster in Bologna; die Schatten einer jahrhundertlangen Nacht lagen noch auf allen diesen erwachenden Seelen, die schweren Träume wirkten nach. Wollte man Begeisterung, Aufschwung, schöne Regungen, Heiterkeit vor der Schlacht, mußte man zu den Freiwilligen gehen, die aus allen Theilen Italiens, besonders aus Venetien, herbeiströmten und die auch die jungen Romagnolen, die sich ihnen anschlossen, aufweckten und ermunterten. Diese stachen sonderbar ab von den revolutionären Bolognesen und von unzähligen Mönchen, die unter dem Schutze bürgerlicher Ordnung ekklesiastisch lächelnd oder mit dem weißen Bettelsacke auf dunkler Kutte nach wie vor die Gassen durchschritten.

Die Verkörperung der schönen Revolution, der Begeisterung, sah man in ihrem Hauptquartier, im Palaste Aldobrandi, den Garibaldi mit seinem Stabe und seinen Freunden bewohnte. Dieser Punkt ist eben so charakteristisch, als es uns der Palast von Modena gewesen. Garibaldi ist eben so ein Typus, wie Farini, denn Charaktere wie er sind Pflanzen, die nur in Familien wachsen, wenn sie auch ein höheres Wachsthum erreichen als ihre Familienbrüder. Sie ragen nur hervor, und aus weiter Ferne mag man an ihnen erkennen, welche ihre Umgebung ist, und kan

man aus ihrem Daſein ſchließen, auf welchem Boden ſie wachſen und welche Eigenſchaften Tauſende mit ihnen gemein haben. Es giebt nur Bevorzugungen in einem Volke, nicht Ausnahmen. Garibaldi iſt keine Ausnahme in ſeinem Volke und in der jetzigen Bewegung; ſein Muth, ſeine Hingebung, ſeine Entſchloſſenheit, Freiheitsliebe, ſeine unauslöſchbare Begeiſterung, ſeine Einfachheit und Anſpruchsloſigkeit finden ſich in einem großen und im ſchönſten Theile der Nation. Seine unerhörte Popularität iſt nur eine Folge des allgemeinen Verſtändniſſes ſolchen Charakters und der Wahlverwandtſchaft; ſeine Gewalt beſteht in dem Familiengefühle, das Tauſende mit ihm verbindet. Es iſt Kurzſichtigkeit oder Böswilligkeit, die, gezwungen, Garibaldi's edle Erſcheinung anzuerkennen, bei Beurtheilung des italieniſchen Volkes ſagt: Eine Schwalbe macht keinen Sommer. Es gibt aber nie nur Eine Schwalbe; die Schwalben kommen immer in Schaaren. An Garibaldi kann man die vorzugsweiſen ſchönen, ich möchte ſagen, die äſthetiſch-ſchönen Eigenſchaften der jetzigen Bewegung nur am Beſten beobachten, weil ſie alle in ihm vereinigt und in einem großen Maßſtab gezeichnet ſind, wie man an Farini u. A. die ſogenannten praktiſchen, politiſchen Eigenſchaften ſtudiren kann, die durch ihren Nutzen ihren Werth erhalten.

Ich habe Garibaldi ſchon in Turin geſprochen, und ich glaube ihn nach dem erſten Geſpräche ſo gut gekannt zu haben, wie nach dem längeren Umgange in Bologna. Schon ſeine äußere Erſcheinung reicht hin, ihn zu kennzeichnen und für immer ein Charakterbild in die Seele zu prägen; und man glaubt dem erſten Eindrucke, weil aus Blick, Ton der Stimme, Haltung und Geberde nur Wahrheit ſpricht; da iſt nichts Gemachtes, nichts Arrangirtes; an dem Manne, der ſeit zehn Jahren auf der Weltbühne ſteht, nichts, was an eine Rolle erinnert. Er gibt ſich mit vollkommenſter Unbefangenheit, und überzeugt von ſeinem Rechte, möchte er es vor der ganzen Welt proklamiren und die Mittel, die er zu deſſen Verwirklichung nothwendig hält, Jedem bekannt machen. Er würde mit dem Kaiſer von Oeſterreich und

dem Papſt mit derſelben Offenherzigkeit von den Zwecken ſeines Lebens ſprechen, wie mit dem Republikaner. Er kann es, denn er denkt nicht an ſich, wie er ſein vergißt, wenn er, immer der Erſte, dem Feinde entgegenreitet; er denkt nur an Italien, nicht an ſeinen Ruhm, nicht an Reichthümer und Stellen. Seine ganze Perſönlichkeit iſt in der Liebe zu Italien aufgegangen; ſeines Landes Ruhm, Freiheit, Wohlfahrt ſind ihm Alles. Er, der Jedermann wie eine fertige, in ſich abgeſchloſſene Geſtalt erſcheinen muß, von der man nicht ein Atom entfernen kann, ohne die allgemeine Harmonie der Erſcheinung zu ſtören, mag ſich ſelbſt am Wenigſten als eine Perſönlichkeit vorkommen, da er aller perſönlichen Zwecke ſo ſehr entäußert iſt. Italien ſei heute frei, und er wird auf ſeiner Inſel verſchwinden, wie eine Fahne, die ihre Dienſte gethan. Seit langer Zeit hat die Welt keinen Helden hervorgebracht, der mit ſeiner Idee ſo Eins geweſen, wie Garibaldi. Das weiß man, darum iſt er ſo geliebt, wie die Idee ſelbſt, die der Nation wieder Seele und Leben geben ſoll, darum iſt er mehr geliebt, als alle Anderen, die dem Lande Erfolge und Fortſchritte erringen. Ihnen iſt man dankbar für den momentanen Sieg, der dem Feinde einen Vortheil, ein Stück der Heimat entreißt; in Garibaldi ſieht man den ganzen Sieg, das ganze Glück, das die Zukunft bringen ſoll dem ganzen Lande. Seine Popularität iſt beiſpiellos; die Liebe ſeiner Umgebung zu ihm leidenſchaftlich, eiferſüchtig. Man weiß aus Geſchichte und Mythe, daß die erhabenſten Helden, Lehrer und Erlöſer ihre Judaſſe gefunden; doch ſcheint es unmöglich, daß in der Nähe Garibaldi's ein Verräther aufwachſen könne. Was in ſeine Atmoſphäre kommt — und dieſe erſtreckt ſich über das Heer und tief ins Volk hinein — wird Garibaldiſch oder iſt es ſchon, denn, wie geſagt, die ſchönen menſchlichen und patriotiſchen Tugenden ſind über das Land ausgeſtreut und haben ſich ſeit 1848 zu einer reichen Blüthe entfaltet. Ich könnte Viele nennen, die ihm in nichts nachſtehen, wo es ſich um Vaterlandsliebe, um Muth, Hingebung, Uneigennützigkeit und Wahrhaftigkeit des ganzen

Wesens handelt; aber sie gehören nicht so der Oeffentlichkeit wie Garibaldi. Solche Menschen, solche Charaktere sind Symptome der Auferstehung, aus ihrem Dasein lassen sich mit größerem Rechte Schlußfolgerungen ziehen als aus der Süßigkeit Bellinischer Musik, wie es Herr Riehl in München thut. Dieser, nachdem er willkürlich Bellini zum Kompositeur der Auferstehung Italiens macht, schließt daraus, daß diese Auferstehung keine Auferstehung sein könne. O Herr Riehl! Wenn einst ein künftiger Kulturhistoriker Riehl den Kompositeur Riehl zum Tambour-Major unserer deutschen Auferstehung macht, welche Schlüsse wird er daraus ziehen? Daß der Auferstandene sich nun wieder begraben lasse! So wird Beschränktheit unwillkürliche Perfidie. Warum soll ein Musiker, und gerade ein etwas süßlicher Musiker, der Vertreter einer Volksauferstehung sein? seit wann hat man vorzugsweise Musikern diese Vertretung zugedacht und nicht z. B. konkreteren Dichtern? Und warum denkt Herr Riehl nicht an den gewaltigen Dichter Giusti, der aus dem innersten Herzen der Nation heraus gesungen, und zwar mit gewaltiger Kraft wie wenige nationale Dichter! Herr Riehl ist zu entschuldigen; er weiß wohl nichts von Giusti und versteht einen Garibaldi nicht, der gegen ein Mittelalter zu Felde zieht, das Herr Riehl, der Kulturhistoriker, so sehr liebt und so gerne wieder herstellen möchte.

Ist es nicht erstaunlich, wie Menschen, die vielleicht nicht fähig sind, einem Individuum ungerechterweise das geringste Böse nachzusagen, mit größtem Leichtsinn eine ganze Nation verleumden, oder herabsetzen, oder auf unberechtigte und willkürliche Symptome hin zur Befestigung alter Vorurtheile beitragen? Und ist es nicht erstaunlich, daß Das bei uns universellen Deutschen so oft vorkommt?

Doch wir haben es nicht mit Kulturhistorikern zu thun, sondern mit der lebendigen Geschichte selbst, die Wahres spricht und Anderes lehrt, als jenes Absprechen, das germanisch sein soll und so ungermanisch ist, eben weil es den weltbegreifenden germanischen Geist verleugnet und höhnisch-dumm vor dem Schönsten

der Fremde ſtehen bleibt. Es iſt begreiflich, daß man ſich in gewiſſen Gegenden Deutſchlands erinnerte, Oeſterreich ſei deutſch, deutſche Ehre ſei in Italien verpfändet, und was Dergleichen mehr ſei, iſt es aber darum unausweichlich nothwendig, den Feind zu verleumden, ſeine augenſcheinlichſten Tugenden, ſeine beſten Thaten, ſeine beſten Menſchen anzuſchwärzen? Selbſt die Klugheit verwirft ſolches Verhalten. Die beſte Politik iſt die des Dichters, der den Feind ſeines Helden hebt und ſeine Tugenden anerkennt, um ſeinen Helden deſto größer erſcheinen zu laſſen. Homer ſtellt ſeinem Achilles einen Hektor entgegen, und Milton macht ſelbſt den Satan zu einem ſchönen und gewaltigen Helden.

Zu den größten Freunden Garibaldi's gehört Viktor Emanuel; der tapfere König bewundert den tapferen Patrioten, und da dieſer ſich der national-politiſchen Idee Manins angeſchloſſen, hat der König das größte Vertrauen in den Republikaner, wohl wiſſend, daß es ihm dieſer ankündigen würde, ſo bald er für die Republik in Italien auftreten wollte. Aber der König Viktor Emanuel iſt nicht die Monarchie und nicht die monarchiſche Diplomatie Europa's. Die Monarchie ſaß im Turiner Miniſterium in Geſtalt der beiden Generale Lamarmora und Dabormida und war in Mittelitalien durch den Oberkommandanten General Fanti vertreten. Der Monarchie graute es vor der Bundesgenoſſin, der Demokratie, nachdem ſie ihrer Hülfe nicht mehr bedurfte; der bureaukratiſchen Monarchie vor dem Geiſte freiwilliger Soldaten, die für eine bewußte Sache bewußt kämpfen wollten. Die regelrechten, aus Militärſchulen hervorgegangenen und auf dem Exerzierplatz erzogenen Generale fühlen ſich nicht wohl neben einem General wie Garibaldi, der den Volksgeiſt anerkannte, auch den freiwilligen Muth ſeiner Soldaten und die begeiſternde Idee gelten ließ und vielleicht höher ſtellte als irgend eine taktiſche Bewegung. Piemonteſiſcherſeits hatte man bereits das Schwert bis über den Griff in die Scheide geſtoßen und die Ordnung der italieniſchen Angelegenheiten ganz der Feder und der Diplomatie überlaſſen; man zitterte vor dem Gedanken, daß in

Mittelitalien ein Inzidenzfall geschaffen würde, der neue Verwicklungen herbeiführen und die Verhandlungen, die so schön im Gange waren, stören könnte. Und man hatte Recht, zu zittern. Der ganze Kirchenstaat war in fieberischer Aufregung; Ancona bereitete sich auf seinen Fall wie auf ein Fest vor: von allen Seiten rief und erwartete man die Befreier. Hätte man sich an den Gränzen von Rimini zu schlagen angefangen, die italienischen Freiheitstruppen hätten nicht müßig zusehen dürfen. Der ganze Kirchenstaat wäre in drei Tagen befreit gewesen. Dieß konnte die Turiner Politik kompromittiren und die Diplomatie verstimmen. Man mußte Garantie haben und geben, und da man Letzteres mit den eigenen politischen und persönlichen Wünschen vereinigen konnte, war der Fall Garibaldi's beschlossen. In dem Augenblicke, da er wie ein Feuer erobernd über die Halbinsel ziehen konnte — konnte, nicht wollte, da er sich dem König verpflichtet hatte — wurde er nach Turin berufen und gab oder vielmehr bekam seine Entlassung. Er wich den Bitten und Vorstellungen, die allerdings mit der Politik übereinstimmten, auf die er einmal eingegangen war, und kümmerte sich wenig um die persönlichen Kleinlichkeiten, welche die Herbeiführung dieser Katastrophe erleichterten und förderten. Es that ihm auch weh, seine Armee zu verlassen; den Posten, auf dem er unthätig hätte stehen müssen, gab er gerne auf.

Die Entlassung oder der Rücktritt Garibaldi's — denn es war Beides — bildet einen der schwierigsten Momente in der Epoche Italiens. Das Land wollte sich rüsten, und trotz allem Vertrauen in das organisatorische Talent des gebildeten und erfahrenen Fanti, der nun Mittelitalien allein bewaffnen sollte, kam man sich ohne Garibaldi entwaffnet vor. Dazu kam, daß eben die Regentschaft des Prinzen Carignan, die provisorische Einigung, durch Frankreichs Widerspruch gegen dieselbe vereitelt wurde. Man sah sich fremden Einflüssen preisgegeben, der Diplomatie, von der man nichts hoffte, überantwortet, und der Mann, den das ganze Volk als einen Damm selbst gegen voll-

endete ungünſtige Thatſachen wie gegen laufende Gefahren betrachtete, war beſeitigt. Es war die große Probe zu beſtehen, ob Italien wirklich ſo politiſchen Sinn habe, wie es nun ſeit Monaten gezeigt, ob es ſich ſelbſt bei ſo tief gehender Erſchütterung des Vertrauens in Menſchen und Verhältniſſe, nicht auch im Vertrauen zu ſich ſelbſt, zu ſeiner Zukunft werde erſchüttern laſſen; ob es den einmal eingeſchlagenen Weg weiter gehen oder unkonſequent auf einen andern überſpringen werde? Es hat die Probe auf großartige Weiſe beſtanden; aber daß es ſie beſtanden, iſt mehr den Garibaldiſten als allen andern Parteien zu danken.

Anfangs war die Nachricht nur der Regierung und einigen Eingeweihten bekannt; Niemand wagte, ſie dem Publikum ruchbar zu machen, und es war in der That Gefahr dabei, die Thatſache anzukündigen. Es hätte ſie Niemand geglaubt, der Bote wäre für einen Lügner gehalten worden, für einen Aufwiegler, der nur Zwietracht ſäen will. Selbſt der Monitore ließ mehrere Tage verſtreichen, ohne das wichtige Ereigniß mit einem Worte zu erwähnen. Die intimſten Freunde Garibaldi's, die bereit geweſen wären, die Welt dieſes Ereigniſſes wegen aufzuwühlen, ſchwiegen und verhielten ſich in aller Stille, aus Furcht vor dem Unberechenbaren, das auf dieſe Nachricht bei dieſem Volke folgen konnte. Endlich ging ein Gerücht durch die Stadt; es wirkte nicht, weil man es belächelte, es verbreitete aber doch einige Beſorgniß, und die Stimmung wurde unheimlich. Die ganze Nacht hindurch ſchlichen ſtumme Gruppen um den dunklen Palaſt Garibaldi's und ſahen fragend die ſtummen Mauern, das geſchloſſene Thor, die ſchwarzen Fenſter an. Die Schildwache ſelbſt hatte ſich in den inneren Thorweg hinter das geſchloſſene Thor zurückgezogen. Ein Wort in dieſe Gruppen geworfen, und der Aufſtand loderte lichterloh, und die ganze Geſchichte Italiens nahm eine andere Wendung — vielleicht eine glücklichere, jedenfalls eine ſelbſtändigere und großartigere. Aber die Freunde Garibaldi's hatten indeſſen Zeit gewonnen zur Berathung und zur Verhinderung von Feindſeligkeiten gegen die Regierung: man hatte ſich

erholt, man hatte sich damit getröstet, daß der Rücktritt des Generals nur eine diplomatische, momentane Konzession sei, daß er immer wieder auftreten müsse, wenn die Bewegung vorwärts gehe, man unterdrückte alle persönlichen Gefühle, die wohlwollenden für Garibaldi, die feindlichen gegen Fanti, die verstimmten gegen Farini: man beschloß Ruhe, und die ganze ungeheure Gährung, die endlich, da kein Zweifel mehr war, im Volke entstand, konnte auf eine Demonstration vor dem Palazzo del Governatore beschränkt werden. Dieß dankt Italien den Garibaldisten.

Wir wollen nicht untersuchen, ob es für Italien besser gewesen wäre, wenn es in diesem kochenden Momente die Waffen ergriffen und gegen innere und äußere Feinde, wie gegen seinen Alliirten, einen gewaltigen Unabhängigkeitskrieg begonnen hätte; wir wollen nur feststellen, daß auch in solchen Momenten selbst ein Volk wie das von Bologna sich zu fassen und zur Ausdauer zu entschließen verstanden und daß sich Italien in den Tagen, die dem 17. November folgten, ein Zeugniß der Furchtbarkeit ausgestellt, den Feinden seiner Zukunft eine Warnung gegeben.

Die Geschichte war nun in Bologna auf den alten, von Papst- und Kaiserbildern angefüllten Palast del Governatore beschränkt; sie saß diskutirend im Kabinette Farini's oder finanzielle Zahlen schreibend in der Kanzlei des Marchese Pepoli, des Vetters Louis Napoleons; sie stieg nicht groß und würdig die breiten Treppen Bramanti's hinauf, und es war Zeit, Bologna zu verlassen und die Reise nach Rimini, der letzten Gränze der Revolution, die nicht mehr ausgedehnt werden sollte, aufzugeben.

Ich ging über die Apenninen, ich fuhr eine Nacht durch; am nächsten Tage erwachte ich in einer anderen Welt. Ist zwischen Bologna und Florenz noch immer ein Unterschied wie zwischen Gallien und Etrurien?

Vom rauhen Apennin hinab ins Thal des Arno fährt man durch eine unendliche Zahl der herrlichsten Landhäuser, in die sich die Glücklichen der Erde zurückziehen; Alles ringsum lacht und blüht. Das Arnothal mit Florenz im Schooße ist un-

beſchreiblich und dem trunkenen Auge unerſchöpflich. Man fährt durch das Thor San Gallo, das mit Fresken von Ghirlandajo geſchmückt iſt, dann an Paläſten vorbei, vorbei am Battiſterio mit den Thoren Ghiberti's und Bologna's, am Dome Arnolfo's und Brunnelleschi's, am Campanile Giotto's, an Or San Michele mit Orgagna und Donatello und hält auf der Piazza del Granduca, jetzt Piazza del popolo, vor dem märchenhaften Palazzo Vecchio, vor dem Ideal der Baukunſt, der Loggia Orgagna's, vor den Antiken, vor den Werken Michel Angelo's, Cellini's, Donatello's, Bologna's, wohin man blickt, vor den Uffizien Vaſari's mit ihren unſagbaren Reichthümern: auf dieſem wunderbarſten aller Plätze ein Volk voll Milde und Güte, das herbeieilt, um gefällig zu ſein, um ſich hülfreich zu zeigen, das den Fremden in einer melodiſchen, edlen Sprache anredet, die ihn an die edelſten Dichter alter Zeiten erinnert. Wo iſt die Revolution? wo iſt die Aufregung? wo ſind all die Symptome einer politiſch unſicheren Zeit, einer Uebergangsepoche, die faſt überall beunruhigt, erhitzt, Beſorgniß erregt? Man ſieht ſich näher um, man bleibt nicht in den Straßen, man dringt in Häuſer und Familien, man ſpricht mit Volk und Politikern — von all Dem keine Spur; der erſte Eindruck war der wahre, man befindet ſich bei einem milden Volke von Künſtlern, in einem ruhevollen, friedfertigen Lande.

Ihr Revolutionstag im ſonnigen April iſt wie ein Feſt abgelaufen, und die feſtliche Stimmung iſt in den Gemüthern geblieben. Jedermann erzählt mit Genugthuung von dem Tage, wie da Alles ſo ſchön geweſen und wie die Sache ſo heiter abgemacht worden. Das Volk verſammelte ſich und wollte eine nationale Politik vom Großherzog; der Großherzog ging auf den Willen des Volkes nicht ein und wollte Florenz bombardiren laſſen. Aber findet ſich ein Toskaner, der auf Florenz eine Kugel abfeuern könnte? Er fand ſich nicht, und die lothringiſche Familie, die Das nur durch die Thatſache begreifen konnte, reiste ab. Sie fuhr durch ein ungeheures Volksgedränge, das vor dem ent-

thronten Fürsten, dessen Gattin weinte, den Hut abnahm; als die Fliehenden so weit waren, daß sie nicht mehr hören konnten, flogen die abgenommenen Hüte und Mützen in die Luft und erhob sich der Ruf: Es lebe Italien! So rücksichtsvoll war das Volk dem fliehenden Feinde gegenüber. Einige hiesige Offiziere begleiteten den Flüchtling bis an die Gränze. Dort verlangte er, seinen Begleitern die Hände zu drücken, und sagte: „Ich danke Ihnen, meine Herren, für Ihre Begleitung, aber ich muß mein Bedauern aussprechen, daß es in Toskana nie eine treue Armee geben werde." Ein Oberst antwortete: „Kaiserliche Hoheit, Toskana wird eine treue Armee haben, so bald es einen italienischen Fürsten haben wird." — Der Großherzog zuckte die Achsel und fuhr weiter, die Offiziere ritten nach Florenz zurück, das sich indessen mit dreifarbigen Fahnen geschmückt hatte. Das war die ganze Revolution, und von jenem Tage an war die Ordnung nicht einen Augenblick gestört, die Stimmung nicht einen Moment getrübt. Anfangs saß eine provisorische, dann eine definitive Regierung; darauf kam es nicht an; das Volk braucht kaum eine Regierung, höchstens eine Administration, die die Steuer erhebe und sie verwende.

Der Fremde, besonders wenn er von den kochenden Legationen kommt, kann sich Anfangs von seinem Erstaunen nicht erholen; ja, er ist empört über diese Ruhe, über diese festliche Glückseligkeit mitten in einer so bewegten Zeit, in der sich's um Sein oder Nichtsein des Vaterlandes handelt, in der alle Leidenschaften, selbst Haß, Mißtrauen, Argwohn nicht nur berechtigt, sondern selbst als Pflicht erscheinen. Er sucht das alte Florenz, das er aus der Geschichte kennt, mit seinen gewaltigen Kämpfen, mit seinen Parteien, mit seinen Dolchen und Schwertern und Proskriptionen, mit seinen Macchiavelli und Guicciardini, das Florenz, das an den Straßenecken an die Pazzi, Albizzi, an Dante erinnert — er findet es nicht: er findet im Gegentheil — nach längerer Bekanntschaft und dann nicht mehr empört — eine Stadt, von der er glaubt, daß sie ohne alle Politik, ohne jede

Regierung und ohne alle Revolutionen bestehen könnte, denn sie ist vom sanftesten, wohlwollendsten, gebildetsten Volke bewohnt. Sieht er sich näher um, überzeugt er sich, daß er in der That in demselben alten Toskana lebt, das er Anfangs vergebens suchte, in demselben Toskana, nur anders geworden; in einem Toskana, das nur die Folge des alten ist.

In Parma, der ersten italienischen Stadt, die dem Fremden mit auf ihrem Boden gewachsenen herrlichen Kunstwerken, mit großartigen Architekturen und schönsten Bildern — den schönsten Correggios — entgegentritt, fällt es dem Beschauer nicht ein, Jetzt und Einst in irgend welche geistige Verbindung zu bringen, eben so wenig in Bologna, das mit einer unerhörten Anzahl von Kunstwerken geschmückt ist, obwohl die meisten Produkte der Bologneser Schule eine Düsterheit zur Schau tragen, die sehr wohl an Geist und Stimmung der heutigen Bewohner erinnert. In Parma und Bologna sieht man immer den Abgrund, der zwischen jenen Kulturzeiten und dem heutigen Tage klafft; in Florenz im Gegentheil überall die Kontinuirlichkeit des zivilisatorischen Wesens. Darf man über Bildung und Milde eines Volkes erstaunen, bei dem die Zivilisation nie ausgestorben, bei dem sie vor historischen Zeiten beginnt und in den traurigsten Epochen der modernen Geschichte so zu sagen unterirdisch, ungesehen, unmerklich fortwirkt? Zivilisationsadel ist kein leerer Wahn. Auf diesem Boden blühte eine mysteriöse Bildung in Zeiten, die uns noch heute ein Geheimniß sind; sie breitete sich über Rom aus, das sie eroberte, und kehrte durch griechische Anmuth und römische Kraft bereichert von da zurück. Unenträthselte Monumente sagen doch so viel, daß sie hier fortlebte, während Barbarei des Verfalls, des neuen Germanenthums und des neuen Christenthums den Rest der Welt bedeckte; und während die aszetische Kirche noch über den Erdkreis ihre dunklen Schatten warf, im tiefsten Mittelalter, zeugen auf toskanischem Boden die Werke Cimabues, Giottos, der Pisani, Gaddi, Orgagna, Dante von einer lichtvollen Bildung, die mitten in der Nacht den ein-

zigen Flecken der Erde, Toskana, mit beinahe helleniſch-klarem Lichte beleuchtet. Und nun durch drei überall ſonſt barbariſche Jahrhunderte hindurch, über Brunnelleschi hinweg, über Fra Angelico von Fieſole, dem ſeraphiſchen Verklärer düſteren Chriſtenthums, bis in die allgemeine Entfaltung aller ſchönſten menſchlichen Schöpferkraft, die in der Weltgeſchichte ohne Gleichen iſt. Aber es frommt nicht, die Geſchichte Toskanas zu erklären. Die Kenntniß ſeiner vielfachen Thaten und Kämpfe kann das Bild nur verwirren und trüben; man muß die Werke ſehen, die aus dieſer Geſchichte hervorgewachſen, die Monumente von Florenz, Piſa u. A., um ſich zu überzeugen, daß hier Licht war, helles Licht wie in dieſen Tempeln, während der Reſt der Welt in Byzantinismus und Gothik, das iſt in Aszetik und Dämmerung, ſtak. Die fremde Eroberung, das Papſtthum, die Monarchie haben die männliche Schöpferkraft gebrochen; aber die Geſchichte und ihre Produkte waren nicht verloren. Mit weiblichem Sinne ließ der Toskaner die Werke ſeiner männlichen Zeit auf ſich wirken; in Mitte der herrlichſten Kunſtwerke lebend, die aus ſeinem eigenen Genius hervorgegangen, verſtand er ſie und ließ er ſich von ihnen erziehen, wie von den anderen Traditionen ſeiner Kultur. Unbewußt, ſtille ſtand er mit allen Wurzeln in einer uralten Bildung, und jetzt, da er wieder am Tageslicht erſcheint, ſtaunen wir, ein mildes, höchſt ziviliſirtes Volk vor uns zu haben, dem Fürſten und Prieſter die Bücher genommen, das aber in ſeinen Straßen und in den Erinnerungen alter Zeiten las.

Wie viele Länder und Städte ein vielerfahrener Ulyſſes geſehen, wie vielfache Sitten er erforſcht haben möge, er hat nichts geſehen und erforſcht, was ſich mit dieſem Lande, mit Sitte und Charakter dieſes Volkes vergleichen ließe. Ein Statiſtiker wird berechnen, wie viele Toskaner nicht ſchreiben und leſen können, und daraus den Schluß ziehen, daß Toskana ein ungebildetes Land ſei; aber dieſe hergebrachten Kriterien der Bildung hören hier auf, und der Statiſtiker wird ungerecht ſein. Das Volk kann nicht leſen, aber es hat edlere Formen, es iſt beſſer, milder,

künſtleriſcher, anmuthiger als irgend eine aus Schulen hervorgegangene Nation. Der Touriſt, der die Geſellſchaft von Florenz kennen lernt, wird ſagen, daß die Florentiner Müßiggänger ſind, und er hat Recht, da er eben von dieſer eleganten Geſellſchaft ſpricht, die zu den verächtlichſten aller Städte gehört. Jene verderbte Welt, die wir aus Parinis Satiren kennen und die die Monarchie erzogen, iſt nicht ganz aus der neuen Zeit verſchwunden. Florenz iſt in vieler Beziehung ein großartiges Baden-Baden; das elegante Geſindel aller ziviliſirten und unziviliſirten Länder, die Müßiggänger und Abenteurer Englands, Frankreichs, Deutſchlands, Rußlands, Polens, der Walachei ꝛc. verſammeln ſich hier und vermiſchen ſich in Florenz mit den Sprößlingen des alten Cicisbeats. Es gibt nirgends leerere Stutzer und frivolere Weltdamen als am Arno. Aber dieſe ſind nur ein Reſt der Welt, welche die Zuſtände unter den letzten Medicis und den Lothringern geſchaffen: Produkte hiſtoriſchen und ſyſtematiſchen Verderbniſſes, Folgen einer monarchiſchen Politik, die nichts ſo ſehr fürchtete, als das Heranwachſen bürgerlicher Tugenden, und nichts ſo ſehr begünſtigte, wie Verflachung, perſönliche Eitelkeit, äußerlichſte Genüſſe, Frivolität, lakaienhafte Gemeinheit. Daß trotz dieſer Zuſtände das Land ſich ſo erheben konnte, wie es gethan, daß ſelbſt aus dieſer Geſellſchaft heraus mit einem Male ſich große Beiſpiele ſchönſter Bürgertugend geltend machten, das iſt es gerade, was Toskana als ein zukunftfähiges Land erſcheinen läßt. Wie viele dieſer leeren Stutzer verwandelten ſich, als die Zeit kam, ſchon im Jahre 1848, plötzlich in begeiſterte Jünglinge, die ſich mit Heldenmuth ihrem Capua entriſſen und den Beſchwerden des Krieges und den Gefahren des Todes entgegeneilten. Bei Curtatone und in letzter Zeit bei Magenta und Solferino ſtanden junge Männer, die hunderttauſend Lire jährlich zu verzehren haben, als gemeine Soldaten in Reihe und Glied; daß viele Andere in der neuen toskaniſchen Armee nicht dazu kamen, für das Vaterland Blut und Leben zu laſſen, war die Schuld von Villafranca, nicht ihre. Andere, die vordem ihre Tage in den

Boudoirs ruſſiſcher Damen verzärtelten, ſitzen ſeitdem in den Bureaus der neuen Regierung. Jene eitlen, leeren Weltdamen wurden zum Theil und ſchon ſeit 1848 zu römiſchen Matronen, die ihren erſten Sohn, dann den zweiten, dann den dritten ins Feld ſchickten, nachdem ſie ſich durch zehn Jahre aller Vergnügungen beraubten, um durch ihre Zurückgezogenheit mit in den Widerſpruch gegen die beſtehenden Verhältniſſe einzuſtimmen. Die Patrizier, deren ſich viele, wie die Ariſtokraten aller andern Länder, im Laufe zweier Jahrhunderte in Höflinge und Kammerherren verwandeln ließen, erinnerten ſich, im Gegenſatze zu der anderen Ariſtokratie Europa's, bei der Erhebung ihres Vaterlandes zu einem menſchenwürdigeren Daſein, ihrer Namen, die auf jedem Blatte der toskaniſchen Geſchichte genannt ſind, und wurden gute Bürger. Ob Ariſtokraten jemals wirkliche Freunde der Freiheit werden können, iſt freilich auch hier die Frage, trotz dem Muthe, der Opferwilligkeit und Selbſtverleugnung, welche die toskaniſchen gezeigt haben. Aber zur Zeit iſt die ariſtokratiſche Idee in Italien eben ſo wie die kirchliche, ja ſelbſt die politiſche, vor der nationalen in den Hintergrund getreten. Uebrigens iſt der florentiniſche Ariſtokrat, ſo weit ihn die Monarchie nicht verdorben, in Toskana, beſonders in Florenz ein anderer; er iſt mit der Geſchichte des Volkes viel inniger und demokratiſcher verwachſen als ſonſt wo, und jedenfalls iſt ihm eine vorbereitende Freiheitsbeſtimmung zugedacht, wie die Beſtimmung der Männer dritten Standes vor und nach der Julirevolution geweſen.

Aber es gibt nicht bloß edle aus dem Charakter und der Geſchichte ſtammende Inſtinkte; Toskana beſitzt auch eine ſolide, tiefgehende, bewußte moderne Bildung. Was wir in Modena erfahren, wird uns hier durch bei Weitem zahlreichere Beiſpiele beſtätigt. Gelehrſamkeit, Bildung, edler Geſchmack treten nicht, wie im vorigen und ſiebenzehnten Jahrhundert, als vereinzelte Erſcheinungen auf; ſie gehören bereits ganzen Klaſſen und Ständen. Die Zahl Derjenigen, die ſich durch hiſtoriſche, naturwiſſenſchaftliche, literariſche und künſtleriſche Bildung auszeichnen, iſt er-

ſtaunlich groß und verwiſcht mehr als in anderen ziviliſirten Ländern Gränzen und Unterſchied der Stände. Nirgends wie hier iſt Wiſſen ein Adelstitel, der alle Thore öffnet und alle Wege ebnet. Die Beſetzung der Stellen ſeit der Aprilrevolution hat Das genugſam bewieſen. Der Salon des alten Vieuſſeux, des Freundes aller bedeutenden Menſchen, die Italien ſeit vierzig Jahren hervorgebracht, iſt einer der merkwürdigſten Vereinigungspunkte für Wiſſen und Talent, wie ihn nicht Berlin, nicht Rom aufzuweiſen hat. Dorthin muß der Fremde gehen, um ſich zu überzeugen, daß noch mehr als drei Hochſchulen und daß mehr Akademien in Toskana mit würdigen Mitgliedern beſetzt werden können. Die alte Stube, in der Colletta, die Pepe, Giordano, Giuſti, Capponi und ſo viele Andere der ausgezeichnetſten Menſchen dieſes Jahrhunderts heimiſch waren, ſieht noch heute an jedem Sonnabend eine Geſellſchaft, die nur die erweiterte und entfaltete Fortſetzung jener Zeit repräſentirt. Neben Michele Amari, Vanucci, Giudicci, Lambruſchini und anderen Berühmtheiten erholen ſich hier in dieſer durchgeiſtigten Atmoſphäre der Miniſter Ridolfi, der in ſeiner viermonatlichen Thätigkeit für den Unterricht mehr gethan, als die Lothringer in vier Menſchenaltern, Ricaſoli, Buoncompagni und andere öffentliche Charaktere, denen man es anſieht, daß ſie ſich für ihre Laufbahn nicht allein in Bureaus ausgebildet haben, und verſammelt ſich eine ſtrebſame Jugend, die ſich ſolcher Vergangenheit und Gegenwart als vielverſprechende Zukunft anſchließt. Von der in Toskana herrſchenden Bildung und Gelehrſamkeit würde ſchon eine Aufzählung aller der wiſſenſchaftlichen Organe, die ſelbſt unter dem Drucke gegen den Willen der Regierung gegründet wurden, einen großen Begriff geben, geſchweige die plötzliche Entfaltung, die ſich in der Freiheit überall ausbreitet. Aber ſolche Aufzählungen liegen außer dem Bereiche eines ſummariſchen Berichtes; es muß die Verſicherung genügen, daß man auf wenigen Punkten der [redacted] auf ſo kleinem Raum, ſo viel Talent, Streben, Wi[redacted] triotismus vereinigt findet, wie in Florenz, über

kana. Die alten Zustände, die Abtrennung von Europa, dann die Bescheidenheit und der Patriotismus dieser Männer, der sie bewog, sich im Innern zu konzentriren, daheim zu wirken und ihren Ruf nach Außen zu vernachlässigen, sind allein Schuld daran, daß sich Toskana in dieser Beziehung nicht eines größeren Ruhmes erfreut und daß der Fremde bei dem Schauspiele, das sich ihm hier bietet, fast beleidigend staunen muß.

Um aber vom Einzelnen wieder auf das Volk im Ganzen und zum Theil auf die gestürzte Regierung zurückzukommen, so ist die Antwort bezeichnend, die der Fremde auf die Frage erhält, warum man denn die Lothringer, die doch ziemlich milde regierten, weggejagt habe? Die Antwort verwandelt sich in die Frage: Und das Mittel, ein solches Volk hart zu regieren? In der That gibt es auf diese Gegenfrage keine Erwiderung. Die Weichheit und Nachgiebigkeit dieses Volkes macht jede energische Unterdrückung unmöglich und würde jede härteste Tyrannei unscheinbar machen. Es gibt nach, es erträgt, und es schreit nicht. Nur eine grausame, blutige Regierung, die an Grausamkeit und Blut eine zwecklose Freude hätte, könnte sich in Toskana bemerklich machen; jeder andere Druck geht geräuschlos vorüber, wie ein Druck auf ein weiches Kissen. Minister Landucci wußte Das sehr wohl, und in der Verzweiflung, die Aufmerksamkeit der europäischen Reaktion nicht erwecken zu können, und in der Absicht, die heimische Reaktion nach 1849 auf lärmende Weise einzuleiten, einen Terrorismus als nothwendig erscheinen zu lassen, ließ er in Sta. Croce auf unschuldiges, betendes Volk von Weibern und Kindern schießen. Die Unterdrückung des Statutes über das Konkordat mit Rom, welches das alte freie, toskanische Kirchenrecht vernichtete, nur um den Papst für Oesterreich zu gewinnen, und andere solche Willkürlichkeiten ließ sich das Volk ruhig gefallen, ohne sie jedoch zu vergessen. Es hätte sich noch mehr gefallen lassen, wenn nicht die Nationalität im Spiele gewesen wäre. Durch ihre österreichische Politik und durch hundert Einzelnheiten haben die Lothringer fortwährend daran erinnert, daß

sie Fremde waren und daß Italien nichts von ihnen zu hoffen habe. Unglücklicherweise für sie thaten sie Das noch im letzten entscheidenden Momente, indem sie Florenz wollten bombardiren lassen, eine Absicht, deren Barbarei selbst der Fremde nicht begreift, und die den Florentinern ungeheuer erscheinen mußte. Ein Mensch, in dessen Blute nur ein italienischer Tropfen fließt, dessen Geist nur eines kleinsten zivilisatorischen Momentes fähig ist, konnte dieser reizendsten und von Werken der Schönheit bevölkerten Stadt gegenüber unmöglich einen Augenblick lang einen solchen Gedanken haben, und er war bei den Lothringern seit lange vorbereitet. Sie waren also diesem Volke als Feinde des Vaterlandes und als Barbaren doppelt fremd. [1]

Aber wenn die Lothringer dem Volke fremd waren, so folgt daraus noch nicht, daß die neue Regierung dem Geiste Toskana's ganz und gar homogen und seiner würdig sei. Sie ist es nicht. Das Volk ist mehr werth als die jetzige Regierung, und wenn aus dieser Ungleichheit des Werthes bisher kein Antagonismus hervor-

[1] Das Faktum, daß Großherzog und Sohn Florenz wollten bombardiren lassen, das so vielfach bestritten wurde, steht heute außer allem Zweifel. Die Schülerinnen im Mädcheninstitut der Großherzogin wurden auf das Bombardement vorbereitet. Man sagte ihnen, sie sollten nicht erschrecken, wenn sie vom Fort des Belvedere her Kanonendonner hören. Sie seien sicher, auf ihr Haus werde nicht geschossen werden. Uebrigens schieße man nur, um einen Sieg der Oesterreicher über die Franzosen zu feiern. — Aber offenbar erfunden ist folgende Anekdote. Ein toskanischer Hofmann des Großherzogs, der davon gehört hatte, daß Florenz beschossen werden sollte, kam zu diesem, um von der That abzurathen. „K. Hoheit," sagte er, „es wird sich kein Toskaner finden, der auf die Stadt Dante's feuere." — „Al Diavolo Dante!" rief der Großherzog. — „Al Diavolo Dante?" brummte der Toskaner — „al Diavolo il Granduca," fügte er hinzu, indem er aus der Thüre ging, um nie wieder zu seinem Herrn zurückzukehren. — Diese Anekdote ist, wie gesagt, offenbar erfunden, aber sie beweist, für wie fremd man den Großherzog gehalten, denn kein Toskaner wäre fähig, selbst auf der Tortur nicht, „al Diavolo Dante" — sagen. Man kann auf Gott, die Madonna und alle Heili- ein grobes Wort gegen Dante ist eine pure Unmöglichkeit. viele andere Anekdoten solchen Charakters.

gegangen, so ist Das das Verdienst des Volkes, welches durch Widerspruch die Schwierigkeiten einer umgestaltenden Uebergangszeit nicht erhöhen will. Das Volk von Toskana hat durch neun Monate und zwar in den schwierigsten, aufgeregtesten Zeiten gezeigt, daß es eigentlich gar keiner Regierung bedarf, daß es ohne Regierung bestehen könnte, wie es ohne Fürsten besteht, mit einem Worte, daß es eigentlich ein vortreffliches, republikanisches Volk sei, das keinen andern Zügel braucht, als den es sich selbst anlegt. Und die Regierung, wie sie heute zusammengesetzt ist, besteht zum großen Theil aus doktrinären Männern. Doktrinär aber sind solche Menschen, die an Freiheit und Selbstbestimmung viel weniger glauben, als viele der ärgsten Absolutisten, die an Dergleichen oft nur nicht glauben wollen. Doktrinäre haben Dogmen, gefrorene Dogmen, die ihnen höher stehen, als alle Erfahrungen und als alle schönsten Eigenschaften, die je ein Volk manifestiren kann; nach diesen Dogmen handeln und denken sie in allen Verhältnissen, unter allen Klimaten. Es ist sonderbar: das Philisterthum, das sich seit Ciceros Zeiten niemals in der italienischen Geschichte geltend gemacht, es tritt heute in der Gestalt des Doktrinarismus auf, in der Gestalt jener Fledermaus, die nicht Maus, nicht Vogel ist, nicht geht und nicht fliegt und am Liebsten in der Dämmerung erscheint. Italien dankt Das dem Kontakt mit dem übrigen Europa, aus dessen Schule viele seiner Staatsmänner hervorgegangen; eine eingeborne Frucht ist der Doktrinarismus nicht. Der von Toskana zeichnet sich wie überall aus durch einen eingewurzelten Haß gegen jede freie, spontane, menschliche Regung, die nicht in seine engen Formen paßt, und gegen den Republikanismus und, wie überall, durch Selbstüberschätzung, durch Glauben an seine Unfehlbarkeit und, in Folge dessen, durch einen kalten Fanatismus jedem Widerspruch, jeder anderen Meinung gegenüber, die ihm unerträglich scheint. Wo er transigiren und Zugeständnisse machen muß, ist er, ebenfalls wie überall, mehr geneigt sich dem geschriebenen todten Rechte als dem lebendigen, natürlichen zu fügen. Die

Doktrinäre der toskanischen Regierung und ihre Anhänger lassen keine Gelegenheit vorüber gehen, in ihrem Monitore und in anderen offiziellen und offiziösen Blättern dem Republikanismus und dem Jahre 1848, wie man sich auszudrücken pflegt, einen Fußtritt zu geben; auf die Ruhe, die unter ihrem Regime herrscht, und auf die Unruhe des genannten Jahres hinzuweisen, die besten Männer der republikanischen Partei herabzusetzen oder mit einer großmüthigen Anerkennung zu beleidigen, nicht bedenkend, daß im Jahre 1848 eine Revolution mit Parteien im Innern gemacht worden und daß man jetzt einen Krieg mit einem äußeren Feinde führe, zu dessen Bekämpfung sich alle Parteien selbstständig und aufopfernd auf nationalem Boden vereinigten, nicht bedenkend ferner, daß die Kämpfe und Erfolge des Jahres 1859 durch die Kämpfe, Leiden und ununterbrochenen Arbeiten der anderen Parteien, auf die sie heute herabsehen, vorbereitet worden, und daß jene ohne diese unmöglich gewesen oder ganz und gar der fremden Hülfe verdankt worden wären. Nein, sie geberden sich, als ob sie die Freiheit und Unabhängigkeit Italiens erfunden hätten, als dankte man den ganzen Stand der Dinge nur ihnen, als hätten sie es auch ohne alle Antecedentien dahin gebracht, wo Italien heute ist. Sobald sie zur Regierung kamen, verlangten sie von Volk und Parteien jene Abdankung, mit der ihre Unfehlbarkeit allein am Ruder bleiben kann, und Volk und Parteien verleugneten sich mit jenem Heldenmuthe, den wir schon erwähnt und der für die ganze italienische Bewegung bezeichnend ist. Anfangs freilich erschrickt man über den Schlaf, in den man das Volk gewiegt, über die Friedfertigkeit, zu der man es mit allen Mitteln gezwungen; man fragt sich, ob, wenn ein neuer Kampf bevorsteht, noch die rechte Thatkräftigkeit da sei, ob der Feind nicht ein verschlafenes Lager finden werde? — aber bei näherer Bekanntschaft beruhigt man sich. Das nationale Gefühl ist nicht eingeschlafen; man bedurfte der Aufregungen und der Regsamkeit nicht, um wach zu bleiben. Man haßt nicht, man ist nicht erhitzt, man ist nicht fanatisch, aber man ist entschlossen.

So ist mir Italien in den Hauptorten jener Theile, denen es vergönnt war, an der Bewegung Theil zu nehmen, so sind mir Stimmung und Charaktere in Mailand, Turin, Parma, Modena, Bologna, Florenz und in manchen weniger bedeutenden Städten und hie und da im offenen Lande entgegengetreten. Ich glaube, daß die Schlüsse, zu denen diese Erscheinungen nicht nur berechtigen, sondern vielmehr zwingen, im Ganzen höchst tröstlich und für die Zukunft vielversprechend ausfallen müssen. Keines der Völker, die sich in modernster Zeit zu einer nationalen Existenz glücklich oder unglücklich aufrafften, Griechenland, Polen, Ungarn, ist so ausgerüstet und so schön in seiner Erscheinung auf dem Kampfplatze erschienen wie Italien. Mögen seine Feinde, aufrichtig überzeugt oder politisch lügenhaft, seine Zukunft anzweifeln, wer es in der Nähe betrachtet, gibt zu, daß es alle Elemente besitze, um eine große Nation zu bilden, um einst, vielleicht bald, als mächtiger Bundesgenosse der Freiheit und Zivilisation Europa's aufzutreten. Oesterreichisch gesinnte Deutsche, die voll Vorurtheil hierher gekommen, wie praktische Engländer, die das Land als kühle Beobachter bereisten, haben mir Das nach kurzem Aufenthalte zugegeben. Damit ist freilich nicht gesagt, daß Italien nicht noch unterliegen könne; historische und moderne, außerhalb des Volkscharakters liegende Verhältnisse, wie plumpe materielle Uebermacht können das Volk aufs Neue überwältigen und sich erdrückend über dasselbe herwälzen: aber sie können die Zukunft nicht mehr vernichten und die großen Eigenschaften, die sich entfaltet und die die Geschichte wird anerkennen müssen, nicht mehr entwurzeln.

Was uns Deutsche betrifft, so haben wir alle Ursache Italien die besten Erfolge zu wünschen. Ein freies und unabhängiges Italien ist an sich eine Schwächung jener Macht, die sich von jeher der Einigung der nationalen Existenz, der Freiheit Deutschlands widersetzte. Ein kräftiges Italien ist der beste Bundesgenosse Deutschlands, denn die beiden Länder haben einen gemeinschaftlichen Feind, so lange Eroberung oder Einfluß in der

Fremde zu den traditionellen Forderungen europäiſcher Politik gehören. Die Allianz mit Frankreich kann durch Jahre dauern, ſo lange die Folgen eines gemeinſchaftlich unternommenen Krieges, die daraus entſtandenen Verpflichtungen und die Dankbarkeit nachwirken; endlich aber tritt das natürliche auf der geographiſchen Lage und den Intereſſen beruhende Verhältniß wieder ein; dann hat Italien dort, wo Frankreich ebenfalls drohend an der Gränze ſteht, den natürlichen Bundesgenoſſen zu ſuchen und vice versa auch Deutſchland. So ſind wir bei einem ſtarken Italien noch mehr intereſſirt als England, das ſein Intereſſe längſt erkannt hat, obwohl es bei Erſtarkung der Halbinſel die Einbuße eines Theiles ſeines Einfluſſes im mittelländiſchen Meere zu fürchten hat. — Mit der Befreiung Italiens wird ein Prinzip feſtgeſtellt, das vor Allem dem zerriſſenen Deutſchland zu Gute kommen muß, deſſen Zuſtände mit den italieniſchen ſo große Analogie haben; und ein Prinzip, das von der Ziviliſation, wie ſie der deutſche Geiſt verſteht, heilig geſprochen werden muß. Denn mit der Heiligſprechung dieſes Prinzips, das allen Völkern ſeine Individualität ſichert, beginnt mit der Sicherung der einzig natürlichen Gränzen, die Anbahnung jenes Friedenszuſtandes, welcher der Bildung höchſtes und ſchönſtes Ziel iſt. Es iſt Zeit, daß wir jenen ſeit lange ſteril gewordenen romantiſchen, den Geruch der Barbarei tragenden Wahn einer Herrſchaft über Italien aufgeben; er iſt keines Volkes ſo wenig würdig, wie des univerſellen, weltbürgerlichen Deutſchen; er hat uns durch Jahrhunderte unſer Blut, unſere beſte Kraft und endlich unſere Einheit gekoſtet, indem er das Fürſtenthum erſtarken machte, während ſich das Reich in Italien verblutete. Wir haben mit jenen Traditionen nichts zu thun; ſie tragen nur dazu bei, Prinzipe aufrecht zu halten, unter denen Deutſchland am Meiſten leidet, Deutſchland mit Oeſterreich zu identifiziren und es in der Fremde für Anderer, ihm ſelbſt nachtheilige Intereſſen verhaßt zu machen.

Man hat uns ein neues Schreckbild aufgeſtellt, den Pan-Romanismus oder Pan-Latinismus, der mit einer Einigung der

Völker romaniſcher Zungen unter franzöſiſcher Hegemonie drohen ſoll. Das Wort drückt einen bei Weitem größeren Unſinn aus als Panſlavismus und Pangermanismus. Frankreich, die pyrenäiſche, die apenniniſche Halbinſel haben nichts mit einander gemein als höchſtens die Rivalität im mittelländiſchen Meere. Die Charaktere der drei Völker gehen noch weiter auseinander als ihre Intereſſen und ihre hiſtoriſche Entwicklung. Es gibt keine drei Völker in Europa, die drei ſo verſchiedene Geſchichtsentwicklungen durchgemacht hätten. Man beruft ſich auf die Verwandtſchaft der Sprachen. Sie ſind allerdings Töchter der lateiniſchen, aber dieſe iſt von den Eroberern den verſchiedenſten Stämmen auferlegt und ſpäter von anderen eingewanderten, erobernden Stämmen angenommen worden; in den romaniſchen Ländern ſind Verwandtſchaft der Sprache und Verwandtſchaft der Völker zwei Dinge, die nichts mit einander gemein haben, die einander nicht bedingen, wie in ſlaviſchen und germaniſchen Ländern. Der Panromanismus iſt die grundloſeſte aller Chimären, die in dieſem Jahrhunderte ausgeheckt worden, da er weder auf Intereſſen und Charakteren, noch auf Geſchichte und Stammverwandtſchaft beruht.

Wir haben von Italien nichts zu fürchten; wir haben vom Siege der italieniſchen Sache Alles zu hoffen, was in der immer enger werdenden europäiſchen Familie, was bei der Gemeinſchaftlichkeit ziviliſatoriſcher Intereſſen vom Siege eines ziviliſatoriſchen, d. i. freiheitlichen Prinzips zu hoffen iſt. Uns Deutſchen, dem univerſellſten Volke germaniſchen Stammes, geſellt ſich mit einem freien ſtarken Italien, in der Arbeit für Freiheit und Kultur, das univerſellſte Volk romaniſcher Zunge als geiſtvoller und von der Natur reich begabter, edler Helfer bei. Und wir ſollten es zurückweiſen? Wir ſollten ihm nicht vielmehr mit Liebe und Anerkennung entgegenkommen?....

Moritz Hartmann.

Biographiſche Bilder und Skizzen.

Mazzini.

Er lebt! Er iſt todt! So berichten ſeit Tagen die Zeitungen über Mazzini, und ſein Sterben will mythiſch, geheimnißvoll werden wie ſein ganzes Leben. Vielleicht iſt er ſchon todt, und ſeine Jünger haben ihn in der Stille begraben und laſſen ihn nur noch, wie die Höflinge Solimans und Selims, fälſchlich weiter leben, um die Feinde zu ſchrecken und den Muth der Freunde aufrecht zu erhalten. Ach nein! Auch der moderne Alte vom Berge, der ſo viele Schickſale gelenkt, wie ein hehrer Roſſelenker, auch er muß dem Schickſale endlich erliegen, und dieſer Herbſt ſcheint dazu beſtimmt, die letzten wirklichen, großen Größen, die noch von alter Saat her auf dem Stoppelfelde Europa hervorragen, einzuheimſen, die höchſten Mohnköpfe abzuſchlagen, wie Tarquinius; auf daß die Zeit der Mittelmäßigkeiten, der Philiſtergrößen, der klugen Leute, der bewunderten Beutelſchneider und Taſchenſpieler, das Jahrhundert der Bismarcke und ihrer Lehrer und Schüler ungehindert ſeine Pracht entfalte: die Epoche der erhabenen Erſcheinungen, die Geibel beſingt und deren Herodote Treitſchke heißen. — Wer wie Joſeph Mazzini in ſeinem Herzen die Leiden eines ganzen Volkes getragen, allein gegen eine Welt der mächtigſten Feinde gekämpft, allein, ein wunderbarer Freimaurer, die Grundmauern einer ganzen Zukunft angelegt, allein arbeitend in dunklen Tiefen, in denen nichts leuchtete als ein ſchwacher Hoffnungsſtrahl — der hat ein Recht, müde zu ſein und ſein Haupt hinzulegen in einen

Momente, da die Geſchichte mit einer Periode perſönlicher Größen abzuſchließen gedenkt. In Lugano, ſo heißt es, liege er mit brechenden Augen, an der Gränze ſeines Vaterlandes, ſeines Kanaan, wie Moſes! — O Viktor Emanuel, du ſitzeſt daheim in deinem Palazzo Pitti, in Geſellſchaft all der Kleinen von den Deinen, den Rattazzi's und Konſorten, und biſt ein Knecht jenes parodirten Mazzini in den Tuilerien und nennſt dich König von Italien — und jener alte Mann muß an der Thür Italiens ſterben, weil du noch vor dem Greiſe zitterſt, und deine Spione umſchleichen ſein Sterbehaus, um dir nicht eine Minute zu ſpät die Nachricht zu telegraphiren: Er iſt nicht mehr! — Und doch dankſt du ihm allein deine Krone, und er iſt der große Patriot, und deinen Namen ſpricht heute kein Italiener ohne Verachtung aus. —

So wenden ſich die Geſchicke, und am Ende weiß die Welt doch einen Unterſchied zu machen zwiſchen Denen, die Trompeters-töchter lieben und Louis Napoleons Bundesgenoſſen ſind, und Jenen, die Louis Napoleon haſſen und die Freiheit lieben. Das Verhältniß zu Napoleon wird der Zukunft ein Kriterium werden zur Beurtheilung der Menſchen unſerer Tage.

Doch ich will nicht Politik machen; nur eine kleine, unbedeutende Erinnerung an den großen Agitator will ich niederſchreiben.

Es war im Frühling 1850. Ich war in London oder vielmehr in Chelſea draußen, im Hauſe Thomas Carlyle's, des berühmten Hiſtorikers der franzöſiſchen Revolution, Cromwells, Friedrichs des Großen, des Ueberſetzers und maßloſen Verehrers, ja Vergötterers Goethe's. Wir ſaßen in der Empfangsſtube mit dem berühmten Kaminſchirm, auf dem ſich unzählige, nur auf Goethe bezügliche Bilder befinden: Goethe's Porträts in den verſchiedenen Lebensaltern, Goethe's Geburtshaus, Wohnhaus, Landhaus, Seſenheim ꝛc. Wir plauderten über das deutſche Parlament, oder vielmehr wir hatten geplaudert, denn jetzt ſprach Carlyle allein, wie es ſeine Gewohnheit war, nach kurzem Zwiegeſpräch über den angeregten Gegenſtand einen unend-

lichen, geistreichen, sprühenden, oft leidenschaftlichen Monolog zu beginnen. Man saß dann da wie am Ufer eines Stromes und ließ es vor sich hinbrausen. Da erhub Mistreß Carlyle, die kluge, vortreffliche Frau, plötzlich den Kopf. Aus dem Vorzimmer hatte ein Ton an ihr Ohr geschlagen, der sie elektrisirte. Ihr Auge leuchtete, sie eilte auf die Thür zu, und mit einem Freudenschrei erfaßte sie die Hände eines eintretenden Mannes auf eine Weise, die einer Umarmung fast gleich kam. Auch Carlyle verstummte und machte mit seinen langen Storchbeinen dem Ankömmlinge einen einzigen großen Schritt entgegen. Der Ankommende sowohl wie die Freunde, die ihn so empfingen, waren offenbar im Innersten ihrer Herzen tief gerührt — und ich, der Fremde, der den Ankömmling gar nicht kannte, war es mit, denn einmal sah ich hier auf sämmtlichen betreffenden Gesichtern die wahrhaftigsten Gefühle ausgedrückt, und dann klang aus den wenigen Worten, die der Ankömmling sprach, ein Ton, ein Wohllaut, eine Musik der Seele hervor, die augenblicklich und unwiderstehlich für ihn einnahm und Theilnahme an seinem Schicksale einflößte. Der Ankömmling war Mazzini. Die Freunde hatten ihn nicht gesehen, seit er London verlassen, um die römische Republik zu gründen.

Mistreß Carlyle konnte nicht umhin, sie mußte Mazzini mit der Hand über den Bart fahren, und mit Thränen in der Stimme rief sie aus: Ach, wie ist er grau geworden! Das Zittern ihrer Stimme sagte es, daß diese treffliche Frau, besser: dieses Weib, in dem Augenblicke alle Sorgen, Arbeiten, Leiden nachempfand, die den Bart des Triumvirs in diesen letzten zwei Jahren grau gemacht hatten. —

Wer Thomas Carlyle und seine Meinungen kennt, wird zugeben, daß dieser Empfang des Wiederkehrenden, des für den Moment geschlagenen Liberators und Agitators, diese Freundschaft für Mazzini, bei dessen Namen sich doch Millionen Philister bekreuzten, ein eigenthümliches, eigentlich unverständliches Schauspiel gewährte. Carlyle, der furchtbare Absolutist, der

Bewunderer des Kaiſers Nikolaus und aller Quäler des Menſchengeſchlechtes; der da behauptet, der Menſch ſei ein Thier, in dem der Teufel ſtecke, und daß die großen Tyrannen auserwählte, heilige Zuchtruthen dieſes teufliſchen Thieres: Menſch, ſeien; der Cavaignac nur ſo lange verehrte, als er in ihm eine künftige Zuchtruthe Frankreichs ſah; der in dieſem Augenblicke mit der Herausgabe ſeiner alle Freiheit und alle Freiheitsbeſtrebungen verhöhnenden „Latter day pamphlets“ beſchäftigt war — dieſer furchtbare Carlyle war im Innerſten gerührt beim Wiederſehen dieſes Freundes Mazzini und bei dem Gedanken, wie viel er bei der Trennung durchgemacht, wie vielen Gefahren er ſeitdem entronnen. Die Sache iſt die: daß Größen einander immer naheſtehen und einander verſtehen; daß es mit Carlyle's Abſolutismus und Hobbesismus im Grunde nicht ſo arg gemeint, daß er viel mehr ein verzweifelter Freund, denn ein urſprünglicher Feind der Freiheit und Menſchheit ſei — und endlich daß Mazzini ein unwiderſtehlicher Menſch war. Ein trockener Abſolutiſt wie Metternich konnte wohl die Achſel über ihn zucken, entſeelten Bureaukraten bedeutet er nichts — aber ein Abſolutiſt wie Carlyle mußte ihn lieben.

Mazzini war damals in den Vierzigen, aber ſein ſchwarzer Bart war, wie ſchon angedeutet, bereits ſtark mit Grau melirt; ſein Geſicht braun, blaß und etwas mager; die Stirne hochgewölbt, die Kopfform ausnahmsweiſe ſchön und mäßig groß; die Geſtalt mittlerer Größe, beinahe mager; die Kleidung einfach und einfärbig dunkel. Das läßt ſich Alles wie in einem Signalement beſchreiben, iſt Alles wahr und gibt von Mazzini nicht den geringſten Begriff. Auf der Straße an ihm vorübergehend, würde man nicht das geringſte Auffallende an ihm entdecken, dieß um ſo weniger, als die ſchöne Stirne vom Hute bedeckt wäre. Aber ſelbſt in der Straße würde man ſtehen bleiben, wenn er zufällig die Augen aufſchlüge und den Begegnenden mit Aufmerkſamkeit betrachtete; ſtehen bleiben und ein Gefühl des tiefſten Wohlbehagens würde man empfinden, wenn er zufällig

lächelte; aber ganz gewiß würde man betroffen Halt machen und mit allen Sinnen lauſchen, wenn Mazzini zufällig ſpräche und mehrere Laute an das Ohr des Vorübergehenden ſchlügen. Dieſe drei Dinge ſind weder für das Signalement des Paſſes noch für den Beſchreiber geſchaffen: ſein Blick, ſein Lächeln, der Ton ſeiner Stimme. Und wieder der Blick voll Gluth und Milde und das bezaubernde herzbannende Lächeln, ſie treten weit zurück in den Hintergrund vor dieſem Tone, dieſem Klange, dieſer wahrhaften Muſik ſeiner Stimme. Wie ich ihn ſprechen hörte, im erſten Augenblick begriff ich die hingebende, die religiöſe Begeiſterung für ſeine Perſon, die ich bis dahin an ſo vielen Menſchen, Männern und Frauen, kennen gelernt hatte; verſtand ich, daß er Hunderten und Tauſenden ein Dogma war „indiscutable“ und warum man ihm ſo treu anhing, warum man an ihn glaubte, warum man auf ein Wort von ihm in Tod und Gefahren eilte. Er bedurfte nicht des Haſchiſch, deſſen ſich der Alte vom Berge bediente, um ſeine Anhänger zu begeiſtern; ſein Weſen reichte hin, ſein Wort war Haſchiſch. Er hatte weder in ſeiner Ausdrucksweiſe, noch in ſeinen Geberden und Bewegungen etwas Pathetiſches; Alles an ihm war einfach, nämlich anmuthig, anſpruchslos im höchſten Grade, aber wie er zu ſprechen begann und ſein Wort mit dieſem Blicke voll Güte und Kraft, mit dieſem Lächeln begleitete, begann es auch im Herzen ſeines Zuhörers zu vibriren und harmoniſch mitzutönen, daß man ſich mit ihm wie Eins und zugleich unendlich wohl fühlte. Was aus dieſer Stimme klang, war Liebe und Wahrheit, hatte etwas von jener Schönheit voll Einfalt, die wir an den Werken der großen alten Meiſter bewundern. Darüber iſt man wohl einig, daß der Menſch für oder wider ſich keine wahrhaftigeren Zeugen hat, als die drei: ſeinen Blick, ſein Lächeln und den Ton ſeiner Stimme. Dieſe Drei täuſchen nicht, und dieſe Drei gingen ſiegreich, liebliche Liktoren mit roſenumwundenen Bündeln, neben dem großen Agitator, den Millionen Dummköpfe und Tauſende offizieller, feiler Seelen durch vierzig Jahre verleumdeten.

Ein Vorſchlag zur Güte.

Wir leben in der Zeit der Weltausſtellungen. Verſuchen wir einmal, auf irgend einem neutralen Orte, etwa in London oder irgendwo in der Schweiz, eine Weltausſtellung von Menſchen, öffentlichen Menſchen. Jedes Land ſchickt zwei Gattungen: Solche, welche die Welt mit Staatsſtreichen, und Solche, die ſie mit Ideen, Bildung, Freiheit beglücken wollen. In dem einen Flügel des Ausſtellungsgebäudes finden ſich die Louis Napoleon, Viktor Emanuel, Bismarck ꝛc. aller Länder, und was nach unten und oben zu ihnen gehört; in dem andern die Mazzini, Garibaldi, Johann Jacoby ꝛc.; in kleinen Seitenflügeln auf der einen Seite die Caſſagnacs aller Länder, auf der andern die Börne, Paul Louis Courier, Rochefort ꝛc. Die Völker ſtrömen herbei. Sie haben ſich nicht mit Theorien den Kopf zu zerbrechen; ſie ſollen nur ſehen, nichts als ſehen und dann wählen! Wenn ſie dann noch Viktor Emanuel, Louis Napoleon, Bismarck wählen — habeant sibi. —

Wenn die Engländer vor 90 Jahren eine ſolche Ausſtellung veranſtaltet und auf die eine Seite König George, Lord North und Grafton, auf die andere Waſhington und Franklin geſtellt hätten — es wäre wohl nie zum Kriege gekommen. —

Es iſt hier nicht am Platze, zu wiederholen, was dort in Chelſea nach jenem Wiederſehen im Freundeskreiſe geſprochen wurde. Erſt ſpät Abends verließ ich mit Mazzini das Haus. Wir machten einen langen Spaziergang, fuhren dann out-side mit dem Omnibus durch Oxford-Street und luſtwandelten dann wieder weiter gegen Taviſtock-Square. Mazzini ſprach in der einfachſten und anſpruchloſeſten Weiſe von Allem, was er in dieſen letzten zwei Jahren gethan und erlebt, erkundigte ſich nach deutſchen Verhältniſſen, die er übrigens ſehr wohl kannte, und nach Perſönlichkeiten in der Emigration, auf die man ſich verlaſſen könne. Ich nannte ihm Manche, die ſich ſeitdem als unzuverläſſig erwieſen. — Ich verließ ihn, ganz bezaubert von ſeinem Weſen, und doch erfüllt von jenem Staunen, das wir

trotz aller Erfahrung nicht unterdrücken können, wenn wir mit einer gewaltigen Persönlichkeit zusammentreffen und diese gewaltige, historische Persönlichkeit in Allem und Jedem die allereinfachste, anspruchloseste Einfachheit darstellt.

Kurze Zeit nach jenem Zusammentreffen ging ich nach Irland, von da nach Schottland, von da nach Holland u. s. f. und bekam Mazzini nie wieder mit Augen zu sehen.

Aber zufällig kam es im Laufe der Jahre doch zu mancher mittelbaren Berührung mit dem großen Agitator. Ungefähr sechs Jahre später — es war in Paris, ich lag krank zu Bette — da trat eines Abends spät, noch ganz athemlos durch meine fünf Treppen, ein Mann in meine kleine Stube. Es war kein Anderer als Daniel Manin, den ich übrigens seit längerer Zeit kannte. Er setzte sich zu mir ans Bett und theilte mir mit, daß er von argen Sorgen geplagt sei. Er wisse, daß drei Italiener sich aus London aufgemacht, um sich über Deutschland nach Paris zu begeben und daselbst etwas, wahrscheinlich gegen Louis Napoleon, zu unternehmen. Nun seien diese drei Italiener aber schon der französischen Polizei verrathen, und sie gingen nutzlos in ihr Verderben. Er, Manin, der sich damals schon der piemontesischen Cavour-Politik angeschlossen, war mit Mazzini und der Londoner Emigration Italiens vollkommen zerfallen und außer aller Verbindung. Er kam darum zu mir, um mich zu fragen, ob ich nicht eine Warnung nach London gelangen lassen könnte. Das konnte ich allerdings, und es geschah auch in derselben Nacht, indem ich Mazzini durch einen Freund benachrichtigen ließ. Die drei Italiener sind in der That den Fallstricken, die sie erwarteten, entgangen.

Aber wie kam Manin dazu, die Geheimnisse der Pariser Polizei zu durchschauen? Die Sache ist an sich interessant, und ich will die kleine Polizeigeschichte hier erzählen.

Herr X., einer der geschworenen Uebersetzer (traducteurs jurés) der Pariser Polizei-Präfektur, ließ sich neben ein[redacted] Sprachen, die er schlecht verstand, auch auf ander[redacted]

die er gar nicht verſtand. Um ſich eintretenden Falls aus der Verlegenheit zu helfen, auch bequemlichkeitshalber, da er bereits alt und wohlhabend war, engagirte er einen polyglotten Ungar, natürlich einen Flüchtling, der die Dokumente, die ihm von der Präfektur zukamen, für ihn überſetzen mußte. — Zu dieſem Zwecke mußte Herr X. die Dokumente natürlich heim in ſeine Wohnung nehmen, wo ſie der Ungar entweder in ſeiner Gegenwart überſetzte oder auch, wenn es viel zu arbeiten gab, wieder ſeinerſeits heim in ſeine Wohnung nahm. So brachte der Ungar eines Tages ein Dokument nach Hauſe, das ſeine ganze Aufmerkſamkeit erregte.

Es war eine deutſch geſchriebene, aus London eingeſchickte Denunziation. Sie rührte von einem öſterreichiſchen Maler her (ich könnte ihn nennen, wenn ich wollte), der ſich in die Geſellſchaft der italieniſchen Flüchtlinge eingeſchlichen hatte und bei ihnen den Spion machte. Wahrſcheinlich war er von Oeſterreich bezahlt, aber aus Liebe zur Kunſt wollte er offenbar ſeine Verbindungen ausdehnen und berichtete auch der franzöſiſchen Polizei, wie er verſicherte, aus purer Verehrung. Er gab in jener Denunziation alle möglichen Einzelnheiten über Ausſehen, Charakter, Ausrüſtung, Reiſeroute ꝛc. der drei Italiener und verlangte für ſeine freiwillige Dienſtleiſtung nichts als Gnade der franzöſiſchen Polizei, indem er ſich zu fernerweitigen Dienſten mit hingebender Liebe erbot. Dem Ungar wurde, als er die Denunziation las, ganz ſchwül; der arme Mann wußte nicht, was er beginnen ſollte, und lief mit dem Dokumente zu Manin, welcher in Folge deſſen dann zu mir kam. Nachdem ich nach London meine Warnung hatte ergehen laſſen, wurde noch dafür geſorgt, daß die Denunziation ſo ſpät als möglich in die Hände der Polizei zurückkam.

Und wieder drei Jahre ſpäter — im November 1859 — ſaß ich zu Bologna bei Herrn Frapoli, der wenige Tage vorher Kriegsminiſter der neueroberten Emilia geweſen, auf ſeinem Zimmer in der „Penſion Suiſſe.“ Er hatte ſeine Entlaſſung

gegeben, weil man von Turin aus arg gegen Garibaldi intriguirte, und während wir in Bologna zusammen saßen, war der Schlag gegen den General bereits gefallen. Man hatte ihn von Bologna, wo er sein Hauptquartier hatte, nach Turin gelockt und dort hinterlistiger Weise zur Abdankung bewogen oder gezwungen. Mit der Eroberung Ancona's und der Marken war es also nichts für jetzt. Als die Nachricht nach Bologna kam, suchte sie Jedermann zu verheimlichen, aus Angst vor Dem, was kommen könnte, wenn sie im Volke ruchbar würde. — Und in der That war die Nachricht, obwohl sie bereits Hunderte von Mitwissern hatte, noch nicht ins eigentliche Volk gedrungen. Wir sprachen über die Lage der Dinge, als sich mit einem Male die Thür öffnete und drei uns Beiden unbekannte Männer eintraten: zwei von ihnen ziemlich eleganter, der dritte etwas derber Natur, mit einem Stocke in der Hand, mit nacktem Halse und gar heiß glühenden Augen.

Dieser Dritte nahm das Wort und wendete sich mit einem Seitenblicke auf mich, an Frapoli: „Herr Oberst, wir haben mit Ihnen zu sprechen:"

„Geniren Sie sich vor diesem Herrn nicht," antwortete der Oberst.

„Wir sind Agenten Mazzini's."

„Das dachte ich mir."

„Sie wissen, wie es steht. Noch weiß das Volk nicht, wie man dem General mitgespielt. Es wird in große Aufregung gerathen. Sie wissen, Herr Oberst, daß wir die Turiner Politik nicht mitmachen und uns in nichts mischen. Aber Sie sind ein Freund des Generals, und wenn Sie eine Demonstration oder eine Revolution für nöthig halten, so stellen wir uns zu ihrer Verfügung. Ganz Bologna soll, wenn Sie es wünschen, heute Abend auf den Beinen und bewaffnet sein."

Diese Rede wurde kurz und entschieden hervorgestoßen. Man sah es dem Manne an, daß er nur versprach, was er leisten konnte. Herr Frapoli dankte für die patriotische Bereitwilli

und hat um kurze Bedenkzeit. So gingen denn die Herren und versprachen, um zwei Uhr wiederzukommen.

Herr Frapoli meinte, man dürfe jetzt, wo sich scheinbar ganz Italien in dem Rufe: „Es lebe Viktor Emanuel, es lebe Cavour!" vereinige, dem Auslande nicht das Schauspiel innerer Zwietracht geben; auch wolle er die Verantwortlichkeit, von jetzt in wenigen Stunden eine große Stadt in die Revolution gestürzt zu sehen, was vielleicht den Anfang zu einer Reihe von Revolutionen abgeben würde, nicht auf sich nehmen, und so dankte er den drei Männern, die pünktlich wieder erschienen, ablehnend. Sie verneigten sich stumm und verschwanden.

Es war nicht viel, aber es war doch ein Eindruck und zwar ein etwas unheimlicher, geheimnißvoller. Es erinnerte an mittelalterliche Verschwörungen, an geheime Bruderschaften, an Vehme, selbst an venezianisches Polizeiwesen. Ich wußte, daß mazzinistische Agenten und mazzinistische Organisationen nicht ins phantastische Fabelreich gehörten — und später wußte ich noch besser, welche wohl organisirte, eng zusammenhängende Bruderschaft über ganz Italien ausgebreitet ist.

Mazzini wird vielleicht in diesen Tagen sterben — sein Werk wird leben, und die Carignans werden das Ihrige thun, um diesem Werke immer neue Lebenskraft zu geben. Viktor Emanuel täuschte sich nicht: es gibt bereits eine Republik unter seinen Füßen, und wenn sie ihm oder seinem Sohne auch erst in zwanzig Jahren bis an den Hals heranwächst — der Stifter war und bleibt Mazzini. Und der Tag wird kommen, da werden die Statuen der Savoyarden gestürzt und werden an ihrer Stelle die Statuen der Begründer der Freiheit errichtet werden.

(1868.)

Prim.

Das bekannte Wort: „Für den Kammerdiener gibt es keinen großen Mann," hat Goethe auf den richtigen Werth zurückgeführt, indem er hinzufügte: „Das iſt die Schuld des Kammerdieners." Sehr ungern ſähe ich mich für einen Kammerdiener gehalten, aber ich muß geſtehen, daß ich den Mann, der jetzt alltäglich in den Zeitungen genannt wird, der ſchon viel gerühmt wurde und der, wenn er in der jetzigen Bewegung ſiegt, höchſt wahrſcheinlich in den Himmel gehoben wird, nicht für einen großen Mann halten kann, obgleich oder weil ich ihn oft zu ſehen oder zu ſprechen Gelegenheit hatte.

Ich lernte den General Prim zu Anfang der Fünfziger Jahre zu Paris in einem Hauſe der Place de la Concorde bei einem Diner kennen. Er ſaß links von mir, während ich rechts einen Geſandten hatte. Die Geſellſchaft war vorherrſchend ariſtokratiſch; dennoch ſchien es nicht den geringſten unangenehmen Eindruck zu machen, daß der General mich ſofort mit Flüchtlingskollegialität behandelte und recht demokratiſch ſprach. Es choquirte Das ſelbſt den Geſandten nicht, der das Geſpräch am Deutlichſten hören konnte. Die Damen — es war eine damals berühmte, jetzt verſtorbene Schönheit darunter — hörten ihm trotz entgegengeſetzter Geſinnungen mit ſichtlichem Intereſſe und offenbarer Sympathie zu. Seine Reden bildeten einen auffallenden Kontraſt mit den großen Ordensſternen auf dem dunkelblauen Frack. Ihm ſchräge gegenüber ſaß General Ortega, ſein Mitverbannter, ein Mann, der ausſah, als hätte er von der Pique auf gedient, was, wen

ich nicht irre, auch der Fall war, und welcher mehr einem Sergeanten als einem General glich: ein langer, ſchlanker Flügelmann, ohne viel Gedanken im Geſichte, aber mit dem Ausdrucke ſtarker, paſſiver Energie. Wer öfter mit Männern, die eine Rolle ſpielten, zuſammenkam, wird immer Menſchen dieſer Art in ihrer Geſellſchaft gefunden haben; es ſind Das Typen des „Anhängers," oder auch, wenn man will, des „Werkzeugs." Sie haben keine eigenen Gedanken und leben von denen des Mannes, dem ſie anhängen, ſie ſind „die That von ſeinen Gedanken," ſein Schwert, ſein Beil, ſein Gewehr. General Ortega ſprach wenig, woran nicht allein ſein ſchlechtes Franzöſiſch Schuld war, dafür aber begleitete er jedes Wort Prims mit großer Aufmerkſamkeit: er ſah ihn faſt ununterbrochen an, und gegen wen General Prim liebenswürdig war, den lächelte auch General Ortega freundlich an. Im Uebrigen war die Unähnlichkeit zwiſchen Beiden eine ganz außerordentliche. Während aus des magern, langen, ſonnverbrannten Ortega Augen eine dunkle, gedankenloſe und darum unheimliche Gluth brannte, blickten die ebenfalls dunkeln meines Nebenmannes mit wahrhaft weiblicher Sanftmuth. Während man es Jenem anſah, daß er ohne Zaudern der verderblichſten Gefahr entgegen zu gehen, die furchtbarſten, ja grauſamſten Thaten mit der größten Ruhe auszuführen im Stande war, wenn es ihm nur von Dem, der ſeinen Gedanken vorſtellte, befohlen wurde, war in dem Geſichte Prims von jener Energie, die man an ihm rühmt, der er einen ganzen Zyklus heroiſcher Legenden verdankt, nicht die Spur zu entdecken. Mir war es um ſo ſchwerer, den Eindruck eines Schlachtenhelden und gefährlichen Verſchwörers von ihm zu erhalten, als mich ſeine ganze Geſtalt wie der Schnitt ſeiner Augen, der kleine weibliche Mund und ſelbſt die Form des Bartes fortwährend an den friedlichen öſterreichiſchen Dichter Ludwig Auguſt Frankl erinnerte. Er hatte auch nichts von einem ſpaniſchen Don Juan an ſich; dennoch konnte man bemerken, daß alle Frauen, mit denen er in Berührung kam, für ihn ſchwärmten, und die Sage, daß er den

Kugeln seiner Feinde zu wiederholten Malen nur mit Hülfe der unschuldigen Isabella entronnen, welche über das Haupt ihres Lieblings höchstens ein Verbannungsurtheil aussprechen ließ, war nur geeignet, sein „Prestige“ in den Augen und Herzen der Frauen zu erhöhen. Bei all Dem war es, als ob nur das Milde und Weiche auf die weiblichen Herzen wirkte: von männlicher Kraft des Gemüthes oder des Geistes kam in seinem Benehmen wie in seinem Gespräche nichts zum Vorschein; ja, die Art und Weise, wie er sich verhätscheln und anbeten ließ, hatte etwas, das nichts weniger als heldenhaft aussah — ich muß aber rasch hinzufügen, daß auch nicht das Geringste in seinem Wesen an einen Gecken oder Abenteurer erinnerte. Von Prahlerei oder Großmannssucht entstellte ihn auch nicht der Schatten eines Schattens; er war im Gegentheile immer anspruchslos, bescheiden und suchte weder durch Reden noch durch Benehmen die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Was das Gespräch betrifft, so war dieses allerdings gebildet, angenehm, einnehmend und durch einen schönen Klang der Stimme geschmückt: aber eigene, ungewöhnliche, auf einen ausgesprochenen Charakter oder selbständige Anschauung deutende Gedanken kamen nie, nie an den Tag. Man traute ihm zu, daß er im gegebenen Falle beredt sein konnte — aber man erwartete von dieser Beredtsamkeit kein tieferes Eingehen auf Menschen und Zustände, kein zusammenfassendes, Ziele zeigendes, schöpferisches Schlagwort, das den Stempel der Situation trüge.

Diese Beobachtungen sind, wie sich von selbst versteht, nicht das vorwitzige Ergebniß jener ersten Bekanntschaft während des Essens auf der Place de la Concorde. Ich traf den General Prim in demselben Hause zu wiederholten Malen; später wohnte er mit mir unter Einem Dache, in einem Hotel garni der Rue des trois frères, und in Schumla und in den Türkenlagern an der Donau traf ich mit ihm als mit einem alten Bekannten zusammen.

Unser Haus, das Hotel garni, war, so lange er es bewohnte, fortwährend von Spionen umschwärmt, und täglich kam

verkleideter Polizist, um über Thun und Lassen des Generals Prim und seines kleinen Gefolges die genauesten Erkundigungen einzuziehen. Madame Thierry, unsere Hauswirthin, konnte sich nicht genug verwundern, daß man einen so liebenswürdigen, sanften, unschuldigen Mann auf diese Weise überwache, und als Französin konnte sie nicht umhin, dem nachfragenden Kommissär oder auch von der Schwelle herab den draußen umherschleichenden Aufpassern manche spitze Bemerkung entgegen zu schleudern oder geradezu ihre Entrüstung auszusprechen. Im Innern des Hauses sprach sie über dieses Verfahren der Regierung mit dem verachtungsvollsten Achselzucken und in den stärksten Ausdrücken. „Der gute General Prim," sagte sie mit Beziehung, „sieht gar nicht so aus, als ob er irgend ein Verbrechen oder gar — einen Staatsstreich begehen könnte. Dazu muß man ganz anders aussehen. Wir wissen sehr wohl, wie! nous autres Français! Hm!"

In Schumla, wohin man ihn geschickt hatte, um ihn aus Madrid zu entfernen, bewohnte er einen großen Konak mit breiter Veranda. Nachdem er mit Glanz beim Serdar Ekrem, Omer Pascha, vorgeritten war, umgeben von seinen zahlreichen Offizieren, darunter ein wahrer Adonis, einer der schönsten Menschen, die ich je gesehen, war er fürs Publikum verschwunden. Tage lang lag oder saß er auf türkische Weise auf den Teppichen der Veranda und rauchte, vor sich hinblickend und träumend, wie ein ächter Orientale, wie ein Mensch, der zu diesem morgenländischen Faulenzerleben geboren und erzogen ist — während seine Offiziere sich überall in das buntbewegte Treiben, das damals im Hauptquartier herrschte, mischten und als die liebenswürdigsten Kameraden bekannt und sehr beliebt wurden. Während unser Einer mit neugierigem Eifer überall hin eilte, wo ein Gefecht, ein Flußübergang, ein Brückenschlagen, eine Belagerung u. dergl. zu sehen war, blieb General Prim mit der größten Gemüthsruhe zu Hause, wie ein Mann, der solche Dinge sattsam gesehen, und während man Silistria belagerte oder den Flußübergang bei Giurgewo versuchte, rauchte er daheim Cigaretten

und Nargileh. Eines Tages fand ich ihn, wie er mit großem Fleiße Buchstaben auf Sackleinwandpakete zeichnete, und er sagte mir, daß er sich seit Stunden so beschäftigte. — „Was soll man," fragte er, „in dieser Einsamkeit beginnen?" Mit einem Buche betraf ich ihn niemals, und immer war ich erstaunt, um wie viel besser ich über die kriegerischen Vorgänge unterrichtet war, als er, zu dem ich doch ging, um etwas Neues zu erfahren. Es war, als ob er sich für Dinge dieser Art nicht im Geringsten interessirte. Erst später, in Rustschuk, sah ich ihn mehrere Male mit seinen Adjutanten verschiedene militärische Positionen bereiten. Sein Gefolge bestand beinahe ganz bis auf die gemeinen Soldaten herab, welche theils militärisch, theils in die heimische Landestracht gekleidet waren, aus seinen engern Landsleuten, aus Katalanen. Sie alle schienen gern zu seiner Umgebung zu gehören, aber von jener tiefen Anhänglichkeit, von jener so zu sagen religiösen Ergebenheit der Jünger an ihren Meister, wie ich sie in der Umgebung Garibaldi's gefunden, war hier kaum ein schwacher Anklang zu entdecken.

Ueberhaupt scheint mir nichts falscher als die Vergleichung zwischen Prim und Garibaldi, wie man sie jetzt hie und da zu hören bekommt. Es ist äußerlich wie innerlich ein abgrundtiefer Unterschied zwischen diesen beiden Menschen — ein Unterschied wie zwischen Realismus und Idealismus, zwischen Profan und Religios, zwischen Klugheit und Opfer, zwischen Politik der Thatsachen und Kampf für die Idee. Ein Garibaldi wird nicht ein Graf Reus, wird nicht Capitan General von Cuba, heirathet keine mexikanischen Millionen, transigirt nicht mit einer Isabella, und wenn er eine Revolution macht, so sagt er es offen, zu welchem Zwecke — und wenn er seinem Vaterlande einen Dienst geleistet oder ein Stück seines Ruhmes geopfert, zieht er sich in seine Einsamkeit oder Armuth zurück.

Vielleicht siegt Prim — dann ist er in vierz[redacted] großer Mann und ich — ein Kammerdiener.

Künſtler und Prätendent.

Wir gemeinen Sterblichen, wie wir uns beſcheiden nennen, ſind meiſt ſo großherziger Natur, daß wir uns von dem Kampfe, den die Ablehnung eines Thrones koſtet, gar keine Vorſtellung machen können. Für die Sprößlinge der wenigen Familien, die ſich zur Beherrſchung der Welt unter allen Breitegraden geboren wähnen, muß dieſer Kampf ein außerordentlich harter ſein; denn ſelten ſieht man Einen dieſer Hochgebornen daraus als Sieger hervorgehen, d. h. einen Thron ausſchlagen. Wir ſehen Prinzen erlauchter Häuſer, die ihre Stammbäume an die Sterne wachſend glauben, Kronen annehmen, die nicht viel beſſer ſind als Karnevalskronen von Papier — Kronen, über die jeder Kluge lacht, wie über Narrenkappen, und Andere wieder Throne beſteigen, an deren Füßen jedes geſunde Auge Abgründe voll Blut und Schlangen klaffen ſah, und Kronen annehmen aus ſo unreinen Händen, daß ſich mancher ehrenhafte Bettler beſonnen hätte, aus ſolchen Händen einen Sou als Almoſen zu empfangen, aus Angſt, mit dem Sou Unheil und Schande wie mit einer fluchbeladenen Gabe heimzutragen — zu geſchweigen der großen und kleinen, der ſchamlos offenkundigen wie meuchleriſch-heimlichen Verbrechen, die man zu allen Zeiten begangen, um ſich eines Thrones oder Thrönleins zu bemächtigen. Es muß alſo eine ganz eigene Bewandtniß haben mit einem bloß nominellen König, der noch dazu einer Familie angehört, deren Zweck und Beſtimmung es

ſeit einiger Zeit ſcheint, ſich in jedem Jahrzehnt irgend einen europäiſchen Thron zu erwerben, ohne Rückſicht auf Nationalität, Klima oder Religion, wenn dieſer nominelle König endlich Gelegenheit hat, ſich aus einer imaginären Größe in eine wirkliche, aus einem bloßen Zähler in einen Nenner, in einen wirklichen König, und zwar eines weit größeren Reiches zu verwandeln, und dieſe Gelegenheit nicht bei der fliegenden Locke faßt, ja ſie kurzer Hand und ſchnell beſonnen von ſich weist, als brächte ſie in ihrer Schürze, nicht eine alte romantiſche Krone, um die einſt Habsburg und Bourbon, ja ganz Europa zwölf Jahre lang blutig geſtritten, ſondern irgend ein dem Manne verächtliches Spielzeug.

Was bewegt den König-Vater Dom Ferdinand Koburg, eine der Kronen Caroli Quinti ſo brevi manu und mit ernſthafterer Handbewegung als die Cäſars auf dem Kapitol zu verſchmähen, und zwar in einem Augenblicke, da dieſe Krone durch ein großes nationales Erwachen Ausſicht auf neuen Glanz verſpricht? Er mag wohl ein halbes Dutzend guter Gründe haben, die wir nicht kennen; aber einen, der ihm vielleicht ſelbſt nicht klar iſt und der in der Diplomatie kaum erwähnt werden wird, glauben wir zu errathen. Er liegt in den wenigen Worten verborgen: Dom Ferdinand iſt ein Künſtler!

Es iſt bekannt, daß die Ehe Ferdinands von Koburg und der Donna Maria da Gloria viel glücklicher ausfiel, als die unter ähnlichen Verhältniſſen und Vorausſetzungen geſchloſſene der unſchuldigen Iſabella und Don Francisco's, die Wand an Wand mit ihnen hausten. Donna Maria war allzeit getreu, der Germane Ferdinand immer häuslich und voll Familiengefühls. Die Intereſſen ſeiner Gattin machte er ganz und gar zu den ſeinigen, und obwohl erſt bei der Geburt ſeines erſten Sohnes mit dem Königstitel geſchmückt, nahm er ſich doch im Stillen der Regierung ſo weit an, als er es als treuer Freund und Rathgeber der vertrauensvollen Frau mußte und als es die Konſtitution des Landes geſtattete. In dieſer Beziehung noch ein angemeſſenerer Königin-Gemahl als Pri

sich durch seine Stellung gedrückt fühlte und an geheimem Ehrgeiz litt. Er war eine leichtere Natur, obwohl er andererseits, was seine Pflichten und stille Wirksamkeit betraf, mit seinem Bruder Leopold von Belgien einige Aehnlichkeit hatte. Er stellte sich zu seiner Gattin ungefähr wie dieser zur belgischen Verfassung. So bewahrte er sich die ruhevolle und heitere Gemüthsstimmung, die ihm seinen Neigungen zu leben gestattete. Diese aber gehörten vor Allem der Kunst! Wer jemals das alte Moreskenschloß de la Pena in der Sierra de Cintra gesehen, muß Dom Fernando für einen Künstler oder wenigstens höchst künstlerischen Menschen halten. Aus Ruinen hat er ein Feenschloß gemacht, elende Fragmente zu einer moreskischen Romanze voll Klang, Duft und Goldglanz neu gedichtet, und der Schatz von Kunstwerken, den er darin aufgehäuft, bildet den würdigen Kern dieser herrlichen, edlen Schale. Dort, wie in seinem Palaste zu Lissabon, finden sich an den Wänden wie in zahlreichen Mappen neben den Kunstwerken der verschiedensten Meister die vielen eigenen Werke des Königs.

Dom Fernando ist nicht nur, wie La Pena beweist, ein Architekt, der sich mit ganzer Seele und schöpferisch in einen alten, edlen, ganz eigenthümlichen und phantasievollen Stil mit germanischer Empfänglichkeit hineinzuleben versteht, sondern auch erfindungsreicher Zeichner, Kupferstecher und Aquafortist — und dabei ein Sammler und Kunstverständiger, wie ihn manche Galerie als Direktor sehr wohl brauchen könnte. In allen diesen Eigenschaften ist er für Portugal von außerordentlichem Werthe.

Für das arme Land — an dessen Schätzen die Jahrhunderte, die Jesuiten und die Engländer lang gesogen — ist nicht nur die Zeit der großen Seehelden, der Prinz Heinrich, Vasco de Gama, Magellan, Albuquerquez, die Zeit der Camoens, die Zeit der großen Staatsmänner à la Pombal längst dahin, sondern auch die Zeit der bedeutenden Künstler wie Gran-Varco, Sequiena, Viera. Mit den künstlerischen und national-bewußten Epochen ist auch der Sinn für die Kunst total abgestorben. Die Jesuiten

ſchufen eine Wüſte nach der portugieſiſchen Renaiſſance, in der noch viele Generationen weder ſäen noch ernten werden. Die Errichtung eines Denkmals für den großen nationalen Dichter war in neuerer Zeit wie eine traumhafte Erinnerung, wie eine Bewegung im Schlafe — vielleicht aber auch nur eine mechaniſche Nachahmung der allgemeinen europäiſchen Mode. In Portugal wäre an vieles Große zu erinnern, vieles Verfallende zu retten, vieles Verſprengte zu ſammeln geweſen, — es dachte kein Menſch an dieſe Pflicht gegen das Schöne, die Geſchichte und die Nation, bis der Deutſche dahin kam. Er ſah, was bis dahin kein Auge geſehen; er reſtaurirte, er ſtützte, er ſammelte, er kaufte, ſoweit ſeine beſchränkten Mittel reichten, und ſeine Zimmer in der Stadt wie auf dem Lande ſind eigentlich die einzigen Muſeen, die das Land heute beſitzt. Wer nach Portugal kommt, um portugieſiſche Kunſt und Geſchichte zu ſtudiren, muß ſich direkt an den König-Vater wenden.

Aber mit Muſeen allein war es nicht gethan; dem Lande fehlen auch die Künſtler. Dom Fernando gab ihm wenigſtens Einen — ein Schelm gibt mehr, als er kann — in ſeiner eigenen Perſon. Wir wollen nicht übertreiben, wie man Das gern thut, wenn man einen neuen Gegenſtand aufs Tapet bringt und dieſen Gegenſtand intereſſant machen will; wir werden nicht behaupten, daß König Ferdinand in Kupfer ſticht wie Keller oder Jakobi, daß er zu ätzen verſteht wie Rembrandt ꝛc., aber mit gutem Gewiſſen können wir behaupten, daß manche illuſtrirte Zeitung ſich Glück wünſchen dürfte, beſagten König als Mitarbeiter zu beſitzen. Bisher iſt das vielbewegte und bunte portugieſiſche Volksleben, ſind die Straßenſzenen von Liſſabon noch von keinem Künſtler ſo geiſtvoll, wahr und dabei ſo humoriſtiſch aufgefaßt worden, wie von ihm. Ein Nachahmer kann er auf dieſem Felde nicht ſein, weil er keinen Vorläufer hatte, und man kann nicht behaupten, daß er Goya aus dem Spaniſchen ins Por[illegible] überſetzt habe, da er mit dieſem noch nicht die entfer[illegible] lichkeit hat. Daß er weit mehr iſt als ein Dilettant,

die ausgeſprochene Individualität ſeiner Werke, in der ſich der harmloſe Humor, die Gutmüthigkeit ſeiner Seele, die ganze Bonhommie ſeines Weſens aufs Treueſte wiederſpiegeln. Mit wenigen Strichen, mit kleiner Uebertreibung könnte er ſeine Zeichnungen leicht in Karikaturen oder Satiren verwandeln; er macht dieſe Striche nicht, er weicht der Uebertreibung aus und bleibt bei ſcherzhafter Komik, bei gemüthlichem Humor ſtehen. Er iſt freilich auch Karikaturen-Zeichner, aber bis auf dieſen Tag hat er ſich als Opfer ſeiner Karikaturen nur die Vertrauteſten oder die Geachtetſten und Ehrenwertheſten ſeiner Umgebung auserſehen, von denen er ſicher iſt, daß der Scherz ſie nicht ſchmerzt oder der ihnen ſchuldigen Ehrerbietung keinen Eintrag thut. Doch auch dieſe Karikaturen ſind höchſt gutmüthiger Natur. Nur Eine kennt man, die wirklich dieſen Namen verdient und ihren Gegenſtand mit einiger Bosheit behandelt; dieſer Gegenſtand iſt aber kein anderer als der Zeichner und König in höchſteigener Perſon. Sie ſtellt ein Konzert bei Hofe dar, in welchem ſich der König als Tenor und in armeniſcher Verkleidung mit ſeiner übertriebenen Magerkeit neben der bekanntlich ſehr korpulenten Primadonna Marietta Alboni in der That höchſt lächerlich ausnimmt, und je lächerlicher die beiden Sänger durch den Kontraſt, deſto komiſcher wirkt die Verzückung der Höflinge, die dem Duett zuhören. Ein deutſcher Zeichner, der einen deutſchen Souverän ſo darzuſtellen wagte, würde wegen Erregung von Haß und Verachtung und Majeſtätsbeleidigung in eine der zahlreichen deutſchen Hausvogteien geſperrt werden.

Daß Dom Ferdinand auch am Tajo ein guter Deutſcher geblieben, dafür ſprechen, neben den häuslichen Tugenden, deren ſich die Deutſchen trotz ihres ausgebildeten Kneipenlebens ſo gerne rühmen, auch die Gegenſtände ſeiner Zeichnungen, deren Stoffe meiſt deutſchen Märchen oder deutſchen Dichtern entnommen ſind, wie z. B. ſein „Pegaſus im Joche“, welches Gedicht er als Adminiſtrator manchmal bis auf den Grund empfunden haben mag, oder ſeine Zeichnungen zum „Kater Murr“ von

E. T. A. Hoffmann. Wir kennen eine in dieſen Zyklus gehörige Handzeichnung, und wir ſtehen nicht an, ſie als eine durch und durch treffliche Illuſtration hervorzuheben. Dom Ferdinand iſt überhaupt ſtark in Szenen aus dem Thierleben; die gequälten portugieſiſchen Pferde und Eſel haben ihm manche rührend-komiſche Szene geliefert, aber ſein „Kater Murr“ iſt ein Ausbund von katzenhafter Grazie und von Hoffmann'ſchem Humor zugleich. Der Ernſt des memoiren-ſchreibenden, philoſophiſchen Katers, der auf einem Haufen von Folianten ſitzt, die Ueberraſchung Kreislers, der ihn belauſcht, geben ein dem Original vollkommen entſprechendes Bild, das noch durch die Einrahmung, welche aus lauter Katzen in den verſchiedenſten katzenhaften Stellungen beſteht, ergänzt und abgeſchloſſen wird.

Für das nachhaltige Deutſchthum des portugieſiſchen Königs ſpricht auch die Vorliebe, mit der er neben den Werken alter italieniſcher und niederländiſcher Meiſter ſelbſt große moderne Bilder ſeiner Landsleute, wie Leſſings, Heß' und Anderer, in Aqua forte reproduzirt — und für ſein Familiengefühl und lebhafte Erinnerung an die Jugend die häufig vorkommende Widmung: „Meinem Bruder Leopold als Andenken an vergangene glückliche Zeiten.“

Sonderbar iſt, daß den regierenden Vetter Koburg-Gotha, den Schützenkönig und ruhmvollen Eroberer des Waldes von Schmalkalden, nicht eine einzige ſolche Widmung ehrt, obwohl der Tonſetzer von „Santa Chiara“ ſein Bruder in Apollo iſt — denn Das haben wir zu ſagen vergeſſen, daß Dom Ferdinand auch einiger muſikaliſcher Kompoſitionen verdächtig geworden. Gewiß iſt, daß er viel ſingt, daß er eine ſchöne Tenorſtimme beſitzt oder einſt beſeſſen und Frau Muſikam in Ehren hält, ſoweit Das in Portugal bei dem großen Mangel an Muſikern überhaupt möglich iſt.

Die Vereinigung ſo vieler Eigenſchaften in der Perſon Dom Fernando's motivirt der franzöſiſche Kunſtkritiker Alfred Bucquet, der ſich lange in Portugal aufgehalten und den Köni-

wie seine Talente kennen gelernt, damit, „daß er die edle Milch jener mächtigen Amme eingesogen, die man Deutschland nennt; daß die Grundlagen der Erziehung niemals verloren gehen, welchen Verlockungen uns auch im späteren Leben das Schicksal aussetzen möge ... König Dom Fernando," fährt Herr Bucquet fort, „spricht sieben Sprachen; er ist ein ausgezeichneter Musiker, wie (der Franzose sagt es) alle seine Landsleute ... er ist auch Bildhauer. Wir kennen von ihm eine Reiterstatue des Marschalls von Ranzau, die achtbare Eigenschaften besitzt, und er hat auch das Getäfel im Schlafzimmer der Königin mit Bildern in Farben geschmückt. Man erkennt da eine durch und durch deutsche, und zwar eine höchst sorgsame deutsche Erziehung. Auch ist der König ein Phänomen im heutigen Portugal."

Letzteres wollen wir gerne glauben, und wir sind überzeugt daß die Portugiesen seinem Thun und Treiben ohne Ver- und Bewunderung höchst phlegmatisch zusehen, diesem, wie Allem, was in der Welt geschaffen wird, ihr beliebtes Wort entgegensetzend: „Das können wir Portugiesen auch, wenn wir nur wollen."

Herr Bucquet hat auch viele schöne Worte für die Person und den Charakter des Königs und meint, es sei unmöglich, ihn zu sehen, ohne lebhafte Sympathie für ihn zu empfinden. Das mag wahr sein, kann aber auch in der Leichtigkeit begründet sein, mit der souveräne Häupter le commun des mortels einnehmen. Wahr aber ist es jedenfalls, daß aus allen seinen Werken ein glücklicher, heiterer, idyllischer Charakter spricht, den man mit einem unsympathischen Wesen schwer oder gar nicht vereinigen kann. Und dieser heitere, glückliche, idyllische, singende Mensch, der die Genüsse des Schaffens kennt, die höchsten, die immer gleichen, die das Privilegium nur bevorzugter Kreaturen sind, die keine Krone der Erde aufwiegen kann — er soll sich zum König von Spanien, zum Nachfolger einer Isabella machen lassen?

Wir wundern uns nicht, daß er ablehnt; wir werden uns

verwundern, wenn wir hören, daß er doch angenommen, und uns dieſen Abfall von ſich ſelbſt nur mit ſeiner Vaterliebe erklären.

Kaiſer Leopold meinte zwar, als Scarlatti bedauerte, daß er nicht Muſiker geworden, daß er ſich ſo beſſer ſtehe — wer aber das Glück des Schaffens wirklich kennen gelernt, wer mit Recht ausrufen kann: Anch io son pittore! der läßt ſich dieſes Glück nicht abkaufen mit Reichen, in denen die Sonne nie untergeht, am Wenigſten mit Reichen, in denen ſie längſt untergegangen.

(Oktober 1868.)

François Rude.

Rude, comme artiste, appartiendrait à Vasari;
comme homme, il tenterait Plutarque.
J. Rousseau.

Seit dem Tode François Rude's ſind unzählige Artikel, ja Bücher erſchienen, welche Leben, Charakter und Werke dieſes großen Bildhauers mit Begeiſterung rühmen und preiſen. Wahrſcheinlich wird man davon wieder Veranlaſſung nehmen, über die Ungerechtigkeit der Menſchen zu klagen, über ihre Bereitwilligkeit, Todte zu apotheoſiren, die ſie bei Lebzeiten vernachläſſigt haben, und was dergleichen oft gerechte Klagen mehr ſind. Dießmal aber irrt ſich das Publikum. Selten hat es wohl einen Künſtler gegeben, deſſen Leben und Wirken mit gleich ſtarker Macht zu Lob und Preis herausforderten; ſelten einen, dem gegenüber ſelbſt der Neid das böſe Wort ſo zu unterdrücken geſucht hat, wie vor Rude. Aber das Lob mußte ſchweigen; die Begeiſterung mußte ſich in ſtille Verehrung umwandeln. Rude haßte das Cliquenweſen und verabſcheute die Lärmglocken, mit denen ſich moderne Künſtler zu umgeben lieben. Nur ſeine Werke ſollten von ihm ſprechen und ſollten ihm Ruhm verſchaffen, wenn Das in ihrer Macht war. Den Freunden wurde Schweigen über ihn und ſein Wirken als die erſte Bedingung fortdauernden freundſchaftlichen Umganges auferlegt, und ſo gingen ſie ſchweigend wie eleuſiniſche Eingeweihte umher und durften es Niemand verrathen, daß in der beſcheidenen Werkſtatt der Rue d'Enfer unſterbliche

Werke geſchaffen wurden, himmelweit verſchieden von denen, die alltäglich auf offenem Markte als Wunderwerke ausgerufen wurden. Nun iſt Rude todt, und die Schleuſen der Herzen öffnen ſich, und Alles eilt, es dem Jahrhundert zu verkünden, daß mit ihm der größte Künſtler Frankreichs, das fleckenloſeſte Leben, der edelſte Charakter zu Grabe gegangen. Das lange unterdrückte Lob macht ſich Luft, und über dem Grabe ertönen die rühmenden Fanfaren, ſchön zuſammenſtimmend, ſanft gedämpft von Trauer, doch hochfeierlich und Unſterblichkeit verkündend.

Neben dem Schweigen der Freunde gibt es noch andere tiefere Urſachen, welche den Ruhm Rude's bei Lebzeiten nicht ſo hoch aufwachſen ließen, als er ſeinem geſunden Keime nach hätte aufwachſen ſollen. Rude war ein Fremder im modernen Frankreich. Jede Zeit, die ihr Gebäude vollendet, läßt vorſpringende Steine an ihrem Gebäude, an denen die nachfolgende Zeit weiterbauend anknüpfen kann. Aber die nachfolgende Zeit baut manchmal an einem anderen Punkte an, und die vorſpringenden Steine ragen einſam, traurig, ruinenhaft in die Luft. Ein ſolcher vorſpringender Stein ſeiner Zeit, der beſten und ſchönſten Zeit der franzöſiſchen Revolution, war François Rude. Das moderne Frankreich hat an einer entgegengeſetzten Seite weitergebaut. F. Rude war einſam, feſtgewurzelt in jenem Gebäude, das auf Grundſätzen der Menſchlichkeit, der Gerechtigkeit, der Wahrheit und Liebe aufgeführt worden. Sein Atelier in der fernen und ſtillen Rue d'Enfer ohne allen koketten Schmuck, wie ihn Künſtler lieben, um ihre Werkſtatt intereſſant zu machen, nur mit Dingen angefüllt, die nothwendig zur Arbeit gehörten; in dieſem Atelier fleißige und verehrungsvolle Schüler, welche vor Eintritt in dieſe Schule wiſſen mußten, daß ſie allen Privilegien, allen Protektionen entſagen, die ihnen in anderen offiziellen Werkſtätten winkten und ein ſorgenfreies Leben verſprachen, welche ferner wiſſen mußten, daß hier nur Arbeit verlangt und nur Kunſtbildung, aber nicht der geringſte weltliche Vortheil verheißen werde; in Mitte dieſer Schüler der Meiſter in einfachſter Arbeitertracht, aus

dessen Zügen Strenge der Sitten, unüberwindliche Festigkeit der Ueberzeugungen und außerordentliche, lächelnde Milde und Heiterkeit des Gemüthes sprechen, dessen Kopf wie von ihm selbst gemeißelt, dessen Hand Porphyr und Erz zu bemeistern geeignet scheint — alles Das zusammengenommen bildet einen herrlichen Anachronismus, in den man sich gerne vertieft, wie man sich in den Traum von vergangenen großen Zeiten zu versenken liebt. Wie gern hätte man oft stundenlang in diesem Atelier geträumt, wenn man nicht gewußt hätte, daß der Meister die Träumer nicht liebte, er, der immer thätig war und jeden Traum in eine That verwandelte.

Doch erzählen wir das Leben dieses Künstlers, das an sich ein tadelloses, harmonisches Kunstwerk war.

François Rude erblickte das Licht der Welt am 4. Januar 1784 zu Dijon in Burgund, und er war ein ächter Burgunder. Im Ausland, wenn man von Frankreich spricht, hat man immer Paris und die Zentralisation im Auge und mit einem gewissen Rechte, denn Paris ist die Quintessenz Frankreichs, da seine Einwohner, von denen die Statistik behauptet, daß sie nicht die vierte Generation erreichen, sich ununterbrochen aus der Provinz rekrutiren. Aber die verschiedenen Volksstämme haben trotz der Einheit Frankreichs, von der so viel gesprochen wird, trotz der gewaltigen Zentralisation ihre Eigenthümlichkeiten, ihre verschiedenen Charaktere bewahrt bis auf diesen Tag. Man konnte die Namen und alten Gränzen der Provinzen aufheben, man konnte den angeborenen Geist, die angeborenen Familien-Eigenthümlichkeiten, Familien-Tugenden und Fehler nicht abschaffen. Der Kenner der Provinzen weiß, wie gewaltig noch heute der Unterschied zwischen Franzosen und Franzosen. Wir wollen nur die Hauptstämme mit ihren hervorstechendsten Eigenthümlichkeiten erwähnen. Der Bretone von alter, ungemischter Race, an der entferntesten Gränze des Reiches wohnend, hat sich mit dem eigentlichen Frankreich und mit seiner Zeit niemals Eins gefühlt. Er liebt es, sich zu vertiefen, und lebt entweder in der Zukunft oder

in der Vergangenheit; träumend von dieſer oder jene myſtiſch oder auch rationaliſtiſch aufbauend. Abailard, Carteſius (ein Bretone, obwohl durch Zufall in der Touraine geboren), Chateaubriand, Lamennais, Renan, Brizeux und andere größere und kleinere Landsleute ſowie der ſpekulative und myſtiſche Geiſt der Bretagne überhaupt ſprechen dafür. Wie ganz anders ſchon ſind die benachbarten Einwohner der Touraine, des Blaiſois, des Orleannais, überhaupt die Söhne des mittleren Frankreichs geartet! Sie ſind die wahren Franzoſen, wie man ſie ſich allgemein im Auslande vorſtellt, wie ſie zumeiſt in der Geſchichte als leichtſinniges Volk, als Musketäre, als geiſtreiche Spötter auftreten. Dieſe ſtehen immer und ganz in ihrer Zeit, ob ſie ſie nun angreifen oder ſie nur beſpötteln, wie Rabelais, Courier, Balzac ꝛc. Der Südländer der Gascogne, Languedocs, der Provence gehört nicht ſowohl ſeiner Zeit als vielmehr dem Augenblicke an. Er läßt ſich hinreißen, er iſt voll Feuer und Pathos, ein begeiſterter Apoſtel und Kämpfer für alle Beſchlüſſe, die er ſelber faßt oder die Andere für ihn faſſen. Aber er gibt ſich ſchnell auf und erſchöpft ſich im Pathos, und die Saaten, die er geſäet hat, pflegt der Nordländer und trägt ſie heim. Darauf verſteht ſich vorzugsweiſe der kluge, ausdauernde, kühle Normann mit ſeinen Nachbaren, den Pikarden u. A. Er bemächtigt ſich des genialen Gedankens des Südländers und führt ihn praktiſch aus; am Feuer der ſüdlichen Begeiſterung kocht er gemächlich ſeine Suppe. So beherrſcht er den Süden. Zwiſchen dem Nord- und Südländer ſteht der Burgunder, wohl der begabteſte und tüchtigſte Stamm Frankreichs, der die Eigenſchaften der beiden Nachbaren in ſich vereinigt. Er denkt und handelt; er faßt den Gedanken und führt ihn ſelber aus und genießt ſelber die Früchte. Das hat er ſeit den älteſten Zeiten in einer unendlichen Reihe der verſchiedenſten Männer bewieſen, von Bernhard v. Clairvaux und früher angefangen über Buffon herab bis auf Monge und Franz Rude.

Dieſer war ein ächteſter Sohn ſeines Stammes, denn er kam

flehte ſeinen Vater an, ihm den Beſuch der Zeichenſchule zu geſtatten. Nach langem Bitten wurde es ihm gewährt, täglich des Abends nach Schluß der Werkſtätte die Schule auf zwei Stunden beſuchen zu dürfen, aber auch nur unter der Bedingung, daß er niemals Künſtler werde, daß er unter Tags mit dem Vater arbeiten und die in der Zeichenſchule gewonnenen Kenntniſſe nur zur Ausbildung und zum Schmuck des Handwerks verwenden ſolle. Daß Rude Letzteres gethan, beweist ein eiſerner Balkon zu Dijon, dem man es anſieht, daß ihn ein kunſtbegabter Schmied geſchmiedet.

Schon nach einjährigem Beſuche der Schule trug Rude drei Preiſe heim: den erſten Preis in der Ornamentirkunſt in Geſtalt einer goldenen Medaille; den zweiten in Geſtalt einer ſilbernen für ſeine Zeichnungen nach lebendem Modell, und endlich ein Acceſſit für eine nach der Natur in Thon gemodelte Figur. Den Mangel an Zeit erſetzte der arme Schmiedegeſelle, der den ganzen Tag den Hammer ſchwingen mußte, durch angeborenes Talent, durch Begeiſterung für ſeine Kunſt und durch jenes große Mittel, das er allen Künſtlern als das wirkſamſte, als das am Sicherſten zum Ziel führende empfiehlt: durch ausdauernden, hartnäckigen Fleiß. Devosges, der Direktor der Schule, der von Anfang an die große künſtleriſche und moraliſche Begabung ſeines Schülers erkannt hatte, ſtand ihm mit ſeinen einſichtsvollen und geſunden Rathſchlägen treu zur Seite. Bald wurde der Lehrer der begeiſterte Freund ſeines Schülers, in dem er das verwirklichte Ideal Deſſen ſah, was er dereinſt aus ſich ſelbſt hatte machen wollen. Es wurde das eine Freundſchaft, die ſich in aller Zukunft auch keinen Augenblick verleugnete. Sie fing damit an, daß Devosges ſeinem vielverſprechenden Schüler Papier und Bleiſtift lieferte, die ſich dieſer aus eigenen Mitteln nicht anzuſchaffen vermochte.

Die vielfachen Zeichnungen und Kopien nach Antiken und nach den größten Meiſtern der neuen Zeit, die Rude in der Akademie zu Geſichte bekam, machten ihn auf die Verſchiedenheit der Auffaſſung und Ausführung, auf die Verſchiedenheit der einzelnen Künſtler und ihrer Werke und endlich auf die Verſchieden-

heit der Zeiten, in denen dieſe Kunſtwerke entſtanden, dieſe Künſtler gelebt, aufmerkſam. Der denkende Jüngling konnte ſich mit dieſer äußerlichen Beobachtung nicht begnügen; er mußte dieſe Erſcheinung ergründen, und welch ein Feld des Studiums eröffnete ſich ihm damit! Mußte er nicht die Völker kennen lernen, die ſolcher Ideale fähig waren? mußte er nicht einen Blick in ihre Entwickelungsgeſchichte werfen? und was hat ſie begeiſtert? und wer ſind ihre Helden und Götter? und welche Mittel wandte man zu allen Zeiten an, ſie darzuſtellen? Wo ſind die alten Ueberlieferungen aufzufinden, die uns ſagen, wie Ideal und Wahrheit in Eins verwachſen? Geſchichte, Mythologie, Poeſie, Geometrie, Anatomie und wie viel Anderes war noch zu ſtudiren, um all dieſe Fragen zu beantworten. Und ſo lag zwiſchen den Stunden am Studirtiſche in der Dachſtube und zwiſchen den Stunden am Amboß oft nur ein ganz kurzes Stündchen Schlaf. Wieder war es der edle Devosges, der zu dieſen nächtlichen Studien die Bücher und ſelbſt die Kerzen lieferte. Damals legte Rude den Grund zu den tiefen und ausgezeichneten Kenntniſſen, die ihn ſein Lebenlang unter ſeinen Kollegen in der Kunſt zu einer auch in dieſer Beziehung hervorragenden Erſcheinung machten.

Dieſe Studien dauerten mehrere Jahre. In der Schule glänzte er bereits als Künſtler; im Umgang mit den Gebildetſten ſeiner Vaterſtadt als ein an Wiſſen ſehr reicher Geiſt. So trat die Disharmonie zwiſchen ſeiner Bildung, zwiſchen den Hoffnungen, die man von ihm hegte, und ſeiner täglichen Beſchäftigung immer greller hervor. Die Beſten der Stadt beſtürmten den Vater, doch den ſo hochbegabten Sohn die Laufbahn, für die er offenbar geboren war, ganz und ungehindert betreten zu laſſen. Lange umſonſt. Endlich gab der Vater nach, und Rude ſollte den Schmiedehammer wegwerfen, um den Meißel zu ergreifen. Da wurde der Vater durch eine Lähmung aufs Krankenbett geworfen, und die Ernährung der Familie fiel dem jungen Künſtler als unabweisbare Pflicht anheim. Als Schmied war er noch nicht ſo weit, um das Geſchäft des Vaters ſelbſtändig fort-

ſetzen zu können, und als Künſtler? — er war noch ein Schüler, ohne Namen, ohne Geld und in einer Provinzſtadt! Mit der ihm eigenen Charakterſtärke entſchloß er ſich ſchnell, und wir ſehen ihn plötzlich als Geſellen eines Zimmermalers, wie er Farben reibt, Schnörkel an Sims und Schränken malt und Fenſter und Thüren anſtreicht.

Aber Freund Devosges wird ſeinen Schüler und eine große Zukunft nicht ſo zu Grunde gehen laſſen. Während Rude Fenſter und Thüren anſtreicht, eilt er von Haus zu Haus, ob er ihm nicht eine ſeines Talents würdigere Beſchäftigung ſchaffen könnte. Dem unermüdlichſten Freundeseifer gelingt das Unwahrſcheinlichſte. In der guten Stadt Dijon wird es plötzlich Mode, nicht mehr, wie es alter Brauch geweſen, Familiengemälde aufzuhängen, ſondern Familienbüſten aufzuſtellen, und Rude ſteht wieder vor Thon, ja ſelbſt vor Marmor und verſieht die Familien mit Laren und Penaten. Mehrere ſeiner Büſten machen Aufſehen. Herr Devosges — immer der gute Herr Devosges — hat nun den Muth, ihn dem kunſtverſtändigen Herrn Fremiet, einem höheren Steuerbeamten, vorzuſtellen, für den er eine Büſte ſeines Schwiegervaters ausführen ſoll. So kommt Rude mit einer Familie in Berührung, die ihm eben ſo theuer wird wie Devosges und die auf ſein ganzes Leben den entſcheidendſten Einfluß ausübt. Rude wird bald ſo intim in der Familie, daß er ſich leicht bewegen läßt, eine Stube im Hauſe anzunehmen, in der er ſeine Arbeit mit größerer Bequemlichkeit ausführen kann. Man lernt ſich immer näher kennen, immer inniger lieben, und Rude iſt ein Sohn des Hauſes. So vergeht eine ſchöne und glückliche Zeit. Rude gewinnt genug, um ſeine Familie zu ernähren; er hat ein Atelier, er wird als Künſtler betrachtet, er ſtudirt, er arbeitet, er hat theuere und treue Freunde. Das Kriegsjahr 1805 droht, ihn ſeinem Glücke zu entreißen; denn Napoleon ruft Alles zuſammen, was Frankreich an junger Kraft beſitzt. Rude hat einundzwanzig Jahre und kann ſich nicht länger der Konſkription entziehen. Aber der gedankenloſe Zufall, der ihn eine böſe Nummer ziehen läßt,

wird durch die Freundschaft unschädlich gemacht, indem Herr Fremiet von seinem bescheidenen Vermögen soviel hergibt, als nöthig war, um einen Stellvertreter zu bezahlen. So vergingen dann noch zwei glückliche und fleißige Jahre.

Endlich im Jahre 1807 entreißt er sich dem liebevollen Umgange und wandert, dem eigenen Drange und dem Rathe der Freunde folgend, nach Paris, um die Welt zu sehen und in die Schule größerer Meister zu treten. Mit einer Gipsstatue, die einen Theseus vorstellte, und mit einem Empfehlungsschreiben von Devosges bewaffnet, stellt er sich dem berühmten Denon vor. Dieser nimmt die Theseusstatue für die Kopie einer Antike, und über diesen Irrthum mehr erfreut als beschämt, macht er sich zum Beschützer des jungen Künstlers, dem er den Eintritt in das Atelier des Gaules verschafft, wo eben an der Vendomesäule gearbeitet wurde. Ein Theil der Basreliefs am Piedestal wurde nach einigen Probearbeiten sofort dem Neuangekommenen übergeben. Zur selben Zeit öffnete ihm der Bildhauer Cartelier sein Atelier.

Wenige Monate darauf nahm er an dem Konkurs der Akademie Theil und gewann einen Preis, der ihm die Pforten dieser pedantischen Schule öffnete. Mit dem Eintritt in dieselbe begann für Rude eine Zeit, die er sein Leben lang als eine verlorene betrachtete. Der offizielle, pedantische Unterricht, der dem Schüler ein lebloses, aller Natur und Wahrheit widersprechendes Ideal hinstellt, brachte ihn um alle Früchte, die er durch anhaltendes Studium nach der Natur, nur seinem gesunden Sinn und den guten Rathschlägen des Herrn Devosges folgend, mit Mühe und Ausdauer errungen hatte. Eben so großer Mühe und Ausdauer bedurfte er später, wie er oft versichert hat, um sich wieder von den todten und starren Regeln zu befreien und zu den ersten unbeirrten Anschauungen der Jugend zurückkehren zu können. Er hatte wohl eine Ahnung, daß er sich auf schlechten Wegen befand, und der Zwiespalt, der zwischen dem Schüler, der auf die Worte des Meisters schwören muß, und der frischen, gesunden, unabhängigen Künstlernatur entstand, machte ihn um so unglücklicher,

als er zu gleicher Zeit sehr harte Kämpfe mit dem äußeren Leben zu bestehen hatte. Diese Kämpfe, in denen Hunger, Elend, Entbehrung jeder Art die Hauptrollen spielen, sind in Künstlerbiographien schon so oft geschildert worden, daß wir uns dabei nicht länger aufhalten wollen. Wir wollen nur erwähnen, daß dieser schreckliche, für Körper, Geist und Charakter oft so sehr gefährliche Kampf bei Rude an fünf Jahre gedauert, daß er ihn nicht nur nicht gebrochen, sondern im Gegentheil geläutert und gestählt hat für das ganze künftige Leben. Arbeit und Entsagung bauten ihm Brücken über die Abgründe, in die so Viele versinken, um nie wieder aufzutauchen. Im Jahre 1812 steht Rude, der hungernde Zeichenlehrer im abgeschabten Rocke, als ein Mann da, der sein edles Ziel jenseits der Abgründe nicht einen Augenblick aus dem Auge verloren, der dem schlechten Geschmack oder irgend einem äußerlichen Bedürfniß nicht das geringste Zugeständniß gemacht, der seine Unabhängigkeit und seinen ganzen Stolz bewahrt hat und dem endlich eine gewichtige und dießmal fruchtreiche Lorbeerkrone aufs Haupt gelegt wird. Er erhielt den großen römischen Preis, jenen Preis, der dem Gekrönten eine Reise nach Rom und mehrjährigen Aufenthalt in der ewigen Stadt sichert, Muße zur Ausführung eines großen Werkes gewährt und der Anfang einer ruhmvollen Laufbahn werden kann.

In Folge der Preiskrönung erhielt Rude sofort mehrere bedeutende Arbeiten, u. A. sollte er die Basreliefs für den Obelisken ausführen, welchen der Kaiser der „großen Armee" zu Ehren in der Nähe des Pont-Neuf errichten wollte. Die Begebenheiten verhinderten dessen Ausführung. Rude verlor mit dieser Arbeit, die ihn außerdem von der römischen Reise abhielt, nahe an zwei Jahre. Erst im Jahre 1814 machte er sich auf, um vor Allem seine Freunde in Dijon zu besuchen und dann dem gelobten Lande der Kunst zuzueilen. Er befand sich eben in seiner Vaterstadt, als ganz Frankreich in ungeheure Aufregung gerieth, denn Napoleon war von Elba zurückgekehrt. Alles, was frei dachte, was das Vaterland liebte, was die fremde Einmischung verab-

ſcheute, kurz alle nationalen Parteien ſtanden damals auf Seiten des Kaiſers, um die Trikolore geſchaart, gegen die Lilien. Doch erzählen wir die muthige Rolle, die Rude um dieſe Zeit zu ſpielen beſtimmt war, mit den Worten eines vertrauten Freundes, deſſen Aufzeichnungen, für Freunde abgefaßt, vor uns liegen. Dieſer erzählt:

„Im Monat März 1815 befand ſich die Herzogin von Angoulême zu Lons-le-Saulnier; Marſchall Ney war ihr mit einer Diviſion von 18,000 Mann dahin gefolgt, um den Eifer der Royaliſten in der Provinz zu ſchüren, dem Kaiſer entgegen zu marſchiren und ihn in ſeinem Vordringen aufzuhalten.

„Der Kaiſer kam über Lyon und Chalons. Man wußte bald, daß die Regimenter Ney's über Auxonne auf Dijon losrückten. Die Dijoner Royaliſten, auf die Armee zählend, hatten alle weiße Kokarden aufgeſteckt und die Lilienfahne aufgepflanzt.

„Rude verſuchte es mehrere Male, ſich die Schlüſſel zum Thurme „Logis-du-Roi“ zu verſchaffen, um die ungeheure weiße Windfahne an ſeiner Spitze mit den drei Farben zu bemalen. Der Thürhüter Droin, obwohl nicht ins Vertrauen gezogen, verweigerte ſie ihm ſtandhaft.

„Bei der Nachricht, daß das erſte Regiment ſich ſchon der Stadt nähere, hatte Herr Fremiet, der bei der Bonapartiſtiſchen Partei in großem Anſehen ſtand, die Abſicht, die entſchloſſenſten und thätigſten Geſinnungsgenoſſen zu verſammeln, ſich mit ihnen in die Berge zu werfen und ſich dem Kaiſer anzuſchließen. Rude übernahm es, ſie in einem gewiſſen Kaffeehauſe, unterhalb der Wohnung des Herrn Devosges, zu verſammeln. Die Zeit drängte; die Stadt, angefüllt mit Soldaten, die weiße Kokarden trugen, hatte ein bedrohliches Ausſehen. Wie ſollte man die Bonapartiſten über das Vorhaben belehren?

„Nach vielem Hin- und Hergehen tritt Rude in das Kaffeehaus; es war leer. Aber in einer Stube jenſeits des Hofes findet er fünf Patrioten, die dreifarbige Kokarden tragen .... In dieſem Augenblicke hört man die Trompete; es war die Avant-

garde, die durch die Gaſſe Chabot-Charny einzog. Die ſechs Männer, entſchloſſen trotz ihrer kleinen Zahl, treten heraus und ſtellen ſich vor dem Brettergerüſte des Theaters, an dem eben gebaut wurde, in Schlachtordnung auf. — Ein Huſarenregiment, mit langen Bärten und in Kalpaks, Schwert in der Fauſt und die weiße Kokarde auf dem Kopfe, rückt geraden Weges auf ſie los.

„Vive l'Empereur! ruft die kleine Schaar. Wenn Rude dieſe Epiſode erzählte, pflegte er zu ſagen: ‚Die Soldaten brauchten nur ihre Degen zu ſenken, um uns an die Bretter zu nageln.‘ Aber das erſte Peloton betrachtet die kleine Schaar, betrachtet die trikoloren Fahnen und Kokarden dieſer ſechs Männer, macht ſeine Schwenkung und marſchirt ruhig in die andere Gaſſe. Darauf rückt das zweite Peloton heran.

„Vive l'Empereur! ruft die kleine Schaar zum zweiten Male und mit mehr Kraft. Die Soldaten ſehen ſie an, zaudern, und wie ‚Schwenkt‘ kommandirt wird, erwidern ſie mit dem allgemeinen Ruf: Vive l'Empereur! Die Erſten, welche ſchweigend vorbeigezogen waren, wiederholen nun dieſen Zuruf, welcher ſich mit der Schnelligkeit einer Exploſion die ganze Linie des Regimentes entlang fortpflanzt.

„Damals und in dieſem Momente geſchah es, daß ſich die Diviſion des Marſchalls Ney an die Imperialiſten anſchloß .....

„Der Marſchall, der im Hotel de la Cloche wohnte, ſah ſeine Truppen von ſeinem Balkon aus defiliren und empfing ihre enthuſiaſtiſchen Zurufe ſelber mit Enthuſiasmus.“

Wir erzählen dieſe Epiſode aus dem Leben Rude's des hiſtoriſchen Intereſſes wegen, nicht um ein Zeugniß für ſeinen Muth abzulegen. Denn klein iſt dieſer Muth, ſich Bajonetten und dem Schafotte entgegenzuſtellen, neben dem Muthe, den er bald nach jenem hiſtoriſchen Ereigniſſe im Kreiſe ſeiner kleinen Privatwelt zu zeigen hatte, neben dem höheren Muthe, einer ungewiſſen Zukunft, allem Elende des Exiles und der gezwungenen Arbeit entſchloſſen entgegen zu gehen, eine glänzende und ſorgenloſe Laufbahn aufzugeben, um einer Pflicht des Herzens freiwillig zu genügen.

Das Reich Napoleons war faul wie sein Herrscher und dauerte nicht hundert Tage. Das Bourbonische Regiment machte sich zu allen jenen Maßregeln der Rache und der Verfolgung bereit, die man unter dem Namen des „weißen Schreckens" zusammenfaßt. Kein Patriot war seines Lebens sicher; wer nicht von den servilen Gerichten verurtheilt wurde, war in der Gasse und im eignen Hause von der Rache fanatisirter Horden bedroht. Rude, zu jener Zeit noch ganz unbekannt, blieb unverfolgt; Niemand achtete der Rolle, die er während der hundert Tage beim Einzuge des Marschalls Ney zu Dijon und später als Freund des Herrn Fremiet und als patriotischer Propagandist gespielt hatte. Auch hatte er Paß und Reisegeld in der Tasche, um offiziell nach Rom abgehen zu können. Aber Fremiet, ein Notable Dijons, hatte an der Spitze der Burgunder Patrioten gestanden; auf ihn richteten sich unmittelbar nach der Schlacht von Waterloo die Blicke der wüthenden Royalisten, und gleich nach dem Falle von Paris sollte er verhaftet werden. Gewarnt, entschloß er sich, die Flucht zu ergreifen. Bewaffnet ging der junge Rude neben ihm einher, durch die Nacht und auf abgelegenen Wegen von Dorf zu Dorf schleichend. Oft waren der Flüchtling und sein Beschützer in Gefahr, verrathen zu werden, denn überall lauerten die Royalisten. Rude hatte jeden Tag, während der ganzen Wanderung, Gelegenheit, bald seinen Muth, bald seine Verschlagenheit zur Rettung seines Freundes zu beweisen. Durch hundert Abenteuer gelangten sie endlich an eine Station, wo gute Pässe für Fremiet bereit lagen und von wo aus er sicher über die belgische Gränze gelangen konnte. Auf dieser gefährlichen und abenteuerlichen Wanderung trafen die beiden Flüchtlinge mit dem ebenfalls flüchtigen Louis David, dem berühmten Maler, zusammen. Herr Fremiet war in Sicherheit. Aber Rude glaubte seine Aufgabe noch nicht erfüllt. Er kehrte nach Dijon, wo ihm indessen die Angeberei Schlingen gelegt hatte, zurück, ordnete [illegible] legenheiten Fremiets und reiste endlich mit dessen [illegible] Töchtern, einer Schwester und einer fünfu[illegible]

Mutter dem Familienhaupte nach Brüssel nach. Herr Fremiet hielt sich für Alles, was er einst für den jungen Künstler gethan, durch Monate lange Gefahren, Mühen und Drangsale reichlich bezahlt und drang nun in Rude, seine Reise nach Italien anzutreten und die durch die politischen Ereignisse unterbrochene, so sehr hoffnungsvolle Laufbahn wieder aufzunehmen. Aber davon wollte Rude nichts hören. Ade, ersehntes Italien! Ade, Ruhm und Reichthum! Ade, Vaterland! Rude macht sich zum Exilirten und bleibt in Brüssel, um für seine Freunde, die durch die Verbannung aller Mittel beraubt waren, zu arbeiten und zu sorgen.

Ach! welche Kämpfe jetzt begannen! Kämpfe mit der täglich sich neu gebärenden Noth, Kämpfe mit der Sprödigkeit der Kunst, die nur dem ausdauerndsten Liebhaber ihre Gunst gewährt, und endlich jene unerquicklichsten Kämpfe mit der kleinlichen Eifersüchtelei, mit dem Künstlerneid, mit dem Kirchthurmpatriotismus. Brüssel besaß damals zwei sehr mittelmäßige Bildhauer, Godecharles und Van-Geel, welche für große Künstler galten und von einer Schaar von Trabanten umgeben waren. Diese thaten alles Mögliche, um den Fremden, in dem sie bald einen gefährlichen Nebenbuhler erkannten, zu unterdrücken, und da er doch nach und nach bekannt zu werden anfing, haschten sie ihm alle Bestellungen vor dem Munde weg, um ihn auszuhungern und zum Rückzuge zu zwingen. Der Architekt Vanderstraeten war klüger. Er suchte Rude nicht zu unterdrücken, sondern auszubeuten, nicht auszuhungern, sondern kümmerlich zu ernähren, um ihn in seiner Abhängigkeit zu erhalten und so lange als möglich zu benutzen. Vanderstraeten hatte im Auftrage der neuen holländischen Regierung mehrere öffentliche Gebäude und im Auftrage der belgischen Stände den Palast von Trevueren für den holländischen Erbprinzen aufzuführen. Rude, dessen großes Talent er zu schätzen wußte, half ihm sowohl bei Entwerfung der Pläne, als bei der Ausschmückung der vollendeten Gebäude mit allerlei Ornamenten, Basreliefs und Statuen. Der Architekt machte ihm große, eines großen Künstlers würdige Versprechungen und bezahlte ihn wie

einen gemeinen Arbeiter. Die Regierung, die ihre Paläste mit so prächtigen Kunstwerken bevölkert sah, wurde wohl auf Rude aufmerksam, aber sie hielt es nicht für gut, einen Verbannten zu unterstützen, und erachtete es für klüger, die von der Zivilliste zur Unterstützung der Künste ausgesetzte Summe in dem neu gewonnenen Lande zu ihrer Popularisirung zu benutzen und sie nur den einheimischen Künstlern zufließen zu lassen.

Indessen aber wuchs doch der Name Rude's; die uneigennützige Jugend erkannte den Unterschied zwischen ihm und den einheimischen Größen, und die Schüler drängten sich in Menge zu ihm. Er eröffnete ein Atelier in einer alten verfallenen Kapelle, und in dieser Kapelle bildete der von Belgien so sehr vernachlässigte und verfolgte Meister viele jener Künstler, die später dem Lande Ruhm gaben und es als eines der Heimatländer der Künste erscheinen lassen. Das Atelier schaffte Rude viele Freunde, viele begeisterte Schüler, viele innere Befriedigung: seine materielle Existenz verbesserte es nicht, denn es war gegen seine Grundsätze, sich von seinen Schülern bezahlen zu lassen. Sein Unterricht war eine freie Gabe, die er gern austheilte, wie ein Apostel seine Lehren. Nur die Modelle mußten die Schüler bezahlen.

Eine Helferin erstand dem ringenden Künstler in Fräulein Sophie Fremiet, die schon früher in Dijon eine der besten Schülerinnen Devosges' gewesen und die jetzt der ebenfalls verbannte David zu einer Künstlerin ausbildete, zu einer solchen Künstlerin, daß er ohne Anstand manches ihrer Bilder mit seinem Namen unterzeichnete. Diese trug nun mit einen Theil der Last, die sich der edle Rude ursprünglich allein auferlegt hatte. Auch Herr Fremiet hatte eine kleine Anstellung gefunden und schrieb außerdem Abhandlungen über Kunst, die zu jener Zeit stark gelesen wurden.

So kam nach Stürmen einige Ruhe in dieses vielbewegte Künstlerleben, und in dieser Ruhe bildete sich bald ein stilles, idyllisches Glück. Im Jahre 1821 heirathete Rude die Tochter seines Wohlthäters, Sophie Fremiet, und erreichte dar[illegible] höchste Ziel irdischen Glückes, das er seit Jahren geträu[illegible]

Sophie Fremiet gab ihm ſein Leben lang ſo viel Glück, als ein edles, anmuthiges, hochbegabtes Weib geben kann. Seine Häuslichkeit war voll ſtiller Zufriedenheit; in ihrem Schooße verfloſſen jene reichen Abende, von denen man noch heute in Brüſſel zu erzählen weiß, jene Abende, wo Rude und David mit Freunden und Schülern über Kunſt ſprachen, oder wo bei erquickender Muſik von der Arbeit des Tages ausgeruht wurde. Der Tag verſtrich im Atelier, in der Mitte von Schülern, die begeiſterte Freunde waren und die Arbeit des Meiſters oft mit ihrem Geſange oder mit Muſik begleiteten. Selbſt in den härteſten Zeiten hatte Rude die ihm eigene Heiterkeit, Güte und Milde des Gemüthes nicht verloren; im Glücke traten alle dieſe Eigenſchaften zugleich mit einer erhöhten Produktivität noch glänzender hervor.

So vergingen wieder Jahre. Rude hatte wieder ganze Paläſte mit ſeinen Werken geſchmückt, ohne dadurch an Ruhm oder Gold reicher zu werden. Zufällig kam ein alter Freund, der Bildhauer Roman, durch Belgien. Er ſah die Werke Rude's und war erſtaunt, dieſen nach ſolchen Schöpfungen in ſo ſehr beſcheidenen Verhältniſſen zu finden, und noch mehr erſtaunt war er, daß ſein Name noch ganz und gar nicht über die Gränze ins Vaterland des Künſtlers gedrungen war. Er redete ihm zu, nach Paris zu überſiedeln, und Rude war um ſo leichter zu bewegen, als ihn ſowohl wie ſeine Frau die Sehnſucht nach der Heimat zurückzog. So machte er ſich denn im Jahre 1827 mit ſeinem Weibe und dem neugeborenen Sohne auf, um die Gränze des lang entbehrten Vaterlands zu überſchreiten und als ganz unbekannter Mann in ſeinem dreiundvierzigſten Jahre eine neue Laufbahn anzutreten.

Aber es ſcheint, daß die Rückkehr ins Vaterland für ihn ſo viel wie eine Auferſtehung bedeutete.

Der Rieſe hat die Mutter berührt,
Und es wachſen ihm neu die Kräfte.

Alles, was er in Belgien geleiſtet, ſteht tief unter den Arbeiten, die er auf franzöſiſchem Boden ausführte. Während ſeiner

ganzen belgiſchen Zeit mußte er ſich den Anforderungen Anderer unterordnen und hatte er mit ſich ſelbſt zu kämpfen, um die ſchlechten Gewohnheiten, die ihm die Akademie eingeimpft, wieder los zu werden. Seine erſten Arbeiten in Frankreich zeigen ihn von der Schule emanzipirt, in ſeiner ganzen, ihm ganz allein eigenthümlichen, von allem Angelernten befreiten und gereinigten Urkraft. Es manifeſtirt ſich der größte und eigenthümlichſte Bildhauer des modernen Frankreichs.

Bei ſeinem Eintritt in Frankreich war jeder Schüler der Akademie oder eines Ateliers bekannter als der dreiundvierzigjährige Rude; aber ſein alter Lehrer Cartelier erinnerte ſich ſein mit Liebe, und er war es, der ihm die erſte Beſtellung, eine Madonna für die Kirche St. Gervais, verſchaffte. Dieſe und einen Merkur, der ſich die Sohlen unterbindet, zeigte er, in Gips gegoſſen, in der nächſten Kunſtausſtellung dem Publikum. Aber Niemand kümmerte ſich um die Gipsarbeiten des Unbekannten; und doch war es dieſer Merkur, der beſtimmt war, eines Tages im Louvre unter den Meiſterwerken aller Zeiten aufgeſtellt zu werden. Charakteriſtiſch für Rude iſt es, daß zu ſeinen erſten Arbeiten eine Büſte Devosges', ſeines alten Lehrers und Freundes, gehörte, die er für ſeine Vaterſtadt ausführte. Devosges, der Edle, war indeſſen heimgegangen, und Rude arbeitete mit Pietät am Monumente des Freundes, deſſen Züge ſeinem Herzen unverlöſchlich eingegraben waren. Zu gleicher Zeit arbeitete er auf Beſtellung des Muſeums der Marine an einer Büſte Lapeyrouſe's, des großen Seefahrers, und dieſe Beſtellung war für ſeinen Ruhm entſcheidend. Nicht die Büſte ſelbſt war es, die dieſe Entſcheidung herbeiführte; es war ein Stück Marmor, das von dem zur Büſte beſtimmten Blocke übrig blieb. Schon lange hatte ſich Rude geſehnt, eine ſelbſtändige Kompoſition in Marmor ausführen zu können, denn in Marmor, meinte er, werde er am Beſten zeigen, was er zu leiſten im Stande ſei. Aber es fehlte ihm an Geld, um einen Marmorblock zu bezahlen, und ſo begnügte er ſich mit dem kleinen Abfall jener Büſte, um ein

Meiſterſtück zu ſchaffen, das, als es endlich im Jahre 1833 ausgeſtellt wurde, die ganze Künſtlerwelt in Aufruhr brachte und Rude mit einem Male an die Seite der gefeiertſten Bildhauer ſtellte. Wir meinen den „Fiſcherknaben, der mit einer Schildkröte ſpielt," jene reizende Schöpfung, die man heute im Louvre ſehen kann und die viel mehr in der benachbarten Galerie der Antiken zu Hauſe zu ſein ſcheint, als unter den modernen Bildwerken. Nur die neapolitaniſche Fiſchermütze verräth es, daß wir ein modernes Werk vor uns haben. In der That behaupteten die Klaſſiker gleich beim Erſcheinen dieſes Werkes, daß ſein Schöpfer zu ihrer Partei gehöre, während im Gegentheil die Romantiker geltend machten, daß die Natürlichkeit, die freie Grazie, die Abweſenheit alles Traditionellen Rude zu einem Romantiker ſtempele. Der Streit der beiden Lager der Klaſſiker und Romantiker, der damals in vollen Gluthen ſtand, trug nur dazu bei, den Ruhm Rude's und ſeines Werkes zu erhöhen, ſeines Werkes, das er unter Noth und Entbehrung ausgeführt hatte. Er mußte an demſelben das Gröbſte der Arbeit ſelbſt übernehmen, und um während der Zeit nur leben zu können, war er gezwungen, einen Theil von ſeiner und ſeines Weibes Garderobe zu verkaufen. Auch die Fanfaren, die ſeinen Ruhm verkündeten, hörte er nicht, denn ſie wurden von den Schlägen des Hammers übertäubt, der eben die Nägel in den Sarg ſeines einzigen, geliebten, hoffnungsvollen Sohnes ſchlug.

Sprechen wir nicht ausführlicher über dieſen großen Schmerz, den auch Rude in das Leichentuch eines ewigen Schweigens gehüllt hat. Die Lücke in ſeiner Häuslichkeit ſuchte er durch die Adoption einer Nichte, die Leere in ſeiner Zukunft durch die Schöpfung unſterblicher Werke auszufüllen.

Schon die Bourboniſche Regierung, auf Rude's Genie durch ſeinen Merkur aufmerkſam gemacht, hatte liberal genug gedacht, um den Republikanismus des Künſtlers zu vergeſſen, und hatte, nur die Schönheit des Nationalwerkes bedenkend, ihm die Ausführung des Arc de l'étoile überlaſſen wollen. Ein Theil des Frieſes war vollendet, als die Julirevolution ausbrach und die Ausführung

verhinderte. Als man sie wieder aufnahm, sollte sie aufs Neue Rude übergeben werden und zwar auf Veranlassung Thiers'. Dieser Minister, ein ausgezeichneter Kunstkenner, der sich in seiner Jugend, ehe er sich in die politische Schriftstellerei geworfen, vorzugsweise mit Kunst und Kunstgeschichte beschäftigt hatte, gehörte zu den Ersten, die Rude's großes Talent und ihn als unter den lebenden Künstlern weit hervorragend erkannten. Kaum an die Regierung gelangt, bestellte er bei ihm eine Kopie seines Merkur und veranlaßte er die Uebertragung der Skulpturarbeiten am Arc de l'étoile an Rude. Aber in einem Lande, wo Alles von der Regierung zu leben gewöhnt ist, mußte eine solche Maßregel einen Aufruhr in der Künstlerwelt erregen. An einem Nationalwerke, hieß es, müssen alle nationalen Talente arbeiten; Jeder muß etwas von der ausgesetzten Summe in seiner Tasche nach Hause tragen. Der Sturm war so groß, daß Thiers weichen mußte, und vom ganzen Arc de l'étoile blieb nach langen Kämpfen für Rude ein einziges Basrelief übrig. Es ist das „le Départ" oder der Abmarsch der Freiwilligen zur Vertheidigung des Vaterlandes; ein Basrelief, das unstreitig zu den größten Skulpturwerken der letzten Jahrhunderte gezählt werden muß. Dieses sein Basrelief ist ein großes, erhabenes Epos. Ich habe es nie gesehen, ohne an die Verse Homers zu denken, da Eris die Achaier zum Kampfe ruft; sie geben am Besten eine Idee vom Charakter wenigstens eines Theils dieses Werkes, und wir setzen sie darum hierher:

Zeus nun sandte daher zu der Danaer Schiffen die Eris,
Welche zu schrecklichem Wehe das Kriegsgraun trug in den Händen,
Und sie betrat des Odysseus gewaltiges, dunkeles Meerschiff,
Welches die Mitt' einnahm, daß beiderseits sie vernähmen ....
Allda stand die Göttin und schrie, machtvoll und entsetzlich
Laut in Achaias Heer und rüstete jeglichen Mannes
Busen mit Kraft, unlässig zu streiten im Feld und zu kämpfen.

So ist die Göttin des Krieges, die, machtvoll und entsetzlich schreiend, den Helm auf dem Kopfe, mit nacktem Schwert auf

den Feind deutend, mit grauenvoll ausgebreiteten Flügeln über die obere Hälfte des Bildes dahinfliegt. Ihrem Geschrei entspricht die Bewegung, die unter ihr entsteht. Da sind Greise, die zum Kampfe ermahnen, Jünglinge, die dieser Ermahnung nicht bedürfen und vorwärts stürzen; der Eine stößt in die Trompete, um das ganze Land aufzurühren, der Andere spannt den Bogen, der Dritte schwingt das Schwert, der Vierte sprengt auf wildem Schlachtrosse daher. Im Vordergrunde, gleichen Schritts und mit verschlungenen Armen, schreiten ein reifer Mann und ein kaum dem Knabenalter entwachsener Jüngling; das Gesicht des Mannes strahlt dieselbe Begeistrung, dieselbe Kampflust, wie das des Jünglings; das des Jünglings dieselbe ruhige Entschlossenheit und Größe, wie das des Mannes. Alles schreit und bewegt sich. Der ganze Stein wiederhallt von Kriegslärm, als wäre es ein Felsengebirge, in dem Hunderttausende eine Völkerschlacht schlagen. Man glaubt, eine Armee zu sehen und zu hören, und es sind ungefähr zehn Figuren. Niemals vielleicht ist in einem Basrelief mit so geringen Mitteln eine so große Wirkung erzielt worden. Man muß dieses Werk gesehen haben, um zu wissen, wie sehr der kalte Stein das Herz vor Aufregung, vor edlem Schauer erzittern machen kann. Dieser Stein ist das Denkmal Rude's; so lange er der Zeit widersteht, so lange wird der Name Rude's als der eines großen Künstlers im Andenken der Welt fortleben.

Nach dem Basrelief sollte Rude noch die Ornamentirung des Triumphbogens übernehmen, aber er gab sie auf, da er die Anforderungen der Regierung nicht mit denen seines Künstlergewissens vereinigen konnte. Es war in Louis Philipps Politik, öffentlich den Napoleonisten zu schmeicheln, aber im Geheimen sein Möglichstes zu thun, um die Erinnerungen an das Empire zu unterdrücken. So wollte er denn manche der Felder am Napoleonischen Triumphbogen mit Allgemeinheiten ausgefüllt und in den Ornamentirungen, die auf den kaiserlichen Adler berechnet waren, den gallischen Hahn angebracht sehen. Durch all Das wäre der Charakter des Denkmals verwischt, seine künstlerische

und hiſtoriſche Einheit geſtört werden. Rude war nicht der Mann, um ſolche Zugeſtändniſſe zu machen, und er zog ſich einfach zurück. Thiers, der den Künſtler für ſo viele Enttäuſchungen ſchadlos halten wollte, benutzte jedes ſeiner Miniſterien, um ihm wiederholt Stellen, Aemter, Titel und allerlei Ehrenbezeigungen anzubieten. Der Stoiker Rude dankte. „Ich habe, was ich brauche.“ Was ſollte man mit einem Künſtler anfangen, der den Orden der Ehrenlegion, den man ihm ins Haus ſchickte, niemals trug? der den römiſchen Preis, den er in ſeiner Jugend gewonnen hatte und den man ihm aufs Neue zur Benutzung anbot, nicht annahm? den man auf die Liſte der Akademiker ſetzte und der ſich wieder ausſtreichen ließ, weil er zu beſcheiden war, um ſich auf den Platz zu ſetzen, von welchem der Tod eben ſeinen Freund Roman entführt hatte? mit einem Künſtler, der jedes Mal über die Summen erſtaunt war, die man ihm für ſeine Arbeiten bezahlte, ſelbſt wenn dieſe Summen die Koſten der Arbeit kaum überſtiegen? Der Herzog von Luynes, der bekannte Mäcen, für den er die Reiterſtatue Ludwigs XIII., des Connetables und andere Skulpturen angefertigt, weiß davon zu erzählen, wie ſchwer es ihm geworden, Rude auf eine würdige Weiſe für ſeine Arbeiten zu belohnen.

Die Anträge des Miniſters zurückzuweiſen, wurde Rude ſehr leicht, — er verachtete alle die hergebrachten Ehren, und er hatte keine Bedürfniſſe. Gegen Ende der Dreißiger Jahre brachte er es endlich nach ununterbrochener Arbeit und Anſtrengung zu einer Rente von 1200 Frcs., und nun erklärte er ſich für alle Zukunft geborgen und unabhängig. Noch glücklicher als in dem Bewußtſein dieſer Geborgenheit hatte er ſich ſchon einige Jahre vorher gefühlt, als er es dahin gebracht, in dem ſtillen Thale der Bievre ein kleines Bauernhaus kaufen zu können. In dieſem ſtillen Aſyle verbrachte er mit ſeiner Familie und einigen intimen Freunden die Sonntage; die Wochen vergingen in beſtändiger Arbeit in ſeinem Atelier in der Rue d'Enfer, in der ſeiner zahlreichen Schüler. Bei der Arbeit ließ er ſich

meiſt aus dem Plutarch. Von Zeit zu Zeit unterbrach er den Vorleſer mit dem Ausruf: „Quels hommes! quels hommes! Fumons une bonne pipe!“ So verfloß ſein Leben auf einfache Weiſe, ohne viele äußerliche Abwechslung, und da es nicht der Zweck dieſer Skizze iſt, die Geſchichte und Beſchreibung ſeiner zahlreichen Meiſterwerke zu geben, ſondern nur ſein Leben zu erzählen, ſo ſind wir, da wir ihn aus den Stürmen in den Hafen begleitet haben, eigentlich mit unſerer Aufgabe zu Ende. Ich habe nur noch zu erwähnen, daß er endlich im Jahre 1843 die langerſehnte Reiſe nach Italien angetreten. An der Seite eines Freundes durchflog er die an Kunſtwerken reichſten Städte, und verjüngt kehrte er und mit neuem Muthe in ſein ſtilles Atelier zurück. Sogleich nach ſeiner Rückkehr zerſtörte er ſeine kleine Statue, „Ariſte, die Bienen beweinend,“ daſſelbe Werk, für das ihn die Akademie gekrönt hatte, die Akademie, die ſich einbildet, daß man in Italien die Beſtätigung ihrer Regeln findet. Rude, nachdem er die Antiken und die großen Werke der Renaiſſance geſehen, ſcheint anderer Meinung geweſen zu ſein.

Von den Werken, die er nach ſeiner italieniſchen Reiſe geſchaffen, erwähnen wir als die vorzüglichſten nur die Statue Napoleons, die ſich auf einem Landgute in der Nähe von Dijon befindet und die ein Grenadier von Elba beſtellt hatte, und das Grabmonument Godefroy Cavaignacs, das im Jahr 1847 vollendet wurde und auf dem Friedhofe Montmartre zu ſehen iſt. Eine franzöſiſche Zeitung ſagte bei Gelegenheit der Enthüllung dieſes Denkmals: „Der Künſtler, der fern lebt von Coterien, von Kabalen, von Gunſtbezeugungen, der in ſeiner Ehrenhaftigkeit und ſeiner Kunſt alt geworden, der ſich in ſeiner Ueberzeugung und in ſeinem Gewiſſen verſchanzt hat wie in einer uneinnehmbaren Feſtung, der weder mit einem Ordensband geſchmückt, noch penſionirt, weder Akademiker noch Hofmann iſt, der nur die Ehren ſeiner Werke und ſeines Lebens trägt, — der Künſtler endlich, der die Revolution ſo gemeißelt hat, wie ſie hätte ſein können, mit ihrem großen Kriegsgeſchrei und ihrer

unbesiegbaren Spannkraft, dieser Künstler mußte der Darsteller eines der edelsten Kinder der Freiheit, Godefroy Cavaignacs, werden. Gewiß, der Künstler und der Held waren für einander geschaffen."

Im Jahre 1848 wurde Rude von seiner Vaterstadt Dijon auf die Kandidatenliste für die Nationalversammlung gesetzt, aber er trat zurück, um einem Andern Platz zu machen, den er für befähigter zu diesem Posten hielt. Dafür wurde er von jener Zeit an, da die Künstler selbst und nicht mehr die Regierung die Geschworenenliste für die Kunstausstellung aufzusetzen hatten, einstimmig in die Künstlerjury gewählt, ein Beweis des allgemeinen Vertrauens, das seine Kollegen in sein Urtheil sowohl wie in seine Ehrenhaftigkeit und Gerechtigkeitsliebe setzten. Als die Regierung später den Künstlern wieder das allgemeine Stimmrecht entzog und das Privilegium, die Geschworenen zu ernennen, der Akademie zurückgab, wagte diese es nicht, der öffentlichen Meinung entgegenzutreten, und einer der ersten unter den von ihr ernannten Geschworenen war wieder François Rude. Diese Erfolge waren dem Einsamen viel theurer, als alle anderen sonst von Künstlern angestrebten Auszeichnungen. Doch nahm er sie mit Ruhe hin; aber in wahrhafte Aufregung versetzte ihn der letzte, ach, der allerletzte seiner Siege, die Auszeichnung, die ihm die Jury der allgemeinen Ausstellung des Jahres 1855 zu Theil werden ließ. Die große goldene Medaille, die ihm die Auserwählten aller Nationen, gewissermaßen die Deputirten der ganzen europäischen Kunstwelt, in erster Reihe zusprachen, erfüllte seine Bescheidenheit mit Staunen. Mit wahrhafter Naivität versicherte er seine Freunde, daß er dieses Phänomen nicht begreife, daß es ihm aber trotzdem eine tiefe Freude verursache. Diesen Freunden gereicht es, rückblickend, noch zu einem besonderen Trost, daß Rude diesen Triumph erlebte, denn schon stand in jener Zeit der Tod an seiner Pforte.

Bereits während seines Amtes als Kommissär der Kunstausstellung war er mehrmals ungewöhnlich angegriff-

Manchmal, wenn er geschäftig und gewissenhaft arbeitsam wie immer durch die Säle ging, fühlte er sich plötzlich von Schwindel überfallen und war er gezwungen, der nächsten Bank zuzuwanken oder sich an die Wand zu lehnen, um nicht hinzufallen. Am 30. Oktober zeigte sich, während des Gastmahls, das die Regierung den Jurymitgliedern gegeben, abermals dieses beunruhigende Symptom. Er kehrte früh nach Hause zurück, hatte aber nicht mehr die Kraft, in seine Stube zu gelangen. Er blieb auf der Treppe sitzen, ohne Jemand herbeizurufen. So fand ihn Madame Rude, welcher er durch sein Schweigen den Schrecken ersparen wollte. Das treue Weib brachte ihn unter Schluchzen und Klagen ins Bett, aus dem er sich aber schon nach drei Tagen und, wie es schien, vollkommen wohl erhob. Er will nur noch eine Pfeife rauchen und sich dann ins Atelier begeben, um die seit einigen Wochen begonnene Arbeit, eine Büste seines ersten Freundes und Wohlthäters Devosges, wieder aufzunehmen. Aber die Pfeife ist noch nicht ausgeraucht, als der Schwindel wiederkehrt. Madame Rude sieht, wie er bleich wird, und führt ihn, der sich plötzlich erhoben und einige rasche Schritte durch die Stube gemacht hatte, zum Sopha zurück. Er will sprechen und bringt nur, auf das Herz deutend, die Worte „hier schmerzt es" hervor. Darauf streckt er die Arme aus, fällt auf das Sopha zurück, und ein schmerzliches Ach! beschließt ein langes, edles, von keinem unreinen Moment befleckes Leben.

Rude schlummert auf dem Kirchhofe des Mont-Parnasse. Seine Sargträger waren Ary Scheffer, Heim, Dumont, Noisot. Villaumé, der Historiker, sprach an seinem Grabe. Auch einige seiner Schüler wollten sein Lob aussprechen; sie gaben es auf; es kam Keiner zu Worte vor hervorstürzenden Thränen.

Mit François Rude ging der größte Künstler Frankreichs und einer der edelsten Charaktere seiner Zeit zu Grabe.

(1857)

Beranger.

Ma muse c'est le peuple.
Mes chansons c'est moi ...
Beranger.

An einem ſchönen Junimorgen des Jahres 1846 wanderte ich an der Seite meines Freundes Venedey jener entlegenen und einſamen Gegend zwiſchen der Barrière de l'étoile und der Barrière du Roule entgegen, um von ihm dem mir theuern Chanſonnier vorgeſtellt zu werden. Damals war dieſer entfernte Winkel der großen Stadt noch nicht in ein elegantes Viertel verwandelt. Die Gaſſen Chateaubriand, Byron, Balzac waren kaum angefangen und beſtanden mehr aus Gartenmauern denn aus Wohnhäuſern. Akazien und allerlei Fruchtbäume umgaben die einzeln ſtehenden, kleinen Häuschen; ja ſelbſt ein kleiner Hain von Tannenbäumen erfüllte die Luft mit jenem wunderbaren, geheimnißvollen Sauſen, das vom Geräuſche in den Gaſſen ſo unendlich verſchieden iſt, und durch das Tannenrauſchen und Geſauſe erſcholl Vogelgeſang. Man glaubte auf dem Lande zu ſein, in einem Dorfe, das einige Glückliche procul negotiis, nach überſtandenen Kämpfen und Leiden angelegt haben. Auf dieſer glückſeligen Inſel, in einem einſam ſtehenden Hauſe mit Gärtchen wohnte der populärſte Mann des modernen Frankreichs und der größte Dichter ſeiner letzten zwei Jahrhunderte. Er empfing Venedey, den er ſeit Jahren kannte und ſchätzte, und des Freundes wegen auch mich mit ſo ſchöner Herzlichkeit,

mich neben dieſer großen Berühmtheit, der ich mich in meinem jungen Enthuſiasmus nur mit Herzklopfen näherte, ſchon nach wenigen Minuten ganz gemüthlich fühlte. Der würde Beranger großes Unrecht gethan haben, der ſich in ſeiner Nähe, trotz der feinen Ironie, die auf den feinen Fältchen ſeines Geſichtes lagerte, trotz des eindringenden Scharfblicks, der aus den blauen Augen drang, auch nur einen Augenblick länger, als es die hohe Verehrung für den genievollen Dichter erforderte, beengt gefühlt hätte. Der vorherrſchende Charakter ſeines Weſens war hohe Milde, Verſöhnlichkeit, ausgleichende Weisheit. Das machte den Fremden etwas betroffen, denn man fand einen Philoſophen, oder beſſer, einen Weiſen, wo man eine glänzende Berühmtheit, eine lärmende Popularität oder ſogar einen ausgelaſſen luſtigen, manchmal boshaften, Throne unterminirenden Chanſonnier geſucht hatte. Der Mann im blauen Schlafrocke, mit dem Sammetkäppchen auf dem kahlen, runden Dichterſchädel, den lange, graue, über den Nacken herabfallende Locken bekränzten, der Mann mit dem großen blauen Auge, mit dem ſehr großen, etwas ſinnlichen Munde, mit der dicken volksthümlichen Naſe, mit den unzähligen kleinen Fältchen und dem ſo überaus klugen Ausdrucke im Geſichte — der Mann, der in dem kleinen Salon ſo gemüthlich daſaß und plauderte und mit einem Worte, mit einer Miene ſeinen Gaſt ganz und gar à son aise ſetzte, der Mann war der vollendetſte Weltmann; er hatte, wie Goethe von einer Frau ſagte, nicht nur Welt, er hatte die Welt. Wort, Miene und Geberden vereinigten ſich bei ihm aufs Ungezwungenſte zum harmoniſchen und anmuthigen Konzert und machten aus dem volksthümlichen Dichter, den der Mann der Laſt und Arbeit und des Schmutzes wie einen Gott verehrte, auch äußerlich den vollendetſten Gentleman.

Von ſich ſelber ſprach er wie von Andern mit der größten Objektivität, mit jener Freiheit des Geiſtes, die man erſt nach einem langen Leben, nachdem man viele abgeſchloſſene Perioden hinter ſich hat, zu erringen im Stande iſt. So erzählte er auch

einzelne Ereigniſſe aus ſeinem Leben, als ob er Geſchichte ſchriebe, und urtheilte er über ſeine Leiſtungen wie ein Literaturhiſtoriker, ohne gemachte Beſcheidenheit und mit milder Strenge. Widerſprach man ihm, nahm man ihn gegen ihn ſelber in Schutz, ſo hörte er gerne zu und geſtand es lächelnd, wie ſehr froh er ſei, wenn man ihn widerlege, die Chanſon als eine höhere Dichtungsart anerkenne und ihm das Verdienſt zuſchreibe, dieſelbe vervollkommnet und ihr eine höhere Stimmung gegeben zu haben. Daß Beranger an der Kraft und Ausgiebigkeit der Chanſon eben ſo wohl wie an ſeinem Talent, ſie zu erweitern, lange gezweifelt habe, weiß ich von Dupont (de l'Eure). Der alte, ehrwürdige Republikaner erzählte, wie ihn der Dichter einſt in ſeine kleine Wohnung beſchied, in welcher er mehrere ſeiner intimſten Freunde verſammelt fand. Beranger ſchien ein wenig verlegen und hatte offenbar etwas auf dem Herzen. Endlich zog er ein Papier hervor und ſagte: Ich habe hier eine Chanſon ganz neuer Art, die ich eurer Beurtheilung vorlegen will; aber ich fürchte, zu arrogant zu ſein und der Chanſon mehr zuzutrauen, als ſie ihrer Natur nach vertragen kann. Kann man ein Stück ernſter Philoſophie in einer heitern Chanſon heiter vortragen, ohne die Würde des Gedankens zu ſchänden? C'est ce que vous me direz. — Und ſo ſprechend, begann er den Freunden das ſo bedeutungsvolle Lied: Le Dieu des bonnes gens, vorzuleſen. Die Freunde brachen in Lobpreiſungen aus, und Beranger war glücklich. Von nun an, ſagte er, halte ich keinen Gedanken für zu groß, um in einer Chanſon ausgedrückt zu werden; ſie hat einen Schritt vorwärts gethan.

Dieſe Anekdote iſt charakteriſtiſch für Beranger und malt ihn ſo, wie ich ihn gefunden habe. La Chanson, ſagte er mir, vient du coeur, mais elle doit passer par la tête. Er war eine naive, mit der Kraft des Gedankens ausgerüſtete Natur, und er hat ſich zum Künſtler ausgebildet. Mit Hülfe der Reflexion kam er dahin, urſprüngliche, einfache, wie tiefe und ernſte Gedanken in kombinirten Schöpfungen naiv auszudrücken;

bemächtigte er sich mehr als irgend ein anderer zeitgenössischer Dichter aller Mittel, die ihm seine Sprache geboten, und schuf er sich neue; wußte er aus der modernen Bildung und aus der Zeitgeschichte jene Elemente herauszugreifen, die unmittelbar aus den Nationen kommen und, geformt und poetisch gestaltet, mächtiger auf sie zurückwirken mußten. Dieß Alles ohne die merkbar verstimmende Absicht, geistreich zu erscheinen. Naiv im gewöhnlichen Sinne sind nur Diejenigen zu nennen, die, wie ich bei meinem ersten Besuche, in Beranger einen naiven Menschen zu finden erwarteten. Nur bedeutende Geister, die sich gebildet, die geforscht, gesucht und mit Mühe gearbeitet haben, bringen es zu der hohen Kunstfertigkeit, die Beranger auszeichnet. Frische, selbst unausgebildete Geister werden im gegebenen, günstigen Momente Volkslieder schaffen, die weiter gesungen werden, weil sie einem gewissen Moment, einem gewissen Ereignisse, einer gewissen Privatstimmung entsprechen; nationale Gesänge, wie die Beranger'schen, werden nur von Dem erobert, der das Verständniß hat für das innerste Leben einer ganzen Nation, für das Wünschen und Streben, für Furcht und Hoffnung, für Leiden und Freuden seiner ganzen Zeit. In unsrer Zeit kann ein solcher Dichter auch nicht in die engen Gränzen einer Nationalität eingepfercht bleiben, für ihn gibt es keine Pyrenäen und keinen Rhein; er gehört der Welt. Auch stand Beranger „an der Wiege jeder Freiheit," und hat er „die heilige Allianz der Völker" gedichtet. Einige Monate vor meinem Besuche war ich über Ernst Moritz Arndt in Bonn erstaunt, als ich den Büchertisch dieses Franzosenfeindes von französischen Büchern und Revüen bedeckt fand und ihn selbst von seinen französischen Freunden und Korrespondenzen, und den Deutschthümler mit Interesse von Franzosen und Slaven, unsern Erbfeinden, sprechen hörte. Ich durfte nicht mehr staunen, als ich den größern französischen Dichter in alle Geheimnisse aller Völker eingeweiht sah und Worte der Liebe und Theilnahme für alle aussprechen hörte. Für bedeutende Menschen ist die Nationalität

nur eine Waffe, oft nur ein Kleid, manchmal eine bloße Maske. — Was mir damals und später noch oft besonders wohl that, war Berangers Bekanntschaft mit den deutschen Zuständen. Er interessirte sich für dieses Herz Europa's, das so groß fühlt und so langsam schlägt. Selbst mitten in den bewegtesten Zeiten vergaß er es nicht, und ich erinnere mich eines Briefes, den Jakob Venedey zur Zeit des Frankfurter Parlamentes von ihm erhielt, der aufmunternde und weise Worte an uns richtete. Die deutsche Literatur kannte er, so weit er sie aus Uebersetzungen kennen konnte; ja, er hatte sich manchen Dichter, der noch nicht über den Rhein gedrungen war, von Freunden eigens übersetzen lassen. Er sprach mit mir von Heine, Uhland, Freiligrath, Hoffmann von Fallersleben und Andern. An Heine hatte er viel auszusetzen. Der Dichter, der hinter dem heitersten Couplet einen ernsten Gedanken verbarg, konnte den Dichter nicht aufrichtig lieben, der hinter dem ernsthaften Worte eine Grimasse versteckte. Von Uhland sprach er mit jener tiefen Sympathie, die zwischen den beiden verwandten Genien bestehen mußte; vor Freiligrath, dessen erste Sammlung er nur kannte, stand er staunend wie vor einer Sonderbarkeit, die er am Allerwenigsten in Deutschland erwartete; an Hoffmann pries er die populäre Seite.

Die kleine Stube des kleinen Hauses in dem entfernten und einsamen Winkel der Weltstadt erschien, wenn man Beranger so reden hörte, wie die Stube einer hohen Warte, die höher ist, als die Zinne der Partei, und von der aus man sich eines weiten, weiten, weltüberschauenden Blickes erfreute. Ich bestehe auf dieser Eigenthümlichkeit Berangers, weil sie bei diesem Chansonnier gewiß am Wenigsten erwartet und von seinen französischen Panegyrikern noch weniger erkannt und hervorgehoben wird, und endlich weil ich sie, einige praktische Politiker ausgenommen, seit dem Jahre 1846 bei nur sehr wenigen seiner Landsleute angetroffen habe. Ich habe ausgezeichnete und berühmte Professoren ihre Weisheit von der Kanzel verkündigen hören — wurden Dummköpfe oder lächerliche Prahlhänse, sobald sie

Gedanken über die Gränzen Frankreichs fliegen ließen. Michelet, der ſich einbildet, ein weltumfaſſendes Herz zu beſitzen, erniedrigt die ganze Welt zu einer Folie Frankreichs; Merimée, der geiſtreiche, vielgereiste, viel reiſende und viel leſende, ſteht nur auf dem Standpunkte des geiſtreichſten und gebildetſten Commis voyageur; J. J. Ampère, der liebenswürdigſte Franzoſe, hat freilich ein empfängliches Herz für alles künſtleriſch Schöne aller Völker. Sie ſind Ausnahmen; die meiſten Andern begnügen ſich mehr oder weniger mit der Poſſenreißer-Anſchauung eines Harlekins, wie Philarète Chasles.

In der kleinen Stube athmete Alles jene Poeſie der Anmuth, die uns aus hundert heitern Liedern des Dichters entgegenweht. Sie war ein ſichtbarer Beweis, daß dieſe Poeſie, an die ſo ſchwer zu glauben iſt, in der That und Wirklichkeit beſtehen kann. Aber der größte Dichter könnte ſie in einer Junggeſellenſtube nicht ſo evident zur Anſchauung bringen, wie in ſeinen Gedichten, wenn ihm da nicht eine ordnende, weibliche Hand zu Hülfe käme. Die viel beſungene treue Gefährtin Berangers ging beſcheidenen Schrittes ein und aus, und ihr Daſein erklärte die duftige Poeſie, den Geiſt der Ordnung und Anmuth, die über dem einfachen Hausrath in den beſcheidenen Räumen walteten. Die Zeit war ſchon gekommen, von der der Dichter prophezeit hatte:

Lorsque les yeux chercheront sous vos rides
Les traits charmants qui m'auront inspiré.

In der That zogen ſich ſchon viele feine Fältchen durch das einſt ſo ſchöne Geſicht; aber noch hatte es ſeine jugendlichen Farben bewahrt, und die blauen, großen Augen blickten milde und voll Verſtand in die Welt.

Vous vieillirez, ô ma belle maîtresse!
Vous vieillirez, et je ne serai plus.
Pour moi le temps semble, dans sa vitesse,
Compter deux fois les jours que j'ai perdus.
Survivez-moi; mais que l'âge pénible

Vous trouve encor fidèle à mes leçons;
Et bonne vieille, au coin d'un feu paisible,
De votre ami répétez les chansons. [1]

La bonne vieille hieß eigentlich Judith. Sie hat ihr Leben lang treu neben dem Chanſonnier ausgehalten, hatte mit ihm alle Wechſel des Geſchickes ertragen und mit ihm gelacht und geweint. Sie war ihm mehr als eine „belle maîtresse.“ Seine größten und anſpruchsvollſten Freunde, wie Manuel, Chateaubriand, Lamennais und Andere, achteten und liebten dieſe legitime Muſe und illegitime Freundin des Dichters, und bei den kleinen Sympoſien, die manchmal im Gärtchen deſſelben ſtattfanden, waren der Blick und das Wort dieſer Freundin nicht zu viel. Manuel, Chateaubriand, Lamennais liebten es, mit ihr Stunden zu verplaudern, und Beranger erkannte ſie als höchſte Richterin über ſeine Dichtungen, und zwar nicht wie Molière, der an ſeiner Köchin die Komik ſeiner Stücke probirte. Der herausfühlenden Weiblichkeit in ihr gab er das Recht über Leben und Tod ſeiner Chanſons, und er verſichert, viel von ihr gelernt zu haben. — Survivez-moi! — ruft er ihr flehentlich zu, und hoffend, daß ſie ihm gehorchen werde, iſt es die einzige Sorge für ihre alten Tage, die ihn zu einiger Oekonomie, zu gewiſſen vorſichtigen Maßregeln bewegt, ihn, der ſo glücklich in den Tag hineinlebt, wie ein Vogel auf den Zweigen, und an nichts in der Welt weniger denkt als an Geld und Gut. Er hält eine Anzahl von Chanſons zurück und ſchließt wegen ſeiner poſthumen Memoiren Buchhändlerverträge ab, um nur, wenn er dahingegangen, der

[1] Alt, ſchöne Freundin, hör' es ohne Klage,
Alt wirſt du einſt, und fern bin ich dir dann.
Nur allzu karg, befürcht' ich, ſchreibt die Tage,
Die ich verlor, die Zeit mir doppelt an.
Mich überlebend wahr' in ſpätern Tagen
Du meine Mahnung treu und unverſehrt:
Sing, Mütterchen, am Herde mit Behagen
Die Lieder, die dein Freund dich einſt gelehrt.
Ludwig Seege

bonne vieille ein feu paisible zu hinterlaſſen, an dem ſie ihres Freundes Lieder wiederholen kann.

Objet chéri, quand mon renom futile
De vos vieux ans charmera les douleurs,
A mon portrait, quand votre main débile,
Chaque printemps, suspendra quelques fleurs,
Levez les yeux vers ce monde invisible
Où pour toujours nous nous réunissons;
Et bonne vieille, au coin d'un feu paisible,
De votre ami répétez les chansons. [1]

Es ſollte Beiden nicht ſo gut werden. La bonne vieille ſtarb einige Monate vor Beranger, und die einzige ökonomiſche Maßregel ſeines Lebens war umſonſt.

Beranger war ſein Leben lang ein armer Mann, obwohl die Gelegenheiten, ſich zu bereichern, nie gefehlt haben. Wie theuer hätte man ſeine Unabhängigkeit bezahlt; wie glänzende Stellungen ſind ihm oft auf ehrenhafte Weiſe angeboten worden. Doch Das gehört in ſein öffentliches Leben; ſo lange wir uns auf ſeiner Stube befinden, wollen wir uns mit einigen Zügen aus ſeinem Privatleben begnügen. Eine Auflage ſeiner Gedichte brachte ihm 30,000 Franken ein. Nie hatte er eine ſolche Summe beiſammen, und er war in Verlegenheit, was damit zu beginnen. Er brachte das Geld zu einem Freunde, einem Bankier. „Da bringe ich dir une grosse somme; ich verſtehe nichts von Geſchäften; handle damit nach deiner Einſicht.“ — Durch mehrere Jahre liefen die Zinſen regelmäßig ein; aber eines Tages tritt der Freund

[1] Geliebte, wenn bei meinem ſchlichten Namen
Du dich dem Gram des Alters fühlſt entrückt,
Wenn jeden Frühling meines Bildes Rahmen
Erzitternd deine Hand mit Blumen ſchmückt,
Schau auf nach Oben, wo die Sterne tagen,
Wo Keines je des Andern mehr entbehrt,
Sing, Mütterchen, am Herde mit Behagen
Die Lieder, die dein Freund dich einſt gelehrt.

Ludwig Seeger.

vor Beranger: „Da haſt du dein Geld; ich ziehe mich von den Geſchäften zurück und will mich nicht länger damit belaſten.“

„Was liegt daran, daß du dich zurückziehſt? — ich habe dir das Geld als meinem Freunde, nicht als Bankier anvertraut. Was ſoll ich damit anfangen?“

Der Freund widerſteht, Beranger dringt vergebens in ihn, das Geld zurückzunehmen, und endlich merkt er an deſſen Niedergeſchlagenheit, daß hinter ſeiner Handlungsweiſe irgend ein Geheimniß verſteckt ſei. Nach langem und eindringlichem Zureden geſteht endlich der Bankier, daß er in Folge mehrerer faillites ruinirt ſei und wahrſcheinlich ſelbſt gezwungen ſein werde, ſich faillit zu erklären. „Meine reichen Geſchäftsfreunde,“ fügt der Bankier hinzu, „können einen Theil ihres Geldes verlieren, das ſie bei mir in Geſchäften gewagt haben; aber mit dir verhält es ſich anders. Dieß iſt dein ganzes Vermögen, du haſt nicht ſpekulirt, du haſt nichts wagen wollen, du mußt dein Geld zurücknehmen.“

„Mein lieber Freund,“ antwortete Beranger, „du glaubſt billig und gerecht zu handeln und merkſt es nicht, daß du etwas Tadelnswerthes begehen willſt. Du fällſt als ehrlicher Mann; kein Tadel haftet auf dir; ich will nicht, daß du etwas gegen deine Pflicht thuſt, und ich will auch nichts gegen die meinige thun. Nimm das Geld wieder mit dir.“

Der Bankier mußte das Geld nolens volens mitnehmen. Einige Tage darauf war er im Konkurs, und Beranger erhielt von ſeinem ganzen Kapital 3000 Francs.

Wieder ein anderes Mal, da er ebenfalls ſein ganzes Vermögen bei einem Bankier angelegt hatte, ohne ſich weiter darum zu kümmern, kommt ein Freund zu ihm und räth ihm, ſein Geld zurückzuziehen.

„Und warum?“

„Weißt du denn nicht, daß N.'s Geſchäfte ſehr ſchlecht gehen?“

„Wenn ſeine Geſchäfte ſchlecht gehen,“ antwortet Beranger,

„ſo ſehe ich nicht ein, wie ſeine Geſchäfte, wenn ich mein Geld zurückziehe, darum beſſer gehen ſollen.“

So ließ er denn auch ſein Geld, wo es war, und verlor es auch bis auf den letzten Sou.

Auch das Alter, das, wie man ſagt, im Allgemeinen die Liebe zum Beſitz vergrößert, hat an der unbegränzten Uneigennützigkeit Berangers nichts verändern können. Herr Iſaak Pereyre, der ſeine Unternehmungen dadurch adelt, daß er an ihren Früchten gern die Edelſten und Beſten ſeiner Nation Theil nehmen laſſen will, ſchickte bei Gründung des Crédit mobilier dem greiſen Dichter eine große Anzahl von Aktien zu und zwar al pari. Der Dichter wäre in wenigen Tagen zum reichen Manne geworden, wenn er die Sendung angenommen hätte. Aber er nahm ſie nicht an. Nachdem man ihm erklärt hatte, daß er bei der herrſchenden Sucht nach dieſem Papiere übermorgen wahrſcheinlich über Hunderttauſende gebieten werde, lief er erſchrocken zu Herrn Pereyre und bat ihn, dieſe Papiere, die ihn aus ſeinem gewohnten Gleiſe werfen würden, doch ja gütigſt zurückzunehmen.

Aber wer iſt dieſer Phönix im Lande Frankreich? Woher kommt er? — Wie iſt er es geworden? Wir müſſen doch endlich ſein Leben erzählen — denn dieß iſt der Zweck dieſer Zeilen — obwohl wir noch Vieles über das innere Hausweſen, über den Charakter und über die Dichtungsweiſe Berangers zu ſagen hätten. Vielleicht wird uns die Lebensgeſchichte noch manche Gelegenheit dazu bieten; bevor wir aber an dieſe gehen, fügen wir hinzu, daß Beranger kein Phönix iſt und daß es in dem Lande der „Korruption“ noch viele ſo reine, mehr als ſpartaniſche Charaktere gibt, Männer, von denen man ſagen könnte, ſie ſeien Spartaner, die ſich lange in Athen aufgehalten. Wir haben im erſten Artikel von François Rude geſprochen, wir ſprechen hier von Beranger und werden ferner von einem Künſtler ſprechen, der es verdient, als im Bunde der Dritte aufzutreten. Und dieſe Drei ſtehen nicht allein. Die Rude und Beranger, ſowie die Carrel, die Geoffroy Cavaignac, die Dupont haben ihre Nach-

folger. Die große Tradition iſt in Frankreich nicht ausgeſtorben. Es gibt neben Beranger noch Viele, die ſich durch den Schmutz, den die Ebbe nach ſo vielen Fluthen am Strande zurückgelaſſen, rein und unbefleckt durchgearbeitet haben.

Pierre-Jean de Beranger iſt geboren in der Heimat Molière's, Voltaire's, Beaumarchais', d. i. in Paris, und nach dieſen vier Blüthen des Pariſer Geiſtes zu ſchließen, müßte man annehmen, daß vor allen andern Franzoſen die Pariſer mit dem kampffertigen, immer heiteren Geiſte des Widerſpruchs gegen menſchliche Thorheit und Schlechtigkeit begabt ſind, und dann wäre es nicht die Zentraliſation allein, welche die Hauptſtadt zum Vorkämpfer und zwar zum ſingenden und lachenden Vorkämpfer Frankreichs macht. Robespierre kam aus der Provinz, Camille Desmoulins war ein Pariſer. In einem alten Hauſe der Rue Montorgueil, das heute verſchwunden iſt, unfern dem Geburtshauſe Molière's, hat Beranger das Licht der Welt erblickt und zwar in der kleinen Stube ſeines Großvaters, eines alten Schneiders, im Jahr 1780, wie er in ſeinem Gedichte „der Schneider und die Fee" ſelber erzählt.

Dans ce Paris plein d'or et de misère
En l'an du Christ mil sept cent quatre-vingt,
Chez un tailleur, mon pauvre et vieux grand-père,
Moi, nouveau-né, sachez ce qui m'advint.

Mit dieſem Gedichte fängt die Biographie Berangers an, die man ſich ganz aus ſeinen Liedern zuſammenſetzen kann, denn ſeine Lieder waren ſeine Thaten; aus ſeinen Thaten erwuchſen ihm ſeine Martyrien wie ſein Ruhm, und in dieſen Thaten wie in ſeinen Leiden ſpiegelt ſich die ganze Zeit, die er durchlebt hat.

Er wurde bei ſeinem Großvater geboren, weil ſein Vater kein Chez-soi hatte. Dieſer hielt ſich für einen Edelmann, führte ein luſtiges Leben ſo in den Tag hinein und wartete es ruhig ab, bis ihm die gebratenen Tauben in den Mund flogen. Deſto zärtlicher war der Großvater; ſo zärtlich, daß er den kleinen Pierre-Jean auch nicht mit dem einfachſten Erziehungsſyſtem, nicht mit

dem geringſten Unterricht behelligte. Dieſes Geſchäft mußte die Zeit übernehmen, und man darf vorausſetzen, daß die Erſtürmung der Baſtille, der er als Gamin von neun Jahren beiwohnte, eine gute und ausgiebige Lektion geweſen. Daß er ſie nicht vergeſſen, beweist das Lied, das er, beinahe ein halbes Jahrhundert alt, gedichtet hat und aus dem eine ſehr lebhafte Erinnerung herausklingt:

.... Souvenir plein de charmes!
J'étais bien jeune; on criait: Vengeons-nous!
A la Bastille! aux armes! vite aux armes!
Marchands, bourgeois, artisans couraient tous...

Im Jahre 1790 wurde er nach Peronne gebracht und einer Tante übergeben, die daſelbſt in der Vorſtadt ein kleines Gaſthaus hielt. Nicht lange nachher hatte er ein kleines Abenteuer. Er ſtand am Fenſter und betrachtete die Wolken, die gewitterſchwer heraufzogen, während die alte, fromme Tante voll Angſt ein Kreuz nach dem andern ſchlug und ſich und den Neffen mit Weihwaſſer beſpritzte. Der Blitz ſchlägt ein, das Kind wird getroffen und fällt bewußtlos zu Boden. Beranger war nahe daran, das Augenlicht zu verlieren. Erſt nach langen Bemühungen bringt man ihn wieder zum Bewußtſein, und ſein erſtes Wort, obwohl er noch blind, iſt an die Tante gerichtet: „Nun, was hat all dein Weihwaſſer genützt?“ — Wie viele ſeiner gegen Aberglauben und Bonzenthum gerichteten Gedichte liegen keimend ſchon in dieſer Frage. Das gemüthvolle, rührende Gedicht „souvenirs d'enfance“ erwähnt dieſes Abenteuers mit einem anderen, lyriſcheren Witze:

Du ciel, ici, sur moi la foudre tombe
Et m'apprivoise avec celle des rois.

Dieſe Verſe erinnern unwillkürlich an die Worte, die Mirabeau über Franklin geſprochen, Franklin, mit dem Beranger ſo manche Aehnlichkeit hat, und in der That ſpricht er in demſelben

Gedichte von dem amerikaniſchen Buchdrucker, deſſen Handwerk er in Peronne erlernte:

. . Je me crus des droits au nom de sage,
Lorsqu'on m'apprit le métier de Franklin.

Le métier de Franklin lehrte ihn auf Bitten der Tante, die mit Schrecken in dem kleinen Jungen einen unpoſitiven, poetiſchen Geiſt entdeckt hatte, der erſte Buchdrucker des Ortes, Herr Laisney. Aber das Schickſal hat der Tante einen Streich geſpielt, denn Herr Laisney machte ſelber Verſe, und ſobald er in ſeinem Lehrling eine verwandte Neigung entdeckt hatte, unterrichtete er ihn mit viel mehr Eifer in der brodloſen Verskunſt, denn in der ehrenwerthen Buchdruckerkunſt.

„Dans l'art des vers, c'est toi qui fus mon maître"

bekennt Beranger, indem er Laisney anredet. Aber dieſer gute Mann ſah ein, daß das poetiſche Feuer ſich leicht ſelbſt verzehrt, wenn ihm nicht Wiſſen und Bildung die gehörige Nahrung bieten, und er ließ Beranger die Schule des Institut patriotique beſuchen, welches ein Herr Ballue de Bellengliſe, Erdeputirter der Legislative, nach Rouſſeau'ſchen Ideen in Peronne gegründet hatte. Daſelbſt erhielt Beranger die Grundlage zu einer ſoliden Bildung, die er ſein ganzes Leben hindurch zu erweitern beſtrebt geweſen. Man braucht nur das oben erwähnte Gedicht zu leſen, um an der Rührung, mit der Beranger von jener Peronner Zeit ſpricht, zu erkennen, daß er ſie für die glücklichſte Epoche ſeines Lebens gehalten. Trotzdem verließ er ſie ſchon im Jahre 1796, feſt entſchloſſen, in Paris eine große und glänzende literariſche Laufbahn zu beginnen.

Das Erſte, was ihm in Paris auffallen mußte, war die ſogenannte goldene Jugend, la jeunesse dorée, die unter dem Direktorium auf Gräbern tanzte, zwiſchen den Trümmern zerſchlagener Hoffnungen ſchwelgte und für einen Augenblick das Sündenleben der Regence und Ludwigs XV., nur auf breiterer

Basis, neu erstehen ließ. Gegen diese verderbte Welt richtete er ein satirisches Lustspiel „die Hermaphroditen," das er aber nicht auf die Bühne bringen konnte. Bald darauf mühte er sich mit einem großen patriotischen Epos „Chlodwig" ab, das ganz in steifen, höchst regelrechten Alexandrinern abgefaßt war. Die Jugend steckt immer in der Tradition und schwört auf die Worte des Meisters; mehr als jede andere Jugend die französische, die in tiefer Andacht vor der Klassizität des siebzehnten Jahrhunderts erzogen wird. In der Revolutionszeit hatte die Klassizität neuen Saft und Kraft und einen wahrhaft antiken Anhauch erhalten durch André Chenier, den großen Dichter, in dessen Adern das griechische Blut seiner Mutter floß. Der ächte antike Geist Cheniers sowie der falsche antike Formalismus Chateaubriands führten den suchenden Beranger irre, und er beging noch eine dritte antikisirende Sünde in dem idyllischen Gedichte „die Pilgerfahrt", das aus vier langen und langweiligen Gesängen bestand. Welche Kämpfe hat das Genie zu bestehen, wie viele Umwege hat es zurückzulegen, bis es zu sich selber gelangt.

Müde von der dem Jüngling schon zu lange währenden und doch vergeblichen Ruhmesjagd, faßte er den Entschluß, nach Aegypten auszuwandern — aber von einem besonnenen Manne, der die Expedition mitgemacht, wieder von seinem Entschlusse abgebracht, zog er sich nun, aller Mittel bar und alle ehrgeizigen Träume aufgebend, in eine Mansarde zurück. Und siehe da, die Armuth, sobald er sich mit ihr allein fand, enthüllte sich ihm als seine Muse. In der Mansarde, der Welt, des Ehrgeizes, der Akademie, des Alexandriners vergessend, begann er in ungezwungenen Versen das Glück der Armuth, die Freuden des Dachstübchens, die Reize Lisettens zu singen, und Beranger hatte sich selbst gefunden, ohne es zu wissen. Er sprach immer mit Rührung und Liebe von jener Zeit der Entbehrung, der Entsagung und der ungehofften Freuden:

„Ich war so arm!... Erlaubte ich mir nur das kleinste Vergnügen, war ich durch acht Tage gezwungen, von den magersten

Speisen zu leben, die ich mir selbst bereitete; dabei häufte ich Reim auf Reim und war ich voll Hoffnung künftigen Ruhmes. Spreche ich Ihnen nun von jener lachenden Epoche meines Lebens, da ich ohne Stütze, ohne gesichertes Brod, ohne Kenntnisse eine Zukunft träumte, ohne die Freuden der Gegenwart zu versäumen, füllen sich meine Augen unwillkürlich mit Thränen. O, welch eine schöne Sache ist die Jugend, sie, die ihren Zauber bis über das Greisenthum, dieses so arme und enterbte Alter, zu verbreiten vermag. Benützen Sie wohl den Rest der Jugend; lieben Sie und lassen Sie sich lieben. Ich habe dieses Glück sehr genau gekannt; es ist das größte des Lebens."

In einer seiner Vorreden, die zugleich Meisterwerke des französischen Stiles sind, erzählt Beranger, wie er mit Hülfe Luzian Bonaparte's dem Elende, das ihn trotz aller Jugendkraft erdrückt haben würde, auf ehrenhafte Weise entronnen ist.

„Beraubt aller Hülfsmittel, müde des immer getäuschten Hoffens, ohne Ziel und Aufmunterung, ohne Bildung und Rath Verse machend, hatte ich im Jahre 1803 die Idee, meine formlosen Gedichte einzupacken und sie per Post dem Bruder des ersten Konsuls, Luzian Bonaparte, zuzuschicken, welcher bereits als großes Rednertalent und wegen seiner Liebe zu Künsten und Wissenschaften berühmt war. Mein, eines jungen Republikaners würdiges Geleitschreiben — ich erinnere mich dessen noch — trug den Stempel des Stolzes, der sich verletzt fühlte durch die Nothwendigkeit, zu einem Protektor seine Zuflucht zu nehmen. Arm, unbekannt, so oft enttäuscht, wagte ich es nicht, auf den Erfolg eines Schrittes zu rechnen, den Niemand unterstützte. Aber schon nach drei Tagen, o unsagbare Freude! läßt mich Luzian Bonaparte zu sich berufen, erkundigt sich nach meiner Lage, der er bald zu Hülfe kommt; spricht mit mir als Poet und überhäuft mich mit Aufmunterung und Rathschlägen. Unglücklicherweise ist er gezwungen, Frankreich zu verlassen. Ich glaubte mich beinahe vergessen, als ich aus Rom eine Anweisung erhielt, um das Honorar des Instituts, dessen Mitglied Herr Luzian Bonaparte

geweſen, zu erheben, zugleich mit einem Schreiben, das ich ſorgfältig aufbewahrt habe und in dem er mir ſagt:

„„Ich überſende Ihnen eine Anweiſung auf mein Honorar des Inſtitutes. Ich bitte Sie, daſſelbe anzunehmen, und ich zweifle nicht, daß, wenn Sie fortfahren, Ihr Talent arbeitend auszubilden, Sie einſt eine der Zierden unſers Parnaſſes werden. Pflegen Sie vor Allem die ‚Delikateſſe' des Reimes! Hören Sie nicht auf, kühn zu ſein, aber ſeien Sie eleganter ꝛc. ꝛc.““

Beranger bezog das akademiſche Honorar bis zum Jahre 1812. Seit 1805 vermehrte er dieſe ſehr mäßige Einnahme durch journaliſtiſche Mitarbeiterſchaft an den Annales des Musées, die der Buchhändler Landon herausgab. Etwas ſpäter (1809) von dem Akademiker Arnault empfohlen, wurde der bereits bekannte Dichter durch Herrn de Fontanes, Großmeiſter der Univerſität, als Commis expéditionnaire in den Bureaux des Sekretariats mit 1800 Francs Gehalt angeſtellt. In dieſer beſcheidenen Stellung verblieb Beranger bis beinahe in die Hälfte ſeines Lebens.

Dieſer Herr de Fontanes mußte einige Sympathie für Beranger haben, denn er ſelbſt hatte ſeine Laufbahn als Freiheits-Dichter angefangen. Er hieß eigentlich de Launay und war ein Neffe des Gouverneurs der Baſtille, unter dem dieſe Zwingburg geſtürmt wurde. Die Revolutionsregierung ſchrieb einen Preis für die beſte Hymne auf den Fall der Baſtille aus; der Neffe des Gouverneurs gewann ihn. Aber er hatte bei dieſer Gelegenheit den verhaßten Namen Launay gegen den unſchuldigen Fontanes vertauſcht, unter welchem Namen er noch viele mittelmäßige Gedichte ſchrieb und Graf und Marquis wurde. — Monſ. de Fontanes war der Vetter Rouget de Liſle's, des Dichters der Marſeillaiſe, und, wie geſagt, der Verſorger Berangers; ſo begegnen und berühren ſich die drei Freiheitsdichter Frankreichs, die drei ſo verſchiedene Phyſiognomien und Schickſale haben.

Einmal vor der Nothdurft des Lebens geſchützt, kommt Beranger wieder auf ſeine alte Marotte, das Theater, zurück und verfaßt ſogar ein Vaudeville. Glücklicherweiſe aber war er bereits

ſchon zu bekannt als Chanſonnier, als liebenswürdiger anakreontiſcher Sänger, als daß ſich nicht Leute von Beſonnenheit und Urtheil hätten finden ſollen, die ihn aufs Neue von dieſem Wege, der für ſein Talent ein Abweg war, weiſe abgeführt haben. Desaugiers, der berühmteſte Chanſonnier jener Zeit, ſah Berangers Erfolge ohne Neid und Eiferſucht, und obwohl ahnend, daß er von dieſem umfaſſenden Geiſte bald überſtrahlt ſein werde, munterte er ihn doch auf und führte ihn als ein würdiges Mitglied in den Caveau ein. Le Caveau war eine Art von Ludlamshöhle, in welcher ſich unter dem Empire die talentvollſten unter den unabhängigen Geiſtern Frankreichs verſammelten und die bald ein größeres Anſehen gewann als ſelbſt die Akademie, welche ſich den deſpotiſchen Einflüſſen Napoleons nicht entziehen konnte. Auch hatte die Polizei damaliger Zeit mehr als einmal darüber nachgedacht, wie le Caveau unſchädlich gemacht werden könnte. Aber welche franzöſiſche Polizei hat noch das Mittel gefunden, ein fliegendes Lied in ſeinem Fluge aufzuhalten? Es iſt wohl zu bemerken, daß Beranger in dieſem Oppoſitionskeller bald eine der erſten Rollen ſpielte; denn zu oft ſucht man ihn als einen unbedingten Verehrer des Empire's darzuſtellen, während er nur, wie alle Nationalen zur Zeit des Unglücks, ſich auf Seite des geſchlagenen Kaiſers ſtellte und, wie alle Liberalen zur Zeit der Reſtauration, gegen die aufgedrungene Regierung mit Erinnerungen an die Gloire-Zeit gegen eine demüthigende Gegenwart Oppoſition machte. Daß er nicht einmal ein unbedingter Anhänger der „Gloire" geweſen, zeigt ſeine liebliche Satire „Le Roi d'Yvetot," die er als Mitglied des Caveau gegen den Krieg 1813 verfaßte. Aber erſt im Jahre 1814, im Jahre des Unglücks, wird er, wie ihn Börne nennt, „die Nachtigall mit den Adlerklauen," tritt er als eigentlicher politiſcher Dichter auf, als derjenige Dichter, der ewig als der wahrſte verkörperte Wiederhall ſeiner Zeit daſtehen wird. Vergeſſen ſind die heitern Weiſen der „Bacchante," des „Senateur," der „Gaudriole," „Roger Bontemps," der „Gueux" ꝛc. ꝛc.; jetzt gilt es, männlich zu Muth und Kampf aufzufor

und, da Frankreich gefallen iſt, es liebend zu tröſten und auf beſſere Zeiten hinzuweiſen.

Gai! gai! serrons nos rangs!
En avant, Gaulois et Francs!

Im Angeſichte des Feindes erſchallen ſeine tyrtäiſchen Oden, vor ihren Ohren ziſchen ſeine Spottlieder. Den Generälen Kaiſer Alexanders ſingt man das Lied von den beiden Grenadieren; Wellington ſelbſt hört die „Anglomanie“ und „Villain-Ton“ als eine Serenade vor ſeinen Fenſtern erklingen. Berangers Lieder ſind wie eine Fortſetzung des Kampfes bis zu dem Augenblicke, da Napoleon die Inſel Elba verläßt. Der Kaiſer erkennt dieſes Verdienſt, und in den hundert Tagen will man den Dichter belohnen; man bietet ihm die Stelle — eines Zenſors an! So wenig begriff bereits Napoleon, ſelbſt als er den Liberalen ſpielen wollte, einen Charakter wie Beranger. Auf ſolche Anträge antwortet der Dichter als Diogenes:

Diogène,
Sous ton manteau,
Libre et content, je roule mon tonneau.

Mit der zweiten Reſtauration beginnt für Beranger die glorreichſte und zugleich durch ſeine äußeren Schickſale intereſſanteſte Zeit. Vor den Reihen, die ſich zuſammendrängten, um die Schmach Frankreichs ſo viel als möglich zu verwiſchen, die Reſte der Freiheit, oder vielmehr der Freiheiten, gegen ein aufgedrängtes Königthum, einen aus der Verbannung mit veralteten Anſprüchen rückkehrenden Adel, gegen einen immer kühner und anmaßender ſich erhebenden Klerus zu retten — vor den Reihen, die Manuels und Foy's Reden begeiſterten, P. Louis Couriers Pamphlete aufreizten, ging er als ſingender Fahnenträger einher, und ſeine Stimme erſcholl ſo laut und wirkte ſo mächtig bis auf die hinterſten Linien, daß man geneigt war, ihn als Einen der liberalen Partei zu betrachten. Er bedient ſich jenes nationalen Mittels der Oppoſition, welches faſt von ſämmtlichen Liberalen

jener Zeit als das mächtigſte und wirkſamſte anerkannt und adoptirt worden: der Erinnerung an die Zeit des Ruhmes und an den Kaiſer, ein Mittel, das den Bourbonen unangenehmer ſein mußte, als jeder noch ſo heftige direkte Angriff. Neben ſeinen Liedern gegen König, Adel und Klerus wagt er es, den Mann von St. Helena zu beſingen in ſeinen Souvenirs du peuple, le petit caporal, le cinq Mai und Anderm. Ueber ſeinen Imperialismus ſpricht er ſich in ſeiner Vorrede von 1833 am Beſten ſelbſt aus:

„Meine enthuſiaſtiſche und treue Bewunderung für das Genie des Kaiſers, die Vergötterung, zu der er das Volk begeiſterte, welches nicht aufhörte in ihm den Vertreter der ſiegreichen Gleichheit zu ſehen; — dieſe Bewunderung, dieſe Vergötterung, die eines Tages aus Napoleon den edelſten Gegenſtand meines Liedes machen ſollten, haben mich nie über den ſtets wachſenden Deſpotismus des Kaiſerreiches verblendet. Im Jahre 1814 ſah ich in dem Falle des Koloſſes nur das Unglück eines Vaterlandes, das ich unter der Republik lieben gelernt habe. Nach der Rückkehr der Bourbonen, die mir gleichgültig waren, ſchien es mir, daß ihre Schwäche das Wiederaufleben der nationalen Freiheiten erleichtern werde. Man verſicherte, daß ſie ſich mit dieſen verſöhnen würden; trotz der Charte glaubte ich wenig daran; aber man konnte ihnen dieſe Freiheiten aufzwingen ... Die Täuſchung dauerte nicht lange ... Die Rückkehr des Kaiſers theilte Frankreich bald in zwei Lager und begründete den Widerſtand, der bis 1830 dauerte. Sie erhob wieder die volksthümliche Fahne trotz Waterloo und des Unglücks, das darauf folgte. In den hundert Tagen täuſchte mich die Volksbegeiſterung keineswegs; ich ſah ein, daß Napoleon nicht konſtitutionell regieren konnte. Ich gewann die tiefe Ueberzeugung, daß, wenn ſelbſt die Bourbonen ſo wären, wie ſie ihre Anhänger zu ſchildern pflegten, dennoch für ſie keine Möglichkeit da war, Frankreich zu regieren, und für Frankreich keine Möglichkeit, ihnen die liberalen Grundſätze aufzudrängen, welche ſeit 1814 wieder erobert hatten,

was ſie unter der Schreckenszeit, der Anarchie des Direktoriums und der „Gloire“ des Kaiſerreiches an Boden verloren. Dieſe Ueberzeugung verdanke ich weniger der Berechnung meines Verſtandes, als dem Inſtinkte des Volkes. Bei jedem Ereigniſſe habe ich es mit einer religiöſen Sorgfalt ſtudirt, und ich habe es faſt immer abgewartet, bis ſeine Gefühle mir im Einklange mit meiner Berechnung erſchienen, um nach ihnen in der Rolle, die mir damals die Oppoſition anwies, mein Verhalten zu beſtimmen. Das Volk iſt meine Muſe.“

Ein ſolcher Mann konnte unter der verfolgungsſüchtigen Reſtauration nicht unbemerkt bleiben. Er hat ihren furchtbarſten Feind betrauert und in den Augen der Nation verklärt; er hat das Volk, das unter dem „weißen Schrecken,“ la terreur blanche, ſeufzte, getröſtet; er hat den ci-devant, den Marquis de Carabas und ſeine Sippſchaft ausgelacht, das waren ſeine Verbrechen, die nicht ungeſtraft bleiben konnten. Sein beſcheidenes Amt hatte er ſchon ſelbſt aufgegeben, um nicht einer Regierung zu dienen, die er verachtete; der Mangel war wieder bei ihm eingekehrt. Das war nicht genug. Die Regierung wagte es, Hand zu legen an einen Dichter, der den verkörperten Inſtinkt des Volkes, das ſie regierte, darſtellte, und hoffte ſo ſich an dieſem Inſtinkte zu rächen, wo nicht ihn ganz zu unterdrücken. Im Jahre 1821 erhob der Procureur des Königs, Marchangy, der durch dieſe That eine traurige Berühmtheit erlangt, vor den Aſſiſen gegen Beranger die Anklage auf Beleidigung der öffentlichen Moral, der guten Sitten, der Religion und des Königs, und der Dichter wurde trotz der geiſtvollen Vertheidigung Dupins von den eingeſchüchterten und ausgewählten Geſchwornen zu drei Monaten Gefängniß und einer Geldſtrafe von fünfhundert Francs verurtheilt. Der Tag ſeiner Verurtheilung war der Anfang ſeiner größten Triumphe. Nie hat eine cause célèbre eine ſo große, ſo theilnehmende Volksmenge im Juſtizpalaſte verſammelt. Trotz aller Vorſichtsmaßregeln waren vom früheſten Morgen an alle Räume beſetzt und war das Gedränge um und in dem Sitzungs-

ſaale ſo ungeheuer, daß Präſident, Richter und Advokaten nur durch die Fenſter auf ihre Poſten gelangen konnten. Am Abend nach der Verurtheilung war ganz Paris auf den Beinen, und alle Gaſſen erſchollen von den Liedern des Verurtheilten, die in hundert- und tauſendſtimmigen Chören geſungen wurden. Im Gefängniſſe Sainte-Pelagie erhielt er alltäglich und aus allen Gegenden Frankreichs die ſchönſten Beweiſe lebhafteſter Theilnahme, und zwar kamen dieſe Demonſtrationen zum großen Erſtaunen Berangers und des Publikums, und vielleicht zum noch größeren Erſtaunen der Regierung, aus den Departements, welche den Bourbonen von jeher die treueſte Anhänglichkeit bewährt hatten. Iſt es ein Wunder, daß Beranger unter ſolchen Umſtänden, wenn auch im Gefängniß, den heiterſten Ton ſeiner Jugendlieder wiedergefunden und daß die anakreontiſcheſten ſeiner Geſänge aus Sainte-Pelagie datirt ſind? Iſt es ein Wunder, daß der Dichter aus dieſem Gefängniſſe kräftiger und gewaltiger hervorgegangen? Obwohl bereits in den Jahren, da die dichteriſche Kraft ſonſt abzunehmen pflegt, beſpannte er ſeine Lyra mit neuen und ehernen Saiten, und ſeine Freude, wie ein vorgefühlter Triumph, ſein Spott und ſein Anathema erſchollen zugleich melodiſcher und gewaltiger als je. Er wurde der Abgott des Volkes, und die hervorragendſten Männer der Nation drängten ſich um ihn, ſuchten ſeine Freundſchaft, ſtrebten, freilich vergebens, ihm ein ſorgenloſes und bequemes Leben zu bereiten. Unter dieſen Männern waren ſelbſt ſolche, die kämpfend vor dem Throne der Legitimität ſtanden, wie Chateaubriand. Zu ſeinen intimſten Freunden aus der liberalen Partei gehörten Marſchall Sebaſtiani, Dupont (de l'Eure), Laffitte, General Foy, Manuel, „der einzige Mann, den er nicht verlaſſen haben würde, wäre er ſelbſt in der hervorragendſten Stellung gealtert.“

Aus alle Dem verſtand es die Reſtauration nicht, ſich eine Lehre zu ziehen. Die Anwendung der kleinlichſten Mittel, die Verkennung des Nationalgeiſtes und der Wünſche und Sympathieen des Volkes waren ihr unter Karl X. zur zweiten Natur

geworden. Der definitiven Unterdrückung ſämmtlicher Freiheiten ſollte die Unterdrückung der einzelnen Freien vorhergehen, und im Jahre 1828 wurde gegen den Dichter von „Charles le Simple,“ „les infiniment petits,“ „l'Ange gardien,“ „Denys maître d'école,“ eine neue Anklage geſchleudert. Derſelbe Triumph für Beranger, nur war er dießmal ruhiger, denn Frankreich fühlte ſich ſtark und kampfbereit. Das Urtheil lautete auf zehn Monate Gefängniß und 10,000 Francs Geldſtrafe. Die Geldſtrafe zahlte für den armen Dichter die Nation; die Haft ſaß er im Gefängniß La Force ab, dem härteſten Gefängniß von Paris, gut verwahrt und aufgehoben, daß von dem allgemeinen Chor der Liebe und des Mitleids, der ſich in ganz Frankreich für ihn hob, nicht Ein tröſtender Ton zu ihm zu dringen vermöge. Der König hielt es für nothwendig, in ſeiner Thronrede auf die gefangene Nachtigall anzuſpielen; der Erzbiſchof von Paris und andre Biſchöfe warfen ihre Bannſtrahlen gegen ihn in Hirtenbriefen; die Pfarrer predigten gegen den Gefangenen. Aber das Volk ſang ſeine Lieder, und die Nationalgarde vergaß ihn nicht, wenn ſie, wie es damals Gewohnheit wurde, den König mit allerlei Ausrufungen empfing. Man ſtand am Vorabend von 1830.

So trug Beranger zu der Julierhebung durch ſein Leben und durch ſeine Lieder eben ſo viel bei, als Manuel und Foy durch ihre Reden. Was er in den Julitagen ſelbſt gethan, iſt bisher unbekannt, obwohl es vielleicht die heldenmüthigſte That ſeines Lebens. Was ich hier erzählen werde, iſt ein Faktum, und ich habe es aus der beſten Quelle, von Beranger ſelbſt. Das Volk ſchlug ſich, die Kanonen donnerten, aber eben ſo unſchlüſſig wie in St. Cloud war man in den Salons Laffitte's, wo ſich die liberalen Deputirten verſammelten. Es fand ſich Niemand, der die Revolution in die Hand zu nehmen, der ihr eine Richtung zu geben wagte, und es war Gefahr da, daß das heldenmüthige Volk ermatte, wenn ihm nicht von irgend einem bekannten Vorkämpfer der Freiheit Muth zugeſprochen und das Ziel gezeigt werde, auf das es losſteure. Beranger erkannte Dieß und trat unter die

zaudernden Deputirten. Er machte den Vorſchlag zu jener Proklamation, die ſpäter erſchienen iſt. Man lächelte über den poetiſchen Braufekopf. Da Beranger das Zaudern ſieht, ſetzt er ſich ſelber hin und verfaßt die Proklamation und legt ſie zur Unterſchrift vor. Abermaliges Zaudern. Da ſchreibt Beranger ſelbſt die Namen hin. „Gut," ſagt er, „gelingt die Sache, dann habt ihr es gethan; wird das Volk geſchlagen, dann habe ich die Proklamation aufgeſetzt und unterzeichnet." Mit dieſen Worten verläßt er das Zimmer und eilt in die Druckerei. Wenige Stunden ſpäter ſprach die Proklamation von allen Straßenecken zum Volke; den gedruckten Namen konnte man es nicht anſehen, welche Handſchrift ſie unter die Proklamation geſetzt. Wenige Tage darauf waren die Unterzeichneten an der Spitze der Regierung; der Unterzeichner blieb in ſeinem beſcheidenen Dunkel. Zwar werden ihm Stellen genug angeboten, aber er entzieht ſich mit einem Liede: A mes amis devenus ministres.

Non, mes amis, non, je ne veux rien être;
Semez ailleurs places, titres et croix.
Non, pour les cours Dieu ne m'a pas fait naître:
Oiseau craintif, je fuis la glu des rois.
. . . . . .
De mon berceau près de bénir la paille,
En me créant, Dieu m'a dit: Ne sois rien.

Und wie er früher die Vorſorglichkeit der Freunde vereitelt, eine ihm günſtige Klauſel in Manuels Teſtamente unmächtig gemacht, Sebaſtiani's Anerbietungen zart zurückgewieſen, Laffitte's Anträge belächelt hatte, ſo wußte er jetzt auch den Anerbietungen der Miniſter gewordenen Freunde auszuweichen. Vor dieſen und vor den Ovationen des Volkes zog er ſich in die Stille Paſſy's zurück und oft, um den Unbequemlichkeiten des Ruhmes zu entgehen, in das Innere des Landes nach Fontainebleau, nach Tours und andern ſtillen Tusculis. Die Chanſon war ja, er ſagte, mit Karl X. entthront, und Frankreich hatte Freih

genug, um ſich auch ohne ſeine Chanſon für die Freiheiten bilden zu können.

In ſeine Einſamkeit zog er ſich mit den Erfahrungen eines ereignißreichen halben Jahrhunderts zurück und hatte ſo Stoff genug, ein würdiges Alter würdig zu beſchäftigen. Er wollte, wie er es in ſeiner berühmten Vorrede von 1833 ankündigt, une espèce de Dictionnaire historique ſchreiben, in welchem er an jeden Namen einer politiſchen oder literariſchen Notabilität ſeine Bemerkungen, Erfahrungen, Urtheile, Aufklärungen anknüpfen wollte, um Irrthümer und Verleumdungen aufzuhellen, und zwar ohne Parteilichkeit und Vorurtheil. „Frankreich wird mir es einſt Dank wiſſen. Wer weiß, ob es mein Name nicht dieſem Werke des Alters verdanken wird, wenn er mich überlebt. Es wäre komiſch, wenn die Nachwelt ſagen würde: der einſichtsvolle, der gründliche Beranger! Warum nicht?"

Der Dictionnaire historique hat ſich in den letzten Jahren des Dichters in mehrere Bände geordneter Memoiren verwandelt, die, wenn ſie unter den poſthumen Werken erſcheinen, gewiß eine der beſten und lauterſten Quellen unſerer Zeitgeſchichte bilden werden. [1]

Aus ſeiner Einſamkeit ließ Beranger nur wenige Liederraketen aufſteigen, aber eins dieſer wenigen Lieder, „Le déluge," das im Jahre 1847 erſchienen, reichte hin, um den Glauben an ſeine Prophetengabe, an ſeine Solidarität mit dem innerſten Leben der Nation und der ganzen Zeit zu erneuern. Enthielt denn dieſes, mit der ganzen Beranger'ſchen Meiſterhaftigkeit geformte Gedicht nicht die Vorherſagung des Jahres 1848 in ſich? Als dieſes ausbrach, glaubte man den Anfangsverſen dieſes Gedichtes doppelt gerne:

„Toujours prophète, en mon saint ministère,
Sur l'avenir j'ose interroger Dieu.

[1] Die Autobiographie Berangers iſt ſeitdem erſchienen und findet ſich in der vortrefflichen, meiſterhaften Ueberſetzung ſeiner ſämmtlichen Werke von Ludwig Seeger. [M. H.]

Pour châtier les princes de la terre,
Dans l'ancien monde un déluge aura lieu." etc.

und das Volk ſtrömte dem Propheten zu, riß ihn mit den lärmendſten Ovationen aus ſeiner geliebten Einſamkeit und wählte ihn endlich mit 204,471 Stimmen zu ſeinem Vertreter bei der konſtituirenden Verſammlung, obwohl er den Wählern vor der Wahl ablehnend gedankt hatte. Seine Entlaſſung, die er eingab, wurde einſtimmig von der Verſammlung zurückgewieſen, und er ſah ſich gezwungen, wiederholt um ſeine Freiheit zu bitten, die ihm endlich gewährt wurde. Diejenigen, die an dem fleckenloſen Leben und Charakter Berangers gern etwas zu tadeln haben möchten, machen ihm dieſe Beſcheidenheit, die ſich in ſeinen beiden Briefen an die Verſammlung ſo rührend ausſpricht, zum Vorwurf. Der Mann, ſagen ſie, der ſein ganzes Leben den guten Patrioten, den aufopfernden Bürger geſpielt hat, hätte dieſe Gelegenheit benutzen ſollen, um ſeine Erfahrungen, ſeinen Geiſt zum Vortheil des Vaterlandes auszubeuten. Als ob ein großer Dichter auch ein großer Geſetzgeber ſein müßte; als ob der Verfaſſer unſterblicher Oden auch unſterbliche Paragraphen müßte verfaſſen können. Cicero war ein ſchlechter Dichter, und dieſer große Dichter wäre vielleicht ein ſchlechter Cicero geworden. Wie ſehr iſt es im Gegentheil an ihm zu rühmen, daß er trotz aller Triumphe eines halben Jahrhunderts, trotz des allgemeinen Vertrauens ſeiner Mitbürger, ſich nicht Talente zutraute, die er vielleicht beſaß, die er aber noch nicht erprobt hatte. Es iſt nicht zu verwundern, daß ſich gewiſſe Menſchen freuten, Beranger einen Vorwurf machen zu können. Der Athener, der den Ariſtides verurtheilte, nur weil ihn alle Welt den Gerechten nannte, iſt ein ewiger Typus. Im Uebrigen gab es in unſerer Zeit nur wenige Größen, die, was ihren Ruhm und ihren Ruf betrifft, ſo unangefochten durchs Leben gingen. Als Künſtler wie als Charakter fand er, trotz aller Parteien, die allgemeinſte Anerkennung. Schon bei Lebzeiten wurde ihm als einer unvergänglichen Größe gehuldigt, wie einem Molière und Lafontaine.

Sainte-Beuve wagte, ſich an ihm zu reiben, aber nur, um zu beweiſen, wie wenig dieſer alexandriniſche Bücherwurm fähig ſei, einen Dichter wie Beranger, einen wahren Dichter überhaupt zu begreifen. Man leſe nur, was er über Berangers Refrains ſagt. Nur in den ſchönſten Volksliedern des Nordens iſt der Refrain mit ſolcher Meiſterhaftigkeit, ſo muſikaliſch, ſo Ahnung weckend und geheimnißvoll angebracht, wie in Berangers Chanſons. Sainte-Beuve findet ihn überflüſſig, ſtörend, oft trivial. Auch die Freiheiten, die ſich Beranger manchmal mit der Sprache erlaubt, rechnet er ihm zum Vorwurf an, nicht ahnend, daß man ihm gerade das Gegentheil zur Laſt legen könnte. Wenn es jemals einen Dichter gab, der durch ſeine Sprachwiſſenſchaft berechtigt und durch ſeine außerordentliche Popularität befähigt war, die akademiſche und traditionelle Feſſel der franzöſiſchen Poeſie zu ſprengen, ſo war es Beranger. Eine höhere Kritik dürfte ihn mit Recht darum tadeln, daß er die Herkömmlichkeit und den Diktionnaire der Akademie zu ſehr geachtet, daß er zu klaſſiſch geweſen, daß er die Sprache nicht aufgefriſcht und bereichert hat, indem er wie engliſche und deutſche Dichter vergeſſene, aber kräftige Elemente aus geſunden und ächt nationalen Dialekten holte; daß er nicht über Boileau hinausgegangen und nicht die Sprache berückſichtigt hat, in der Rabelais und Montaigne und endlich ſein großer Ahnherr, der Vagabund und Chanſonnier Villon, geſchrieben; daß er nicht zur ſelben Einſicht gekommen, wie ſeine Zeitgenoſſen P. L. Courier und Honoré Balzac, die es Beide erkannten, daß in der Sprache der Touraine und des mittleren Frankreichs überhaupt ein Verjüngungsquell der franzöſiſchen Poeſie ſprudle. Beranger kann freilich antworten, daß er ein Pariſer geweſen und daß er um ſo bewundernswürdiger ſei; daß er, mehr ein Schüler Lafontaine's als der Volkspoeſie, dennoch ein Volksdichter im größten Sinne des Wortes geworden und daß er die Kunſtſprache und die Kunſtpoeſie auf jene Höhe der Vollendung erhoben, wo ſie der Volkspoeſie ſo nahe ſteht, daß ſie ihr die Hand reicht. Sainte-Beuve hat ſich in jenem

Artikel über Beranger als Denjenigen bewährt, als den wir ihn kennen. Es ist einmal die Eigenthümlichkeit und Leidenschaft dieses Montagsplauderers und Feuilletonisten des Moniteurs, alle Größe zu verkleinern, das Kleine zu erheben, das Wahre zu fälschen, das Gemeine zu vergolden und vor Allem sich über jede Unabhängigkeit zu ärgern, alles Ursprüngliche zu hassen, alles Neue zu verwerfen. Auch Herr Pomartin griff Beranger an, aber man wußte es in ganz Paris, daß dieser Skribent dieses Angriffs bedurfte, um sich im Faubourg St. Germain, dem er seine schwachen, aber bürgerlichen Kräfte gewidmet, zu legitimiren. Beide Angriffe trugen nur dazu bei, Beranger zu beweisen, daß er in der öffentlichen Meinung unangreifbar sei.

Seit 1848 und den auf dieses Jahr folgenden trüben Ereignissen zog der Dichter eine noch dichtere Einsamkeit um sich. Er redigirte seine Memoiren und fügte dem Bande, der nach seinem Tode erscheinen soll, neue Gedichte zu. Obwohl diese Gedichte gewiß würdig sind, den bereits bekannten an die Seite gesetzt zu werden (wir kennen einige aus dieser Zahl), denn Beranger ist als Dichter nicht gealtert, so können sie seinen Ruhm und seines Namens Popularität doch nicht vermehren. Es ist beinahe unmöglich, sich eine höhere Popularität zu denken. Es hat in Frankreich vielleicht nie eine höhere gegeben, und es wird wohl sobald nicht eine kommen, die sich mit dieser messen kann. Wir werden die Tage nicht vergessen, da es hieß, daß Beranger im Sterben liege, und niemals die Volksmenge, die aus den Vorstädten und vom Lande herbeiströmte, um seinem Begräbniß beizuwohnen, als er bereits begraben war — und am Allerwenigsten werden wir den Ausdruck der tiefen und feierlichen Trauer vergessen, die auf allen Gesichtern lag. Beranger hinterließ keine Familie, aber ganz Frankreich trauerte um ihn. Nur eine Schwester hinterließ er, und Die trauerte nicht um ihn, denn sie ist Nonne, und Beranger hat in den letzten Stunden zu ihren Bekehrungsversuchen gelächelt. Die Regierung trauerte um ihn, indem sie eine Armee ausrücken ließ, um die zudringliche V

menge abzuhalten, und indem ſie des Todten Wunſch, bei ſeinem Freunde Manuel begraben zu liegen, ſo ſchnell als möglich zu erfüllen trachtete. Schon achtzehn Stunden, nachdem Beranger den letzten Seufzer ausgehaucht, noch ehe Paris eigentlich erfahren, daß es ſeinen größten Bürger verloren, war dieſer Wunſch erfüllt.

Beranger ſtarb am 16. Juli 1857, um 5 Uhr Nachmittags.

(1857.)

Barye.

M. Barye is assuredly one of the greatest artists that France possesses; one of those also who have been the most roughly tried in the course of a life fertile in masterpieces of a deep and enduring character.

Bayle St. John.

Mehr als eine perſönliche Genugthuung, eine große unintereſſirte, reine Freude gewährt jeder neue Beweis, jede noch ſo kleine Beſtätigung, daß man ſich in dem Manne, den man trotz aller Verkennung ſeit Jahren verehrt, nicht geirrt habe. Dieſe Freude empfinden alle Diejenigen, die Barye ſeit lange für einen der größten und ſeit Rude's Tode für den größten Bildhauer Frankreichs halten, ſo oft ſie an dem neuen, nunmehr aller Gerüſte entledigten Louvre vorübergehen. Da wimmelt in Niſchen und auf Galerien ein ganzes Volk von Statuen, das aus ſämmtlichen berühmten und unberühmten Werkſtätten hervorgegangen iſt, da die Regierung an dieſem eben ſo wohl politiſchen als nationalen Werke ſo viele Geiſter und Hände als nur möglich wollte Theil nehmen laſſen; und ſiehe da, der ſtumpfſinnigſte Beſchauer dieſer unzähligen Bildwerke wie der parteiiſchſte kann es nicht leugnen, daß die vier von Barye gelieferten Gruppen über dieſes ganze Statuenvolk einen fürchterlich verdunkelnden Schatten werfen, und daß ſie fortfahren würden, dieſen fürchterlichen Schatten zu werfen, ſelbſt wenn dieſes Statuenvolk um ein Bedeutendes weniger mittelmäßig wäre, als es wirklich iſt. Ja, ſelbſt Diejenigen, die immer zugegeben haben, daß Barye

der größte Thierbildhauer Frankreichs sei, müssen überrascht vor diesen vier Gruppen stehen bleiben und gestehen, daß er hier ebenso große, menschliche Ideale geliefert, wie er ehemals Ideale von Löwen, Tigern, Stieren, Ebern dargestellt hat, und daß diese vier Männer mit den vier Kindern, obwohl Theile allegorischer Darstellungen, alle übrigen, Menschen der Geschichte mit wahrhaftigen Physiognomien darstellende Statuen in Allem, was Natur, Charakter, Individualität betrifft, weit hinter sich zurücklassen. Es konnte dem verkannten oder mit Perfidie theilweise anerkannten Barye nichts Angenehmeres widerfahren, als diese Ausstellung der Leistungsfähigkeit seiner Kollegen — die, in seiner Nachbarschaft, eine Bloßstellung und für ihn ein perpetuirlicher Triumph geworden ist. Der Louvre ist ihm Das geworden, was Rude seine „Marseillaise" und die benachbarten von den andern Bildhauern herrührenden Skulpturen der Arc de l'étoile geworden — der steinerne Beweis seines Rechtes auf die Hegemonie seiner Zeitgenossen.

Der Triumphator ist heute, am Tage seines endlichen und allgemeinen Triumphes, einundsechzig Jahre alt. Späte Anerkennung ist das moderne Schicksal großer Talente, und es mußte Barye treffen, eben weil er so wenig von einem modernen Künstler hat, sowohl in seinem Talent, wie in seinem Charakter. Er gehört mit seinem ganzen Wesen dem sechzehnten Jahrhundert und in die Familie der Brunelleschi, Leonardo, Michel Angelo, Benvenuto, Dürer — in die Klasse jener Künstler, die nicht Architekten, Maler, Bildhauer, Goldschmiede von Profession, sondern Künstler, Künstler in der weitesten Bedeutung gewesen — die ihren schönen Gedanken nicht bloß in einer eingelernten, sondern in jeder ihrem Gedanken angemessenen Form zu geben verstanden — als Statue, als Gemälde, als Palast, als Gedicht. Sie hatten nicht Eine Kunst erlernt, sondern die Kunst, die Eins und einzig ist in der verschiedensten Form. Sie haben ihre Laufbahn auf dem Einen Felde angefangen, auf dem andern fortgesetzt, auf dem dritten beschlossen. Bei diesem Bildhauer

wurde eine Freske, bei jenem Maler eine Reiterstatue, bei jenem Bildhauer oder Maler der Bau eines Tempels oder einer Festung bestellt, und jeder Künstler kannte oder erfand sich mit Leichtigkeit, was er auf dem neuen Felde an Technik, an Mitteln der äußeren Ausführung bedurfte, und es sammelte sich in Köpfen wie Leonardo, Michel Angelo, Cellini, Dürer eine Masse von Erfahrungen, die einer Bücherſammlung über Gegenstände der scheinbar verschiedensten Art gleich kam. Müssen wir dieser Menschen, die man universell nennt, weil sie nur einheitlich waren, nicht gedenken, wenn wir von Barye sprechen? — von Barye, dem großen Bildhauer der Menschen und Thiere, dem merkwürdigen Landschaftsmaler, dem größten Goldschmied unserer Zeit, dem geschicktesten Erzgießer, dem Manne, der schon in früher Jugend für Napoleon die verschiedensten Befestigungspläne modellirt hat und der, weil er eine besondere Vorliebe für Thierbildung hatte, die Anatomie und Physiologie der Thiere so gründlich studirte, daß er ein großer Veterinär und letzte Zuflucht der Direktoren des Jardin des Plantes geworden.

Antoine Louis Barye ist am 3. Vendemiaire des IV. Jahres der Republik (September 1796) zu Paris geboren. Seine Eltern waren zu arm, um ihm irgend eine Erziehung geben zu können; er wuchs wild auf, bekleckste mit Kohle die Mauern der Nachbarn und die Papierfetzen, die ihm der Wind entgegentrug. In seinem vierzehnten Jahre gezwungen, ein nährendes Handwerk zu erlernen, wählte er eines, das seinen schlummernden Instinkten am Meisten zusagte, und trat als Lehrling in die Werkstatt des Graveurs Fourier. Hier arbeitete er zuerst an den Punzen und Stempeln, die zur Verfertigung aller Metalltheile an der Uniform dienten, als da sind Blechgürtel, Helme, Adler, Kreuze der Ehrenlegion ꝛc. Von Zeit zu Zeit wurden dem talentvollen Fourier auch Arbeiten höherer Art anvertraut, und er trieb für den Hofgoldschmied Biennais die Basreliefs aus, welche die von Napoleon für verschiedene Souveräne bestimmten Dosen schmückten. Bald wurde der Lehrling Barye vorzugsweise bei diesen

höheren Arbeiten beschäftigt, und eines der ersten Basreliefs, das er in Gold und zur größten Genugthuung des Meisters heraustrieb, stellte die Zusammenkunft der Kaiser Napoleon und Alexander dar. Kurz darauf wurde er von eben diesem Napoleon gezwungen, die friedliche Werkstatt zu verlassen und in dieselbe Armee zu treten, welche gegen denselben Alexander einexerzirt wurde. Es war die Zeit, da der Despot die letzten Reihen der gelichteten Jugend den schrecklichsten Schlachtfeldern entgegenführte und seine Konskription die blutige Hand selbst über das Haupt bartloser, kaum der Schule entronnener Knaben ausstreckte.

Zum Glück verstand man es in der Napoleonischen Armee, jeden, auch den letzten, Mann auf den ihm zukommenden Platz zu stellen und hatten die Offiziere ihrem großen Feldherrn die große Kunst abgesehen, wie jedes einzelne Talent am Erfolgreichsten zu benutzen war. Barye wurde in die topographische Brigade des Geniecorps gesteckt, und er modellirte die Reliefs der verschiedensten Gegenden und Städte. Die Reliefs von Cherbourg, Koblenz, vom Berge Cenis werden noch heute als Mustermodelle in den Kriegsarchiven aufbewahrt. Mit siebzehn Jahren wird er als höchst brauchbarer, vollendeter Topograph dem 2. Bataillon der Sapeurs du genie zugetheilt und modellirt er für den geschlagenen und fliehenden Kaiser während der Flucht und so zu sagen im Fluge viele Festungen und wichtige strategische Punkte, die man verlassen muß, für den möglichen Fall einer einstigen Wiederkehr. Während die Weltgeschichte ihre Szene auf den Feldern um Paris aufgeschlagen — März 1814 — befindet er sich eines Tages allein auf einer Mission in der Gegend von Montrouge, um das umliegende Terrain geheim aufzunehmen. In die Kaserne zurückgekehrt, erfährt er, daß sich die Armee an die Loire zurückgezogen. Es ist ihm unmöglich, ihr zu folgen, und seine Dienstzeit hört so mit dem Napoleonischen Regiment von selber auf.

Um sich zu nähren, fängt er wieder zu ciseliren an; um sich

zu bilden, beschäftigt er sich in den abendlichen Mußestunden mit Zeichnen und Modelliren. Bald hat er es in Beidem weit genug gebracht, um im Jahre 1816 von dem Bildhauer Bosio und im Jahre 1817 von dem berühmten Maler Gros mit großem Vergnügen als Schüler aufgenommen zu werden. Schon im nächsten Jahre tritt er in die Ecole des beaux-arts und gewinnt sofort als Graveur in Medaillen eine mention honorable; aber sein Basrelief, Milon von Kroton mit dem Löwen darstellend, das er bei der Bewerbung um den ersten Preis in der Skulptur geliefert, wird nicht berücksichtigt. Es zeichnete sich zu sehr durch Lebhaftigkeit, Originalität und Unabhängigkeit von allem Hergebrachten aus, also durch drei Eigenschaften, welche mehr geeignet sind, das Mißtrauen und Uebelwollen als die Anerkennung der Akademie einem jungen Künstler zuzuwenden. Aehnlich erging es ihm bei den Preisbewerbungen der zwei folgenden Jahre, da er immer mit dem zweiten Preise heimgeschickt worden, während der erste mittelmäßigen, aber schulgerechten Talenten wie Jacquot und Lemaire zuerkannt wurde. Barye sah ein, daß man auf die Worte der Meister schwören, jede inwohnende Schöpferkraft unterdrücken und nur todtgeborne Kinder liefern müsse, wenn man sich der Preise der Akademie erfreuen wolle. Zu dieser Selbstverleugnung konnte er sich des momentanen Ruhmes und der Vortheile wegen, die ein erster Preis mit sich brachte, nicht entschließen, und er verließ jenen Kampfplatz, auf dem der Schwächere siegt, für immer — jenen Kampfplatz, von dem man mit Recht sagte, daß man ihn nur mit gebundenen Händen und Füßen betreten müsse, wenn man ihn als Sieger verlassen will.

Den Vortheilen, welche die Akademie bieten konnte, entsagend, dachte Barye daran, für einen bescheidenen Broderwerb zu sorgen, und er bemühte sich um eine Stelle als Graveur an der Münze. Aber auch diese Stellen werden nur an Protegirte der Akademie und der Regierung vergeben. Mit der Akademie hatte Barye gebrochen, und die Regierung war die Regier

Karls X., um deren Gunst sich ein offener, grader, unabhängiger Charakter nicht so bemühen konnte, wie es verlangt war.

Auf Broderwerb ausgehend, gelang ihm dieser ganz und gar so, wie er einer naiven, aller gemein praktischen Spekulation fremden Künstlerseele gelingen mußte: er erwarb mit Mühe und Noth just das Stück Brod, dessen er zu kümmerlicher Nahrung bedurfte, während seine Arbeit einem Andern Ruhm und Reichthum einbrachte. Er hatte das Schicksal aller ächten, aber unbekannten Künstler; er wurde ausgebeutet. Herr Fauconier, Goldschmied und Juwelier, erfreute sich damals neben der allmächtigen Protektion der Herzogin von Berry und des ganzen Hofes eines Rufes, wie er heute Herrn Fromant Meurice auszeichnet, und doch hatte Herr Fauconier kein anderes Talent, als dasjenige, welches die Mittelmäßigkeit fast immer und ausschließlich zum Schaden der wirklichen Künstler besitzt — das Talent, Andere zu benutzen und auszubeuten. Ein gewisses, vielstöckiges Haus im Faubourg St. Germain, fern seiner bekannten Werkstatt wie seinem Laden, könnte das Geheimniß Herrn Fauconiers verrathen und erzählen, wie man ein berühmter Goldschmied und Millionär wird. In den versteckteſten Winkeln dieses Hauses, im Keller wie in den Dachstuben, getrennt von einander wie in Zellengefängnissen, saßen die jungen brodlosen Künstler, die Herr Fauconier mit der Spürkraft eines Jagdhundes in den Wildnissen von Paris aufzutreiben verstand, und verschwendeten den Reichthum jugendlicher Phantasie an Modelle, welche die Bewunderung des Hofs und der ganzen Welt erregten und dem ausbeutenden Spekulanten den Ruf eines modernen Benvenuto Cellini verschafften. Unter diesen weißen Sklaven verbrachte Barye schöne, lange Jahre, zufrieden, Brod für sich und seine Familie zu schmieden und Material in Händen zu haben, an dem er seine künstlerische Schöpfungskraft üben konnte.

Aber à quelque chose malheur est bon, wenigstens ist das bei kräftigen, empfänglichen und schöpferischen Geistern immer wahr; ihnen wird jede Lage, jedes noch so traurige Ver-

hältniß zur Schule. Barye machte im Verstecke des Herrn Fauconier und unter der Fuchtel seiner gierigen Anforderungen mehr als einen Kursus durch. Die tausendfache Verschiedenheit der Schmucksachen und Breloques zwang ihn, alle Formen aus Pflanzen-, Thier- und Menschenreich zu studiren, und er that es zum Behufe eines kleinen Breloques, das vielleicht den fetten Bauch eines Finanziers schmücken sollte, mit derselben Gewissenhaftigkeit, als sollte seine Arbeit irgend einen öffentlichen Platz der Weltstadt verherrlichen. Einer kleinen Goldschmiedarbeit wegen durchmusterte er die ungeheuren Sammlungen des Louvre, das Hotel Cluny, lief er von Bibliothek zu Bibliothek, in den Jardin des Plantes oder meilenweit ins Land hinaus, um nach der Natur zu zeichnen. Dabei wurde er Goldschmied im Sinne der Ghibertis und lernte aus eigener Erfahrung und Beobachtung, wie die verschiedenen Metalle verschieden zu behandeln sind, und die mannigfaltige Art des Gusses, Gravirens und Treibens. So bildete sich in dem armen Arbeiter der Goldschmied, Graveur, Erzgießer, Zeichner, Maler, Naturforscher und Bildhauer zu gleicher Zeit aus; als Letzterer trat er, da Herr Fauconier glücklicherweise gestorben war, in der Ausstellung des Jahres 1827 mit mehreren Büsten auf, die aber nicht geeignet waren, die Aufmerksamkeit des Publikums auf den Unbekannten zu lenken, obwohl man sie jetzt als Meisterwerke der Individualisirung und des Ausdruckes bewundert.

Wieder genöthigt, um das tägliche Brod zu arbeiten, fing er jene unendliche Reihe kleiner Meisterwerke zu schaffen an, die, obwohl auf industrielle Weise vervielfältigt und bestimmt, als Schmuck der Uhren und Kamine, als Briefbeschwerer und Dintenfässer zu dienen, darum nicht minder zum Schönsten gehören, was die vereinte Kraft von Kunst und Industrie in unserer Zeit hervorgebracht, zum Besten überhaupt, was die letzten Jahrhunderte in dieser Art geschaffen haben. Ich fürchte nicht, daß mich der Leser der Uebertreibung zeihen wird, wenn er meiner Einladung folgt und das Magazin der Barye'schen Bronzen (Rue saint Anastase,

10. Marais) beſucht und da die vielen Einzelſtatuen und Gruppen — ein alter Katalog, der vor mir liegt, zählt 113 auf — meiſt Thierſtücke, mit Kennerauge betrachtet oder wenn er, den langen Weg ſcheuend, in das Magazin, beſſer geſagt, Muſeum Barbedienne's, auf dem Boulevard Poissonnière tritt und daſelbſt den Tiger Barye's zu Geſicht bekommt. Jede dieſer kleinen Bronzen, groß ausgeführt, in Stein gehauen oder in Erz gegoſſen, wäre geeignet, Paläſte, Hallen, Gärten, Parks, Brunnen, öffentliche Plätze aufs Großartigſte und Schönſte auszuſchmücken. In der kleinen Form und großen Anzahl, in der ſie beſtehen, werden ſie der Nachwelt einen falſchen Begriff von unſerm Geſchmacke beibringen. Wie mögen ſie die Kunſt geliebt haben, werden unſre Nachkommen, ungefähr wie wir von den Einwohnern Pompeji's ſagen, daß ſie ſich überall mit dieſen herrlichen Meiſterwerken umgeben haben. Im Gegentheil klagen uns dieſe kleinen Meiſterwerke an, daß wir ſie in ihrer Kleinheit belaſſen, da ſie uns vor Allem als Modelle großer Monumente anmuthen, und wie wenige der Käufer, die ſie nach Hauſe tragen, wiſſen, was ſie auf Cheminée, Uhren, Schreibtiſch aufſtellen; wie Viele achten ſie gering, weil ſie nur 5, 10 oder 20 Francs für ein Kunſtwerk bezahlt haben!

Künſtler und Kenner wußten ſehr wohl, was ſie an dieſem Induſtriellen beſaßen. Vom Maler Diaz z. B. iſt es mir bekannt, daß er ſich auch nicht die kleinſte aus den Gießereien Barye's hervorgegangene Bronze entgehen ließ und ſich ein förmliches Muſeum einrichtete, das er benutzt, um des großen Bildhauers Ruhm zu predigen. Von andern Künſtlern hingegen weiß ich, daß ſie in Gemälden und Skulpturen die kleinen induſtriellen Bronzen als Modelle benutzt, ſich aber gehütet haben, etwas zur Anerkennung Barye's beizutragen. Ja, dieſe ganze kleine bronzene Thierwelt wurde ſogar mit Erfolg gebraucht, um Barye's Verdienſt zu verkleinern. Man ließ ihn gern als Thierbildhauer gelten, um ihm das Talent, Menſchen zu geſtalten, mit einem Anſchein von Gerechtigkeit ſtreitig zu machen. Mit Vergnügen vergaß man ſeine

drei Grazien, die Amazone, Angelika, die Gruppen Minotaurus und Theseus, Centaur und Lapithe, und mit noch größerm Vergnügen die Reiterstatuetten Karl VI., Gaston de Foix, General Bonaparte — obwohl diese Reiterstatuen sich mit dem Besten vergleichen können, was die Renaissance hervorgebracht, obwohl in den Gruppen manche Michel Angelo'sche Ader zu entdecken, obwohl in den drei erstgenannten Werken der unabhängige, aber empfängliche Jünger der Antiken nicht zu verkennen ist. Die vier großen Gruppen an den beiden neuen Pavillons des Louvre, „die Ordnung, der Friede, der Krieg, die Kraft," sind nun leider freilich zu öffentlich geworden, als daß man in jenem System der Verkleinerung eines großen Künstlers fortfahren könnte.

Barye hatte früh erkannt, mit welcher Welt er zu thun hatte. Mit einer Seele, weiß und fleckenlos wie der edelste Marmor, und mit einem Nacken hart wie Porphyr geboren, war er nicht geeignet, mit ehr- und geldgierigen Künstlern Clique zu machen und sich vor Journalisten und Regierenden zu beugen; — so zog er sich denn in eine Einsamkeit zurück, welche auch die Sympathie der begeistertsten Verehrer seines Genies nicht zu durchbrechen im Stande war. Seit achtzehnhundert und dreißig ist er förmlich aus der Welt verschwunden und ist sein Leben in Künstlerkreisen zu einer wahren Sage geworden. Man begegnet ihm manchmal in den Volkstheatern der Insel St. Louis, manchmal nach der Natur zeichnend in den Wäldern von Fontainebleau. Durch Jahre kannte man die Adresse seines Ateliers nicht und wußte man noch weniger von seinen persönlichen Schicksalen. Man sagt, er sei verheirathet und habe in seinem Familienleben große Schmerzen getragen. Vier reizende Töchter voll Geist und Anmuth sind, der Sage nach, unter seinen Augen dahin gewelkt und es ist ihm nichts von ihnen geblieben, als vier Porträts, die er selber gemalt und die Meisterstücke der Porträtirkunst sein sollen. Aber wer hat sie gesehen? — Ich weiß es nicht. Henri Daumier, der große Zeichner, traf ihn einmal in der Straße und benutzte die Gelegenheit, ihm die Zeichenlehrerstelle an

einem Inſtitute anzubieten. Die Verhandlungen dauerten durch Stunden und wurden in den Gaſſen geführt; an einer Straßenecke mußte Daumier den Bildhauer verlaſſen, der wieder in ſeinem Geheimniß verſchwand. Das Jahr 1848 rief den bereits grau gewordenen Künſtler ans Tageslicht hervor. Die Republik ſtellte ſeine zwei herrlichen Löwen, den ſitzenden Löwen und den Löwen mit der Schlange, im Tuileriengarten auf, jene beiden Meiſterwerke, die ich einmal mit Erfolg einem bekannten deutſchen Archäologen und Kunſtkenner als Antiken vorſtellte. (Wenn ich nicht irre, figuriren ſie auch als ſolche in dem Buche dieſes Gelehrten.) Ledru Rollin gab ihm eine Stelle im Louvre, und eine Thätigkeit begann, welche die intelligenteſte Aufſtellung der Antiken und allen Muſeen und Akademien Europa's die herrlichſten Abgüſſe verſprach — aber die Zeiten änderten ſich, und Barye hat ſeine Stellung, ich weiß nicht, ob verloren oder aufgegeben. Barye iſt eben ſo wenig gemacht, unter den obwaltenden Umſtänden, Aemter zu behalten, als ſie zu ſeinem Vortheile auszubeuten, wie folgende kleine Anekdote beweiſt. Kurze Zeit fungirte er als Thierzeichenlehrer im Jardin des Plantes. Gipsmodelle verſchiedener Thiere wurden gebraucht, das Geld, ſie einzukaufen, in die Hand Barye's gelegt, und er kaufte die Thiere des Bildhauers Mene; er, der die Thierwelt erſchöpft hat und deſſen Magazin in der Rue Anastase der edelſten Modelle voll iſt, er kaufte die Schöpfungen Mene's, der ihm nicht ans Knie reicht. Daran war nicht ſowohl Barye's, des armen Mannes, Uneigennützigkeit als ſeine Beſcheidenheit ſchuld; es kam ihm ſonderbar vor, daß er ſeine Schöpfungen als Modelle aufſtellen ſollte. Und doch hat ſeit den Alten, die der Natur um ſo viel näher ſtanden und den Gott in ihr begriffen, die armen Geſchlechter

Der kinderreichen
Lebendigen Erde,

wohl Niemand die Thierwelt ſo dargeſtellt wie Barye. Er gibt nicht Tendenzthiere der Fabel, auch nicht verkleidete Satiriker wie

Kaulbach, sondern Thiere, wahre Thiere, in ihrer eigenthümlichsten Eigenthümlichkeit, in ihrer Kraft, Wildheit, Anmuth, List, Treue ꝛc., je nachdem sich der „gebundene Gott" in dem Individuum ausspricht — freilich in jener potenzirten Wahrheit, in jener Idealität, die den Menschen zum Menschen und aus dem Menschen den Künstler macht; mit jener Offenbarung der Kunst, die das Geheimnißvolle zugleich geheimnißvoller und klarer macht. Ueber seinen Gebilden schwebt die Ahnung Dessen, was jenseits der Schranken der verschlossenen und uns stummen Natur zu suchen ist. Unwillkürlich denke ich, wie sonderbar Das auch dem Leser klingen mag, bei den Thieren Barye's an die Verse Lenau's:

An Blumen freut sich mein Gemüthe,
Und ihrem Räthsel lausch' ich gern,
Die uns so nah durch Duft und Blüthe
Und durch ihr Schweigen doch so fern.

Ueber Barye's Persönlichkeit kann ich dem Leser nicht die geringste Mittheilung machen. Ich habe den Geheimnißvollen nie gesehn. Ich wollte nur auf den großen, in Deutschland noch unbekannten Künstler mit einigen Worten aufmerksam machen, ohne den Gegenstand zu erschöpfen; ferner wollte ich, nachdem ich Rude's und Berangers Charakteristiken geliefert, gerecht sein und zeigen, daß ihrer würdige Charaktere im heutigen Frankreich auch noch unter den Lebenden wandeln — denn Das ist es, was man so schwer und so ungern glaubt; am Schwersten, wenn man selbst in Paris lebt.

(1857.)

Stephen Heller.

That strain again; — it had a dying fall:
O it came o'er my ear like the sweet south,
That breathes upon a bank of violets,
Stealing and giving odour.

Shakespeare.

Cet artiste n'est pas connu pour ce qu'il vaut.

Fétis.

Die letzten drei Dezennien haben Schaaren von Virtuosen an uns vorbeigeführt: die Zahl ihrer Herolde und Verkünder ihres Ruhmes war noch größer und die Zahl ihrer Bewunderer unendlich. Alle Ehrenbezeugungen, wie sie Wohlthätern der Menschheit angemessen scheinen, Kronen, Kränze, offizielle Auszeichnungen, Titel und Würden, verherrlichender Gesang, Anbetung von Seiten der Frauen — Alles, Alles wurde ihnen zu Theil; sie setzten ruhige Städte in Bewegung, sie verursachten Zusammenrottungen und Aufruhr, sie erweckten Parteikämpfe, und wie sie die Mittelpunkte begeisterter, brüderlicher Feste waren, so wurden sie auch die Urheber von Zwietracht und Zerwürfniß. — Wo sind sie heute, diese weltbewegenden, gewaltigen Erscheinungen? — Verschwunden, vergessen, verschollen. Ihre alten Bewunderer erröthen, wenn sie sich ihrer Thorheit erinnern; ihre Freunde verleugnen sie. Die Götter sind zusammengebrochen, und man sah die Hohlheit ihres Innern; das Kind zerriß endlich die angebetete Puppe und sah den gemeinen Inhalt. — Dennoch hatte man Unrecht, sich dieser Begeisterung zu schämen;

sie war nur natürlich. Man begeisterte sich auch für Seydelmann; man bewunderte, man liebte ihn, als ob er den Mephisto geschaffen hätte, den er nur darstellte. Die Bewunderung für den exekutirenden musikalischen Virtuosen, den Schauspieler des Komponisten, war ursprünglich an eine andere Adresse gerichtet, an die des Tondichters; daß sie der Virtuose als treuloser Bote unterschlug, merkte das Publikum in seinem Enthusiasmus erst spät oder glaubte auch, daß dem Boten Alles gebühre. In seiner Gedankenlosigkeit krönte es die in Goldflitter gekleideten Tänzer und Läufer vor dem Wagen des Triumphators, der in seiner schlichten Größe kaum beachtet wurde. Aber der Triumphator ist noch heute der Triumphator — wo sind die Tänzer und Läufer und Histrionen?

Wieder nichts natürlicher als ihr Verschwinden; es ist eben so motivirt, als ihr Auftauchen. Kaum war Lessing da, so waren auch schon Schauspieler da. Die exekutiven Kräfte, die Kärrner, sind immer und überall in großer Menge vorhanden; sobald sich die produktive, diese seltenere Kraft zeigt, fangen sie zu wirken an. Es hat musikalische Virtuosen gegeben, seit es Komposiiteure gibt. Als die Musik mit Beethoven die höchste Höhe erreichte, mußte es von Virtuosen zu wimmeln anfangen. Sie waren in der Musik, was nach einer großen Literatur die Kommentatoren, Glossatoren, Nachahmer, Wortkünstler, Deklamatoren, Rhapsoden, Schauspieler, Bearbeiter ꝛc. zusammen sind. — Sie brauchten zu ihrem Geschäfte wenig Talent, instinktiven Nachahmungstrieb und viel Geduld und physische Arbeitskraft. Das Genie, das man ihnen so freigebig nachrühmte, saß meist im Sitzfleisch. — Bei den ersten unter den Virtuosen bestimmte ein gewisses angeborenes musikalisches Talent die Wahl des Berufs; das Glück, das diese machten, bestimmte die meisten ihrer Nachfolger. Erstere hatten vor Letztern nur wenig voraus, da es sich zumeist um physische Arbeit, Ausdauer, Geduld handelte. Man machte Virtuosen. Man unterrichtete nicht, man weckte nie Keime von Talenten, man richtete ab. Die schönsten, die u

fangensten Tage des Lebens mußten zwölf bis sechszehn Stunden der physischen Arbeit am Instrumente abgeben; Alles mußte darüber zu Grunde gehen, selbst das musikalische Ohr, wenn von Natur aus eins da war. Der geistigen Ausbildung war kein Moment Raum gelassen, eben so wenig der gemüthlichen. Darum mußte auch Geist und Gemüth eingelernt werden. Man lernte mit Geist spielen, man lernte Herz in die Musik legen. So wurde man ein Golem, eine Maschine, ein Automat. Wie oft, wenn man sie mit dieser fürchterlichen Wuth spielen und Stücke ausführen hörte, die eine Verhöhnung aller Musik waren, mußte man sich sagen, daß sie sich offenbar an der Kunst, die ihnen die schönste Zeit des Lebens, die besten Gaben des Geistes und des Herzens geraubt, rächen, daß sie sie für immer ausrotten und in der Meinung der Menschen verächtlich machen wollten. — Meist aber sagte man sich, daß sie in dieser mechanischen Beschäftigung mit Musik allen musikalischen Sinn verloren. So verlieren oft alte Richter allen Sinn für Gerechtigkeit, Maler allen Sinn für die Farben; Krieger, die mit Begeisterung ausgezogen, werden im Laufe des Krieges gedankenlose Schlächter.

Es ist kein Wunder, daß so viele der gefeierten Virtuosen physisch zu Grunde gegangen und daß andere, die, müde der oberflächlichen Triumphe, einem höhern Ehrgeiz dienen und als Tondichter sich versuchen wollten, nur das lärmendste Gegentheil von Musik, die Negation, die Karikatur der Musik hervorbrachten. Mit einer ungeheuern Charakterkraft, mit einer beinahe unerschöpflichen musikalischen Aussteuer müssen die Seelen Derer ausgerüstet gewesen sein, die sich, wie Mendelssohn, Chopin, aus der Virtuosität noch mit einem Fonds von Musik, mit Produktivität gerettet haben. Wir wollen hier die Charakteristik eines solchen Musikers und mit ihr zugleich eine bezeichnende Lebensgeschichte aus der Kunstepoche unserer Zeit liefern.

Stephen Heller hat sein Virtuosenthum überlebt und ist daraus als Komponiteur hervorgegangen. Wieder als Komponiteur hat er alle Kämpfe, die einem jungen und originellen Geiste vor-

behalten sind, durchgekämpft, hat er Noth, Elend, Entsagung, Verkennung ertragen, Selbstverleugnung und Demüthigung vor dem eigenen Genius kennen gelernt und steht heute als ein in seinem Fache beliebtester, von Tag zu Tag an Ruhm gewinnender Tondichter mit ausgesprochener Individualität, mit großen, kaum mehr angefochtenen Vorzügen und Verdiensten da. Die Geschichte eines solchen Lebens kann nur belehrend sein.

Stephen Heller wurde im Jahre 1813 am 15. Mai zu Pesth in Ungarn geboren. Sein Vater, der in einer Fabrik angestellt war und außerdem noch in der Stadt mathematischen Unterricht ertheilte, bestimmte ihn den Rechtswissenschaften und schickte ihn deßhalb frühzeitig auf das Gymnasium der ehrwürdigen Piaristenväter, patrum piarum scholarum. Etwas Musikunterricht wurde, weil Das zu einer guten Erziehung gehört, bei einem Herrn Meixner, Fagotbläser beim Musikkorps eines Artillerieregiments, genommen. Bald zeigte es sich aber, daß diese Nebensache den Knaben vorzugsweise beschäftigte, daß er bei dem dürftigen Musikunterricht, bei dem auch einige Generalbaßlehren mit unterliefen, mit viel größerer Theilnahme verweilte, als bei Latein und Griechisch. Da wurde denn ein bedeutenderer Lehrer, der beste, der in Pesth aufzutreiben war, Franz Bräuer, jetzt regens chori im Dome, gewonnen, und dieser hatte bald den Muth, mit seinem Schüler vor das Publikum zu treten. Lehrer und Schüler spielten im Pesther Theater Dussecks Doppelkonzert (b-dur) für zwei Piano's und zwar mit Beifall. Da erwachte der Ehrgeiz im Vater. Wie wäre es, wenn sein Kind ein Wunderkind wäre? Wenn aus dem Wunderkind ein Virtuose erwüchse, ein Virtuose, der die ganze zivilisirte Welt, so weit es nervöse Weiber gibt, in Bewegung setzte? Der Mathematiker fing zu rechnen an, und er wollte sicher gehen. Mehrere Versuche wurden angestellt; Stephen mußte gewaltig arbeiten und zu wiederholten Malen vors Publikum treten und Konzerte geben. Das Experiment gelang: viel Beifall wurde geerntet; also Ade Griechisch und Latein und Juristerei! Der Vater setzt sich mit

dem Sohn in den Wagen; es geht nach Wien, in die Hauptstadt der Musik.

Stephen wurde dem damals bedeutendsten Musiklehrer Anton Halm übergeben. Dieser ahnte bald einen wahren Künstler in seinem Schüler und stellte den Knaben bei Gelegenheit Beethoven, F. Schubert, Abbé Stadler vor. Aber das Kind war noch zu sehr Kind, um das ganze Glück solcher Bekanntschaften zu erfassen; in seinem jungen Gehirn erwachte noch keiner jener fruchtbaren Gedanken, welche die Berührung mit solchen auf der Höhe der Menschheit stehenden Geistern zu erwecken pflegt, keiner jener großen Entschlüsse, die solche Beispiele zur Reife bringen und für die ganze Zukunft bedeutend machen. Er war eben noch ein träumendes Kind und vor Allem nur Klavierspieler.

Als Solcher gab er in Wien im Jahre 1826 sein erstes, 1827 sein zweites Konzert. Am Ende des zweiten trat er kühn mit einer freien Komposition hervor, die ihm, eben der Kühnheit wegen, im Publikum manche Freunde und Beschützer, aber ganz und gar nicht den Beifall der Kritik verschaffte. Dießmal war die Kritik im Rechte. Es fehlte Stephen Heller noch an geistiger und materieller Ausbildung, um schon selbständig auftreten zu können. Das Beste in seiner Komposition war höchstens als eine Anweisung auf die Zukunft zu betrachten. — Doch glaubte der Vater nun den Moment gekommen, da man mit Nutzen die Künstlerlaufbahn anfangen könnte. Der Sohn wurde nach Pesth zitirt, und im Jahre 1828 verließ er den geliebten Lehrer Anton Halm, der ihn betrübt ziehen sah.

Mit Absicht habe ich alle Meister Hellers mit Namen genannt: es ist das Geringste, das man Lehrern zum Lohne thun kann, wenn man sie bei Gelegenheit ihrer Schüler nicht vergißt. Die rührendsten Erscheinungen im Leben bedeutender Künstler sind, neben den Müttern, die Lehrer. Während der Schüler seinen Flug nimmt, die Welt mit seinem Namen zu erfüllen, stehen sie an der Schwelle ihres stillen, vergessenen Hauses und sehen ihm in rührender Hülflosigkeit nach, wie die Gluckhenne,

die Enten ausgebrütet, am Rande des Teiches, und ſind froh,' wenn ihnen aus weiter Ferne von Zeit zu Zeit nur ein kleines Wörtchen der Erinnerung zukommt. Sie werden vom Sohne, vom Schüler mehr oder weniger vergeſſen — was liegt daran, wenn es ihm nur gut geht, wenn er nur Erfolge hat, wenn er nur der Lehren gedenkt, die man ihm mitgegeben. — Wie rührend klingt die einfache Zeile im Tagebuche Perugins: Heute iſt mein lieber Raphael Sanzio abgereist; möge ihn Gott begleiten auf allen ſeinen Wegen, und möge er glücklich ankommen. —

Der Vater wurde in ſeinen Plänen noch mehr beſtärkt, als die Ungarn mit ihrer heißblütigen Bewunderung den Sohn in mehreren Konzerten bis in den Himmel hoben und ihm einen Beifall zollten, als wäre er bereits eines der glänzendſten Lichter der Welt. Keine Nation Europa's läßt ſich durch den Patriotismus ſo ſehr verblenden, wie die Magyaren; die Erfahrung, daß ſie eigentlich noch ſehr wenig Genies hervorgebracht, hindert ſie nicht, jede auf ihrem Boden neu auftauchende Erſcheinung ſofort für ein Wunder zu erklären. — Der mathematiſche und kluge Vater vergaß es nicht, den Patriotismus vom Verdienſte des Sohnes zu ſubtrahiren. Dennoch gab er ſeine Stellung in Peſth auf und trat nun mit ſeinem Sohne die „Kunſtreiſe" an. Wenn Stephen Heller ſpäter nicht durch zwölf Stunden täglich am Klavier verthieren wollte, wenn er ſich weigerte, Journaliſten den Hof zu machen, ſchlechte Modemuſik zu ſpielen, wenn er ſich eine glückliche Stunde verſchaffen und ſich in die Muſik „in ihm ſelbſt" vertiefen, etwas komponiren oder mit den großen Meiſtern die Zeit verlieren wollte: hat ihn zwar der Vater gewähren laſſen; dennoch glaubte er, daß er ſich nicht deßhalb den Mühen, Unbequemlichkeiten, Koſten und Wagniſſen der Reiſe ausgeſetzt habe und daß der Sohn ſich auch befleißen müſſe, halsbrecheriſche Stücke zu ſpielen, Knalleffekte zu machen, das Publikum in Erſtaunen zu ſetzen, kurz ein Phänomen zu werden, wie der große X und der berühmte Y. Er meinte es gut, aber er verſtand es nicht beſſer. Daß für das künſtleriſche Seelenheil

des Sohnes, für ſein äußeres und inneres Glück beſſer geſorgt geweſen wäre, wenn man den erwachenden Tonkünſtler in ſeiner einſamen Stube, in ſeinen tönenden Träumen gelaſſen hätte. Das fiel ihm, der wenig Begriff von Muſik und von den Vorgängen in einer Künſtlerſeele hatte, nur ſelten ein.

Die Reiſe ging durch einen Theil Ungarns, über Krakau nach Warſchau, wo der Winter zugebracht wurde, dann weiter nach Breslau, über Dresden, Leipzig, Braunſchweig nach Hamburg, wo zum zweiten Male die Winterquartiere bezogen und drei Konzerte gegeben wurden. Stephen Heller, nunmehr ſchon ein erblühter Jüngling, lernte etwas von der Welt kennen, kam mit Künſtlern in Berührung und gewann ſich durch ſein Spiel manches weiche Frauenherz. Damit war dem beſorgten Vater nicht gedient. Weltkenntniß konnte dem Sohne verderblichen Unabhängigkeitsſinn einflößen, ſeine Erfolge konnten ihm zu viel Bewußtſein ſeines Werthes geben; die Künſtler waren im Stande, ihm über die Kunſt Ideen beizubringen, die mit den Kunſtideen des Vaters, mit ſeinen poſitiven Zwecken nicht übereinſtimmten. Dem allem mußte vorgebeugt werden, und der Vater führte ein ſtrenges Abſchließungsſyſtem ein, und ſo ging es weiter über Kaſſel und Frankfurt a. M., wo er Ferdinand Hiller kennen und lieben lernte, nach Bayern. —

In Augsburg angekommen, brach das gehetzte Wild zuſammen. Er konnte nicht weiter. Es zeigten ſich ſo große Spuren der Ermüdung und Abſpannung, daß der Vater den Vorſtellungen der Aerzte, neugewonnener Freunde und Muſikliebhaber nachgab, dem Sohn einige Zeit auszuruhen erlaubte, ihn unter der Obhut einer kunſtſinnigen Freundin zurückließ und nach Peſth zurückkehrte.

Nun begannen für Stephen Heller eigentlich erſt die Lehrjahre, die bei ihm auf die Wanderjahre folgten. Die Atmoſphäre der ſtillen, alten, romantiſchen Stadt that ſeinem etwas melancholiſchen, nach Ruhe und Sammlung ſehnſüchtigen Gemüthe ſehr wohl. Endlich nach langem, unerquicklichem, wüſtem Umher-

ſchweifen hatte er die Muße, nach langer Vereinſamung die Einſamkeit, deren er ſo ſehr bedurfte, das Erlebte und Gehörte in Geiſt und Gemüth zu verarbeiten. Er konnte ſich endlich ſammeln und ſein Inneres belauſchen, ob da etwas wachſe und ſprieße. Die glückliche Stimmung, in die er ſich mit Einem Male verſetzt fühlte, wurde noch durch die liebevolle Theilnahme jeglicher Art erhöht. Wir dürfen nur derjenigen erwähnen, die ſich auf ſein der Oeffentlichkeit gehöriges Leben bezieht. Da ſteht Graf Fugger, Rittmeiſter in der bayeriſchen Armee, Stephen Hellers Lothar und Jarno in einer Perſon, obenan. Ein feiner Muſikkenner und ein nach allen Seiten hochgebildeter Mann, erkannte er bald die großen Anlagen des jungen Künſtlers, ſein edles, bisher unterdrücktes Streben, eben ſo wohl wie die Lücken ſeiner muſikaliſchen und anderweitigen geiſtigen Bildung. Mit vieler Liebe unterſtützte er ihn in ſeinen Studien und ſtellte ihm ſeine große, an Büchern und Muſikwerken reiche Bibliothek zu freier Verfügung. Dieſe Güte benutzte Stephen Heller in allen Stunden, die ihm der Unterricht, den er zur Beſtreitung ſeiner kleinen Bedürfniſſe geben mußte, übrig ließ, das Verſäumte nachzuholen, das Gehörte durchzuſehen, die bedeutenden Werke der Meiſter der Dichtung wie der Muſik zu ſtudiren. So wurde aus dem auf kurze Zeit beſtimmten Aufenthalt ein Aufenthalt von Jahren, eine reiche Zeit der Sammlung, des Fortſchritts, des Glücks und der geliebten, ſchöpferiſchen Arbeit. — Das Glück und — wir müſſen es ſagen — die Liebe weckte den Tondichter wieder auf, der ſchon in ſeinem neunten Jahre in jener oben erwähnten Kompoſition in ihm erwacht, ſpäter, im Unbehagen des Virtuoſenlebens, aber wieder eingeſchlafen war. Doch hatte er als Virtuoſe ſchon im Jahre 1829 in Leipzig bei Probſt Op. 1. Variationen über ein Thema von Paganini, bald darauf bei Böhme in Hamburg ein Rondo und ſpäter mehrere Variationen herausgegeben.

Während Stephen Heller ſtill, geſammelt, arbeitſam in Augsburg lebte, fing Robert Schumann ſeine ſpäter ſo bedeutend

gewordene Wirkſamkeit in Leipzig an, jene praktiſche und theoretiſche Wirkſamkeit, aus der er nach mannigfachen Phaſen und Umwandlungen als Meiſter hervorgegangen. In ſeiner Zeitſchrift für Muſik las Stephen Heller die Aufforderung an junge Kompoſiteure, ihre Manuſkripte zur Beſprechung einzuſenden. Er beſann ſich nicht lange und ſchickte an Robert Schumann, von deſſen Kompoſitionen er nichts kannte, von dem auch wohl kaum mehr als die Papillons und die Variationen über den Namen „Abegg" veröffentlicht waren, drei Impromptus (Op. 7) und Scherzo (Op. 8). Der Ton, in dem die Zeitſchrift für Muſik geſchrieben war, die Wärme und neidloſe Theilnahme, die Freude an den Schöpfungen Anderer, die aus den Artikeln Robert Schumanns ſprachen, hatten Stephen Heller aufgemuntert und ihm Vertrauen eingeflößt. Schumann beantwortete dieſes Vertrauen in ſehr freundlicher Weiſe, und gleich in dieſer erſten Annäherung zeigte ſich zwiſchen beiden Tondichtern eine gewiſſe Wahlverwandtſchaft, eine Gleichartigkeit des Empfindens und der Anſchauung. Ein ſonderbares Zuſammentreffen machte ſie Beide darauf aufmerkſam. Die Impromptus Hellers waren Mademoiſelle Liane de Fraulay aus Jean Pauls „Titan" gewidmet, und eben hatte Schumann eine Kompoſition vollendet, welche dem Fräulein Wina aus den „Flegeljahren" zugedacht war. — Verſetzt uns dieſe kleine Anekdote nicht mit einem Ruck in jene romantiſch-ſchwärmeriſche Zeit zurück, die jetzt ſchon ſo weit hinter uns liegt?

Robert Schumann empfahl dieſe beiden ihm zugeſandten Werke dem Verleger F. Kiſtner, der ſie ſofort veröffentlichte, ſo wie bald darauf auch eine Sonate (Op. 9). Schumann ſprach ſich alsdann über dieſe Erſtlingswerke in ſeiner Zeitſchrift aus.

Liebenswürdig und von edlem Gemüthe zeugend iſt das Lob, das Robert Schumann mit Wärme und Begeiſterung als ein wahrer Poet dem Mitſtrebenden ſpendet, der noch ſein Nebenbuhler werden konnte.

So kam zu Liebe und Freundſchaft in der Augsburger Zeit,

zum Glücke des Studiums und des Schaffens noch die Anerkennung, die um so wohlthätiger wirkte, als das innerste Gewissen von ihrer Wahrhaftigkeit getroffen sein mußte; als sie nicht jenes geheime, beunruhigende Unbehagen erregte, das die Folge unverdienten Lobes ist. Aber trotzdem oder vielleicht eben deßhalb war seines Bleibens nicht in Augsburg. Er fühlte sich gestärkt, anerkannt, mit neuem Wissen ausgerüstet — er sehnte sich nach einem größern Horizonte, nach einem weitern Kampfplatze. — Diese Unruhe trieb ihn für einige Zeit nach Pesth, und da er dort nicht fand, was er suchte, bald wieder in die Heimat seines Glücks, nach Augsburg. Aber es war vorauszusehen, daß es nur einer kleinen Veranlassung bedurfte, um seiner Unruhe Ziel und Plan zu geben.

Im Jahre 1837 kam Kalkbrenner durch Augsburg und gab daselbst mehrere Konzerte. Er sah Heller und erkannte sein großes Talent und daß die stille Stadt nicht sein natürlicher Schauplatz sei. Er sprach ihm von Paris, von allen Schätzen der Ausbildung, die diese Stadt biete, von ihren gesellschaftlichen Hülfsmitteln, von ihrem bewegten Leben, von der Leichtigkeit, mit der ein begabter Mensch bei einigem Glücke von diesem Zentralpunkt aus seinen Ruhm ausbreiten könne — und im November 1838 sehen wir Stephen Heller schon in Paris, um daselbst den Winter zuzubringen.

Da war freilich nicht Alles so golden und rosig, wie es ihm Kalkbrenner ausgemalt hatte, besonders in musikalischer Beziehung nicht, und die Phantasie des fünfundzwanzigjährigen Künstlers mußte manche Enttäuschung und sein Herz, nach dem gemüthvollen, deutschen Zusammenleben in Augsburg, manche Stunde der Vereinsamung empfinden — aber der lebhafte und empfängliche Geist Stephen Hellers fühlte sich neuangeregt und bereichert, und muthig entschloß er sich, alle Kämpfe zu bestehen, die er schon in nächster Nähe drohend auftauchen sah. Er fühlte das Herz einer Welt an sein Herz pochen — er lernte eine neue, so reiche und so Mannigfaltiges bietende Gesellschaft kennen

und aus dem Winter ist ein Jahr geworden, aus dem Jahre zwei Jahre, und nun sitzt Heller schon volle zwanzig Jahre in demselben Paris, das mit seinem Zauber schon viele Söhne verschiedener Heimat für immer festgebannt hat. In einem Briefe an einen Freund spricht er sich selbst über diesen Zauber so aus: „Die völlige Ungebundenheit des Lebens, die freie Ansicht nach allen Richtungen, die weltbürgerliche Toleranz, die jede Eigenheit, jede Bizarrerie fast mit Nachsicht und einer gewissen Grazie des Geistes und des Herzens beurtheilt und nichts dafür verlangt, als gleiche Toleranz und Nachsicht; alle diese unschätzbaren Vortheile einer feinen, seit Jahrhunderten an sich selber arbeitenden und polirenden Gesellschaft, so wie die Möglichkeit, eben so einsam als im Strudel der Welt leben zu können, und zwar bald das Eine, bald das Andere — dieß hielt mich seit so langer Zeit in Paris fest."

Und wahrlich, die Anziehungskraft dieser Weltstadt muß eine gewaltige gewesen sein, wenn sie durch alle Leiden und Entbehrungen, welche Jahre lang das Leben Stephen Hellers verdunkelten, nicht gebrochen werden konnte. Weiß man, was er hier geduldet, getragen, gelitten, ist man erstaunt, daß er nicht schon nach wenigen Wochen oder Monaten die Flucht ergriffen, bewundert man die Ruhe und Objektivität, mit der er mitten im Elend die Vortheile und Vorzüge des Pariser Lebens, die Förderung, die es dem Geist bietet, beurtheilte und würdigte.

Gänzlich unbekannt, fand er eben so wenig Schüler als Verleger für seine Kompositionen, und es begann für ihn jenes Leben, jenes Fegefeuer, in dem schon starke Seelen und starke Körper zu Grunde gegangen. Wir wollen ein oft gemaltes Bild, die Noth eines Künstlers, nicht noch einmal malen; wir wollen nur einige kleine Anekdoten und Ereignisse aus dem Leben Hellers erzählen, die zugleich das Leben vieler Anderer mit wenigen Strichen zeichnen.

Nach Kurzem hatte Stephen Heller einsehen gelernt, daß er für Werke, die sich an die in Deutschland veröffentlichten

(Op. 7, 8, 9) würdig anſchlöſſen, keine Verleger in Paris fände. In der Hauptſtadt der Mode und des Brillanten waren ſolche Werke nicht am Platze. Von der Noth gezwungen, den Bedingungen der Verleger nachzugeben, publizirte er erſt einige leichte Kompoſitionen für Schüler, welche man lieber annahm, mit Recht hoffend, daß er die Freunde, die an ihm irre werden konnten, ſpäter durch bedeutende Werke beruhigen werde. Er hatte die Abſicht, auf das Titelblatt dieſer und ähnlicher Kompoſitionen in ganz kleiner Schrift, um ſich vor ſich ſelbſt, vor den Kennern und Freunden zu entſchuldigen, die zwei Buchſtaben T. F. (d. i. travaux forcés) anzubringen, die den Galeerenſträflingen eingebrannt werden, um damit den Zwang anzudeuten, aus dem ſie hervorgegangen. Aber die Verleger wollten auf dieſen tragiſchen Witz einer unglücklichen Künſtlernatur nicht eingehen. Selbſt dieſe travaux forcés ſchienen ihnen noch zu gut; ſie wollten Oberflächlicheres, etwas, was mehr ſcheine und weniger bedeute, und bezahlten ihm ſelbſt dieſe Arbeiten, die ihn ſo unglücklich machten, gar nicht oder auf erbärmliche Weiſe. Man ſchämte ſich nicht, ihm aus ſeiner Trefflichkeit einen Vorwurf zu machen. Der Muſikalienhändler Schleſinger ſaß einmal mit drei Kompoſiteuren bei Tiſche: mit Wolf, Heller und X. — Sehr ungezwungen ſagte er ihnen ſeine Meinung über ihre Verwendbarkeit im Handel, „Ihr alle Dreie," rief er, „ſeid nicht zu brauchen, aus verſchiedenen Gründen: Sie, Wolf, ſind zu ſchwer, Sie, Heller, zu gut, Sie, X., zu ſchlecht!" —

Wir wollen nur die Geſchichte einzelner Werke Hellers erzählen und werden damit einen trefflichen Beitrag zu Künſtlers Erdenwallen liefern; zuerſt die Geſchichte der chasse, jenes Stückes, das von allen berühmten Klaviervirtuoſen Liſzt, Thalberg, Döhler, Wilhelmine Clauß ꝛc., geſpielt wurde, allen vorgerückten Schülern vorgelegt wird und ſich eines eigenen Ruhmes erfreut.

Moritz Schleſinger, Vorgänger von Brandus, war damit beſchäftigt, eine neue Klaviermethode herauszugeben, die den

Titel Méthode des Méthodes führen ſollte und in der That unter dieſem Namen erſchien. Am Schluſſe ſollten Klavier-Etüden von den bedeutendſten Pianokomponiſten beigegeben werden. Es wurden alſo an Moſcheles, Chopin, Mendelsſohn, Hiller, Liſzt, Döhler, Thalberg, Henſelt, Benedict u. A. Aufforderungen erlaſſen, beſonders prägnante und zugleich praktiſch nützliche Etüden zu liefern. Stephen Heller war dem Verleger unentbehrlich geworden, da er ihm die nothwendige Sklavenarbeit verrichtete, außerdem noch für die muſikaliſchen Zeitungen ſchrieb. Dieſem Umſtande und einer gewiſſen Vorliebe, die der Kaufmann für den jungen Künſtler hatte, in dem er mit dem ihm eigenen Inſtinkte eine Zukunft ahnte, dankte Heller die Aufforderung, ebenfalls eine Etüde zu liefern. Der Verleger wollte, wie er ſagte, die Gelegenheit benutzen, um ihn in die Geſellſchaft dieſer hohen und berühmten Namen einzuſchwärzen. Nach ſo vielem Traurigen, das ihm von dieſer Seite zugemuthet war, fühlte ſich Heller durch dieſe Einladung doppelt glücklich, obwohl von Honorar nicht die Rede geweſen. Er ging nach Hauſe, in ſeine kleine Stube, und in einer Nacht voll Fieber und Aufregung ſchrieb er eine Etüde, bei der ihm das Bild einer Jagd vorſchwebte, einer tollen Jagd, die tiefen Liebesgram zerſtreuen ſollte, und ſetzte als Motto die Worte einer alten franzöſiſchen Chronik darüber: La meute est déchaînée — les fanfares éclatent. — Messire le roi Philippe sur son ardent coursier, s'efforce à dissiper le chagrin que lui cause le trépas de sa mie, Agnès de Meranie . . . Schleſinger war über Titel und Inſchrift, die für eine Etüde freilich nicht orthodox klangen, etwas verdutzt und zuckte die Achſel über dieſen romantiſchen Jüngling, ſagte aber nichts. Gutmüthig, wie er iſt, wollte er den jungen Kompoſiteur in ſeinem Glücke, das aus ſeinem ganzen Geſichte ſprach, und in der Zufriedenheit, mit der ihn die Vollendung eines wahrhaft poetiſchen, zaubervollen Werkes erfüllte, nicht ſtören. Erſt nach vierzehn Tagen lud er ihn zu Tiſche, um ihm mit Schonung zu ſagen, daß ſeine Etüde für die Méthode des

Méthodes nichts tauge, daß sie von Kennern verworfen sei und daß er was Anderes liefern solle. — Aber Heller erwiderte ihm ruhig: „Eine bessere Etüde werde ich nicht schreiben; ich glaube, daß sie neben Liszt, Thalberg, Döhler bestehen könne.“ — So nahm sie Schlesinger doch in seine Methode auf, und da sie großen Beifall fand, wurde sie einige Jahre später besonders (als Op. 29) gestochen und hat französischen, deutschen und englischen Verlegern mehr eingebracht, als Heller je besaß oder besitzen wird. An Honorar hat ihm diese berühmte chasse nicht einen Pfennig abgeworfen.

Aehnlich ging es Heller noch später mit den Werken 33—36, worunter die Caprice über die Forelle, die durch Liszt, Döhler, Halle so berühmt geworden. Heller war in bitterer Noth. Eines Abends nach Beendigung der vier Capricen über Schubert'sche Lieder (Forelle, Lob der Thränen, die Post, Erlkönig), ging er zu Schlesinger und bot ihm dieselben um 400 Fr. an. Der Verleger wollte den Antrag kaum anhören; der Komponiteur stimmt seine Forderung auf 200 Fr. herab. Umsonst. Ein Verleger aus Lyon hat sie ihm endlich für 400 Fr. abgekauft. Zu diesem Provinzverleger kam Heller auf eigenthümliche Weise. Bald nach Erscheinen seiner ersten Etüdensammlung (Op. 16. 24 Etud.) l'art de phraser (die er Schlesinger als Eigenthum für alle Länder um 300 Fr. überließ) erhielt er von einer ihm ganz unbekannten Dame einen äußerst herzlichen Brief, in welchem sie ihm ihr Erstaunen ausdrückte, so wenig von einem Autor gehört zu haben, der solche Etüden, wie z. B. die 15. feuillet d'Album betitelte (welche Ernst später für Violine arrangirte), zu komponiren vermöge. Diese Dame war Madame Montgolfier, deren Mann ein Sohn des Erfinders des Luftballons. Sie gab in Lyon Unterricht im Piano und ist eine der geistvollsten und begabtesten Damen Frankreichs. Ihrem begeisterten Briefe antwortete Heller mit einer Geschichte seiner vier Capricen, um ihr zu zeigen, wie einsam sie mit ihrer Begeisterung für seine Kompositionen stehe. Die Dame ihrerseits wollte ihn vom Gegentheil

überzeugen, verband ſich mit drei andern Muſikliebhabern Lyons, und da dieſe verſprachen, die Muſik Stephen Hellers zu beſchützen und zu empfehlen, bekam der Lyoner Verleger den Muth, jene vier Capricen mit 400 Fr. zu bezahlen. Dankbar hat ſie Heller Madame Jenny Montgolfier und ihren Freunden gewidmet. — Durch den großen Erfolg der Forelle noch mehr ermuthigt, kaufte derſelbe Lyoner Verleger Stephen Heller die Werke 45, 46, 47, — im Ganzen 80 Etüden ab und bezahlte ſie ihm mit 2000 Fr. — Es iſt bekannt, welches Glück dieſe Etüden gemacht; ſie wurden in Zehntauſenden von Exemplaren verkauft, und als ſich der Lyoner Verleger vom Geſchäft zurückzog, wurde ihm, nach zwölfjähriger Ausbeutung derſelben, das Eigenthumsrecht noch mit 10,000 Fr. bezahlt. — Das letzte Heft dieſer Etüdenſammlung hat eine eigenthümliche Entſtehungsgeſchichte, die man ſeiner Phyſiognomie nicht aberkennen ſollte. Man ſetze ſich ans Klavier, man ſpiele dieſe kindlichen, herzlichen Stücke — dieſe kleinen Liebeslieder, Sonette, Kanzonen und Kanzonetten — man wird ſich in eine glückliche, gemüthvolle Zeit voll freundlicher, liebender, harmloſer Scherze und Spiele verſetzt fühlen — und dieſe Etüden ſind geſchrieben, während der Tondichter gezwungen in ſeiner Stube ſaß, während in der Straße Aufruhr wüthete, von den fernen Vorſtädten Kanonendonner hallte und auf Paris eine drückende Atmoſphäre der Angſt, der Sorge für die nächſte Zukunft laſtete: ſie ſind in den Junitagen geſchrieben. Verſetze ſich Einer in die Geheimniſſe einer Künſtlerſeele. Entſetzt vor den Schauern des Tages flieht ſie und flieht und ſucht die Oaſe, da ſie allein ihr Glück finden kann, und da ſteht ſie vielleicht eben vor einer glücklichen Erinnerung, vor einem ſchönen Moment dieſes wechſelvollen Daſeins — und je unglücklicher die Gegenwart, deſto intimer verſenkt ſie ſich in dieſen Moment — und es entſtehen Idyllen, glückliche Träume, lächelnde Gedichte mitten in Junitagen. Dazu bedenke man, daß in jenen Tagen das Privatleben des Künſtlers noch bei Weitem trauriger war als das öffentliche Leben; ſelbſt die Reichen hielten ſich für Bettler;

Niemand erlaubte sich irgend einen Genuß, der an Luxus streifte; die Kunst war überflüssig geworden, die Künstler hungerten. Stephen Heller sagte damals der geliebten Cigarre Lebewohl und adoptirte den höllischen tabac-caporal; er verließ die historisch gewordene Restauration der Mère Morel, wo sich die Künstler versammelten, um sein Mittagsessen in einer schrecklichen Gargotte, bei Madame Guizot, einer Tante des Ministers, einzunehmen. — In solcher Zeit, in solcher Lage sind die reizenden, lieblichen Dinger des Op. 47 entstanden!

Indeß erwachte trotz allem geistigen und materiellen Elend manchmal der Humorist in Heller, und er machte sich über Publikum und Verleger auf seine Weise lustig. Schlesinger bestellte zwei Stücke auf die „Jüdin" von Halévy. Zu dem zweiten Stücke nahm Heller buchstäblich nicht mehr als einen und einen halben Takt aus der Jüdin und ließ es unter dem Titel Boléro sur un thème de la Juive de Halévy drucken. Weder Verleger noch Publikum merkten die Mystifikation und nahmen das Originalwerk für eine Bearbeitung fremden Themas. Nur Madame Montgolfier ließ sich nicht täuschen. Sie schrieb an Heller: „Woher haben Sie denn diesen Bolero? Ich habe die ganze Partitur der Oper durchforscht und kann Ihr angebliches Halevy'sches Motiv nicht finden."

Doch genug dieser betrübenden Beispiele. Sie können nur geeignet sein, das Bild, das sich das Publikum nach seiner anmuthsvollen Musik von Stephen Heller gemacht, zu fälschen und ihm einen Hintergrund zu geben, einen traurigen, prosaischen, unerquicklichen Hintergrund, der nicht vorhanden ist. Trösten wir uns lieber mit dem Gedanken, daß bei einer wirklichen, reichbegabten Künstlernatur nichts verloren ist, nicht einmal das Elend; daß bei einer solchen Alles Blüthe und Frucht trägt. In der That haben viele jener gezwungenen Arbeiten dem verfolgten Künstler Nutzen gewährt. Theils hat er gesucht, das geringe Interesse der meisten Themas durch neue Aperçüs, harmonische Wendungen und künstlerische Durchführung zu heben; theils hat

er sich dadurch Gewandtheit und Leichtigkeit der Formen angeeignet, die ihm bei den Originalwerken zu Gute kamen. Endlich war auch, wie Robert Schumann zu verschiedenen Malen in seiner damals noch von ihm redigirten Zeitschrift bemerkte, ein Vortheil beim Nachtheil. Er beklagte, daß der Komponist, der so viel aus sich schöpfen könne und nichts Fremdes brauche, durch Umstände gezwungen sei, hier und da für Dilettanten und größeres Publikum zu arbeiten; aber andererseits sei es auch für die ein Vortheil, daß sich einmal ein wirklicher Künstler für sie beschäftige, statt daß meist die Lehrer nach verruchtem Zeug greifen müssen, um Schülern und Liebhabern etwas Angenehmes geben zu können.

Wir haben einige Punkte aus den Schattenseiten des Pariser Lebens berührt; es ist Zeit, daß wir auch etwas von den Lichtseiten sagen, welche auf Heller trotz alles Elends jene Anziehungskraft ausübten, die er in wenigen Worten so trefflich schildert.

Da ist zuerst das gesellschaftliche Leben, das in Frankreich, bei dem großen egalitären Sinne der Franzosen, die Berührung mit bedeutenden Menschen aller Klassen und Stände so sehr erleichtert und Bekanntschaften und Verbindungen zu Wege bringt, die, wenn man auch nicht wie Heller den Charakter und die Neigung darnach besitzt, sie zur Förderung positiver Zwecke zu benutzen, jedenfalls geistig anregen und in einer höhern Stimmung erhalten. Diese Vorzüge der französischen Gesellschaft, diese Vortheile der Gleichheit, die nur eine Aristokratie der Bildung und des Geistes gelten läßt, traten in der Louis Philippistischen Zeit noch klarer und wohlthuender hervor als heute. Stephen Heller, mit einem feinen, gesellschaftlichen Takte, mit Witz und Geist begabt, war es leicht, diese Vortheile zu benutzen, und nach kurzer Zeit sehen wir ihn in Verbindung mit Allem, was ihn hier interessiren konnte. Natürlich war er zuerst in den Künstlerkreisen heimisch.

Ernst, der berühmte Violinist, dessen Talent die ganze Welt,

deſſen vortrefflichen, edlen Charakter, deſſen Witz, deſſen immer gleiche Gemüthsart nur Diejenigen kennen, die das Glück hatten, ſeines intimen Umgangs zu genießen; Halle, der liebenswürdige Klavierſpieler; der geniale Berlioz gehörten zu den erſten Freunden, die Stephen Heller in Paris fand. Die Zeit, in der er mit Ernſt zuſammen die „Pensées fugitives“ für Piano und Violine komponirte, zählt er zu den ſchönſten und inhaltreichſten Zeiten ſeines Lebens. Halle aus Hagen hielt ihn in den ſchwerſten Prüfungen aufrecht. Er erkannte ſofort das edle und große Talent und war der Erſte, der Hellers Muſik in Paris einführte. Er wagte es, ſeine Caprice Symphonique (Op. 28), ein großes, für ein Konzertpublikum wenig paſſendes Stück öffentlich zu ſpielen, und machte ſo die Kritik und die Verleger auf das neue Talent aufmerkſam. An und mit Berlioz hat Heller die reichſten und aufregendſten Erfahrungen gemacht. Was das heiße: ein Künſtlerleben in Paris, welche Aufregungen, welche Niedergeſchlagenheit, welche Ebbe und Fluth, welche verzehrende Flammen, welche eiſige Enttäuſchungen, welche Verzweiflungen und Wonnen, welche Ueberraſchungen und Kataſtrophen es enthalte, hat er hier kennen gelernt. Gleich nach ſeiner Ankunft in Paris gab Berlioz ein Konzert im Saale des Konſervatoriums. Nie früher hat Heller eine Note von ihm gehört. Was er über ihn in Deutſchland vernommen (auch Chelard in München ſprach in dieſem Sinne), machte ihn glauben, Berlioz ſei gar kein Muſiker, ſondern ſchreibe nur ſo auf, was ihm eben durch den Kopf laufe, ohne Plan, ohne Logik, mit einer gewiſſen Phantaſie, die eine Art von Hazardſpiel treibe, manchmal gewinne, viel öfter aber verliere. Wie ſehr war er überraſcht, als er im Gegentheil überall ſo viel Plan und Logik, ja manchmal *zu viel* Logik und unendlich viel Muſik fand. Es war die Symphonie fantastique. Alle Sätze dieſer merkwürdigen Schöpfung ergriffen ihn; das Adagio „aux champs“ hat ihn zu Thränen gerührt, der Hinrichtungsmarſch erſchüttert — das Finale freilich hat ihn wieder etwas ernüchtert. — So geht es Einem wohl mit den meiſten Werken Berlioz'. Nicht die

Originalität seiner Künstlernatur, sondern sein Verstand, seine Reflexion, die er mit Gewalt heraufbeschwört, verleitet ihn manchmal zu Bizarrerien, zu einer barocken Ausdrucksweise, die momentan den herrlichsten Stellen schadet. Aber ihm Genialität, Kraft, ungeheure Phantasie, oft hinreißende, schmerzlich-ergreifende Gedanken absprechen, das kann doch nur der Mißwollende oder der starre Routinier. — Einige Jahre später war Heller in einem Konzerte, in welchem zum ersten Male Berlioz' Romeo und Julie gegeben wurde. Neben ihm in der Loge saß Paganini, geisterbleich, schwarz angethan, einen silbernen Stern auf der Brust. Der unheimliche Mann hörte mit der gespanntesten Aufmerksamkeit zu und trocknete sich manchmal die schwarzen, immer fieberhaft glänzenden Augen. Nach dem Konzert ging Heller mit den Freunden ins Foyer, wo Berlioz erschöpft ihre Glückwünsche entgegennahm. Das Orchester des Konservatoriums hatte wunderbar gespielt, wie nur dieses Orchester spielen kann; der Erfolg war außerordentlich. Da kam Paganini. Das unbeschreibliche Getümmel von Musikern, Malern, Bildhauern, Poeten, Journalisten, Liebhabern, machte Platz — Paganini ging mitten durch, mit geisterhaften Schritten, auf Berlioz los, umarmte ihn und fiel im Uebermaße des Gefühls aufs Knie. Berlioz war außer sich. Folgenden Tages schrieb ihm Paganini einen begeisterten Brief und bat ihn, 20,000 Fr. von ihm anzunehmen, die freilich, wenigstens der Sage nach, nicht aus seiner Kasse kamen. Alle diese Aufregungen warfen Berlioz aufs Krankenlager, und er konnte das folgende Konzert, das wieder Romeo und Julie brachte, nicht selbst dirigiren. Habeneck, ein Gegner Berlioz', übernahm die Direktion; er erwies sich bei dieser, wie bei vielen andern Gelegenheiten, als wackern Mann und trefflichen Dirigenten: die Ausführung war eben so vollendet, wie unter des Autors Leitung.

Aber die Künstlerkreise, mit ihrem Leben und ihren Erfahrungen, reichen nicht hin, eine Künstlerseele vollkommen auszubilden und das Gleichgewicht herzustellen, das zu formvollen,

dauernden Schöpfungen nothwendig ist. Sie sind vielleicht eine Welt in der xten Potenz, aber der Künstler, der Schöpfer und Poet, muß mit seinen Füßen in dieser positiven Welt stehen, wenn er nicht allen Boden verlieren soll. Das Leben in der Künstlerwelt regt zur Ausführung an; das Leben in der Welt gewöhnlicher edler Menschen gibt die eigentlichen gesunden Ideen, die der Ausführung würdig sind. Die Atmosphäre der Begeisterung, die die Künstlerwelt erfüllt, härtet gegen diese ab; die Atmosphäre in der Mitte bloß empfänglicher, für das Schöne empfindender Menschen weckt diese Begeisterung selbständig. In Künstlerkreisen, besonders in französischen, herrscht trotz jener Begeisterung oft ein Ton der Angewohnheit, der die Kunst leicht als Metier erscheinen läßt; — man muß aus diesen Kreisen heraustreten, um von der Kunst wieder in einem höhern Sinne sprechen zu hören, um sie wieder als ein Priesterthum betrachten zu lernen.

In dieser Beziehung war Stephen Heller vom Schicksal sehr begünstigt. Durch seinen Freund Karl Halle wurde er in einen Kreis eingeführt und in ein Leben, wie es Goethe für seinen Wilhelm Meister nicht erfunden hat. Manche Zeit, besonders die Sommer 1841 und 1842 brachte er auf eine Weise zu, als ob er in einem ideal-realistisch Goethe'schen Romane lebte. Madame de Froberville, eine ausgezeichnete, gebildete Dame von der Insel Bourbon, hatte bei Blois an den reizenden Ufern der Loire ein altes Schloß Plessis-Villelonet angekauft, das sie mit ihrem Sohne, einem Geographen, und dessen Frau bewohnte. Das Schloß wurde restaurirt, und neben der Familie und ihren Gästen, historisch, literarisch und gesellschaftlich interessanten Persönlichkeiten, erfüllten Architekten, Maler, Maurer, Zimmerleute, Holzschnitzer ꝛc. alle Räume. Der eigentliche intime und feststehende Kreis war zusammengesetzt aus schönen, trefflichen, durch Erlebnisse wie durch Bildung bedeutenden Menschen. Heller vertrat die Musik, die hier so sehr geliebt wurde und für die man einen edlen Geschmack hatte. Eine höchst ansehnliche Bibliothek wurde vielfach, besonders des Abends benutzt und brachte große Dis-

kuſſionen über klaſſiſche und moderne Literatur aufs Tapet, eben ſo wie die Arbeiten im Schloſſe, beſonders in einer kalten Kapelle, die mit Bildern und Skulpturen ausgeſchmückt wurde, das Geſpräch oft auf die bildenden Künſte brachten. Die alten Herren und Damen, meiſt hiſtoriſche Perſonen, erzählten aus alten Zeiten. So wurde hier in der Wirklichkeit übertroffen, was Goethe in den Auswanderern, Tieck im Phantaſus, Hofmann in den Serapionsbrüdern von einer bedeutenden und geiſtreichen Geſellſchaft geträumt hatten. Jeder trug ſein Scherflein bei, ſein Scherflein der lebendigen Anmuth oder der künſtleriſchen Leiſtung oder der geſellſchaftlichen Unterhaltung, zur Ausſchmückung des Zuſammenlebens ſowohl als der ſchönen Behauſung, des alten Schloſſes. Heller lernte hier die Geſellſchaft in ihrer edelſten Form kennen und neben der Geſellſchaft die Meiſterwerke der franzöſiſchen Literatur und geſprächsweiſe wie in der Praxis die Kunſtgeſchichte — ſo wie er einſt durch den Grafen Fugger in Augsburg die deutſchen Dichter und Beethoven kennen gelernt. Wer da weiß, wie deutlich und klar der gebildete Franzoſe die Geheimniſſe ſeines Faches, ſei es in Kunſt oder Wiſſenſchaft, mitzutheilen verſteht, wie lebendig er das Erlebte erzählend neu belebt, wie liebenswürdig und aufmunternd er der Wißbegierde entgegenkommt, der wird begreifen, welche reiche Schule Stephen Heller in den Sommern und Herbſten auf dem Schloſſe an den Ufern der Loire durchmachte! — Natürlich fehlte es auch an Schwänken nicht — es war ja eine franzöſiſche Geſellſchaft! — und Stephen Hellers Witz und Geiſt mußten vorzugsweiſe zu dieſen herhalten. Mit wunderbarer Leichtigkeit hatte er ſich in kurzer Zeit die franzöſiſche Sprache angeeignet, und ſo ſchrieb er eine Zeitung, welche über die täglichen Vorgänge im Schloſſe charivariſch Bericht erſtattete, und dazu einen Roman „Les premières amours d'une vieille Anglaise.“ Herr de Baines, der Maler, illuſtrirte dieſe Zeitung mit Karikaturen. — Auch an einem lebenden Roman, auch an Liebe fehlte es in dieſem durch die ſchöne Natur ringsum, durch Geiſt, Witz, durch alle

Künſte, durch Scherz und Ernſt, durch Freundſchaft und Bildung ausgezeichneten Leben nicht. Herr de Vaines liebte die wunderſchöne Nichte der Hausfrau und heirathete ſie endlich nach mancherlei aufregenden Vorkommniſſen. Es war Das dieſelbe Madame de Vaines, die wegen Schönheit, Anmuth und Geiſt als „Nichte Guizots“ berühmt wurde und zwei Jahre lang die glänzendſten Salons von Paris mit ihrem Zauber beherrſchte und Alles hinriß, um endlich — es iſt eine der ſchrecklichſten Geſchichten, und man erinnert ſich wohl des Wehſchreis, den die franzöſiſchen Zeitungen damals ausſtießen — um endlich in der Blüthe ihrer Jahre, ihres Geiſtes, ihrer Schönheit, des qualvollſten Todes zu ſterben. Es iſt Das dieſelbe Madame de Vaines, die in demſelben Schloſſe, wo ſie das Schönleben noch verſchönerte, des Feuertodes ſtarb. Sie ſtand am Kamin, ihr Kleid fing Feuer, und im Augenblick war ſie von der Flamme umhüllt. Drei Tage lang rang ſie in furchtbarſter Qual, bis ſie der Tod erlöste. Seit damals geht ein trauriger Geiſt durch das Schloß. Alles Glück iſt geflohen. In der Kapelle, die man mit ſo vieler Liebe ausſchmückte, betet, in ſich gekehrt und von der Welt abgewendet, die ehemals ſo heitere und klare Hausfrau Madame de Froberville.

„Jüngſt ſah ich drei alte Leute,
Ich halte auf ſie ein Stück;
Die ſagten mir unter Anderm,
Es gebe auf Erden kein Glück.“

Es wäre überflüſſig, auseinanderzuſetzen, welchen Eindruck ſolches Leben, ſolcher Umgang, ſolche Ereigniſſe auf eine edle und empfängliche Natur machen, wie ſie einen bildungsfähigen und hochbegabten Geiſt entwickeln, wie ſie den Künſtler von Fortſchritt zu Fortſchritt leiten, läutern, abrunden und vollenden mußten; Dieß um ſo mehr, als Stephen Heller zu jenen vom Schickſal beſonders Begünſtigten gehört, von denen die äußern Widerwärtigkeiten machtlos abfallen, ohne ſie herabziehen, ſchwächen

oder irgendwie entwürdigen zu können — denen aber jedes schöne Erlebniß, jedes glückliche Zusammentreffen, jede bedeutende Begegnung unverwischbare Spuren zurückläßt, neue Kräfte weckt und die Seele mit frischen Saiten bezieht. Der Schreiber dieser Zeilen lernte ihn im Jahre 1845 bereits als fertigen Mann und Künstler kennen. Sein Name war damals noch nicht so weit bekannt, wie heute, aber ich konnte bemerken, daß ihn der große Kreis seiner Bekannten eben so wie Fernstehende bereits als einen zu Ruhm Bestimmten ansahen. Man führte mich in den Divan Lepelletier, den damaligen Versammlungspunkt der interessantesten und geistreichsten Menschen von Paris, um mir diese Merkwürdigkeit der Hauptstadt zu zeigen. Unter den „Interessanten" bezeichnete mir Fortuné Guiran, der Philosoph und Verfasser der Briefe über Hegel'sche Philosophie, einen schlanken jungen Mann von eleganten Manieren und fließender witziger Beredtsamkeit, mit ausdrucksvollem Gesichte und früh ergrautem Haare als Stephen Heller. Zu jener Zeit konnte man auch, ohne vorgestellt zu sein, einen Fremden im Kaffeehause kennen lernen; man brauchte ihn nur zu belauschen, denn die Konversation war frei, man fürchtete keine Späher; von Tische zu Tische fanden Diskussionen statt; von einem Winkel zum andern warf man sich Witze zu wie Federbälle.

Dieser heitere und sorgenlose Ton, der die Pariser Vierziger Jahre charakterisirte und von dem man heute keinen Begriff mehr hat, wurde durch die Februarrevolution begraben. Die schönsten Kreise wurden auseinandergesprengt, Freundschaften wurden zerrissen, alte Verbindungen getrennt. Stephen Heller, der endlich zur Anerkennung von Seiten der Verleger durchgedrungen war, verfiel wieder den bittersten Sorgen, die ihn zwangen, mit seinem treuen und bewährten Freund Ernst nach London auszuwandern, wo er sich zu seinem größten Staunen überall mit Sympathie und Bewunderung empfangen und umringt sah. Doch war er schon zu sehr Pariser geworden, um sich in dieser ihm fremden und fremdartigen Welt, wo man ihm mit den schönsten Aner-

bietungen entgegenkam, zurückhalten zu laſſen, und ſobald es thunlich war, nach acht Monaten, wandte er ſich wieder nach Paris. Sonderbar! den Rückgekehrten empfing man als eine Berühmtheit; ſeine Abweſenheit hatte erſt ſeinen Werth ins rechte Licht geſetzt. Die Verleger hatten ihn vermißt, die Muſikwelt fühlte eine Lücke trotz der nur wenig künſtleriſch geſtimmten Zeit. Chopin war indeſſen geſtorben, ein Thron war erledigt, man ſah ſich nach einem würdigen Nachfolger um, einem Nachfolger, der ihn als Pianiſt, als Lehrer und als Tondichter erſetze. Bei dieſer Prüfung ſah man, daß kein Würdigerer da war, als Stephen Heller. Er wurde mit Akklamation auf den Schild gehoben und proklamirt. Aber man hatte die Rechnung ohne den Wirth gemacht. Nach ſo vielen Kämpfen ſehnte ſich Stephen Heller nach Ruhe; der Künſtler, der es endlich, endlich dahin gebracht, ganz ſich und ſeiner Muße zu leben, zu dichten und zu ſchaffen, wie es ihm behagte, war nicht gewillt, eine Führerſchaft anzunehmen, die ihn wieder in das Gewühl geſtürzt und vielleicht zerſtreut hätte. Er zog ſich in die Einſamkeit zurück und ſchuf jene Reihe herrlicher lyriſcher Werke, in denen er ſeit ungefähr zehn Jahren die ſo lange unterdrückte, tiefe, poetiſche Individualität ſo glänzend enthüllte. Bei Gelegenheit ſeiner Promenades d'un solitaire beſchreibt das Journal des Débats den Eremiten der Rue St. Georges: Heller se donne avec raison le titre de solitaire, car jamais ermite plus ermite n'a habité ce desert d'hommes qu'on nomme Paris. Er ſingt für ſich ſelbſt, er ſchreibt für ſich ſelbſt; er macht ſeine Muſik nach Muße, un peu partout, draußen, drinnen, in der Stadt, auf den Feldern, im Regen und im Sonnenſchein; er träumt drei Tage lang an ſeinem Kamin und er läuft aufs Land und vergißt heimzukehren; er iſt im Stande und ſetzt ſich an den Fuß einer Kletterſtange und glaubt im Schatten einer dichten Buche zu ſitzen, sub tegmine fagi; er bleibt vierundzwanzig Stunden ohne Nahrung und wird ſich wundern, was denn das Gekläff ſeines Magens bedeuten ſolle; wenn er eines

Morgens eine Frau nähme, er würde Abends vergessen, daß er verheirathet sei. In dieser Beziehung ist Heller der Lafontaine der Musik.

Die Anwesenheit Ferdinand Hillers in Paris in den Wintern 1852 und 1853 war die letzte Verlockung, die ihn seiner Eremitage in der Rue St. George auf eine Zeit untreu machte. Hiller gehört zu Hellers alten Freunden, zu Denen, die ihn anerkannten und liebten, noch ehe das Publikum viel von ihm wußte. Sein großes gesellschaftliches Talent, seine persönliche Liebenswürdigkeit und der Ruf, der ihm hierher vorausgegangen, erleichterten es Hiller, dem Fremden, einen Salon herzustellen, wie er nur noch der Tradition angehörte und wie er im jetzigen Momente gar nicht mehr existirt. Mitglieder des Instituts, Künstler jeden Faches, Berühmtheiten aller Nationen, schöne und geistreiche Frauen machten seine Soireen zu den interessantesten von Paris. Die Musik tödtete nicht die Konversation, die Konversation ließ der Sammlung, die zur Anhörung klassischer Meisterwerke nothwendig ist, Raum genug. Diese Genüsse und zugleich Hillers löbliche Bestrebungen, deutsche Werke auf die italienische Bühne zu bringen, lockten Heller wieder aus seiner Einsamkeit, und wieder sah man ihn, auch außer dem Salon Hillers, in einem Kreise intimer Freunde. Diese versammelten sich damals meist nach der italienischen Vorstellung im Café du Helder; da sah ich sie oft plaudernd, kritisirend, scherzend: Heller, Hiller, Ernst, Franck, Rakemann, die Maler Karl Müller und Wichmann, der leider so früh verstorbene, talentvolle, liebenswürdige Künstler Eckert, jetziger Direktor des Kärnthnerthortheaters, Szarvady, die französischen Maler Hebert und Ricard ꝛc. ꝛc.... Das Auftreten der ausgezeichneten Pianistin Wilhelmine Clauß besiegte um jene Zeit auch Hellers Scheu vor Konzerten. Neben dem herrlichen Spiel seiner eigenen Kompositionen interessirte ihn die Kühnheit dieses Kindes, das es wagte, nur mit gediegenster und ernsthaftester Musik vor ein Pariser Publikum zu treten und sich dessen rauschenden Beifall trotzdem zu erringen. —

Der ſchöne Kreis aus dem Café du Helder iſt nach allen Weltgegenden verſprengt; Hiller iſt wieder in Köln, wo er als Komponiſt und Direktor des Konſervatoriums beſſer an ſeinem Platze iſt und Größeres leiſten kann, und Heller iſt mehr als je der Eremit der Rue St. George geworden. Er brauchte nur zu wollen, und ſeine Wohnung würde ſich mit Schülern füllen und er könnte Reichthümer erwerben. Aber er zieht es vor, im Stillen zu ſchaffen und ſich, nachdem er endlich dieſe Möglichkeit errungen, in beſcheidenen Verhältniſſen ganz ſeinem Genius hinzugeben. Nun kommen ſie, die Verleger, von allen Seiten und machen ihm Anerbietungen, und keiner ſchreibt ihm mehr vor, was und wie er es zu machen habe, und keiner ſagt ihm mehr, daß er zu gut ſei und daß man der Mode und dem Bedürfniſſe nachgeben müſſe — ſie wollen gern nehmen, was er ihnen immer gäbe. Nur ſachte! ſachte! — antwortet ihnen Heller — was wird, Das wird — ich habe keine Fabrik und arbeite nicht auf Beſtellung.

So ſind mit Hülfe der Einſamkeit, jener Mutter der ſchönſten Schöpfungen, dieſe Werke entſtanden, die Stephen Heller zum erſten Klavierkomponiſten dieſer Zeit machen: Saltarello, Promenades d'un Solitaire, Traumbilder, Neue Folge der Promenaden, 24 Préludes, Blumen-, Frucht- und Dornenſtücke (alte Liebe roſtet nicht; der Jean Paulianer taucht wieder auf), Feuilles d'Album, 2 Tarantelles, Im Walde, 5 Tarantelles, III. Sonate ꝛc.

Mit Hülfe dieſer und anderer Werke hat es der Tondichter heute ſo weit gebracht, daß die Muſiklehrer von Paris, um ihren edlen Geſchmack zu bekunden, ſich dadurch empfehlen, daß ſie vorzugsweiſe Heller ſpielen laſſen. Einer derſelben, Herr Le Couppey, gab vor Kurzem eine große muſikaliſche Matinée, in welcher ſeine Schüler und ausgebildete Künſtler nur Heller'ſche Muſik machten. Siebenzehn Heller'ſche kleinere und größere Stücke wurden exekutirt, und mit jedem Stücke wurde der Beifall des zahlreichen Publikums größer, bis er in wahre Begeiſterung

endete. Eine der ausübenden Künſtlerinnen war Mademoiſelle Rouget de Lisle, eine Nichte des Sängers der Marſeillaiſe.

So oft der Verfaſſer dieſer flüchtigen Skizze irgendwo ein Heller'ſches Stück ſpielen hört und in ihm der Wunſch erwacht, es vom Dichter ſelbſt zu hören — denn Niemand ſpielt die Heller'ſchen Kompoſitionen ſo herrlich wie er ſelbſt — oder wenn er erfährt, daß Heller eine neue Dichtung bereit hat, wie z. B. jetzt die Eklogen, wandert er in die Rue St. George, in die ſtille, aber elegante Hofwohnung und trägt ſeine beſcheidene Bitte vor. Gütig legt Stephen Heller die Cigarre hin, weiſt mir einen bequemen und eleganten Fauteuil am Kamine an und ſetzt ſich ans Klavier. Die Flamme praſſelt; die Bilder Beethovens, Mozarts, Haydns, die Medaillons Mendelsſohns, Hillers, Berlioz' horchen ernſt von den Wänden; aus den Ecken von Poſtamenten und von der Cheminée blicken Barbedienne'ſche Bronzen der herrlichſten Antiken. Wie Maitre Wolfram im Bilde Lemüde's, das da vor mir hängt, ſitzt Heller am Klavier, das Zimmer füllt ſich mit Melodien, wie das Herz mit Träumen und Erinnerungen, und ich begreife die edlen Formen, weil ich die Antiken vor mir habe, und den romantiſchen Inhalt, weil ich Maitre Wolfram ſehe und alle unendlichen Gefühle erwachen.

Und manche ſelig todte Stunde,
Gefühle, die ich todt geglaubt,
Erheben ſtill entzückt das Haupt
Und lauſchen ...

Wie man bei gewiſſen Dichtern, z. B. bei Byron oder Lenau, gleich nach den erſten Verſen, bei gewiſſen Malern, z. B. bei Titian oder Giorgione, gleich beim erſten Anblick in eine gewiſſe Stimmung gebannt iſt, aus der man nicht mehr heraus will und nicht mehr heraus könnte — in der man untergehen möchte — ſo iſt man bei Heller'ſcher Muſik nach dem erſten Takte in eine überwältigende Stimmung verſetzt. Es iſt das wohl das vorzüglichſte Kriterium einer ausgeſprochenen dichteriſchen Individualität.

Was nun aber die Individualität Stephen Hellers betrifft und die reine klassische Form, in der sie sich ausspricht und die trotz der Klassizität überall den Stempel einer von allen andern verschiedenen Persönlichkeit trägt — darüber wollen wir uns kein Urtheil anmaßen. Wir haben bloß einen Blick in die Entwicklungsgeschichte eines ächten und modernen Künstlerlebens eröffnen wollen. Ueber die Verdienste Stephen Hellers als Komponiteur sind beinahe die Akten geschlossen; hier dürfen wir uns nur auf Thatsachen berufen und die gewichtigsten Zeugenschaften anführen. Stephen Hellers Musik wurde die Musik aller der bedeutendsten Virtuosen, deren Repertoire sich durch edle und geschmackvolle Wahl auszeichnet, die den Titel „Künstler" verdienen; sie wurde die Lieblingsmusik aller Liebhaber guter Schule; sie wurde geliebt, wo sie bekannt wurde. Die theoretische Anerkennung kam ihr von den größten Autoritäten unter den Zeitgenossen. Berlioz hat begeisterte Artikel über ihn geschrieben; Fetis, der Aeltere, hat zu wiederholten Malen mit allem Aufwande seiner Gelehrsamkeit bewiesen, daß Stephen Heller in den vordersten Reihen der Zeitgenossen stehe; Robert Schumann, der den Meister im Anfänger erkannte, hat sein Leben lang nicht aufgehört, ihn auf seinem Wege zu der prophezeiten Meisterschaft mit Interesse, mit Liebe zu begleiten und seine hohe Achtung vor dessen Leistungen bei jeder Gelegenheit auszusprechen. — Wir Publikum, wir haben nur das Recht, ihm unsere Liebe und Bewunderung ohne Motivirung auszusprechen, uns rückhaltslos und ohne Untersuchung den tief elegischen Wirkungen seiner Poesien, ihrer Leidenschaft wie ihrer wohlthuenden Melancholie hinzugeben."

Es scheint, daß der Biograph nicht mehr viel von äußern Erlebnissen zu erzählen haben werde. Es sieht so aus, als ob Stephen Heller mit seinem Schiffe ruhig im Hafen vor Anker liege. Während einer Krankheit hat er eine treffliche deutsche Familie aus Hamburg kennen gelernt; sie kam ihm, dem einsamen Landsmann, mit großer Herzensgüte entgegen; es hat sich ein intimes Freundschaftsverhältniß entsponnen, und

dieſer Familie wie in ſeiner eigenen. Die gemüthvolle Theilnahme, die ſo oft dem Deutſchen in Paris fehlt, findet er dort; die Ruhe und Zurückgezogenheit, deren er zum Schaffen bedarf, in ſeiner ſtillen Wohnung, einer ächten, einfachen, aber mit Geſchmack und Schönheitsſinn ausgeſchmückten Künſtlerwohnung. So wurde ihm nach und nach Alles zu Theil, was ſein beſcheidener Künſtlergeiſt erſtrebte: Anerkennung der Beſten, Liebe und Freundſchaft und endlich Sammlung und nach Stürmen Ruhe. So wird Stephen Heller, der heute in vollſter Entwickelung ſeiner Kraft ſteht, gewiß noch Werke liefern, die eine mehr eingehende und rühmende Auseinanderſetzung ſeines Wirkens und Lebens rechtfertigen werden.

Was wir hier gegeben, iſt nur eine Silhouette; die ganze Phyſiognomie dieſes Charakterkopfes iſt eine ſolche, daß ein geſchickterer und beſſer ausgerüſteter Maler in ihr die Elemente zu einem hiſtoriſchen Porträt finden könnte und dermaleinſt gewiß finden wird.

(1859.)

Erinnerungen an Roſſini.

So ſollte denn Auber doch Recht haben, als er bei der Nachricht von Meyerbeers Tode, obwohl um einige Jahre älter als Roſſini, ausrief: Maintenant c'est le tour de ce pauvre Rossini! Jetzt iſt die Reihe an dem armen Roſſini! — Er iſt nun wirklich todt! Der Schwan von Peſaro hat ſeine Flügel ausgebreitet und iſt dahingeflogen, mehr ein Phönix denn ein Schwan, denn ſolche Sing- und Wundervögel, wie er einer geweſen, kehren nicht mit jedem neuen Frühling, ſondern erſt mit neuen Jahrhunderten wieder. Wer kann es berechnen, wie viele Millionen Herzen er ſeit einem halben Jahrhundert an tauſend verſchiedenen Punkten der „kinderreichen" Erde erfreut hat? Es würde ein großes Volk heiterer, lächelnder, lachender Menſchen ausmachen. Wenn man Eroberern und ſogenannten Schlachtenhelden Monumente ſetzt und ſie, die Millionen elend machen, in Epopöen beſingt, was verdient ein ſolcher Herzerfreuer, Gramverſcheucher, Tröſter und Schöpfer zahlloſer glücklicher, melodiendurchwebter Stunden! Könnte man dieſe Stunden ſichtbar oder chronologiſch berechenbar aneinanderfügen, es gäbe ein goldenes Zeitalter, eine ſaturniſch ſchöne Epoche des Menſchengeſchlechtes, wie ſie die liebevollſten Dichter träumten, und über jenem Volke, dieſem Reiche des Glückes, würde ein Himmel lachen, wie aus dem „Ecco ridente il cielo!" Wie viele Seelen denken heute ſeiner in freudig-ſchmerzlicher Dankbarkeit, und während eine

Thräne ins Auge tritt, drängen sich zur würdigen Todtenfeier eines solchen heimgegangenen Menschenfreundes lachende, ewig heitere, wie der italienische Himmel klare Melodien zu seinem Andenken auf die Lippen. Man kann ihn nur mit einem nassen, einem lächelnden Auge beweinen. Wohl ihm darum! Und Diejenigen, die gerne an seinem Ruhme mäkeln, weil er ihnen nicht ganz in ihre Schulregeln paßt, die mögen an seinem Grabe sich erinnern und nachdenken, ob es, seit es Menschen gibt, Viele gegeben, die so zahlreiche Herzen ihrer Brüder mit den erheiterndsten Sonnenstrahlen erfüllt haben, wie Blüthen- und Blumenkelche im Frühling? Sie werden Wenige finden, die sich in dieser göttlichen Kraft mit Rossini messen können. Das Wort des Ruhmes mögen ihm Andere nachrufen; ich möchte ihm hier nur ein Wort der Liebe nachsprechen, denn ich habe ihn gekannt und ich liebte ihn, wie Alle, die ihn gekannt haben.

Ich lernte Rossini in Paris kennen. Ich konnte ihm unmöglich besser empfohlen sein, als durch Ferdinand Hiller, den der alte Maestro seit langen Jahren kannte, den er überaus schätzte und liebte als Künstler wie als Menschen, und mit dem er eben erst mehrere Wochen auf dem Lande verlebt hatte. Dieser Empfehlung danke ich es, daß ich beinahe sofort in eine Art von Intimität aufgenommen wurde. Ich wurde sogleich in die gewisse dritte Stube, die zweite hinter dem Salon, gezogen, welche gewissermaßen ein Allerheiligstes war und in die Rossini nur einen Extrakt seiner Gesellschaft zuließ, in der er sich meist selbst aufhielt, während sich die Gesellschaft im Salon und in den andern Zimmern befand. Er liebte es sehr, viele Menschen um sich zu haben, aber aus den Vielen wählte er sich eine kleine Schaar, mit der er sich umgab wie mit einem Generalstabe — und während man da drüben im Salon große Welt spielte und die Gesellschaft stolz war, sich bei Rossini zu befinden, ging es in der dritten Stube aufs Gemüthlichste her, plauderte man im kleinen Kreise und lachte zu den Witzen des alten Maestro. Dort lernte man ihn kennen, nicht im Salon. Ich hatte ihn schon

früher zu wiederholten Malen in der Straße geſehen, auf dem Boulevard oder in der Rue Laffitte, wie er mit den Händen auf dem Rücken umherflankirte und vor den Kaufläden betrachtend ſtehen blieb. Hätte ich nicht gewußt, daß es Roſſini ſei, ich hätte ihn für einen guten, behäbigen Provinzbewohner genommen, der zeitweilig ſeine Rente in Paris verzehrt. Nur die große, vielfarbig geſtreifte Sammtweſte, die das halbe, ſehr wohl gepflegte Bäuchlein bedeckte, und die Uhr mit dem großen Gehänge erinnerte mehr an eine gewiſſe verjährte italieniſche Eleganz, als an franzöſiſche. Nur in der dritten Stube, in ſeinem Schlafrocke lernte man ihn kennen als Das, was er war, als einen der liebenswürdigſten Menſchen dieſes Jahrhunderts, und entdeckte man auch bald in ihm den Kompoſiteur des „Barbier von Sevilla“ und von Zeit zu Zeit den ausgelaſſenen, übermüthigen, bis zur Kindlichkeit und Gaſſenbüberei luſtigen Komponiſten der „Italienerin in Algier.“

Roſſini war, als ich ihn kennen lernte, bereits tief in den Sechzigen; aber ſeine Züge ſprühten, wenn er ſprach, noch von Jugendlichkeit und Geiſt, von Heiterkeit und blitzſchneller Intelligenz. Sein Mund ſagte immer etwas, ſelbſt wenn er ſchwieg; ausdrucksvollere Augen als die ſeinen kann man ſich kaum vorſtellen, und zu Mund und Augen die vollſtändigſte Ergänzung bildete eine feingeſchnittene Naſe, welche die feinſte Witterung zu haben ſchien und deren Flügel im Stillen immer mitzuſprechen ſchienen, und eine prachtvolle Stirne, der würdige Sitz des Genius. Obgleich ſehr wohl genährt und im Einklang mit dem eben ſo wohlgenährten Körper, war das Geſicht doch ganz und gar Phyſiognomie und von einer Lebhaftigkeit und Beweglichkeit, wie ſie bloß den phantaſievollſten Kindern des Südens eigen ſind. Seine Geſichtsmuskeln machten in einer geſprächigen Stunde mehr Bewegungen durch, als hundert norddeutſche Geſichter in einem Jahre, aber ohne ſich die geringſte Steigerung oder Uebertreibung zu Schulden kommen zu laſſen; denn was ſie ausdrückten, war meiſt die feinſte Ironie, ſchalkhafte Laune, liebens-

würdigster Scherz oder jener komische Ernst, mit dem er seine besten Witze zu begleiten pflegte. Er konnte freilich auch ernst sein, sehr ernst, besonders wenn er sich bei Fremden nach Dingen erkundigte, die ihn interessirten, und wenn er zuhörte; denn auch zuzuhören verstand er eben so gut, wie selbst zu sprechen. Sein frischer, ewig junger Geist suchte immer zu lernen, immer Neues in sich aufzunehmen. Von alten Zeiten und seinen Erlebnissen erzählend, war er fast immer der bekannte große Humorist, denn das Bewußtsein seines großen Ruhmes zwang ihn in einem gewissen Gefühle der Bescheidenheit, von sich, seinen Erfolgen, seinen Arbeiten immer mit Humor, mit einiger Selbst-Ironie zu sprechen; aber doch gab es Momente, besonders im kleinen Kreise, wo er ernst, ja selbst rührend von seiner Vergangenheit sprach. Und Das war vorzugsweise der Fall, wenn er von seinen Eltern sprach und von dem mannigfachen Elend, das er in seiner Jugend durchzumachen hatte. Aus Andeutungen und Fragmenten ging hervor, daß er der zärtlichste und liebevollste Sohn gewesen, daß diese seine Eigenschaft oft entscheidend auf seine ganze Lebensbahn eingewirkt und daß dieses kindliche Gefühl noch jetzt in seinem vorgerückten Alter überaus mächtig in ihm fortlebte. Wie viel hat er gearbeitet, gelitten und aufgeopfert für seinen alten Vater, den Stadthornisten von Pesaro, und wie ehrwürdig erschien er uns, abgesehen von seinem Genie, in solchen flüchtigen Momenten des Selbstverrathes. Mit ähnlicher Liebe hing seine Erinnerung an den Lehrern seiner Jugend, bei denen er, der eigentlich Sänger werden sollte, in seiner Jugend, meist in Bologna, oft dürftig genug zusammenraffte, was seine Schule ausmachte. Selbst von den Direktoren, Impresarii, Sängern, die sein frühreifes Talent ausbeuteten, ihn jämmerlich bezahlten und sich mit ihm bereicherten, sprach er mit Liebe, weil sie zu seiner Jugend gehörten, weil sie trotz Allem zu seinen Erfolgen beigetragen und weil sie doch diese oder jene Eigenschaften hatten. Wenn er von den jämmerlichen Honoraren, oft einigen lumpigen Dukaten, erzählte, die er für Opern wie „Tancred" erhielt, welche

dann die Reiſe um die Welt machten, während er ſich als Maestro al cembalo oder als Geſanglehrer durchſchlagen mußte, beſeufzte er dieſes Mißgeſchick auch nur im Hinblick auf die Hülfloſigkeit ſeines Vaters. Auch von ſeinen Vorläufern wie von ſeinen Zeitgenoſſen unter den italieniſchen Opern-Komponiſteuren ſprach er ſtets, wenn auch manchmal Einzelnes tadelnd oder als reiner Kritiker, doch im Ganzen immer mit Anerkennung und Hervorhebung ihrer Vorzüge und guten Seiten. Er unterließ auch nie, anzugeben, was er von Dem oder Jenem gelernt, was er dem Einen oder Anderen abgelauſcht, um es beſſer zu machen. Er war vielleicht nicht immer ſo, aber zu der Zeit, da ich ihn kannte, war Roſſini hoch erhaben über allen Künſtlerneid und auf dem Standpunkte angekommen, wo er mit der Milde eines Weiſen von allen Dingen und Talenten das Gute hervorzuheben liebte. Nur die Virtuoſen-Muſik war ihm in innerſter Seele verhaßt; doch hinderte ihn auch Das nicht, manchen jungen Künſtler bei ſich ſpielen zu laſſen, wenn er ſich ſagte, daß ihm Das in der Welt nützen könne.

Mit überaus liebenswürdigem Spotte liebte er es, über das Kunſtverſtändniß und Mäcenatenthum der allerhöchſten Herrſchaften zu berichten. Da er durch Metternich vor den Kongreß von Verona zitirt worden war, um allerlei offizielle Kantaten zu komponiren, und außerdem an verſchiedene Höfe kam, die ſich einbildeten, die Kunſt zu lieben, hatte er auf dieſem Felde viele Erfahrungen. Er lobte manche Souveräne als Menſchen, als Kunſtverſtändige gab er ihnen die majeſtätsbeleidigendſten Namen, welche wiederzugeben ſich die Feder ſträubt. Auch genirte er ſich nicht und ſetzte ihnen muſikaliſche Speiſen vor, die würdig waren, als offizielle zu fungiren, und würdig ſolcher Zwecke, wie ſie die damaligen Kongreſſe verfolgten.

Mit dem Fürſten Metternich machte er eine Ausnahme; dem ſchrieb er ein wirkliches Intereſſe an der Kunſt zu, ebenſo wie dem Kaiſer Dom Pedro von Braſilien, von dem er auch einmal eine Kompoſition zur Aufführung brachte. Eines Tages erzählte

mir Rossini auch von seinem Aufenthalte in Wien, von seinem kurzen Besuche bei Beethoven, von der Schönheit der Stadt und der Liebenswürdigkeit der Einwohner, und bei der Gelegenheit theilte er mir einen schönen Zug mit von dem alten Weigl, dem Komponiteur der „Schweizerfamilie". Es sollte eine Oper von Rossini — ich weiß nicht mehr, welche — aufgeführt werden, was auch die Ursache seines Besuches war. Weigl war Kapellmeister des Operntheaters. Er erfuhr, daß man ihn, freilich der Wahrheit gemäß, Rossini als einen seiner großen Gegner geschildert. Besorgt, Rossini könnte meinen, er werde deßhalb seine Oper feindselig behandeln, gab er sich mit dem Einstudiren derselben die allergrößte Mühe, „und niemals," sagte Rossini, „ist eines meiner Werke von Orchester und Sängern mit solcher Präzision, solcher Gewissenhaftigkeit, niemals so vortrefflich aufgeführt worden, wie diese Oper unter der Direktion meines Feindes. Das nenne ich einen Christen! Es ist übrigens schade, daß der Komponiteur der „Schweizerfamilie" keine Jungen gemacht hat. Man würde sie heute freilich nicht verstehen!" Mit dem „Heute" war Rossini als Musiker allerdings höchst unzufrieden, und bei einer Gelegenheit gab er dieser Unzufriedenheit höchst energischen Ausdruck.

Herr Nestor Roqueplan, Direktor der Großen Oper von Paris, setzte den „Wilhelm Tell" aufs Repertoire. Er glaubte damit dem alten Meister eine große Freude, vielleicht Ehre zu erweisen, warf sich in Frack und begab sich zu Rossini, um ihm das Ereigniß offiziell und feierlich mitzutheilen, zugleich, wie er hinzufügte, den Meister um etwaigen Rath und Willensmeinung zu bitten. Rossini aber, dem mit einem Male der ganze Jammer der Großen Oper, ihre Mißverwaltung und Talentlosigkeit vor der Seele stand, erhob sich und rief mit einer Entrüstung, auf die der Herr Direktor am Wenigsten gefaßt war: „Spielen Sie meine Oper, oder spielen Sie sie nicht — es ist mir Beides gleichgültig, vollkommen gleichgültig. Sie können nicht mehr singen, Sie können nicht mehr spielen, Sie können nicht mehr

in Szene ſetzen! Voilà!“ — Beſchämt zog der Beamte der Herren Fould und Bacciocchi ab. — In gewiſſen Dingen verſtand Roſſini keinen Spaß. Er, der jetzige Millionär, ſah mit Bedauern und Sehnſucht auf die Zeit zurück, da er ſich elend durchſchlagen mußte, da man es aber noch mit der Kunſt ernſt nahm und nicht alle Kraft an Dekorationen und Ballet vergeudet wurde. Es ſteckte überhaupt, wie ſich übrigens für Diejenigen, die ſeinem Genius gerecht ſind, von ſelbſt verſteht, ein großer Ernſt in dieſem Humoriſten, in dieſem Manne, den Diejenigen, die er beiſeite liegen ließ, einen Buffone nannten, weil er witzig war. Tiefer Ernſt muß in einem Künſtler liegen, der in einer Kunſtform das Höchſte leiſtet — und iſt der „Barbier von Sevilla“ nicht die beſte aller komiſchen Opern?

Vergeſſen wir auch ſeine Schwäche nicht, die übrigens allgemein bekannt iſt. Alle Welt weiß, daß Roſſini gerne aß, und gerne, ſehr gerne ſehr gut aß. Man ſah es ihm auch auf hundert Schritte an; hätte es nicht ſeine wohlbehäbige Beleibtheit verrathen, ſein Mund hätte es nicht verborgen, der trotz aller Feinheit, Laune, Ironie das Ideal des Mundes eines Gourmands war. Die ganze Weisheit eines Brillat-Savarin lag auf dieſen Mundwinkeln; dieſe Lippen ſpitzten ſich, als wollten ſie den Rahm der Welt abſchlürfen. Sein Tiſch war ihm von großer Wichtigkeit, und es war nichts Kleines, wenn er Jemanden an dieſen Altar lud. Obwohl er einen ausgezeichneten Koch — Cordon bleu — beſaß, ſo begab er ſich in gewiſſen entſcheidenden Momenten, wenn gewiſſe Speiſen bereitet wurden, doch ſelbſt in die Küche, und bei gewiſſen italieniſchen Speiſen legte er ſelbſt Hand an. Sein Tiſch war überhaupt vorherrſchend italieniſch. Jeden Freitag lud er eine Anzahl Gäſte zu den ſtehenden, zu welchen ſein uralter Freund, der Muſiker und Principe Caraffa gehörte; dieſe Gäſte bildeten den Kern, um den ſich dann Abends die große Geſellſchaft ſammelte. Roſſini's Platz bei Tiſche war in der Mitte der Längenſeite; rechts von ihm ſaß gewöhnlich eine geladene Dame, links ein männlicher Gaſt, den er aus-

zeichnen wollte; aber es war dafür geſorgt, daß rechts und links zwiſchen ihm und ſeinen Nachbarn ein breiter, ſehr bequemer Zwiſchenraum blieb, der ihm geſtattete, mit den Armen ganz ungehindert zu manövriren. Es war nun unendlich komiſch, wie das Geſicht des Maeſtro, das eben beim Geſpräche noch im Widerſchein der eigenen Witzfunken geſprüht hatte, ſich plötzlich veränderte und wie es von dem Augenblicke, da er ſich auf den Stuhl niederließ, ein heiliger, ein ſteinerner, ein eherner Ernſt bedeckte. Jetzt hörte aller Spaß auf. „Meine Schlachten donnern, in mir iſt's ſtumm!" heißt es in Grabbe's Napoleon. Roſſini war ſtumm; die Serviette unter das Kinn und über den Nacken zuſammengebunden, that er nichts als eſſen, dachte nichts als eſſen. Die befreundete und gewohnte Tiſchgenoſſenſchaft kannte Das, der taktvolle Fremde merkte es, und man unterhielt ſich unter einander, ohne an den Herrn des Hauſes ein Wort zu richten. Von Zeit zu Zeit aber kam es vor, daß Damen ſeine Nachbarſchaft benützen wollten, um eine ausgiebige Konverſation mit ihm zu Stande zu bringen, und ihn mit Fragen über ſeine Vergangenheit, ſeine Erlebniſſe, ſeine Werke ꝛc. beſtürmten. Da war es wieder wahrhaft tragiſch und rührend, welche Trauer ſich auf das ſonſt ſo heitere Geſicht des Maeſtro herabſenkte. Er ſollte ſprechen, jetzt ſprechen! Er antwortete wohl manchmal mit einem, mit zwei Worten, aber wenn er damit den Feind nicht abſchlug, erhob er einen flehenden Blick gegen den alten Freund, und mit der Stimme eines Erliegenden rief er: „Caraffa." Da ſprang denn der alte rüſtige Caraffa ein, fing alle Fragen auf und antwortete in Roſſini's Namen. Das Eſſen und Roſſini's Andacht erreichten ihren Höhepunkt, wenn die Maccaroni erſchienen, die er meiſt ſelbſt und auf eigene Weiſe zubereitete. Auf dieſe allerdings ganz ausgezeichnete Zubereitung war er vielleicht ſtolzer als auf ſeinen „Wilhelm Tell", und wenn die Maccaroni da waren, durfte man ihn auch durch ein gefühltes Kompliment ſtören und unterbrach ein ſanftes Lächeln den tiefernſten Ausdruck ſeines ruhmvollen Antlitzes.

Es iſt kein Zweifel, daß ihm ſolche Komplimente lieber waren als die meiſten, die ihm von der Maſſe der Menſchen, welche ſich an ihn herandrängte, über ſeine Werke gemacht wurden und die er meiſt mit einer unendlich ironiſchen Beſcheidenheit ablehnte oder annahm. Herzlich komiſch war es, wenn z. B. ein kleines, neu komponirtes Klavierſtück von ihm in ſeinem Salon geſpielt wurde und bei der letzten Note eine Schaar von Frauen auf ihn losſtürzte und ihm ihre altherkömmlichen Phraſen darbrachte. „Quel talent, Mr. Rossini! quel talent! Charmant! charmant!“ u. ſ. w. „In der That,“ antwortete Roſſini, „in der That, ich hoffe, wenn ich ſo fortfahre, es zu etwas zu bringen.“ Einmal bei Tiſche brach eine Dame plötzlich in Begeiſterung aus und bat Roſſini, ihr doch zu ſagen, wie ſie ihn nennen ſolle, ob Cavaliere, Maeſtro, Divino ꝛc.? — „Appelez-moi votre lapin!“ lächelte Roſſini.

Nach ſolchen Vorkommniſſen pflegte er in dem gewiſſen dritten Zimmer die komiſcheſten Geſchichten von ihm dargebrachten Huldigungen und Geſchenken, Ausdrücken der höchſten Verehrung zu erzählen. Er zeigte auch manche dieſer Geſchenke, wie z. B. ein an der Wand aufgeſtelltes, aus porzellanenen Affen beſtehendes Orcheſter, das er, Roſſini — ebenfalls als Affe — dirigirte. An einer andern Wand hing ein rieſiges, aber unnennbares diätetiſches Inſtrument, welches nach uralter Sage der Ibis erfunden haben ſoll, ganz aus Elfenbein und gewiß von ſehr großem Geldwerthe; es war dieß das Geſchenk einer ruſſiſchen Fürſtin, die zur Verlängerung ſeiner Lebenstage das Ihrige beitragen wollte.

Doch dieſe Kleinigkeiten ſind kaum am Platze, da ſich das Grab über dem großen Meiſter eben erſt geſchloſſen, und die nächſte Zeit wird wohl Tauſende von Roſſiniana zu Tage bringen, da ſein Leben voll iſt von netten kleinen Dingen, Ereigniſſen und Worten, die zu ſeinem liebenswürdigen Charakter paßten. Beſſer am Platze wäre es hier, von ſeiner großen Verehrung für die großen Meiſter, für Bach, Haydn, Mozart, zu ſprechen und von

der Genialität seiner eigenen Werke, aber Das überlasse ich zweckmäßiger Kompetenteren.

Mir schien Rossini immer der höchste und zusammenfassende künstlerische Ausdruck jenes Humors, der in dem schönsten Lande der Welt selbst in seinen elendesten Zeiten niemals ausstarb und dem Volke über die traurigen Jahrhunderte hinweghalf, jenes Humors, zu dessen Vertretern schon Signor Formica, Salvator Rosa gehörten. Wer so eine ganze geistige und hochwichtige Seite seines Volkes in seinen Kunstwerken zur Erscheinung bringt, so den Sammelpunkt geistiger Strömungen und einzelner Errungenschaften bildet wie Rossini, der ist ein Genie; denn so zu thun und zu sein, war von jeher das Geschäft der Genies. Und wenn die Pedanterie, die Stubenhockerei, die nationale Beschränktheit sich vielleicht noch eine Zeitlang sträuben wird, Rossini als Genius anzuerkennen — wir haben den Glauben, daß er von den größten Meistern aller Zeiten dort, wo sie unsterblich zusammenleben, mit Lächeln empfangen wird, wie man einen jüngsten Bruder mit einem Auge voll ewiger Jugend empfängt. Was aber hier diese Erde betrifft, so wissen wir, daß sie mit Rossini einen der liebenswürdigsten Bewohner verloren — und einen der glücklichsten. Das wissen die Götter, wie viele Jahre vorübergehen werden, bis wieder ein so Glücklicher und so lange auf ihr verweilt. Aber weil er es war, gießen wir auf sein Grab, neben der Thräne, „aus goldener Schale den frohen Opferwein!"

Daß ein Rossini in unserer Zeit noch leben und sterben konnte, das sagt das Tröstliche:

Noch lächelt unveraltet
Das Bild der Erde dir,
Der Gott der Jugend waltet
Noch über dir und mir.

(1868.)

Wanderungen durch Pariſer Ateliers.

I.

Fleury, Jerome, Hamon, Ary Scheffer.

Die angenehmſte Beſchäftigung, der man ſich in Paris bei einiger Muße und einiger Bekanntſchaft in der Künſtlerwelt hingeben kann, iſt wohl von Zeit zu Zeit eine Wanderung durch die Ateliers. Man muß, um ſich dieſem Vergnügen ganz widmen zu können, allerdings mit viel freier Zeit und ſehr guten Beinen, wenn nicht mit einem guten Fiaker ausgerüſtet ſein; denn die Ateliers haben ſich faſt ſämmtlich in die ſtillen, darum entfernten Quartiere und des guten Lichtes wegen meiſt in den fünften und ſechsten Stock zurückgezogen. Da gilt es, zu reiſen und zu ſteigen, als ob man helvetiſches Gebirgsland durchzöge. Die Malerkunſt hat ihre Hauptquartiere an den zwei entgegengeſetzteſten Endpunkten der ungeheuren Stadt aufgeſchlagen: dieſſeits der Seine, am Nordende, am Fuße des Montmartre, auf jenen luſtigen Höhen, die noch vor wenigen Jahren mit Gärten, im vorigen Jahrhundert noch mit entfernten Landhäuſern bepflanzt waren, in den Gegenden, zu denen die ſteilaufſteigenden Straßen Rue Blanche, Pigalle, Larochefoucauld ꝛc. führen; jenſeits der Seine in der fremden und neuen Welt hinter und neben dem Luxembourg, in Gegenden, die manchem alten Pariſer ſo unbekannt ſind wie der Harz und die Karpathen, in jenem ſagenhaften, von der Romantik ſo ſehr ausgeſchmückten Lande der Studentenpoeſie, wo einſt die Chaumière, jetzt die Cloſerie des Lilas blüht, in der Nähe der alten Richtſtätte, die jetzt durch das Monument des Marſchalls Ney wieder ehrlich gemacht werden ſoll. Dieſſeits de-

Seine auf den letzten Ausläufern des Montmartre, die von der Rue St. Lazare begränzt werden, hat ſich die Malerei friedlich mit der Muſik angeſiedelt, und neben Ary Scheffer, dem nunmehr verlaſſenen Atelier Delaroche's, neben Couture, Ricard, Hebert wohnen Berlioz, Felicien David, Pauline Viardot, Roſenhain, Duprez ꝛc. Jenſeits der Seine haben die bildenden Künſte die Nachbarſchaft der Wiſſenſchaften nicht geſcheut, zu deren Umgang ſie durch die Univerſität, College de France, Louis le Grand ꝛc. gezwungen wurden, und wenn wir Robert Fleury oder gar in weiteſter Ferne Jerome beſuchen, ſind wir auch nicht ferne von Hiſtorikern wie die beiden Thierry, Henri Martin ꝛc. und in der Nähe faſt aller Pariſer Heroen der Naturwiſſenſchaften.

Bleiben wir vorerſt da drüben und ſteigen wir in der Rue de Lille ſogleich bei einem der Genannten ein und wir befinden uns ſofort in mediis rebus bei einem Ritter des Ordens pour le mérite, einer der größten Berühmtheiten der jetzigen franzöſiſchen Malerwelt. Wir kommen im günſtigſten Momente, denn einige Wochen ſpäter, und das herrliche Bild, das ſich eben vollendet auf der Staffelei befindet, iſt nach Berlin, und der Meiſter, der uns ſo liebenswürdig empfängt, vielleicht nach Rom als Direktor der römiſchen Schule abgereist. Wir befinden uns bei Robert Fleury. Der Name kann den Deutſchen nicht fremd klingen, denn viele ſeiner Bilder, wie z. B. „Die Mönche von den Räubern gebrandſchatzt" oder „Taſſo in St. Onofrio empfangen," ſind in mannigfachen Vervielfältigungen auch in Deutſchland bekannt geworden; in Berlin ſcheint Robert Fleury beſonders anerkannt zu ſein; die Ritter des Merite-Ordens haben ihn an die Stelle Delaroche's gewählt, und erſt vor Kurzem iſt bei ihm von dort aus ein großes, hiſtoriſches Bild beſtellt worden. Auch haben wir ein kleines Anrecht an ihn und an ſeinen Ruhm; denn, wie er mir mit einem gewiſſen, meinem patriotiſchen Gefühle ſchmeichelnden Stolze erzählt, iſt er in Deutſchland, in Köln, in einem Viertel mit P. P. Rubens geboren. Er hat zwar die Sprache ſeiner Jugend ganz und gar vergeſſen, Das ſtört uns

aber nicht, und wir drücken dem klug und fein und geistreich aussehenden Greise die Hand, als ob wir einen Landsmann begrüßten, und Dieß um so lebhafter, als das eben vollendete Bild von der Staffelei herab laut genug versichert, daß es eine Ehre ist, einen solchen Landsmann zu haben.

Das Bild stellt die Einnahme Roms unter Karl V. vor und ist eines der schönsten Werke Robert Fleury's. Und Robert Fleury ist ein Mann mit hellweißem Bart und Haar. Das ist es, was ihn unter seinen Kunstgenossen zu einer merkwürdigen Erscheinung, zu einem Phänomen macht, daß er mit den Jahren fortwährend auch in seiner Kunst fortgeschritten ist. Das Alter konnte ihn nicht schwächen, die Zeit hat ihn nur mit Erfahrungen bereichert, ohne ihm die Mittel, die Erfahrungen zu benutzen, geraubt zu haben, was doch oft das Schicksal der größten Meister gewesen. Wollte man Robert Fleury nach seinen älteren Bildern beurtheilen, die ihn doch berühmt gemacht, man thäte ihm das größte Unrecht. Wenn man Dichter und Künstler überhaupt nach ihrem Besten richten soll, so muß dieser Maler immer nach seinem letzten Werke gerichtet werden. In Allem, was Wahl des Gegenstandes, Komposition, Zeichnung und Farbe betrifft, hat der alte Fleury bis auf den heutigen Tag nicht aufgehört Fortschritte zu machen, und in allen diesen Beziehungen ist das vor uns stehende Bild ein Zeugniß für die dauernde Jugend des Meisters, ein noch viel lauter sprechendes Zeugniß als seine lebhaften feurigen Augen, als sein bewegtes, geistreiches Gespräch. Er hat nicht ein wildes, von Blut und Flammen überströmtes Gewirre dargestellt, wie Andere gethan haben würden, um uns die Gräuel einer durch Landsknechte und wilde Spanier eroberten Stadt anschaulich zu machen. Mit geringen Mitteln, wie ein ächter Meister, wie ein großer dramatischer Dichter, mit wenigen Gruppen und in einer verhältnißmäßig kleinen Anzahl von Gestalten hat er uns den ganzen darzustellenden Schrecken lebhaft vor die Sinne geführt. Das Bild konzentrirt sich auf und vor der Brücke, die zur Engelsburg führt. Volk und Geistlichkeit flüchten in wildem Gedränge

in das feſte Grabmal Hadrians. Ein Kardinal iſt todt von ſeinem Maulthier geſunken und wird, mit einem Fuße im Bügel ſteckend, nachgeſchleift; etwas weiter nach links, ungefähr in der Mitte des Bildes, kämpft eine edle Patrizierin, aufrecht ſtehend, das Angeſicht voll Schreck, Heldenmuth und edler Keuſchheit, gegen die Rohheit zweier Krieger, die ſich des ſchönen Weibes zu bemächtigen ſuchen, während andere Plünderer Juwelen aller Art, Teppiche, koſtbare Gewande, Kirchengeräthe ꝛc. dahinſchleppen, zuſammenpacken oder Kiſten erbrechen und nach Schätzen wühlen. Dort und da liegt ein Verwundeter, ein Sterbender, ein Todter. Neben dieſem ſchauerlichen Gewühl, neben dem Kampf der römiſchen Lucretia macht doch eine nur kleine Epiſode den tragiſchſten und ergreifendſten Eindruck. Rechts, in der Nähe der Engelsburg, mit dem Geſicht an eine Säule gelehnt, beinahe ganz abgewandt vom Zuſchauer ſteht ein kleiner Knabe von elf bis zwölf Jahren, der aus einer Wunde in der Bruſt langſam verblutet. Die ganze Tragödie ringsumher, die Leichen, die brennenden Häuſer, der geſchleifte Kardinal, die bedrohte Weiblichkeit, all Das zuſammengenommen macht nicht eine ſo erſchütternde Wirkung wie das ſtille, verlaſſene Verbluten des unſchuldigen, wehrloſen Kindes. Wir vermuthen, daß jene Frau, die ſich dort ſo heldenmüthig vertheidigt, des Knaben Mutter ſei und daß die ſtarren Füße, die hinter einer Säule hervorblicken, ſeinem todten Vater angehören. Faſt freut man ſich darüber, daß das Kind aus dieſer ſchauerlichen Welt ſcheidet, und es ſcheidet ſo ſtill, ſo hingegeben, es ſcheint ſein Schickſal mit ſo unbewußter Größe zu tragen, daß man ſich verſöhnt fühlt, wie am Schluß einer ſchönen Tragödie. Mit der Hinſtellung des kleinen Knaben hat Robert Fleury ſein Bild erſt zu einem Kunſtwerke im höchſten Sinne des Wortes erhoben — und alle anderen großen Vorzüge deſſelben, wie z. B. das maßvolle Kolorit, die kunſtvolle Kombination des Tageslichtes mit der Flammenbeleuchtung, die Mäßigung in der Wildheit des Gewühles, die kunſtvolle, wahrhaft akademiſche, doch von aller Abſichtlichkeit entfernte Gruppirung

verſchwinden neben dieſer tief dichteriſchen Erfindung. — Altrömiſche Statuen ſehen ernſt und ſteinern, als für ewig in ſich beruhigte Geiſter, auf das Ganze herab — ſtarr, wie die Weltgeſchichte, vor deren Auge ein ſterbendes Kind, ein entehrtes Weib, ein geſchleifter Kardinal, ein Connetable von Bourbon mit ſeinem Verrath, ein Kampf zwiſchen Kaiſer und Papſt Atome ſind, Staubkügelchen, die im Sonnenlichte tanzen und im Schatten verſchwinden.

Zu ſolcher Höhe hat ſich Robert Fleury von einem Genre-Maler aufgeſchwungen. Schon in der Ausſtellung von 1857 hat er uns in ſeinem Bilde „Karl V. im Kloſter St. Juſt“ gezeigt, wie ruhig, würdig und groß er die Geſchichte aufzufaſſen verſtehe. Wie unheimlich, gebrochen und weltgebietend zugleich ſah der gichtbrüchige Mönchskaiſer in ſeiner Sänfte aus; wie ſah man auf dieſem Geſichte alle die Trümmer ſchiffbrüchiger Pläne umhertreiben; wie kunſtvoll war durch Farbe und Beleuchtung über die ganze Leinwand eine Stimmung, eine Atmoſphäre ausgegoſſen, die an Kloſter und Palaſt, an Entſagung und ungebrochenen Stolz zugleich erinnerte! Die Stimmung iſt es vor Allem, die den Künſtler und ſein Kunſtwerk charakteriſiren.

Doch dieſes Bild finden wir nicht mehr im Atelier. Leider gehen die Bilder Fleury's ſo ſchnell in alle Welten, daß man froh ſein muß, ein eben vollendetes noch auf der Staffelei zu finden; meiſt muß man ſich mit einem eben in der Arbeit begriffenen begnügen. So in dieſem Augenblick mit dem „Feſt im Hotel de Ville“ unter Ludwig XIII. Es iſt das eigentlich nur ein pompöſes Feſtbild, das mit ſeinen Koſtümen des ſiebzehnten Jahrhunderts und mit dem Gewoge des damaligen franzöſiſchen Hofes dem Maler Gelegenheit gibt, große Farbenpracht und die Kraft der Maſſenbewältigung zu zeigen. Aber Robert Fleury konnte es ſich nicht verſagen, das Bild durch eine hiſtoriſche Anekdote intereſſanter zu machen.

Man kennt dieſe Anekdote. Richelieu haßte die Königin Anna

von Oeſterreich, die ihrerſeits den dürren, alle Gewalt an ſich reißenden Kardinal nicht leiden mochte. Der Kardinal, der überall ſeine Spione hat, kommt hinter die Intrigue der Königin mit dem liederlichen Herzog von Buckingham und erfährt auch, daß ſie ihm ihre Diamanten, ein Geſchenk des Königs, habe zukommen laſſen. Er ſteckt Das dem König. „Wir werden uns," ſagte der König, „am bevorſtehenden Feſte im Hotel de Ville von der Wahrheit der Sache überzeugen; dort muß ſie ja mit ihren Diamanten erſcheinen." Die Königin erfährt, welche Gefahr ihr droht, und der wilde Ritt der Musketiere beginnt, welcher durch Alexander Dumas' Roman ſo berühmt geworden. Der König und Richelieu erſcheinen zuerſt in dem Hotel de Ville und erwarten die Königin; der Erſte geſpannt, der Andere im Voraus in der Beſchämung der Königin ſchwelgend. Aber die Musketiere haben das Unglaublichſte gethan: ſie haben in kürzeſter Zeit die Diamanten aus London geholt, und die Königin erſcheint ſtrahlend von Edelſteinen und im Wiederſcheine des Sieges, den ſie über ihren Feind davonträgt. Der König wendet ſich vorwurfsvoll zu Richelieu wie zu einem Verleumder; Richelieu zuckt die Achſel und ſagt: „Werde Einer mit Weibern fertig."

Dieſe letzte Szene zwiſchen Ludwig XIII., Anna und Richelieu bildet den Mittelpunkt des Bildes, das ſich gegenwärtig auf der Staffelei Fleury's findet. Schon iſt es voll Leben und Bewegung; ſchon iſt überall eine große Farbenſymphonie angedeutet. Es wird jedenfalls, wenn auch nicht ein ergreifendes und erſchütterndes Bild, wie eins der früher genannten, ſo doch ein glänzendes, prachtvolles.

Vielleicht kehren wir zurück, wenn er fertig iſt; jetzt wandern wir weiter und zwar viel, viel weiter, aus dem einfachen und ſtillen Atelier des fertigen père Fleury in das entlegene, aber prachtvolle des ſtrebenden jungen, alle Stoffe und alle Genres erfaſſenden Jerome.

Sein Bild, das Duell eines Pierrot mit einem Harlekin, hing im vorigen Jahr neben dem Karl V. Fleury's und theilte

mit diesem die Ehren der Kunstausstellung. Das sich drängende Volk vor demselben hatte oft gar keinen Blick für den alten Kaiser; der verblutende Pierrot auf dem Schnee beschäftigte es zu sehr, als daß es sich für einen alten Kaiser von 1550 hätte interessiren können. In der That war das Bild auch ein großes Trauerspiel trotz der Hanswurstjacke; es war ein Stück aus der Schauer- und Wahnsinnsgeschichte des menschlichen Lebens, die sich in der Hanswurstjacke, im Narren König Lears und im armen Tom oft ergreifender manifestirt als in Haupt- und Staatsaktionen. Am Morgen des ersten Ausstellungstages war es um eine ungeheure Summe verkauft, und jeden Tag kamen neue Käufer mit neuen größeren Anbietungen. Jerome, schon früher bekannt, wurde berühmt, sehr berühmt, so wie Hebert durch seine Malaria, wie Ricard durch seine Madame Sabatier plötzlich berühmt wurde. Sehen wir, was Jerome jetzt macht. Können wir es nicht errathen? Wir haben allerlei ägyptische Landschaften und das Duell eines Pierrot von ihm gesehen. Was können wir jetzt erwarten? Wieder eine Landschaft oder einen Opernball oder eine Szene aus den Funambules. Weit gefehlt! Man ist gewiß, bei Troyon Kühe, bei Rosa Bonheur Kühe und Pferde, bei Corot umnebelte Landschaften, bei Ricard herrliche an Van Dyck oder Tizian erinnernde Porträts, bei Diaz irgend eine gliederlose Wald- oder Blumengöttin mit Amoretten zu finden — was man in Jerome's Atelier findet, kann kein Prophet voraussagen.

Wir sehen ein prächtiges Haus mit ungeheuren Atelier-Fenstern vor uns; die Façade ist barock genug mit sehr großen Bildern zweier Chinesen geschmückt. Wir treten in das weite, mit Holzschnitzwerk, Galerien, allerlei edlen Stoffen und barocken Gegenständen aus Osten und Westen geschmückte Atelier, und was finden wir bei dem Landschafter Jerome, bei dem Verherrlicher Pierrots? — Einen „Tod Cäsars," einen Kandaules, der die Reize seines Weibes dem Freunde Gyges verräth, eine unbefleckte Empfängniß, einen Papst Pius IX., der die Lokomotive der Eisenbahn des Herrn Mires segnet, und alle die andern Bilder,

welche den prachtvollen Waggon Seiner Heiligkeit ſchmücken ſollen. Welch ein Polyhiſtor! Und doch iſt es überall der talentvolle Jerome, der uns aber um ſo beſorgter macht, je talentvoller er iſt. Es ſcheint uns am Ende doch nicht, daß wir es hier mit einer Vielſeitigkeit à la Rubens zu thun haben; wir fürchten, daß uns moderne Fabrikmäßigkeit entgegentritt, die mit Hülfe einer vollendeten Technik eben Alles macht, was gebraucht oder beſtellt wird. Wir glauben es mit einem Virtuoſen zu thun zu haben, der jetzt ein Liſzt'ſches Kunſtſtück, gleich darauf eine Beethoven'ſche Sonate oder Bach'ſche Fuge ſpielt. Die Bach'ſche Fuge, die Beethoven'ſche Sonate wird doch ein wenig nach Liſzt riechen.

Am Wenigſten gefällt uns der Tod Cäſars. Die geraden Linien der Architektur ſind vorherrſchend, und da die unzähligen leeren Seſſel der Kurie hinzukommen, hat das ganze Bild etwas entſetzlich Oedes. Verſchworene und Senatoren ſieht man nur von rückwärts und im Hintergrund, wo ſie, in einen kleinen Raum zuſammengedrängt, hinauseilen; in der Mitte des Bildes ſchläft, übertrieben genug, ein einzelner Senator, links liegt die Leiche Cäſars ganz verlaſſen. Dieß alles auf ſehr großer Leinwand. Cäſar liegt gerade ſo da wie der ermordete Guiſe auf dem bekannten Bilde Paul Delaroche's, was ſchon zu einem Atelierwitze Veranlaſſung gegeben; man nennt den Cäſar un Guise deguisé. Warum malt Jerome ein Bild, über das man ſo ſchlechte Witze machen kann, und ein ſo häßliches Bild, er, der ſo ſchöne machen könnte! Ich glaube, die Abſicht zu errathen. Jerome will in die Akademie kommen, und da ſind denn gerade Linien, Langweiligkeit und Farbloſigkeit eine vortreffliche Empfehlung. Die Witze ſind ein gutes Prognoſtikon, daß Jerome ſeinen Zweck erreichen werde, denn über die meiſten Bilder der meiſten Akademiker ſind Witze gemacht worden, Das wiſſen die Herren Blondel, Abel de Pujol ꝛc. ꝛc. Kandaules iſt noch zu wenig vorgerückt, als daß man ein Urtheil über ihn fällen könnte: die Anordnung ſcheint ſehr zweckmäßig und die Untermalung verſpricht ſehr ſchöne Farben. Jedenfalls wollen wir hoffen, daß ſich der Maler bei ſeiner Aus-

führung mehr an Herodot als an Hebbel halten werde. Die Waggonbilder werden aber Dekorationsmalereien, mit denen der heilige Vater zufrieden sein wird, da sie seine Thaten vorstellen, die „immaculée conception“ und die Eisenbahneinweihung. Sonderbare Zusammenstellung! tolle Zeit! Da sage noch Einer, daß wir in einer Uebergangsepoche leben, daß es überhaupt Uebergangsepochen gebe! Papst, Eisenbahn, Waggonbilder wie ehemals Kapellenbilder, Mires Ben Abraham Besteller, neues Dogma, Pierrotmaler, Alles auf Aktien, bringe mir Das ein Humorist unter Einen Hut!

O Knabe, Thor! Du nennst Das Puppenspiel?
Ich blicke ernst und nenn' es Weltgeschichte.

Das Puppenspiel führt uns in nächster Nähe zu Hamon, der durch sein Bild: das Puppenspiel, welches die Weltgeschichte vorstellt, bekannt und durch das unsäglich anmuthige Bildchen „Ma soeur n'y est pas“ berühmt geworden ist. Hier wissen wir, was uns erwartet. Was sonst, als runde, bausbackige Mädchen und liebreizende Kindergestalten, und doch sind wir überrascht, sobald wir eintreten. Zuerst überrascht uns der Maler selbst. Diese breitschultrige, untersetzte Proletariergestalt mit dickem, wirrhaarigem Kopfe, die kurze Pfeife im Munde, die Bluse auf dem Leibe, kann unmöglich der Maler jener holdseligen Gestalten, jener blumenhaften Menschen und Märchen sein! Und doch ist er es. So sonderbar sind oft seine Seelen in Sackleinwand verpackt, als wäre es Töpferwaare oder was noch Gröberes. Dann sind wir von den Bildern selbst überrascht, die immer dieselben, doch immer neu sind, immer mit frischem Reize wirken.

Man sagt, daß Hamon als Porzellanmaler angefangen habe, und es ist wahr, daß seine Art, zu malen, diesen Aberglauben bis zu einem gewissen Grade rechtfertigt. Seine Gesichter sehen so aus, als wären sie aus einem halb und halb durchsichtigen Stoffe; die Halbtinten sind etwas glasig, und das Knochenwerk macht sich

schrecklich wenig bemerklich. Mit einem Worte, Hamon ist nicht wahr, am Allerwenigsten real; das schneidendste Gegentheil der Realisten; aber seinen Bildern gegenüber, bei Betrachtung dieser eigenthümlichen Kinder und Mädchen schämt man sich, diese Bemerkung zu machen. Man käme sich roh und grob vor, wenn man eine realere Wahrheit verlangte oder auch ein anderes Ideal. Man fragt hier überhaupt nicht nach Wahrheit, wie man den Dichter nicht fragt, ob sein reizendes Märchen Wahrheit sei; man versenkt sich im Gegentheil gern in diese goldene Lüge und träumt in ihr Wahrheit. Seine Gestalten stammen aus jenem Lande, in welchem nach dem Kinderglauben die Menschen in Versen und in Musik sprechen, anstatt des Gehens nur den Tanz kennen und immer so schön und reinlich glänzend gekleidet sind wie in den Bildern. Und mögen seine Personen das Gewöhnlichste, das Alleralltäglichste thun, sie bleiben solche Märchengestalten, wie z. B. sein Mädchen, das eine Nadel einfädelt. Sieht man sie bei ihrer Beschäftigung, so ist man nur erstaunt, daß in jenem Lande auch genäht wird. Am Liebsten kleidet er seine Figuren griechisch, oder er läßt sie auch ganz nackt; er könnte sie immer ganz nackt lassen, und die empfindlichste Prüderie wäre nicht beleidigt. Das Märchenhafte seines Pinsels, die unendliche, oft durch und durch kindliche Anmuth der Figuren ersetzt das dichteste Feigenblatt. Dazu ist Alles so ein klein wenig verwischt, daß man wie durch einen Nebel in unendliche Ferne sieht und in ein fernes Land, in eine fremde Welt zu sehen glaubt, mit der man nicht rechten und von der man annehmen kann, daß sie durch ihre klimatischen Verhältnisse zu solcher Färbung, solchem Knochenbau, solchen Augen berechtigt sei. Hamon ist eben vor Allem ein Romantiker; das Nahe rückt er in unendliche Ferne und entzieht es unserer nüchternen Analyse. Thut er manchmal so, als wäre er sehr plastisch, sogar antik, so ist das eine kindliche Heuchelei, durch die wir uns nicht betrügen lassen. — Einem solchen Maler kann die Allegorie nicht fern stehen; seine Gestalten leben ja doch nicht wie andere Geschöpfe von Fleisch

und Blut, warum sollte er ihnen nicht eine theoretische Beschäftigung geben, um sie zu beschäftigen? Und in der That begegnen wir bei ihm sehr vielen Allegorien, die sich dadurch von andern Allegorien unterscheiden, daß sie uns nicht langweilen; sie sind durch ihre Lieblichkeit, durch ihr sonderbares Wesen, durch ihre Traumhaftigkeit nichts weniger als trocken, sondern ganz blühende Märchen geworden, wie Das die Abstammung so manchen schönsten Märchens, so manchen schönsten Mythos' sein mag, wie z. B. des Mythos von Amor und Psyche. —

In seinem Atelier finden wir im gegenwärtigen Augenblicke ein Bild, das uns mit seiner Landschaft an Hamons Meisterstück „Ma sœur n'y est pas" erinnert. Wir sehen eine öde, verbrannte Landschaft, mit der wir, trotzdem sie herrlich gemalt ist, Nichts anzufangen wissen. Wir sehen näher zu und entdecken eine Thüre, die in eine höchst ärmliche, eine Art Höhlenwohnung führt. Noch ist uns die Sache nicht ganz klar. Auf der Thüre liegt ein dichter Schatten, und — jetzt erst entdecken wir die Hauptsache, die Hauptfigur und die Idee — in diesem dichten Schatten steht ein kleiner, allerliebster Amor mit Bogen und Köcher und klopft an und horcht, ob aufgethan wird. Auch in diese kleine, arme, jämmerliche, versteckte Behausung hat er seinen Weg gefunden. Möge er einziehen und Glück bringen und das Elend der Erde vergessen machen. Wie wir ihn dastehen sehen mit den holdlächelnden, spitzbübischen Augen, den anmuthigen Knaben, haben wir ja selbst sofort die Wüste ringsum und das Elend in der Hütte vergessen. Wir haben laut aufgelacht und uns gefreut, daß die Liebe allüberall hindringe, in divitum turres pauperumque tabernas. — Dann sehen wir eine Fortuna, die über einer Erdkugel über ein Sprungseil springt, wie die kleinen Mädchen im Tuileriengarten. Ihre Sprünge sind ihr ein Spiel, und sie denkt weiter nichts dabei; aber wie herrlich springt sie, mit welcher Anmuth, ja mit welcher Größe! Wie flattert ihr Gewand, wie schweben ihre Glieder! Und gleich daneben auf einer anderen Leinwand kommt die Hoffnung übers Meer geflogen, und nach

sich zieht sie an einem Bande eine Muschel, in der ein junger Weltbürger ruht, der eben aus einer fremden Welt anlangt. Wir sind wenig gerührt von der Allegorie, aber wie schön ist das Kind, wie anmuthig die gute Amme, die es ins Leben einführt. Farben und Ausdruck haben nichts Irdisches mehr; sie sind zu purer Musik geworden. —

Das ist freilich wahr: die Gränzen der Künste hat Hamon verrückt. Malerei, Plastik — seine Bilder sehen oft wie kopirte Basreliefs aus — Musik, Poesie, ja sogar Philosophie fließen bei ihm ineinander, und es ist heillos, welche Verwirrung er anrichten kann; aber diese heillose Wirthschaft ist ihm natürlich und bildet bei ihm eine Individualität, die immer alle Theorien verhöhnt hat. Bewahre uns nur der Herr vor Nachahmern; die sind zu fürchten. Wir könnten ihrer Manche in seiner nächsten Nähe finden; darum eben fliehen wir aus diesen entfernten Welten des Luxembourg, nicht ohne erst in der Rue Royer Collard einen Blick in die Werkstätte unsers talentvollen Landsmannes, des Kupferstechers Jakobi und auf seine gewissenhafte und höchst feine Arbeit, die Kaulbach'sche Hunnenschlacht, geworfen zu haben.

Wir wandern zurück in die bekanntere Welt am Fuße des Montmartre, und weil es eben Mittwoch ist, benützen wir Das und treten in der Rue Chaptal in das Atelier Ary Scheffers. An diesem Tage nämlich öffnet der alte Meister seine beiden Ateliers dem Publikum, um es gütig zu entschädigen dafür, daß er seit Jahren seine Bilder nicht mehr im Salon ausstellt. Wir befinden uns bei einem der gebildetsten und liebenswürdigsten Männer dreier Länder, denn drei Ländern gehört Ary Scheffer an: Deutschland durch Abstammung von deutschen Eltern, Holland durch die Geburt, Frankreich durch Wirksamkeit, langen Aufenthalt und Adoption.[1] Alle drei Länder sind gerechtfertigt, wenn sie sich um seinen Besitz streiten.

[1] Ary Scheffer ist am 15. Juni 1858 zu Paris gestorben, und Frankreich hat dadurch auch das Vorrecht erhalten, ihm die letzte Ruhestätte bieten zu dürfen. [M. H.]

Es tritt uns ein Mann entgegen, der mit seinem grauen Schnurr- und Knebelbart auf den ersten Blick ein alter, pensionirter General zu sein scheint; aber die Milde des Wortes, die Sinnigkeit des Auges widersprechen bald und erinnern daran, daß man einen sinnreichen, tiefsinnigen Künstler vor sich habe. Um wie viel mehr wurde Das von Allen, die ihn näher kennen, erkannt. In der That gibt es im heutigen Frankreich wenige Männer, um die sich ein so ausgewählter Kreis versammelt, wie um Ary Scheffer, sei es, um die Abende in bedeutsamem Gespräche zu verbringen, sei es, um die edelste Musik in seinen Salons oder Ateliers zu hören. Da findet man Männer wie Renan, Henri Martin, Viardot, Künstler wie Mad. Viardot ꝛc. und wo sind die Zeiten, die er in Gesellschaft Lamennais', Berangers, Manins, überhaupt der edelsten Zeitgenossen zugebracht! Nur ein Blick ins Atelier, und wir erkennen aus der Galerie von Freunden, die er für sich gemalt, daß wir es mit einem Manne zu thun haben, der den Besten seiner Zeit genug gethan, um den sich die Bedeutendsten und Einflußreichsten gesammelt haben. Da hängen in einer langen Reihe die herrlichen Porträts — kostbare Illustrationen zur Zeitgeschichte — Guizots, Cavaignacs, Lamartine's, Berangers, Lamennais', Manins u. A. Die Leiden und Freuden des ganzen Jahrhunderts lassen sich von diesen Gesichtern herablesen, viel deutlicher und wahrer, als aus den Memoiren des Erstgenannten. Es sind historische Bilder, diese Porträts, und gehören mit zum Besten, was der große Maler geschaffen. Das harte, kantige, erbarmungslose, herrschsüchtige Guizots, das grübelnde, durchfurchte, fanatische Lamennais', das niemals seinen ekklesiastischen Ausdruck abzulegen vermochte, das klare, ehrliche, wohlwollende Manins, das in seinem Ausdrucke so sehr einfache, fast beschränkte, aber gradausblickende und ehrenhafte Cavaignacs und der Andern — sie sind so wahr, so lebend, wie sie ein Physiognomiker nur wünschen kann, um aus ihnen die geheimsten Herzens- und Geistesoperationen herauszulesen. Beranger hat es wohl gefühlt, daß ihn Ary Scheffer

wahrer und ſchöner der Nachwelt überliefern werde, als ſeine eigenen Memoiren thun, und daß er mit ſeinem Porträt den beſten Kommentar ſeiner Chanſons ſchaffen werde, und Ary Scheffer war der einzige Maler, dem er zwei kurze Sitzungen gönnte. Das vor uns hängende Porträt iſt das einzig wahre des großen Volksdichters, und es ſpiegelt alle die großen und kleinen Reize ab, welche die patriotiſchen, anakreontiſchen und ſatiriſchen Lieder Berangers ſo einzig machen. Man ſehe dieſes Bild nur an, und man wird, wenigſtens für die Zeit der Betrachtung, ein heiterer Philoſoph, ein ausdauernder Mann, ein unabhängiges Gemüth.

In Dichterſeelen und Dichterwerke ſich zu verſenken, verſteht Ary Scheffer wie kein anderer Maler ſeiner Zeit; er iſt eben ſelbſt ein großer Dichter und dabei, was ſo wenige ſeiner Kollegen ſind, ein gebildeter Mann. Die ſchönſten Dichtungen aller Länder haben ihm ſeine Stoffe geliefert, und er verſenkte ſich mit ſeiner Sinnigkeit ſo tief in ſeine dichteriſchen Stoffe und in die Eigenthümlichkeit des Dichters, daß er denſelben Gegenſtand mit dem Pinſel noch einmal dichtete, nicht nachmalte. Was iſt es, was uns bei den meiſten Illuſtrationen und Bildern nach Dichterwerken ſo großes Unbehagen verurſacht? — daß ſie meiſt, faſt immer, die Phantaſie beengen, ihr die Flügel binden, daß ſie ſich an Aeußerlichkeiten halten und nie etwas liefern, was der Einbildungskraft des Leſers nachkommen könnte. Sieht man aber die Scheffer'ſchen Bilder nach Dichtern, gibt man ſchnell zu, daß er die Dinge ſchöner geſehen als wir, und wenn wir ein Ideal mitbringen, ſchwindet es ſofort vor der ſchöneren Darſtellung, die leibhaftig und doch unendlich wie das Dichterwerk auf unſere Seele wirkt. Dante, Goethe, Schiller, Byron, Uhland haben ſich nicht zu beklagen, daß ſie von Scheffer in Farben überſetzt worden. Man ſehe nur Franceſca da Rimini, die Fauſtbilder (beſonders die erſten), die Mignonbilder, den Giaur, die Eberhard-der-Greiner-Bilder! Auf allen dieſen Bildern derſelbe, jedem einzelnen Poeten wie jedem einzelnen Gegenſtande eigenthümliche Duft; auf jedem die Atmoſphäre, die Stimmung, die der

Dichter oft durch ein Wort, durch den Stil, durch den Tonfall hervorbringt. Ary Scheffer ist in dieser Beziehung so einzig in seiner Art, daß man für ihn eine besondere Bezeichnung erfinden müßte; er ist nicht ein historischer Maler; er verhält sich zur historischen Malerei, wie sich die Poesie zur Geschichte verhält.

Im Atelier sehen wir neben den Porträts das große und berühmte Bild Francesca da Rimini, das im Stiche so bekannt geworden, daß wir es nicht zu beschreiben brauchen. Es gehört, wenn ich nicht irre, der Familie Orleans, und Scheffer hat es aus dem Schiffbruch gerettet. An der Wand hängt der Giaur — Byronisch, wenn je ein Gedicht oder Bild Byronisch war. Der Lord würde aufgejauchzt haben, sich so wiedergegeben zu sehen. Ebenso würde es unsern Uhland freuen, könnte er gleich daneben seinen Eberhard sehen, wie er das Tischtuch zerschneidet. (Das größere Pendant zu diesem Bilde, eines der schönsten Scheffers: Eberhard, seinen Sohn beweinend, befindet sich im Luxembourg, dem Pantheon der großen lebenden Künstler.) Da ist auch der König von Thule, nordisch düster, und doch golden romantisch wie Goethe in seinen Balladen. Auf der Staffelei befindet sich ein Bild, das wir als unfertig nicht beurtheilen wollen, fürchten aber, daß wir das vollendete auch nicht werden loben können, was übrigens dem Meister ganz gleichgültig sein kann. Der Gegenstand scheint uns zu vage, zu verschwommen, zu mystisch, wie denn Scheffer einem dunklen Gerüchte zufolge in der That jetzt sich ein wenig dem Mystizismus zuneigt. Das Bild stellt bedrängte, leidende, durch Leiden geläuterte Seelen vor, die, befreit und erlöst, wie Wolken schwebend, dem Himmel zustreben. Unter diesen Seelen entdecken wir auch Francesca und Paolo. Mystizismus, Verschwommenheit waren die Gefahren, die den Maler bedrohten, der seine Gestalten nur aus Dichterwerken, nicht direkt aus dem Leben oder aus der konkreten Geschichte holte, und siehe da, Ary Scheffer scheint an diesen Klippen scheitern zu sollen. Ein anderes Bild auf anderer Staffelei, „Christus und Satan," erinnert uns an eine Altersschwäche, die

ſich bei dem großen Künſtler eingeſtellt und die man ſeit einer Reihe von Jahren zu bedauern Urſache hat. Wer die erſten Goethebilder und die letzten geſehen, mußte zuerſt auf dieſe Schwäche aufmerkſam werden. Ich meine die Abnahme des Farbenſinnes. Das neue Bild iſt noch ein Meiſterſtück der Kompoſition, ein Muſter großartiger Einfachheit, aber die Farben ſind todt. Sollte auch dieſer Umſtand irgend eine asketiſch-myſtiſche Urſache haben und mehr im Blicke des Geiſtes als in dem körperlichen Auge begründet ſein? Mit Schmerzen denken wir an deſſelben Meiſters „Laßt die Kleinen zu mir kommen," das wir vor achtzehn Jahren in Berlin geſehen und das ein Herd paradieſiſcher Farben war.

Im Atelier Ary Scheffers gibt es einen geheimnißvollen Winkel, den ein dichter Vorhang bedeckt. Dieſer Winkel iſt nicht der mindeſt intereſſante Theil der intereſſanten Werkſtätte; in ihm finden ſich die Reliquien der Prinzeſſin Marie von Orleans, der früh geſchiedenen Tochter Louis Philipps, der talentvollen Bildhauerin, welche die ſchöne Jeanne d'Arc und andere nicht minder verdienſtvolle, wenn auch minder populäre Bildwerke geſchaffen. Hinter dem Vorhange ſind mehrere derſelben verborgen, und traurig ſieht auf dieſelben das Bild der Frühgeſchiedenen herab. Sie wurden Ary Scheffer zur Verwahrung anvertraut, denn er war der geliebte Lehrer der jungen Künſtlerin und der intime Hausfreund der Orleans. So kommt es auch, daß er in mancher Beziehung ſo zu ſagen eine hiſtoriſche Rolle geſpielt hat. Ary Scheffer war es, der in Geſellſchaft Thiers' während der Julitage nach Neuilly fuhr, um dem Herzoge von Orleans zuerſt die Regentſchaft, eigentlich aber die Krone anzubieten. Man betrauete ihn mit der Botſchaft, wohl wiſſend, daß Louis Philipp ſich zu ihm offener über ſeine Anſichten und Wünſche ausſprechen werde, als er es allen den Staatsmännern gegenüber, die ſich bei Herrn Laffitte verſammelten, gethan hätte. So ſpielten Ary Scheffer und ſein Modell Beranger, deß Bild dort hängt, in der großen Umwälzung eine größere Rolle, als ſonſt Maler und Chanſonniers bei ſolchen Gelegenheiten zu ſpielen pflegen. Beranger

verfaßte und unterſchrieb die Proklamation, welche die Bourbons für abgeſetzt erklärte, Scheffer bot die vom Haupte des alten Königs gefallene Krone ſeinem Freunde an. Er ſcheint zu einer Rolle in der Geſchichte Orleans prädeſtinirt geweſen zu ſein. In der Februarrevolution tauchte er plötzlich wie ein Schutzengel derſelben auf und ſetzte die Rolle fort, die er in der Julirevolution angefangen. Als Helene von Mecklenburg, Herzogin von Orleans, mit männlichem Muthe in die Kammer ging, um den letzten Verſuch zur Rettung der Krone ihres älteſten Sohnes zu wagen, gerieth ſie auf der Place de la Concorde in das furchtbarſte Volksgedränge. Der Duc de Chartres war plötzlich von ihrer Seite geriſſen; entſetzt ſieht ſich die Mutter nach ihrem geliebten Kinde um und entdeckt es lächelnd und in Sicherheit auf den Armen eines Nationalgardiſten. Der Nationalgardiſt war Ary Scheffer. Er trug ihr das Kind nach in die Kammer, rettete es, als es einmal unter die Füße der wogenden Menge gerieth, und verließ Mutter und Kinder nicht eher, als bis ſie in Sicherheit waren.

So ſtehen wir im Atelier des Malers, für den wir einen andern Titel geſucht haben als den eines hiſtoriſchen Malers, zwiſchen ihm, den Reliquien einer Orleans und dem Portrait Berangers auf hiſtoriſchem Boden. Aber wo in Paris iſt Das nicht der Fall?

Aus der Rue Chaptal heraustretend, ſind wir überall von den großen Atelierfenſtern angegloßt. Da iſt kaum ein Haus, das nicht von einem Maler bewohnt wäre; da iſt die Avenue Frochot, die allein von einer größeren Anzahl Maler bewohnt iſt, als manche große Reſidenz beherbergt; da iſt das große Haus Nr. 1. Rue Duperré, aus dem alljährlich ſo viele Bilder hervorgehen, als wäre es eine große Manufaktur von Bildern; doch wohnen talentvolle Künſtler daſelbſt, wie z. B. der unheimliche Chavanne, der anmuthige Gendron, der die Welt mit Luftgeiſtern, mit allerlei tanzenden und ſchwebenden Geſtalten bevölkert. Wir gehen an Couture's Atelier vorbei. Der Maler der römiſ-

Verfallzeit intereſſirt uns nicht mehr, ſeit er ein offizieller Maler geworden, Apotheoſen Napoleons und große Kindtaufen malt, überhaupt Alles, was beſtellt wird und Geld einbringt, und der trotzdem in öffentlichen Blättern verſichert, er ſei der einzige ernſthafte Künſtler des Jahrhunderts, und der Kaiſer habe dieſelbe Meinung von ihm. Guſtav Planche, der einzige ernſthafte Kritiker, war anderer Meinung. Wir gehen auch an Madame O'Connell vorbei, der franzöſiſchen Malerin aus Potsdam, belgiſcher Schule und iriſchen Namens, welche zu beweiſen glaubt, daß ein Weib ſchöpferiſches Genie haben könne. Aber wir treten in das ſonderbare Haus Nr. 4. Rue Duperré, und wir treten mit Andacht ein, denn bald ſtehen wir vor dem größten Porträtmaler Frankreichs, vor Guſtav Ricard. Es iſt uns, als wären wir durch zwei und drei Jahrhunderte zurückgereist. Alle moderne Platitude iſt verſchwunden, und wir fühlen uns vom edlen Geiſte der Idealität des ſechzehnten Jahrhunderts angeweht. Wir wollen uns bei Ricard länger aufhalten und brechen darum hier unſre erſte Wanderung durch die Pariſer Ateliers ab, um mit friſcher Kraft und mit friſchen Augen in dieſe herrliche Farbenpracht, in dieſe Geſellſchaft idealer Geſichter zurückkehren können.

II.

Guſtav Ricard.

Während ich fern von Paris den erſten Bericht über meine Beſuche bei Pariſer Malern aufzeichnete, lag einer derſelben, und zwar der bedeutendſte unter den genannten, im Sterben. Das Todtengericht, das die öffentlichen Organe und das Publikum an ſeinem Sarge gehalten, beſtätigte nur, was ich über Ary Scheffer geſagt habe. Es war mir leicht, jene Unparteilichkeit zu üben, die ſonſt nur einem Todten gegenüber leicht iſt, denn —

ich darf es jetzt aussprechen, was ich damals verschweigen mußte — ich habe Ary Scheffer seit langer Zeit wie einen Sterbenden betrachtet. Seit Jahren litt er an einem unheilbaren Uebel, von dem er sowohl wie seine Freunde wußte, daß es ihn plötzlich hinraffen werde. Wenn ich ihn im Bois de Boulogne blaß, leidend so hinreiten sah, erinnerte er mich an jene Balladengestalten, die todt in die grüne Welt hineinreiten, ohne, wunderbarerweise, aus dem Sattel zu fallen. Ein Stück vom Maler, jener Ary Scheffer, der die Welt in so holden, poesievollen Farben gesehen, war längst in ihm gestorben; es blieb nur noch der denkende Maler, und in der That waren seine Gestalten der letzten Zeit bloße Abstraktionen. Aber der Mensch, der edle, tief fühlende, künstlerische, etwas träumerische und immer wohlwollende Mensch war bis zum letzten Augenblicke lebendig geblieben, und je treuloser ihn der Körper verrieth, desto treuer hielt ihn der Geist aufrecht, der ihm durch Kunstgenüsse jeglicher Art immer neue, belebende Nahrung zubrachte. Wenn Frankreich seine großen Verluste an großen Künstlern und edlen Charaktern, die es in den letzten zwei Jahren erlitten, aufzählt, darf es neben Rude, Beranger, Cavaignac auch Ary Scheffer nicht vergessen; er gehörte mit zu jenem Kreise auserlesener Menschen, die, aus der Entfaltungszeit der Restauration stammend, dieser und der Juliepoche ihren Glanz verliehen und in der darauf folgenden Sittenverfallsepisode immer die Prinzipien der Ehrenhaftigkeit aufrecht erhielten. Dieser Kreis, der auch im gesellschaftlichen Leben meist zusammenhielt und zu dem sich in den letzten Jahren der Venetianer Manin als ein würdiges Mitglied gesellte, ist heute beinahe ausgestorben und auf dem Père Lachaise zu seinen Vätern, zu Manuel, Foy, Benjamin Constant versammelt. Die Männer dieses Schlages leben heute nur noch sporadisch in Frankreich — oder im Exil — aber sie leben noch und werden wohl auch [redacted] kommen haben. Mit den Skizzen und Biographien, die [redacted] veröffentlichten, haben wir vorzugsweise Das beweisen wol[redacted] solche Männer im heutigen Frankreich noch a[redacted]

Frankreich wohl noch lange ihnen ebenbürtige hervorbringen werde. Das unmoralische Treiben ist uns eben so verhaßt, wie den Moralisten, die über Paris und Frankreich nach vierzehntägigem Aufenthalte aburtheilen — vielleicht noch etwas mehr verhaßt; — aber eben diesen Moralisten und den noch moralischeren Zeitungsartikeln, den unendlichen, gegenüber ist es Pflicht, auf die kleine Republik der Ehrenhaften aufmerksam zu machen, welche kleine Republik denn doch auch als ein Symptom betrachtet werden darf, wenn jeder Aktienschwindel und jeder fraudulöse Bankerott zur Würde eines historischen Sittlichkeitssymptoms erhoben wird.

Allein wir wollen uns hier nicht tiefer einlassen auf die „kulturhistorischen Studien" — in Deutschland ist jetzt Alles Kulturgeschichte — um uns nicht zu weit von unserm Gegenstande zu entfernen. Auch würden wir zu sehr in der Gegenwart, im Momente stecken bleiben, während ich den Leser, der mich auf diesen Wanderungen begleitet, zu einem Ausfluge in frühere Jahrhunderte aufgelegt wünsche. Wir sind an der Schwelle des Ricard'schen Ateliers stehen geblieben; ein Schritt über diese Schwelle, und wir stehn in der guten Zeit der alten Malerschulen; mit dem einen Schritte haben wir zwei und drei Jahrhunderte zurückgelegt.

Gustav Ricard — der, wenn er eben in seiner Anachoretenstimmung ist, uns mit Gebrumm oder gar nicht, wenn er aber was Schönes gemacht hat, mit einem italienischen oder einem fürchterlich schlecht ausgesprochenen deutschen Gruße und mit einem Katarakt von Witzen empfängt — Gustav Ricard, heute ungefähr 34 Jahre alt, ist in Marseille geboren und stammt aus der florentinischen Familie Riccardi, welche vor drei Jahrhunderten in Folge politischer Unruhen ihre künstlerische Heimat verlassen hat. Sein schwach bemittelter Vater konnte bei einer zahlreichen Familie auf die artistische Erziehung des aufgeweckten und frühes Talent verrathenden Knaben nicht viel verwenden, und er mußte sich mit einer kleinen Zeichenschule begnügen. Auf

ſich ſelbſt und auf eine höchſt ärmliche Farbenſchachtel angewieſen, mußte ſich Guſtav Ricard ſo zu ſagen die Malerei ſelbſt erfinden und machte er die ganze Entwickelungsgeſchichte der Kunſt, von der erſten Cimabueſchen Naivetät bis zur vollendeten venetianiſchen und flandriſchen Pracht, an ſich ſelber durch. In Marſeille finden ſich noch Studienköpfe, von welchen man glauben könnte, daß ſie aus der Zeit vor Raphael, oder vor Maſaccio ſtammen. Ricard hat ſie in ſeinem fünfzehnten Jahre gemalt. Seit damals hat er andre Köpfe geliefert, welche ein wenig geſchickter Fälſcher in Tiziane oder auch in Van Dycks verwandeln und als ſolche verkaufen könnte. — Die erſten bedeutenden Bilder, die ihm zu Geſicht gekommen, ſind die Rubens in der Marſeiller Galerie; dieſe im Verein mit dem mittelländiſchen Meere und dem provenzaliſchen Himmel haben wohl viel dazu beigetragen, in ihm jenen hohen Farbenſinn zu entwickeln, der ihn zum größten Koloriſten Frankreichs macht. Vielleicht hat er alle Urſache, die Umſtände zu ſegnen, die ihn verhinderten, eine andre Primär-Schule durchzumachen, die ihn nicht in das Atelier eines Pariſer Malers brachten, wo er einen Dutzendunterricht erhalten und auf die Worte des Meiſters ſchwören gelernt hätte, oder gar in die Akademie, die ſein Auge geblendet und ſeinen Geiſt in Schnürſtiefel eingeſchnürt haben würde. Gezwungen, ſelbſt zu ſehen und zu prüfen, das Geſehene und Geprüfte mit ſelbſtgefundenen, nicht überkommenen Mitteln wiederzugeben, hat ſich ſein Geiſt an eine Forſchungsweiſe gewöhnt, die ſich auf alle Gegenſtände der Kunſt und des Lebens erſtreckte und aus ihm einen Künſtler machte, der ſich durch Das auszeichnet, was den meiſten ſeiner Zeit- und Lebensgenoſſen fehlt: durch Individualität, eigne Anſchauungsweiſe, eigne Mittel und endlich — durch den Gedanken. Erſt ſpät kam er nach Paris, wo er einige Ateliers durcheilte, um ſich deſto eiliger in ſeine eigentliche Schule, in ſein eigentliches Vaterland, nach Italien zu flüchten. Flor[illegible] Parma, Bologna, Venedig, Rom — arme unſchuldige Gäul[illegible] ſeele, welche von einer Schule der andern, einer

Künſtler dem andern zugeworfen wird wie ein Spielball. Das Fauſtiſche Suchen, Streben, Irren, Hoffen, Wiſſen, Zweifeln und Verzweifeln beginnt; Bilder, Bücher, Menſchen und Natur müſſen heran und Fragen auf Fragen hören — aber wie ſelten geben ſie Antwort. Die Famuli Wagner haben es immer und überall gut, auch in der Malerei; ſie wiſſen viel und glauben, Alles wiſſen zu können. Aber es gibt andre Maler, die, mit dem Pinſel in der Hand, der Natur gegenüber ſo hochtragiſch anzuſehen ſind, wie Fauſt vor der Bibel, oder mit dem Meſſer das Lebensprinzip ſuchend vor einer Leiche, oder wie ein Paracelſus vor ſeinen Retorten. Ja, ſie haben es in vieler Beziehung ſchlimmer als alle die geängſtigten Gemüther, die ausrufen: Was iſt Wahrheit? denn ihrem ſuchenden Geiſte offenbart ſich eine Doppelerſcheinung, ſtellen ſich zwei mächtige Gewalten zugleich dar, die Beide gleiche Rechte geltend machen, denen Beiden er ſich als leib- und ſeeleneigen bekennen muß: Die Wahrheit und die Schönheit. Welch ein Kampf des ganzen Gedanken- und Seelenlebens, bis er die Beiden vereint erblickt in dem Einen: im Ideal.

Von der Theilnahme an dieſem rühmlichen Kampfe hat Ricard in ſeiner erſten Zeit in vielen Köpfen Zeugniß abgelegt. In Rom hinterließ er das Porträt des Herrn Landsberg, das die Künſtlerwelt in Aufregung brachte, und ging nach Venedig, um ſich dort zu dem Maler auszubilden, der in der Ausſtellung des Winters 1850—1851 mit dem Porträt der Madame Sabatier[1] plötzlich eine Berühmtheit wurde. Der Schreiber dieſer Zeilen wohnte dieſem Triumphe bei und hat das intereſſante Schauſpiel mitangeſehen, wie man in Paris über Nacht une des gloires de la France wird. Das Bild war noch auf der Staffelei, als man ſchon in allen Ateliers von der Wiederauffindung der italieniſchen Farbe ſprach. Die Maler eilten herbei, um es zu ſehen, und um *nicht* zu geſtehen, daß ſie es ſtudiren wollten, wie man auf einer italieniſchen Reiſe ſtudirt. Meiſſonier, jenen Maler

[1] Nicht, wie man allgemein glaubt, die berühmte Sängerin Mad. Unger-Sabatier. [M. H.]

der kleinen Bilder, die den Stempel der Unſterblichkeit tragen, habe ich vor dem Bilde in Ekſtaſe geſehen. Die Ausſtellung machte dieſen Triumph in der Künſtlerwelt zu einem allgemeinen. Heberts poetiſche, elegiſche „Malaria“ (heute im Luxembourg), Courbets Epoche machendes „Begräbniß,“ welches die realiſtiſche Schule einweihte, konnten die Aufmerkſamkeit der Kenner von der Dame mit dem Hündchen auf dem Schooße, mit den klaren Augen, mit dem Stumpfnäschen nicht abziehen. Ricard hatte das Problem gelöst, wie man ein Porträt mit jenem hiſtoriſchen Reiz, mit jener Unſäglichkeit ausſtattet, die ſonſt nur die Porträts der großen Zeit auszeichnet. Mit dieſem einen Porträt ſtellte er ſich hoch über die meiſten Porträtmaler unſers Jahrhunderts; er manifeſtirte ſich darin, wie die Giorgiones, Tiziane, Velasquez, Van Dycks, wie alle größten und wahrhaft großen Porträtiſten als Hiſtorienmaler. Der aber iſt der wahrhaft große Porträtiſt, der erkennt oder erfühlt, daß ſich in jedem Geſichte, wie die Sonne im Thautropfen, die ganze Zeit abſpiegelt. Weiß er es mit dieſer Wiederſpiegelung wiederzugeben, dann hat er ſich zum Range eines Hiſtorienmalers aufgeſchwungen, dann erzählt er uns und der Nachwelt mit einem Geſichte mehr, als eine große Leinwand voll Haupt- und Staatsaktionen zu erzählen vermag. Hat nicht Ingres mit dem Kopfe Armand Bertins, des Beſitzers des Journal des Debats, mehr und deutlicher vom Triumph und Selbſtbewußtſein des Bürgerthums erzählt, als Louis Blancs Geſchichte der zehn Jahre? — Solche Porträtirkunſt ſtößt in unſrer Zeit auf größere Schwierigkeiten, als man in den Zeiten Leonardo's, Giorgione's, Van Dycks gekannt hat. Die zweite Hälfte des fünfzehnten, die erſte des ſechzehnten Jahrhunderts, die Zeit der Wiedergeburt, des allgemeinen Erwachens, des Umſturzes aller alten Anſchauungen und Syſteme, des neuen Staatsweſens, der neuen Völkerwege und Ziele, der neuen Künſte und Wiſſenſchaften, bildete in allen Schichten ſo viele ausgeſprochene Charaktere aus, wie ſie in ſolcher Anzahl keine andre Epoche der Weltgeſchichte aufzuweiſen hat. Dieſ

venetianischen Senatoren, welche Throne vergaben; diese Borgias, Roveres, Medicis auf dem päpstlichen Throne; diese Braccianos, Colonnas, Trivulzis mit Genossen — Männer, die keine Schwierigkeiten kannten, wenn es sich um Erreichung irgend eines Zieles handelte, welche den zarten Dichter, den großen Maler, den weisen Platoniker und den Bravo gleich sehr zu schätzen wußten, Männer der Gewaltsamkeit, der großen Pläne, des Verbrechens und der Kunstsinnigkeit mußten ebenso wie die Pulcianos, die Leonardos, Picos, Savonarolas ausgesprochene Physiognomien haben. Und die Frauen, die die Dichter liebten, den Ehrgeiz der hunderttausend Ehrgeizigen anstachelten, voll Leidenschaft und voll zarten Gefühles waren und dabei begabt mit der Fähigkeit, Gift zu mischen — wie die ausgesehen, davon gibt uns die Mona Lisa Leonardo's sichere Kunde. — Dem Jahrhundert des Erwachens und der Gewaltsamkeit folgte das Jahrhundert der großen Intrigue, dem die Jesuiten in ihrer Blüthe Stimmung und Charakter gaben; „ihr Roman," wie es Michelet nennt, war in vollster Entwickelung. Viele Nachzügler des früheren Jahrhunderts liefen durch dieses. Velasquez fand des Interessanten und Charakteristischen genug in den Habsburgischen Chilperichen Spaniens, Van Dyck in den Dogenabkömmlingen Genuas, und in den Kavalieren Karls I., des Prädestinirten. In die siegreichen Niederlande hatte sich die Freiheit gerettet, und wie Giorgione, Tizian, Tintoretto die Republik malten, „welche," wie Jesaias von Tyrus sagt, „Kronen spendete, deren Kaufleute Fürsten waren und deren Händler die Geehrten der Erde," so fanden Rembrandt, Van Dyck, Helst die großmächtigsten Generalstaaten, die klugen Diplomaten, Bürgermeister, Zünfte, Großpensionäre, ruhmvollen Admiräle, alle mit ihren behaglichen, wie holländische Häuslichkeit breit und gemächlich blickenden Hausfrauen, voll bürgerlich-patrizischen Bewußtseins. Es war schwer, nicht Geschichte zu malen, wenn man ein solches Gesicht des sechzehnten oder siebenzehnten Jahrhunderts abkonterfeite. Wie schwierig ist es hingegen, ein bedeutsames, modernes Porträt zu liefern. Die demokratische

Weltgeschichte ist auch in diesem Punkte konsequent geblieben und hat auch in den Physiognomien nivellirt und gleich gemacht. Es ist gleich schwer, in modernen Gesichtern das Individuelle herauszufinden, wie das für die Zeit allgemein Charakteristische. Die Maler klagen über das allerdings scheußliche Kostüm — aber, wären nur die Gesichter anders, die Tracht würde als Nebensache verschwinden. — Nur der Künstler von sehr großem Genie kann aus einem modernen Porträt ein historisches machen; und diese dunkle Erkenntniß war es, die dem ersten großen Porträt Ricards, jenem obengenannten der Madame Sabatier, die große Anerkennung verschaffte. Wenn Ingres mit seinem Armand Bertin die Juliepoche, die Rue Laffitte und Chaussée d'Antin gemalt hat, so hat Ricard die Geschichte fortgesetzt und das Quartier Breda und mit diesem eine ganze herrschende Seite unsrer Zeit gemalt.

Wir halten uns bei diesem Bilde auf, weil es Ricards Anfang gewesen und für ihn und seine ganze Richtung bezeichnend geblieben ist und weil wir uns natürlich auf die Beschreibung zahlreicher Porträts nicht einlassen können. Nach jenem Erfolge eilten die schönen, oder schön sein wollenden Weiblein dem Atelier Ricards zu, und es war Gefahr da, daß die Winterhalter und Dubufe's überflügelt werden. Aber Ricard, wie schön er auch Stoffe und Spitzen zu malen versteht, konnte sich nicht dazu hergeben, Illustrationen zu Modezeitungen zu verfertigen. Er verstand das Schöne anders als diese Damen und ihre Anbeter aus dem Café Tortoni, und Winterhalter und Dubufe waren gerettet; die Bank und die alte und neue Aristokratie kehrten wieder zu ihnen zurück. Das war ein Glück für Ricard und seine Kunst. Er wählte seine Modelle, und so entstand eine Reihe von Studienköpfen, die in dieser Zeit vergebens ihres Gleichen suchen. Ich nenne nur den sogenannten deutschen Studentenkopf, den vielbewunderten weiblichen Rothkopf, das Mädchen, das im Schaufenster des Bilderhändlers in der Rue Laffitte Volksaufläufe verursachte, die beiden Medaillons der Töchter des Herrn Laffitte, das Zigeunermädchen, den gefallenen Engel, die unheim-

liche Dame, die auf der allgemeinen Ausſtellung ſo viel Glück machte und das Motiv zu einem Romane wurde ꝛc. Wie einfach in den Mitteln, wie groß in der Ausführung und wie mannigfaltig im Charakter ſind dieſe Bilder. Seine Neider und Feinde nennen ihn eben dieſer Mannigfaltigkeit wegen einen Eklektiker, der ſich an zu verſchiedene Schulen anlehne. Wie thöricht! Als ob Van Dyck, nachdem er ſich in der Welt umgeſehen, nicht auch Flamänder, Italiener und er ſelbſt zugleich geweſen wäre; als ob man einem Dichter einen Vorwurf daraus machen könnte, daß er in dieſem Gedichte dieſes Versmaß, in jenem jenes anwendete. Je nach dem Charakter ſeines Modells iſt ſeine Malerei allerdings jetzt venetianiſcher, jetzt holländiſcher, manchmal ſogar ein wenig à la Greuze — wie z. B. in dem Bildchen einer reizenden, vierzehnjährigen Wienerin, das uns eben von der Staffelei anlächelt — aber trotz Venetianern, Holländern und Franzoſen ſteht immer die unabhängige, ſelbſt ſehende und ſchaffende Perſönlichkeit des einen Künſtlers hinter dieſen Bildern.

Bezeichnend für einen Porträtmaler iſt es, welches Publikum ſich um ihn bildet, welche Klienten ihn vorzugsweiſe aufſuchen. Da iſt es denn als ein ausgeſprochenes Urtheil über Ricard zu betrachten, daß er vorzugsweiſe von Künſtlern und künſtleriſch geſtimmten Menſchen aufgeſucht wird. Ich habe ſelbſt die Porträts der ausgezeichneten Maler Hebert, Meiſſonier, Chenevard auf Ricards Staffelei geſehen — eben ſo die Porträts Ferdinand Hillers, Theodor Gouvy's, Wilhelmine Clauß' ꝛc. Frau von Calergi, von der ſchwer zu ſagen, ob ſie mehr Künſtlerin oder ſchöne Frau iſt, das trefflichſte Modell für die größten Koloriſten, die Heine ſo bizarr als weißen Elephanten, Theophile Gautier nicht weniger barock als Symphonie blanche beſungen hat, malte Ricard zweimal, einmal, wie ſie, ein ander Mal, wie er es gewollt. Das zweite Exemplar iſt ein Bild geworden, deſſen ſich Paul Veroneſe gerühmt haben würde. Dort hängt es an der Wand, und man begreift, daß ſich der Schöpfer von einer ſolchen Schöpfung nicht trennen könne.

Bleiben wir mit diesem Bilde im Atelier, und sehen wir uns um. Wir kommen in einem glücklichen Augenblicke: die Staffeleien sind aufs Reichste und Mannigfaltigste ausgestattet. Neben jenem reizenden Mädchen à la Greuze, der verkörperten Poesie des anbrechenden „Backfischthums," das so frisch in die Welt sieht, daß es der Maler „cinq heures du matin" nennt, das Bild einer wunderherrlichen Frau, über deren Gesicht der Zauber ewiger Jugend und ewiger Weiblichkeit ausgegossen ist; der Reiz inniger Lebensfülle, trotz dem leidenden Zuge um den Mund, von dem jene melancholische Stimmung ausgeht, die wir fast bei jedem Kunstwerke wünschen. Welch einen Kontrast bildet diesem milden Antlitz gegenüber der blondlockige, rundwangige Knabe, der sich vor Jugend und Geist kaum im Rahmen halten kann — und dieser herrlichen Gruppe gegenüber wieder welch ein Kontrast in dem Bilde des berühmten Bankiers Mr. Blunt! Es ist Das derselbe Mr. Blunt, der Herrn Mires, welcher in einer Versammlung von den barons de l'industrie gesprochen, geantwortet, er habe bis jetzt in dieser Beziehung nur von „Chevaliers" sprechen hören. Diese Antwort charakterisirt ihn. Es ist der englische Finanzmann, der die Phrase wie den Schwindel haßt, sicher auf sich selber steht, unbekümmert, welchen Titel man ihm gebe, im Bewußtsein seines Berufes, seiner Macht und seiner Solidität. So steht er in dem Ricard'schen Bilde vor uns, die Poesie der Positivität, die Poesie unsrer Zeit und das herrschende Prinzip. Klugheit, Ruhe, etwas Kälte, aber Sicherheit, die ein wohlthuendes Vertrauen einflößt und dem Ganzen eine gewisse Gemüthlichkeit verleiht, sprechen aus dieser Gestalt, die ungenirt und in der ganzen Welt zu Hause, den einen Daumen in das Achselloch der Weste gesteckt, aus der Leinwand wie aus der Thür des marktbeherrschenden Bureaus tritt. — Mächtiger erweckt ein größeres und glänzenderes Porträt unsre Aufmerksamkeit. Wir enthalten uns jeder Charakteristik, denn mit diesem Gesichte müßten wir die ganze Zeit vom Staatsstreiche bis auf unsre Tage und müßten wir vorzugsweise den französischen Senat charakterisiren, wozu

wir uns nicht berufen fühlen. Es ist Das das Porträt des Mannes, der den Muth hatte, Tacitus Lügen zu strafen, er, der selber ein großes Stück bestätigenden Kommentares des unglücklichen Römers darstellt; es ist Das das Porträt des Präsidenten des Senates, des Herrn Troplong. Wir sagen nichts darüber, nur daß Ricard hier mit einem meisterhaften Bilde zugleich ein so wahres Stück Geschichte geliefert, wie irgend Jemand, der in diesem Augenblicke im Geheimen taciteische Memoiren schreibt oder wie Procopius eine doppelte Geschichte.

Sehen wir uns weiter um in dem Atelier. Eine Atmosphäre von Poesie durchweht die weiten Räume. Da ist nichts Absichtliches, nichts Arrangirtes, auch nichts von dem industriellen Wesen, das so viele Pariser Ateliers auszeichnet; wohl aber fühlt man sich in einer Werkstätte des Geistes. Alles sagt: hier wird gedacht, gestrebt, gekämpft und Schönes geschaffen. Alte Tapisserien bedecken die hohen Wände; über diese hängen vielfache Freundesporträts, allerlei Meisterwerke anderer Meister, wie z. B. ein Adrian Ostade, ein höchst merkwürdiger Studienkopf von Ingres, ein unbekannter Venetianer, welche alle Ricard, ein eben so trefflicher Kenner als Maler, in den Trödlerbuden aufgestöbert hat. Eine lange Reihe von Kopien läßt uns einen Blick in die Studien thun, die Ricard durchgemacht hat, bis er auf diese Höhe gelangt ist. Da hängen Kopien nach Tizian, Veronese, Bonifaz, Rubens, Rembrandt (die nächtliche Ronde), Claude Lorrain u. A., sämmtlich Meisterstücke der Kopie. Kein moderner Maler hat es verstanden, so die Werke der alten großen Vorgänger nachzudichten, sich so in ihr Wesen hineinzuleben, so ihre subtilsten und unfaßbarsten Geheimnisse zu erfassen. Den alten Robert Fleury sah ich in Begeisterung vor einer Ricard'schen Kopie eines Bonifaz stehen; er wußte nicht, von wem sie herrührte, und rief aus: Ich hätte nicht gedacht, daß ein Moderner Das zu leisten im Stande sei! — In der That gibt es gewisse Farbenwunder, die heut zu Tage nur Ricard thun kann, und diese Wunder werden noch wunderbarer, wenn man

sieht, wie er die Farbenmittel, mit denen er sie vollbringt, immer mehr und mehr auf ein Minimum beschränkt.

Es gehört mit zu den schönsten Genüssen, in einem Winkel dieses Ateliers zu sitzen, seine Cigarre zu rauchen und zuzusehen, wie Ricard mit der sehr wenig bunten Palette die Wunder thut und wie er zugleich durch ein geistvolles, immer anregendes Gespräch das innerste Wesen auf das Gesicht des Modells herauszuzaubern versteht. Ricard ist nämlich einer der liebenswürdigsten und geistreichsten Gesellschafter und Plauderer des heutigen Frankreich. Der Fremde glaubt in ihm das Modell jener Gesprächshelden und Meister zu erkennen, welche Frankreich so konversationsberühmt gemacht haben. Aber der Fremde irrt. Ricards Gespräch ist von ganz anderer Natur: die Unterhaltung, das Sprechen ist ihm nicht Selbstzweck; eben so wenig will er glänzen. Er wiederholt sich nicht, er hat kein Repertoire von Witzen und Geistreichheiten, er ist nicht frivol, wie jene berühmten Meister der Konversation. Bei ihm strömt das Gespräch aus der Fülle des Geistes, des Gemüthes und der Phantasie; er ist in jedem Augenblicke neu angeregt und immer produktiv. Derselbe Mensch, der jetzt wie ein Kind gelacht, mit Kindern kindische Späße gemacht oder ein Feuerwerk sprühender Witze hat aufsteigen lassen, derselbe Mensch kann einen Augenblick später auf die kleinste Veranlassung die sinnigsten Aphorismen über menschliche Verhältnisse, die tiefsten Theorien über Kunst, die umfassendsten Aperçus über die höchsten Interessen aussprechen. Ist er jetzt der geistreichste Dialektiker, so ist er wieder den Augenblick später Das, was man seit Goethe „eine Natur" zu nennen liebt — ist er jetzt der Kritiker, der die geheimsten Ursachen der räthselhaftesten Wirkungen aufzusuchen versteht, so ist er gleich darauf wieder der ursprüngliche, unbewußt schaffende Poet in aller Frische und Unmittelbarkeit, ohne die geringste angekränkelte Blässe des Gedankens. — Mit einem solchen geistigen Wesen und mit einer sehr einnehmenden Persönlichkeit ausgest
Ricard sieht so aus, wie sich ein Romantiker gern einen

des ſechzehnten Jahrhunderts vorſtellt — könnte er in der Pariſer wie in jeder andern Geſellſchaft große Eroberungen machen und ſich leicht mit einem Kreiſe von Freunden, Bewunderern und Protektoren umgeben, wenn er nicht ein Anachoretencharakter und in vieler Beziehung ein Fremdling in unſrer Zeit wäre. Wenn die Klöſter ſo wären, wie man ſie gern ſchildert, wäre er wohl in ein Kloſter gegangen; wenn ſein ſtrebender und hungriger Geiſt nicht immer neuer Nahrung bedürfte, wenn er nicht im Grunde ein Menſch wäre, der mit allen Nerven am ganzen Leben hängt, er hätte ſich längſt in die Einſamkeit oder in irgend eine geſchloſſene Brüderſchaft zurückgezogen — wie einſt Fra Angelo oder Fra Bartolommeo. — Am Liebſten, ſagte er einmal, möchte ich in einem Kloſter leben und meine Brüder umſonſt malen. — Aber damals ſaß ihm eine dicke Frau, die um jeden Preis ſehr modern und elegant gemalt ſein wollte. Man gebe ihm ein ſchönes und ſinniges Modell, und die Erde hat ihn wieder. — Sein Atelier, ein kleiner Kreis von Freunden, die intereſſanten Geſichter, denen er in der Straße begegnet, ſind ſeine Welt; Malen, Lektüre, ein anregendes Geſpräch, ein Ausflug nach Italien oder in die Galerien Deutſchlands und der Niederlande, eine Reiſe zu einem deutſchen Muſikfeſte iſt ſein Leben. Mit einem Worte: Perſon und Weſen und Leben ſtimmen harmoniſch mit den Schöpfungen; beide ſind ſchön, beide eines großen Künſtlers.

Wir verlaſſen das Atelier des größten franzöſiſchen Porträtmalers. Verlaſſen wir es! — Denn wie viel wir noch über ihn und ſeine Art, zu malen, ſagen könnten, wir können dem Leſer doch keinen eigentlichen Begriff von ſeinen Bildern geben. Auf ihnen liegt jener unſagbare Reiz, jenes mit Worten Unausdrückbare, das jedes Werk eines ächten Künſtlers charakteriſirt, das uns ſogleich daraus entgegenweht und uns ſagt: Siehe! Hier iſt Schönes, Bedeutendes! — das nicht errathen werden kann, ehe es da iſt, und nicht analyſirt, *wenn* es da iſt. Der Kritiker kann jeden Pinſelſtrich beſchreiben, jeden Vers zerlegen, jede Muſiknote aufzählen — aber den gewiſſen Duft eines Kunſtwerkes kann er

nicht wiedergeben, und am Ende muß er auf das Kunstwerk selbst verweisen: Sehet, leset, höret! Genug, wenn er der Herold des wahrhaft Schönen ist. — Aber, fragt der Leser erstaunt, dieser große Künstler Ricard hat nichts gemalt als Köpfe? — Nichts als Köpfe oder auch ganze Gestalten; aber wahrlich, ich sage dir, o Leser, Giorgione wäre Giorgione auch ohne die großen Leinwande, auf denen sich mehrere Figuren zusammenfinden, Van Dyck wäre Van Dyck auch ohne seine Heiligenbilder und Velasquez Velasquez selbst ohne sein großartiges Lanzenbild und selbst ohne das wunderbare Bild der Spinnerinnen. Das ganze berühmte Madonnenbild Murillo's in dem großen Saale des Louvre ist nicht so viel werth, als die wenigen bescheidenen Köpfe, die sich unten, links in einem Winkel des Bildes befinden. Und wahrlich, ich sage dir ferner: Wer einen Kopf so malen kann wie Ricard, der kann Alles.

III.

Hebert, Heilbuth, Brendel, Imer, Henneberg, Knaus.

Von Ricard zu Hebert ist nur ein Schritt. Vor einigen Jahren, da sie erst viel versprechende, junge Künstler waren, nannte man sie nur zusammen, da sie zu gleicher Zeit auftraten und zu gleicher Zeit berühmt wurden. Nach und nach, da sie aus hoffnungsreichen Jünglingen fertige Künstler wurden, da sich ihre Individualitäten immer entschiedener aussprachen, wurde auch die Entfernung zwischen Beiden immer größer, und wie sie heute dastehen, haben sie nichts mehr mit einander gemein. Heberts Entwicklung ist in so fern interessanter, als man [illegible] in seinen frühesten Bildern dieselbe Persönlichkeit zu sehen und zu fühlen, entdeckt, welche in s[illegible]

Werken ſo wohlthuend, ſo ſympathiſch auftritt und ihm einen ausgezeichneten und auszeichnenden Stempel aufdrückt. In den Sälen der Akademie der bildenden Künſte umherwandernd, betrachtete ich einmal eine lange Reihe von Bildern, welche den Verkauf Joſephs durch ſeine Brüder darſtellten. Sie waren ſämmtlich ſchülerhaft ausgeführt, aber eines unter ihnen fiel mir durch ſein nach milder Harmonie ſtrebendes Kolorit und durch eine über das Ganze ausgegoſſene Melancholie auf und erinnerte mich zugleich, trotz ſeiner Schülerhaftigkeit, an die ſchönſten Bilder Heberts — und in der That war es ſein Konkurrenzbild, mit dem er vor langer Zeit über alle dieſe rechts und links aufgeſtellten Bilder den Preis, den römiſchen Preis, le grand prix de Rome, davon trug. Seit jenem Bilde hat Hebert nicht aufgehört, Fortſchritte zu machen, und hat auch, durch alle durchgemachten Phaſen, nicht aufgehört, er ſelbſt zu ſein. Die bereits große Reihe ſeiner Genre-, Hiſtorien- und Porträtbilder macht gewiſſermaßen ein Ganzes, ein einziges Kunſtwerk, wie Das bei den geſammten Kunſtwerken ausgeſprochener Charaktere, trotz aller Umwege der Entwicklung, trotz Suchen und Irren immer der Fall iſt. Wer ein Ohr hat, wird Beethoven ſogleich erkennen, ob er nun die d-moll oder die d-dur Symphonie höre — die doch beide ſo ſehr verſchieden ſind. Das Charakteriſtiſche der Hebert'ſchen Bilder liegt nicht in Aeußerlichkeiten; nicht gewiſſe Farbentöne, nicht Einförmigkeit des Gegenſtandes iſt es, die ſie ſogleich erkennen läßt: es iſt ihr innerſter Charakter, es iſt eine in Farben und Formen nach außen gekehrte, manifeſtirte Innerlichkeit eines gewiſſen einzelnen und einzigen Menſchen; es iſt das ethiſche Weſen einer Perſönlichkeit, die ſich ſo und nicht anders ausdrücken kann und die ſich anders als jeder Andere ausdrücken *muß*. Dieſes Charakteriſtiſche aber iſt eben deßhalb, weil es ſeiner Natur nach ausſchließlich iſt, ſehr ſchwer in Worten auszudrücken. Man kann in einem ſolchen Falle nur allgemeine, wenig bezeichnende Ausdrücke gebrauchen, die eben ſo gut auf einen andern Künſtler übertragen werden können, ohne daß

die Beiden eine innerliche Aehnlichkeit haben müßten. Sagen wir alſo: Melancholie der Phyſiognomie ſowohl wie des ganzen Gegenſtandes und eine überaus wohlthuende, milde, gedämpfte Harmonie der Farben — Abweſenheit jedes Geſchreies und jeder Effekthaſcherei — ſo haben wir Hebert nur in ſeiner allgemeinſten Tugend bezeichnet. Am Beſten thut man wohl, man geht in den Luxembourg und vertieft ſich in ſeine Malaria. Ich habe noch Niemand geſehen, den dieſes Bild nicht auf den erſten Blick ergriffen und nach und nach mit einer ſanften, wohlthuenden Trauer erfüllt hätte. Die Barke, die mit Männern, Weibern und Kindern dahinfährt über die Gewäſſer der pontiniſchen Sümpfe, erſcheint wie ein trauriges Symbol der Lebensreiſe; der Luft ſieht man es an, daß ſie den Tod in ihrem Schooße trage. Aber dieſer Tod iſt jener Tod des Liedes, der da ſingt:

O, ruhe mild,
Ich komme nicht, zu ſtrafen,
Ich bin nicht wild,
Sollſt ſanft in meinen Armen ſchlafen.

Die Trauer der Dahinfahrenden iſt die ſchöne Trauer der Ergebung — der Kampf iſt aufgegeben, und die Menſchen neigen das Haupt, wie verwelkende Blumen. Eine wilde Phyſiognomie, ein ſchreiender Pinſelſtrich, ein greller Sonnenſtrahl hätte den Einklang, die tiefempfundene künſtleriſche Einheit dieſes Werkes geſtört. Hebert hat ſich vor Dergleichen gehütet, obwohl ein ſolcher Schrei, ein ſolcher Kontraſt das Bild auffallender, lärmender, zudringlicher gemacht hätte, obwohl ſolche Mittel ſeit lange in der franzöſiſchen Schule traditionell ſind und man ſie gewiſſermaßen als nothwendig betrachtet. Hebert hat dem ſchlechten Geſchmacke nicht die geringſte Konzeſſion gemacht, er hat ſich nicht einen Augenblick verleugnet, und dieſer Heroismus einem Pariſer Publikum gegenüber hat die ſchönſten Früchte getragen. Die Malaria iſt ohne Knalleffekt ein populäres, geliebtes Bild, Hebert iſt in ſeinen Grundſätzen beſtärkt worden. Er hat vor

vornherein gezeigt, wie ernst es ihm mit sich und seiner Kunst sei, und hat sich von Anfang an das Vertrauen und die Achtung der Kenner, der Kunstwelt und des Publikums erworben. Die erwähnte Selbstverleugnung ist um so mehr anzuerkennen, als Hebert ein Schüler Delaroche's ist und dieser Meister — man kann es nicht leugnen — seinen Effekt durch melodramatische Gegenstände und auffallende Anordnung hervorzubringen suchte. Damit aber der Leser durch Erwähnung der farblosen Schule Delaroche's nicht irre geführt werde, will ich gleich hinzufügen, daß Hebert unter den heutigen Malern Frankreichs als einer der größten Meister in der Farbe genannt werden muß. Das Bild, das wir in seinem Atelier finden, wird uns sein Recht auf diese Ehre klar machen.

Wir steigen Rue Navarin Nro. 11 drei Treppen hoch. Ein dunkles, beinahe bronzenes, farbloses, von langen schwarzen Haaren beschattetes Gesicht lächelt uns einen freundlichen Gruß zu; das Lächeln wie die tiefschwarzen und feurig leuchtenden Augen sagen uns, noch ehe ein Wort gesprochen, daß wir es hier mit einem feinen, gebildeten Geiste zu thun haben. Die ganze, wir möchten sagen verbrannte, basaltene Erscheinung läßt auf große Leidenschaftlichkeit schließen; aber die Ruhe und Milde des Benehmens stellen sofort wieder die Harmonie zwischen den Bildern und ihrem Schöpfer her, die einen Augenblick lang in unsern Gedanken gestört war. In der That sollte man von einem Maler mit solcher Physiognomie wilde Bilder à la Delacroix erwarten — aber es geht wie immer. Bei näherer Bekanntschaft entdeckt man die Züge des Kindes im Vater, des Vaters im Kinde. Wenn Hebert wirklich ein Vulkan ist, wie er aussieht, dann sind seine Produkte die Lacrymae Christi — milde, süße, poetische Produkte voll innern Feuers. Daß dieses Feuer zusammengehalten, daß wilde Ausbrüche vermieden, daß es zu einem innern gemacht und zur Beseelung seiner Gestalten benutzt wird — Das ist eben Sache des großen Künstlers — und zumeist des großen Künstlers, der die Gaben der Natur nicht im rohen,

naiven Zustande gelassen, der sie und sich gebildet, der denken und die Welt und sich selber als außer ihm betrachten gelernt. So oft wir ein Werk Heberts gesehen, muthete uns etwas wie Bildung daraus an und empfanden wir, daß ein Unterschied sein müsse zwischen ihm und den Malern, die sich einbilden, es sei genug, wenn man nur mit dem Pinsel umzugehen wisse, und deren es heute in Frankreich Hunderte gibt. Hebert hat seine ganze Jugend, nach dem strengen Willen des Vaters, wissenschaftlichen Studien gewidmet. Er ist in Grenoble geboren, und in der französischen Provinz erschaudert noch heute jede Familie vor dem Gedanken, durch einen Künstler in ihrem Schooße entehrt zu werden. Künstler heißt noch immer so viel als Vagabund, Hungerleider, Lump. Kein Wunder, daß man Hebert zu einem Brodstudium zwang, trotz dem ausgesprochensten Künstlerberuf. Mit einer außerordentlichen Energie bewältigte er die innern Widersprüche, die sich gegen die aufgezwungene Laufbahn erhoben; die Trockenheit der juristischen Studien suchte er sich durch wissenschaftliche Behandlung derselben genießbar und durch gleichzeitige Beschäftigung mit der schönen Literatur erträglich zu machen. So stand er mit zweiundzwanzig Jahren als fertiger Advokat, als gebildeter und als unabhängiger Mensch da. In seiner Freiheit machte der Künstler in ihm sein Recht geltend; er nahm wieder Stift und Pinsel zur Hand, die man ihm vor Jahren entwunden hatte. Plötzlich verließ er das Palais de Justice, das für ihn in allen Räumen nur salles des pas perdus hatte, und mit derselben Energie, mit der er Juristerei studirte, und mit mehr Liebe, warf er sich auf die Malerei, und nach kurzer Zeit ist er aus den Schulen Delaroche's, der Akademie und der großen Schule Italiens als der fertige Meister hervorgetreten, der die Malaria schaffen konnte. — Das, was wir in Deutschland Objektivität nennen, jene Unparteilichkeit des Auges und Ruhe des Geistes, jene Herrscherfähigkeit der äußern Welt gegenüber, jenes Schweben über dem Chaos der Erscheinungen, das allein ein schöpferisches „Werde!" ermöglicht, verdankt Hebert gewiß zum

großen Theile der Bildung, die er ſich un peu malgré lui angeeignet. Kleine, unkultivirte Geiſter begreifen es nicht, wie bedeutenden Menſchen Alles zu Nutze wird, was ſie immer gelernt haben, welchem Stande ſie immer angehören mögen.

Hebert iſt ſo eben aus Italien, das er ſchon zu wiederholten Malen beſuchte, zurückgekehrt. Zwei Jahre ſaß er in einem kleinen Dorfe, fern von Rom, mitten in den wildeſten Apenninen. Die ſtereotypen Modelle Roms, ihr arrangirtes Koſtüm konnten ihm, der nach Wahrheit ſtrebt, nicht genügen; ſo entſchloß er ſich, italieniſche Natur, italieniſche Phyſiognomie und Tracht in ihrer eigenthümlichſten Heimat aufzuſuchen, in der Wildniß und Einſamkeit, wo die urſprüngliche Naivetät im Bewußtſein des Modellmetiers noch nicht untergegangen. Auf ſeinem Tiſche finden wir noch die eben ausgepackten Bücher, die ihn in die Einſamkeit begleiteten, Homer, Xenophon, Luzian in der Urſprache und, um doch auch mit der lebenden Welt in Verbindung zu bleiben, die Revue des deux Mondes — auf den Staffeleien aber finden wir einen Theil der ſchönen Ausbeute dieſer zwei der Kunſt gewidmeten, mit Entſagung und Aufopferung ertragenen Jahre. Da ſind zuerſt: die Mädchen und Weiber am Brunnen. Zwei Mädchen kehren uns den Rücken und bücken ſich über die gemauerte Einfaſſung, um Waſſer zu ſchöpfen. Ein drittes Mädchen wartet, ſtützt den Arm in die Hüfte und ſieht uns im Bewußtſein ihrer Schönheit und unnahbaren Jungfrauſchaft mit großen Augen an. Neben ihr, am Fuß einer Mauer, ſitzen zwei früh gealterte Weiber, mit den ihnen zukommenden, durchfurchten, verwelkten, zerſtörten ſüdlichen Geſichtern — die eben ſo gut gemüthlichen, märchenerzählenden Großmütterlein wie alten Hexen angehören können — denn die Elemente zu Beiden ſtecken in dieſen italieniſchen alten Weibern. Sie plaudern gemüthlich mit einander, d. h. ſie klatſchen. Was klatſchen ſie? Sie klatſchen offenbar über Das, was jene Jungfrau bewegt, ſo ſtolz in die Welt zu blicken. Sie unterhalten ſich sotto voce gewiß von jenem bleichen, kranken, tief melancholiſchen Geſchöpf, das wir

noch nicht erwähnt haben und das, halb im Schatten, auf der Brunneneinfassung allein und verlassen abseits sitzt. Sie hält ihr Gefäß in der Hand und wartet, bis die Andern fertig sein werden; jetzt wagt sie es nicht, sich zu nähern. Berührte sie beim Schöpfen eine von ihnen mit dem Arme oder nur mit dem Saume ihres Kleides, sie würde zurückgestoßen, beschimpft, mit Flüchen und Schmähungen überladen, als wäre sie eine Aussätzige. Die bei Seite Sitzende ist ein gefallenes Mädchen, und die Sitte in den Dörfern der Apenninen ist so furchtbar grausam. Keine von all den Anwesenden würdigt sie eines Blickes. Im Geheimen spricht man vielleicht ein Wörtchen mit ihr, bedauert man sie auch, aber öffentlich, am Brunnen, wird kein Mädchen, das sich achtet, nur einen Blick auf ihr ruhen lassen, aus Furcht, selbst in Verruf zu kommen. Das ganze Unglück der Verlassenheit liegt auf dem blassen, schönen, von Gram durchseelten Gesichte der Gefallenen. Der Mann, der sie verführt, hat sie verlassen; um sich nicht als den Schuldigen zu verrathen, kommt er ihr in ihrer Noth nicht zu Hülfe; Arbeit findet sie als eine Ausgestoßene auch nicht, so ist sie dem Hunger und Elend verfallen; ihr Unglück hat sie aufs Krankenlager geworfen — und so sitzt sie jetzt da, nothdürftig genesen, traurig schön und noch so jung und noch mit einem so langen Leben voll Gram und Einsamkeit vor sich. Alles dieses äußere und innere Unglück hat der Künstler mit wunderbarer Meisterhaftigkeit in wenigen Pinselstrichen auf dieses kleine Gesicht gebannt und in der Haltung ausgedrückt — aber poetisch gemildert durch die Schönheit, durch die Anmuth des Leides. — Ceci, c'est votre signature! sagt ein Kenner, der eben da war, auf das Mädchen deutend. In der That würde man an dieser einen Gestalt Hebert unter tausend Bildern herauserkennen.

Seiner meist italienischen Stoffe wegen hat man Hebert schon oft mit Leopold Robert verglichen. Selten war eine Vergleichung so hinkend. Leopold Robert ist eigentlich sein Leben lang ein Schüler Davids geblieben. Seine David'sche Anschauungs- und

Darſtellungsweiſe hat er auf moderne Gegenſtände übertragen; ſeine Bauern und Fiſcher machten antike, akademiſche Stellungen — ſehr ſchöne, edle, oft großartige antike Stellungen, mit einer Meiſterhaftigkeit ausgeführt, daß man eigentlich die Natur vergaß, oder vielmehr, daß ſie ganz natürlich erſchienen. Aber man merkte doch die Abſicht und die Schule, ſobald man ſich Rechenſchaft über den Effekt ablegte, ſobald man das Bild analyſirte und in ſeiner Zuſammenſtellung belauſchte. Man konnte genau ſagen, warum dieſe Figur hier und nicht dort, ſo und nicht anders daſtehe. Nach dem erſten prächtigen Eindrucke wurde man an den Meiſter erinnert, anſtatt daß man ihn immer mehr hätte vergeſſen ſollen. — Nichts von Alledem und das Gegentheil von Alledem iſt bei Hebert der Fall. Schüler einer ſtrengen Schule wie L. Robert (der Akademie und Delaroche's) hat er vor Allem die Schule vergeſſen, oder vielmehr iſt er bei der Natur in die Schule gegangen, um die Traditionen, Regeln und hergebrachten Formen verdecken, verwiſchen zu lernen. Nirgends merkt man eine Abſicht. Nur die Selbſtbeherrſchung, das Maß iſt ihm aus der Schule geblieben. Leopold Robert hat ſo zu ſagen die Statue, die ihm Modell ſtand, belebt; Hebert nimmt den Menſchen ſelbſt und gibt ihm manche der Eigenſchaften, die ihm fehlen und welche die ideale Statue beſitzt. Die Wärme, die alle ſeine Bilder athmen, ſagt es deutlich, daß es ſich hier nicht um Belebung, ſondern um direktes, unmittelbares Leben handelt. Seine Auffaſſung iſt eine urſprüngliche — ſeine Ausführung eine objektive. Es geht ihm mit der Natur, wie es jedem ächten Künſtler geht, wie dem ächten Manne mit dem Weibe. Erſt wird er von ihr erfaßt; dann beſitzt er ſie. — Auch was die Farbe betrifft, haben die beiden Verglichenen nicht die geringſte Aehnlichkeit. Leopold Robert iſt immer der Zeichner und Kupferſtecher geblieben, der ſeine gezeichneten Figuren ausführte. Bei Heberts vortrefflich gezeichneten Bildern denkt man nicht an die Zeichnung; die Konturen verſchwinden wie in der Natur, und die Farben des ganzen Bildes ſind ſo zu ſagen eine einzige Farbe, ſo ſehr ſind ſie in

Harmonie mit einander, so sehr bilden sie einen einzigen Akkord. Daher wirken sie auch einheitlich als ein Ganzes, und wie man bei andern Bildern einzelne schöne Stellen bewundert, so ist man hier immer unter dem Eindruck des ganzen Bildes. Erst wenn man mit kalter Absicht prüfen und zerlegen will, erstaunt man, mit welcher Weisheit, mit welchem Geschmack die Einzelnheiten zu diesem Ganzen verbunden und verschmolzen sind.

Alles Das mußte dem Beschauer schon vor den italienischen Mädchen, die in der allgemeinen Ausstellung von 1855 so großes Aufsehen machten, klar werden; doch predigt dieses neue Bild, das wir vor uns sehen, noch lauter von den Vorzügen der Hebert'schen Muse. Wäre es nicht schon nach jenem Bilde ausgesprochen worden, man müßte es jetzt anerkennen, daß E. Hebert einer der größten Maler der jungen Generation ist und vielleicht insofern der größte, als er den Zeichner und Koloristen, die in Frankreich so sehr getrennt sind, in sich vereinigt, zugleich mit einer Individualität, die den abgedroschensten Gegenstand immer neu und eigenthümlich und immer schön und natürlich wiedergeben wird. Was uns aber vor Allem darauf aufmerksam macht, daß wir hier einen wirklich genialen, von aller falschen Genialität fernen Künstler vor uns haben, das ist das Maßvolle, Harmonische, Ruhevolle und Milde, das uns beim ersten Anblicke der Hebert'schen Bilder sofort befriedigend anmuthet — etwas von jenem Geiste, den wir aus Hermann und Dorothea und aus Tasso kennen. — Daß Hebert auch von den alten Meistern anerkannt werde, hat der Verfasser dieses Artikels selbst erfahren. Als Robert Fleury den Anfang dieser Wanderungen gelesen, fragte er sogleich, ob ich denn nicht auch über Hebert schreiben werde, und fügte hinzu: Qu'il ne me dise pas du mal de celui-là! Auch hüte ich mich, Böses zu sagen von Einem, den Akademiker und Delacroixisten gleich sehr anerkennen und dessen Bilder mich seit Jahren mit dem poetischsten Behagen erfüllten.

Neben dem genannten Bilde sehen wir in Heberts Atelier noch eine nackte Schöne auf weichen Kissen, noch eine Italienerin,

zwei Frauenporträts und das Porträt eines Knaben, der eine Armbrust in Händen hält. Allen diesen Bildern lassen sich dieselben Vorzüge nachrühmen, wie jenem großen Genrebilde. Die Nackte ist durch die Schönheit der Formen und die milde Beleuchtung ausgezeichnet, und das Knabenporträt erinnert an die schönen Prinzen- und Aristokratenbilder des siebzehnten Jahrhunderts. In Porträts war Hebert nicht immer so glücklich; er hat manchmal zu viel von seiner Poesie in das leibhaftige Modell übertragen und daraus ein Mittelding von körperlichem und schattenhaftem Wesen gemacht — doch hat er auch auf diesem Felde Ausgezeichnetes geleistet. Die letzte Ausstellung brachte ein Bild der Fürstin B.., das man für ein Porträt aus der schönsten italienischen Zeit hätte halten können, ein Bild voll lebendiger Hoheit und anmuthigen, weiblichen Stolzes.

Wir verlassen das Atelier Heberts in der Hoffnung, bald zurückzukehren, denn nächstens soll ein großes Bild, die bedeutendste Arbeit seines italienischen Aufenthalts, hier eintreffen. Wir wandern weiter, die Höhe des Quartier Breda hinan, der Avenue Frochot entgegen. Die Avenue Frochot ist eine kleine, schöne, mitten in Paris abgeschlossene, isolirte Welt. Die Häuser, aus denen sie sich zusammensetzt, sehen aus wie liebliche Villen; alte und junge Bäume und Blumenbeete und kleine Rasenplätze schmücken die Gärten und Gärtchen vor diesen Landhäusern mitten in der Stadt. Es sieht da aus, wie in einem reizenden Kurplatze, in dem sich Gesunde des Lebens freuen wollen. Man schließt das Thor der Avenue, und eine ganze Gemeinde ist abgeschlossen. Diese Gemeinde besteht meist aus Künstlern und Schriftstellern und Solchen, die künstlerischen Sinn haben. Noch vor einigen Jahren hauste Alexander Dumas daselbst — aber wo hat Der nicht schon gehaust! Die meisten dieser Häuser bestehen nach Norden zu aus großen Fenstern, Atelierfenstern — überall wohnen Maler. Vor nicht langer Zeit trug man den alten berühmten Isabey von hier hinaus auf den nahen Montmartre; jetzt hat sein Sohn sein Atelier inne. Wir treten in das

Haus Vidals, dessen anmuthige, träge, wollüstige Even, Stubenmädchen ꝛc. wir alle kennen; aber wir besuchen nicht Vidal, sondern einen Landsmann, Ferdinand Heilbuth aus Hamburg. Ein junger, blasser, blonder Mann empfängt uns mit einigen Witzen, wohl auch mit einigen Calembourgs, bittet uns gleich darauf um Entschuldigung und macht mit großer Lebhaftigkeit die Honneurs seines Ateliers. Aber noch bevor er seine eigenen Bilder zeigt, fragt er: „Sind Sie schon bei Henneberg gewesen? Haben Sie Brendels neuen Schafstall gesehen? Haben Sie Knaus besucht?" — Er liebt es, daß man seine Landsleute kenne und anerkenne, obwohl er, seit früher Jugend in Paris lebend, seinem Wesen wie seiner Kunst nach ganz Franzose geworden. — Das sagen uns auch seine Bilder, wenigstens die Farben seiner Bilder und die oft bis ins Kleinste gehende Ausführung von Einzelheiten, Kleiderstoffen, Möbeln, Architektur ꝛc., welche eine gewisse französische Gruppe von Malern charakterisirt. Doch wird er in dieser Beziehung niemals minutiös oder übertrieben; die Einzelheiten sind ihm nicht Hauptsache, sondern die Wirkung des Ganzen — als Malerei. Der Gegenstand steht für ihn erst in zweiter Reihe. Was die meisten seiner bisher gemalten Bilder vorzugsweise kenntlich macht, ist neben der schönen und heitern Farbe eine gewisse Ruhe, die er anstrebt und die uns manchmal etwas übertrieben vorkommt. Er scheut sich vor jeder heftigen Bewegung in der Physiognomie, in den Gliedmaßen seiner Figuren, vor einer starken Lebhaftigkeit in den Gruppen, als ob die Bewegung nicht auch zum Wesen des Malerischen gehörte und dieses oft erhöhte. So werden seine Gruppen oft zu plastisch und bekommen einen akademischen Charakter, der mit den frischen, eleganten, so zu sagen melodischen Farben nicht zusammenpaßt. Trotzdem ist das Ganze immer hell, klar, angenehm.

Wir kennen eine große Reihe von Bildern Heilbuths, aber wir wollen uns bei diesen nicht aufhalten, weil wir die Ursachen angeben müßten, derenthalben uns viele von ihnen kalt gelassen, und wir halten Das für überflüssig im Angesichte des Bildes, das

wir noch in der Arbeit finden und das uns einen sehr großen Fortschritt anzudeuten scheint. Das Bild stellt eine Episode aus dem Leben des großen Malers Luca Signorelli vor, die man aus dem Gedichte Platens kennt. Der große Meister verlor seinen Sohn,

„den schönsten Jüngling, den die Welt erblickte.
Es war die Schönheit sein Ruin,
Die oft in Liebeshändel ihn verstrickte."

Ein Nebenbuhler hat ihn getödtet; die schöne Leiche wird in ein Mönchskloster gebracht; der unglückliche Vater eilt herbei. — Auf dem Bilde sehen wir die Bahre mit der Leiche des jungen Signorelli; ringsum stehen traurig, erstaunt, stumm, sprechend, die Mönche des Klosters, Schüler Signorelli's, Freunde des Todten — die Treppe herab im Hintergrunde stürzen andere Betheiligte oder Neugierige herbei. An einer Säule, zu Füßen der Bahre, steht zusammengebrochen, auf den todten Sohn hinstarrend, der unglückliche alte Vater. Sein Antlitz spricht:

O mein Geschick!
So lebt' ich denn, so strebt' ich denn vergebens?
Zunichte macht ein Augenblick
Die ganze Folge meines reichen Lebens!

Die dunklen Wölbungen, überhaupt die ganze Architektur, die von Signorelli herrührenden Fresken des jüngsten Gerichts an den Wänden, die Klosteratmosphäre und Stille — Alles vereinigt sich, mit der Leiche, den Mönchen, dem unglücklichen Vater ein großes und harmonisches Ganze zu bilden — dem Bilde einen bedeutenden historischen Charakter zu geben. Was Heilbuth in seinen frühern Bildern nicht gelungen ist, hat er hier zu Stande gebracht — die ganze Luft ist mit dem Gedanken der Komposition angefüllt; — es ist eine dämmernde, webende, träumerische Luft — während seine früheren Bilder immer mit einer Helle angefüllt waren, die wenig zu denken, nichts zu errathen

übrig ließ. — Sein Signorelli verhält ſich zu ſeinen frühern Bildern, wie der Nimmerige, zum Denken, Träumen, Vertiefen einladende Abend zum grellen Mittag, der von allen Stunden des Tages die Dinge im prosaiſchſten Lichte zeigt. Heilbuth hat es früher nicht bedacht oder nicht gefühlt, daß nach jeder noch ſo eingehenden und erklärenden Kritik eines ächten Kunſtwerkes immer ein Etwas übrig bleiben muß, das ſich in das endliche Wort nicht muß können faſſen laſſen, denn es iſt das Unendliche, der eigentlichſte Inhalt des Kunſtwerkes, der wahre Stoff der Kunſt. — Da ſteht ein ſehr verdienſtliches, ſchönes Bild vor uns: Taſſo, den beiden Eleonoren und dem Herzog ſein Gedicht vorleſend — die Architektur, die Möbel, die Kleiderſtoffe, Alles vortrefflich gemalt — aber die Perſonen und die Handlung werfen, um mich ſo auszudrücken, keinen Schatten. Wo kein Schatten, da iſt keine Hülle, wo keine Hülle, kein Intereſſe des nähern Eingehens. — Heilbuth hat ſich eigentlich bis jetzt ſelbſt nicht verſtanden. Die Wahl ſeiner Stoffe, die meiſt aus der geiſtig bewegten Welt genommen ſind, wie z. B. beſagter Taſſo, ein Konzert bei Paleſtrina, der Sohn Tizians, ſcheint darauf hinzudeuten, daß er vor Allem geiſtiges Leben darſtellen, daß er höhere Stimmungen wecken wolle, wie ſie die Erinnerung an bedeutende Erſcheinungen in der Kunſtwelt, in der Poeſie in uns erwachen läßt. Aber hat er einmal dieſen gedanklichen Stoff gewählt, wird er ihm Nebenſache, und alles Nebenſächliche, vorzugsweiſe die Malerei als Mache, tritt in den Vordergrund. — Man begreift dieſen Dualismus in einem jungen Maler, wenn man eine Zeit lang in Paris gelebt. Da gibt es eine ganze große Schule von Malern, denen die Malerkunſt ebenſo viel und nicht mehr bedeutet als Malenkönnen. Will man Idee, Gefühl, Stimmung von ihnen, ſo nennen ſie Das unbegründete, unberechtigte literariſche Zumuthung. Malen ſei malen, und nichts weiter. Sie ſind die Ableger jener Schule, welche in der romantiſchen Zeit den Satz aufſtellte: die Betrachtung eines ſchönen rothen Tuches ſei ein Kunſtgenuß. Es ſind Das Theorien,

die aus Unbildung hervorgehen, und der Himmel weiß, wie höchst ungebildet ein großer Theil der hiesigen Maler sich in die Kunst wirft. Spricht man ihnen von einem geistigen Inhalte der Kunst, so spricht man Blinden von der Farbe; man müßte ihnen erst einige Bildung geben, ehe man ihnen von Geist spräche. So hat sich hier eine Schule gebildet, die der Gegenpol ist jener deutschen Schule, die da glaubt, man dürfe nur Philosophie und abstrakte Ideen malen.

Man thäte Heilbuth großes Unrecht, wenn man ihn zu der Schule der Gedankenlosen rechnete; man kann nur nicht leugnen, daß ihre Theorien, vielleicht auch die Erfolge der Belgier auf seine Anschauungsweise, während er seine ersten Bilder malte, Einfluß gehabt. Ein sehr begabter Künstler, wie er ist, kann ihm diese Verirrung zum Heil gereichen, denn er hat während seines Aufenthaltes in dieser Schule malen und die technischen Schwierigkeiten überwinden gelernt; nun er beinahe Meister dieser äußerlichen Kunst geworden, wird sich der innere Künstler geltend machen und gewiß wahrhaft Schönes zu Stande bringen. Bei diesem Luca Signorelli braucht Heilbuth nur etwas mehr Ausdruck als ehemals in die Physiognomie zu bringen, um ein Kunstwerk zu schaffen, das ihm einen sehr ehrenvollen Platz unter den jüngern Künstern erobern und ihm für immer die Ueberzeugung geben kann, daß nur jene Werke wahrhaft auf des Menschen Seele und Geist wirken, die etwas von des Menschen Seele und Geist in sich haben und erzählen.

Heilbuth ist in Rom gewesen. Sein großes Talent für die Farbe macht es wünschenswerth, daß er noch nach Venedig gehe. Wir sind überzeugt, daß ein Aufenthalt in der Gesellschaft Giorgione's, Tizians, Veronese's seine große Anlagen rasch entwickeln werde. — Ricard, der ein Kenner ist, sagte einmal ein geistreiches Wort über Heilbuth. Ein anderer Maler stand vor einem Heilbuth'schen Bilde und fragte den Verfasser: Vous êtes allé à Venise? — Non! antwortete Ricard für ihn — mais il en vient!

Heilbuth, der es liebt, den Cicerone in den Ateliers seiner Landsleute zu machen, läßt uns kaum Zeit, seine Bilder bis zu Ende zu bewundern, und führt uns in das Atelier Brendels. Da sehen wir nichts als Schafe, so viele Schafheerden, als wären wir beim Erzvater Jakob nach seinem Auszuge aus Mesopotamien. Die letzte Ausstellung hat Brendel plötzlich zu einem berühmten Schafmaler gemacht. Man kann sagen, daß er den Belgier Verboekhoven in der Meinung der Franzosen gestürzt und sogleich einen höhern Platz eingenommen, als der Gestürzte. In der That unterscheidet er sich von dem Belgier, wie sich die Wahrheit der Poesie von der Wahrhaftigkeit der Nachahmung unterscheidet. An seinen Bildern ist nicht viel zu beschreiben; es sind Schafe im Stalle, oder Schafe auf dem freien Felde, oder Schafe auf einem Abhange — ruhig vor sich hinweidend, oder aus dem Stalle wie Schulkinder aus der Schule stürzend, springende oder wandelnde Schafe, mit den entsprechenden Widdern und Lämmern. Es sind nicht geistreiche Satiriker im Schafpelze, wie Kaulbach'sche Thiere, auch deklamiren sie keine Fabeln und Apologe und predigen kein philosophisches fabula docet. Aber sie athmen die ganze Poesie des Naturlebens. Das tiefe Geheimniß der gebundenen, stummen Naturwelt, der animalischen Lebensfreude wie der gedankenberaubten Melancholie tritt uns räthselhaft aus ihnen entgegen. Das Räthsel, das uns die ganze Natur zu errathen aufgibt, ist hier in einen engen Rahmen künstlerisch gefaßt, in einem seiner lebenden Vertreter personifizirt. Der Künstler weiß es oft selbst nicht, was er uns in solchen Darstellungen bietet; aber Das, was seinen künstlerischen Sinn reizt und zu poetischer Nachahmung bewegt, ist eben diese Poesie, dieses Räthsel in der Natur. Hat er dieses erfaßt, dann ist es gleichgültig, welches hoch oder niedrig in der Reihe der Geschöpfe stehende Wesen er zur Darstellung bringt. Es wird ein Kunstwerk sein, und alle Kunstwerke sind trotz der verschiedenen Titel ebenbürtig. Paul Potter steht wohl so hoch mit seinen Kühen, wie mancher Maler, der Kaiser und Päpste gemalt hat.

Auf dem Wege zu einem andern Landsmann halten wir uns bei einem halben Landsmann, bei dem Schweizer Eduard Imer auf. Dieſer, ein Landſchafter, iſt der Sohn jenes Imer, der in der Jugendgeſchichte Leopold Roberts eine Rolle ſpielt. Er kam mit dieſem aus Lachaux-de-fonds nach Paris, und ſie bewohnten daſſelbe Haus. Imer ſtudirte im Atelier Davids, Leopold Robert war damals noch Kupferſtecher. Eines Tages kommt Roberts Schneider mit einer Rechnung; der arme Kupferſtecher konnte die Hoſe nicht bezahlen. — So machen Sie mir, ſagt der Schneider, der ſich auf den Unterſchied von Kupferſtecher und Maler nicht verſteht, ſo machen Sie mir für die Hoſe mein Porträt in Oel. — In der Verzweiflung läuft Robert zu ſeinem Freunde und Nachbar Imer, und holt deſſen Palette und Pinſel und fängt zu malen an — und ſiehe da, es gelingt. Der Schneider entwickelt ſich mit jedem Pinſelſtriche immer lebendiger aus der Leinwand, und Leopold Robert entſchließt ſich, ein Oelmaler zu werden, und man weiß, daß er es geworden, während ſich ſein Freund Imer, durch Verhältniſſe gezwungen, auf Bankgeſchäfte wirft und ein reicher Mann wird. — Das im Vater unterdrückte Talent iſt im Sohne neu erwacht, und das Kind des Marſeiller Bankiers iſt der Maler der Provence geworden. Die Provence iſt ſeine Provinz, wie die meiſten franzöſiſchen Landſchaftsmaler ihre beſonderen Gegenden haben, die ſie ſich mit ihren Pinſeln eroberten. Dupré und Français gehört der Norden mit ſeiner gemäßigten Natur, Villevieille die Seine mit ihren reizenden Ufern und die Küſtenſtriche der Normandie; Corot jedes neblige Niederland; Rouſſeau der Wald von Fontainebleau. Imer hat ſeine Provence, die Ufer der Rhone, die griechiſche Umgebung des Etang de Berre, die halbwilden Gegenden um Marſeille in Beſitz genommen. Noch kein franzöſiſcher Maler hat die Poeſie jener Landſtriche, die den Reiſenden im Vorüberfluge kahl und leer erſcheinen, ſo erfaßt, wie Imer. Das Leben, das die glühende Sonne auf die verbrannten Felſen zaubert, den Farbenſchmelz, der von dem blauen Himmel niederthaut, die Feinheit

und Romantik der uns Nordländern exotisch erscheinenden Vegetation, die Pflanzenfülle, die überall emporwuchert, wo nur ein Sumpf einige belebende Feuchtigkeit bietet, weiß er mit idealer Wahrheit wiederzugeben. In der Provence hat er es wohl gelernt, den Reichthum und die Mannigfaltigkeit der Natur aufzufinden, selbst da, wo sie nackt und von glühender Sonne alles erfrischenden Lebens beraubt scheint, und diese Schule war es wohl, die ihn befähigte, auch Aegypten, das er besuchte, in seinem Reichthum, in seiner Belebung, in seinem malerischen Charakter darzustellen. Alle Landschaften, die uns bisher aus Aegypten heimgebracht wurden, glichen einander, wie ein Ei dem andern. Da war eine gelbe Fläche, ein monotoner Horizont, ein eben so monotoner Himmel — die Fläche höchstens hie und da von einem Nilsumpf unterbrochen, der Himmel höchstens hie und da am Horizont von einer oder zwei Palmen, wie von traurigen Ausrufungszeichen, durchschnitten. Es geht den meisten Landschaftsmalern, wie es den Touristen geht. Was der Erste in einem Lande gesehen, sieht die ganze Reihe seiner Nachfolger durch ganze Generationen nach ihm; nicht mehr, nicht weniger. Wir erhalten immer Variationen über das alte Thema. Dem Lande wird ein stereotyper Charakter oktroyirt — und dabei bleibt es. So war es mit Aegypten. Alle Welt malte dieses Land, wie es dereinst Decamps gemalt hatte. Einmal sah man zwei, einmal drei Palmen. Die Pyramiden, die des Lokaltons wegen da sein mußten, standen einmal rechts, einmal links, einmal in der Mitte. Erfahren wir Dergleichen nicht alle Tage in der Touristenliteratur? Die tausend Bücher, die seit Goethe über Italien geschrieben worden, haben alle dasselbe und im selben Geiste behandelt wie Goethe — bis Stahr mit eigenen Augen kam. Seit Börne erscheint jedes Jahr eine Anzahl von Büchern und Artikeln über Paris, die noch immer dieselben Gegenstände behandeln wie Börne, und ganz in seinem Geiste. Es gehört eigene Genialität, eigene Persönlichkeit und Produktivität dazu, sich den Banden solcher Traditionen zu entreißen.

Dieß hat Imer in Aegypten gethan. Wir glaubten, ein neues Land zu entdecken, als wir ſeine Studien und fertigen Bilder ſahen, die er vom Nile mitbrachte. Es war nicht mehr das kahle, todte Land, aus dem wir befreit zu ſein wünſchten; es war das geſegnete und ſchöne Land, nach deſſen Fleiſchtöpfen ſich die Kinder Iſrael zurückſehnten.

Da war eine Fülle maleriſcher Schönheiten in Vegetation, Terrain, Luft und Himmel, und architektoniſcher Mannigfaltigkeit. Ja! architektoniſcher Mannigfaltigkeit, wie ſonderbar Das auch klingt, nach den Landſchaftsbildern, die uns daran gewöhnt haben, in Aegypten nur die gerade Linie der Pyramiden, der Obelisken und die ſchwerfälligen der Sphinxe zu ſuchen. Aber auch die Griechen, die Römer und die Araber ſind in Aegypten geweſen, und wir erfahren durch Imer, daß wir in dieſem Lande ſo maleriſche Fluren, Dörfer und Flecken, ſo romantiſche Kombinationen finden, wie nur irgendwo in Italien.

Von Süden nach Norden, in die Rue de la Chauſſée d'Antin 27. zu Henneberg, dem vorzugsweiſe nordiſchen Maler. Wir keuchen fünf fürchterliche Treppen hinauf, und es iſt uns zu Muthe, als ob wir den Brocken erſtiegen. Henneberg aus Braunſchweig, ein blonder, eleganter Recke, empfängt uns mit großer Liebenswürdigkeit, erſchreckt uns aber mit der beſcheidenen Verſicherung, daß in ſeinem Atelier nichts zu ſehen ſei. Er glaubt immer, nichts zu machen, und doch finden wir die Werkſtätte voll von angefangenen Werken, die ihn in einem gegebenen Momente zu ſeiner eigenen Ueberraſchung als ſehr produktiven und fleißigen Künſtler werden erſcheinen laſſen. Die Unzufriedenheit eines Künſtlers und die langſame Gewiſſenhaftigkeit, mit der er ſeine Studien in abgerundete Kunſtwerke verwandelt, iſt immer von guter Vorbedeutung. An den Wänden ringsum ſehen wir den Karton zu ſeiner berühmt gewordenen „Wilden Jagd", unzählige Landſchaftsſtudien aus dem Harz und Schwarzwald und eine lange Reihe von Studienköpfen und komponirten Skizzen. Alles Das wird ſich einſt verwerthen und als Theil in einem künſt-

lerischen Ganzen seinen Platz finden. Es sind Das des Künstlers erste Eindrücke und festgebannte Erinnerungen; die Musen aber sind Töchter der Erinnerung. — Auf der Staffelei sehen wir ein großes Bild in der Arbeit: Der Sonnenwirth, nach Schillers merkwürdiger, psychologischer Skizze. Wir erkennen den Maler der wilden Jagd.

Einen Vergleich, den man für gut und bezeichnend hält, darf man wohl zweimal brauchen. So nehmen wir keinen Anstand, Henneberg hier wieder, wie wir es schon einmal gethan haben, mit seinem Landsmanne Bürger zu vergleichen, mit dem Dichter der Leonore, der Wilden Jagd, der Entführung ꝛc. Die Ballade Bürgers hat uns vielleicht zuerst auf dessen Aehnlichkeit mit dem Maler aufmerksam gemacht — aber es ist nicht die Behandlung desselben Stoffes, es ist der Charakter des Künstlers, der diese Vergleichung rechtfertigt. Gewaltige Bewegung, Lebhaftigkeit, Wildheit, eine gewisse Unheimlichkeit, wie sie nur der nordischen Ballade eigen ist: Das sind die hervorstechendsten Eigenschaften Hennebergs. Nicht auch Bürgers? Sie sind ja Beide demselben Lande, demselben germanischen Stamme entsprungen; warum sollten sie nicht eine Stammverwandtschaft in der Anschauung der Dinge bekunden? Vielleicht sind es die Schatten ihres heimischen Harzgebirges, die in ihren Seelen jene geheimnißvolle nordische Dämmerung verbreiteten, die eine so eigenthümliche, kräftige, etwas düstere Poesie erstehen ließ. — Ich möchte Henneberg, trotz der Formen, die man gewöhnlich historische nennt, nicht einen Historien-, sondern einen Balladenmaler nennen — und zwar einen nordischen Balladenmaler, einen durch und durch germanischen. — Was die nordische, germanische Anschauung in Kunst und Poesie, wie überhaupt in der ganzen Welt des Gedankens, von der südlichen unterscheidet, ist das Recht, das dem Unendlichen eingeräumt wird. Das Einzelne und Endliche geht in der Unendlichkeit auf, während hingegen die Südländer das Unendliche ins Endliche zu bannen suchen. Die Griechen bauten der Gottheit Tempel und stellten

sie in beschränkten, menschlichen Gestalten, in Einzelheiten, in Individuen zersplittert dar; Allvater wurde kein Tempel gebaut und kein Bild errichtet. Das ist im Grunde der wesentliche Unterschied zwischen Klassizität und Romantik. Das antike Kunstwerk und die Kunstwerke der aus vorherrschenden römischen Elementen hervorgegangenen Völker werden immer ganz in sich abgeschlossen sein; sie werden nichts oder wenig zu errathen übrig lassen; im germanischen Kunstwerke findet sich immer neben dem ausgeführten Gegenstande der Anfang zu etwas Anderem, der Uebergang zu einem Unbekannten, das errathen sein will; es weckt die Ahnung. — In diesem Sinne ist Henneberg vor Allem ein nordisch-germanischer Maler, und er wird es bleiben, wenn er auch der französischen Schule noch so viele Hülfsmittel der Darstellung ablauscht, und er wäre es, selbst wenn er nicht wilde Jagden malte, selbst wenn er italienische Volkslieder oder neugriechische Balladen illustrirte. So ist Henneberg ein nationaler Künstler in einem viel tiefern Sinne als jene Maler, die, weil Deutschland ein philosophisches Land ist und Kant'sche und Hegel'sche Philosophie hervorgebracht hat, philosophische Gedanken auf die Leinwand zu schreiben versuchen. Die Philosophie macht nicht den Künstler, wohl aber die Kraft, Das, was an dem individuellen Leben, an historischen, nationalen und ethischen Elementen unseres Volkes in uns lebt, in Formen wiederzugeben.

Der „Sonnenwirth" auf der Staffelei wird der wilden Jagd würdig werden. Wir sehen den Verbrecher aus verlorner Ehre in dem Momente, da er unter die Räuber geräth; da ihm die schwäbischen out-laws und die beiden Weiber der Bande zureden, bei ihnen zu bleiben, und ihm goldene Berge vormalen. Margarethe mit dem unverschämten, aber schönen Dirnengesichte, Marie, die blonde, etwas kränkliche, feine Blume, die offenbar bessern Boden verdient hätte, stehen ihm am Nächsten und suchen ihn nach ihrer Weise zu verführen; der Sonnenwirth ist noch unentschlossen. Der letzte Rest von Ehrenhaftigkeit kämpft noch in dem Unglücklichen, der vor einigen Stunden Mörder geworden.

Der Ausdruck sämmtlicher Physiognomien ist überaus dramatisch, lebendig, charakteristisch, individuell. Vollkommene Abwesenheit aller traditionellen und konventionellen Formen. Wie Schillers Erzählung keine Räubergeschichte mit hergebrachter Romantik, so ist dieses keins der Räuberbilder, die wir jährlich zu Dutzenden sehen. Es ist belebte, traurige, verwilderte Wirklichkeit; ein Stück aus jenem Winkel des Lebens, den man wie gewisse Quartiere alter Städte „das Elend" nennen könnte. Der Held, der Sonnenwirth, ist häßlich, wie ihn der Dichter schildert und wie der Unglückliche sein mußte, der gezwungen war, seine Liebe zu bezahlen und so den ersten Fuß auf den Weg der Verworfenheit setzte; aber der Maler hat sein unglückliches Schicksal, seine innerlichen Kämpfe und den Rest des Guten in seinem Gemüthe benutzt, um dieses Gesicht zu vergeistigen und es der Kunst würdig zu machen. Die Züge sind beinahe so, wie sie ihm der Dichter gegeben — doch können sie einen Augenblick schön erscheinen, und das weibliche Auge Mariens, das mit weiblichem Vorgefühle und mit Mitleid sieht, scheint sie so zu finden. Diese Marie ist die Idylle, das versöhnende Element in dem wilden Treiben. Es ist ein sehr schöner Blondkopf, voll Weiblichkeit, trotz der zu Grunde gegangenen Keuschheit, und ein sprechender Beweis, daß der Künstler das Milde, Liebliche eben so darzustellen wisse wie das Wilde, Unheimliche. Wie die einzelnen Köpfe, ist die ganze Szene charakteristisch durch die starke Bewegung in den gedrängten Gruppen, durch die hier wild wuchernde, dort wüst liegende Natur, sowie durch viele zur Vervollständigung gehörige Aeußerlichkeiten. Selbst wer den Sonnenwirth nicht gelesen, muß das Bild auf den ersten Blick verstehen; man muß sich sofort sagen: Eine wilde Schlucht, ein Versteck verlorener Menschen — ein neuer verlorener Mensch, der dazu kommt und der zurückgehalten werden soll und der mit dem Entschlusse kämpft — zwei Weiber — das eine ganz verloren, das andere besitzt noch einen Rest des Ewig-Weiblichen in Blick und Herzen — diese wird den Entschluß des Zaudernden bestimmen. So kann es Henne-

berg auch wagen, das Bild im Pariſer Salon auszuſtellen vor einem Publikum, das von Schillers Verbrecher aus verlorener Ehre nichts weiß. So ſollten eigentlich alle, nach Dichtern gemalten Bilder ſein; ſie ſollten eben ſo deutlich erzählen wie die Schrift, während ſich die meiſten auf den Kommentar des Buches verlaſſen. Freilich muß man dazu die ſelbſtſchaffende Kraft beſitzen, wie ſie Henneberg hat, und das divinatoriſche Talent des dramatiſchen Dichters, der die verſchiedenſten Charaktere in Phyſiognomien auszudrücken verſteht, wie ebenfalls Henneberg.

Neben dem Sonnenwirth ſehen wir noch ein kleineres Bild, einen reitenden Jäger, deſſen zwei Jagdhunde mit einem Haſen ein grauſames Spiel treiben, ein Bildchen voll Kraft und Naturwahrheit. Ferner ein Stück Mittelalter: Einen an einen Hirſch gebundenen Wilddieb. Der Hirſch iſt zuſammengeſtürzt und vor Müdigkeit dem Tode nahe; der Wilddieb iſt längſt todt. Da liegen ſie Beide. Die Wildniß des Harzes paßt zu der ganzen Geſchichte. Der Menſchheit ganzer Jammer faßt uns an! Das Bild iſt noch in einem etwas chaotiſchen Zuſtande, aber die Elemente zu einem gewaltigen Effekt ſind ſchon vorhanden. Wohlthuender ſind die beiden Skizzen zu einer Amazonenjagd und zu einer Entführung einer Amazone durch einen Urhelden. In beiden wird das Nackte vorherrſchend ſein. An der Wand hängt der Karton zu einem großen Bilde. Ein Bär hat ſich in die Nähe einer Mühle gewagt; ſchon hat er den alten Müller mit einer Ohrfeige niedergeſchlagen; die Müllerburſche eilen mit allerlei Waffen, die Tochter des Müllers mit Geſchrei herbei über einen Steg, der die Schlucht überbrückt, in der die Hauptſzene ſpielt. Auch hier ſind Dispoſition, Bewegung und Geberden überaus lebhaft und kühn. Wenige moderne Maler haben dieſen Muth der Bewegung und dieſes Talent, durch Lebhaftigkeit der Handlung den maleriſchen Effekt hervorzubringen, wie Henneberg. Er iſt vor Allem der Maler der Bewegung. In dieſer Beziehung iſt ſeine wilde Jagd beſonders charakteriſtiſch für ihn: da regt, rührt ſich, fliegt Alles — man glaubt einen vom Sturmwind gejagten

Wolkenzug zu ſehen — man iſt erſtaunt, daß das Bild vor uns ſtehen bleibt, daß die ganze Erſcheinung nicht vom Sturme fortgetragen wird. Es iſt bei ſolchen Eigenſchaften natürlich, daß er ſo gern die Jagd malt; ſie iſt ſeiner überſprudelnden Kraft, ſeiner hinreißenden Phantaſie, was ſie den alten Deutſchen geweſen: ein zeitweiliger Erſatz für Größeres, Mächtigeres, für den Krieg, die Schlacht. Wir ſind überzeugt, daß in Henneberg eigentlich ein großer Schlachtenmaler ſtecke und daß ſich einmal ſo was wie ein Salvator Roſa, mit dem er viel Aehnlichkeit hat, aus ihm entwickeln werde. Es iſt natürlich, daß er nicht Uniformen und grade Regimenterlinien malt; dergleichen muß offiziellen Malern ohne Sinn fürs Maleriſche überlaſſen werden; indeſſen könnte ſich ſelbſt in modernen Kriegsgeſchichten Manches finden, was eines Künſtlers würdig wäre. Henneberg iſt ein Braunſchweiger; ſollten die patriotiſchen und heldenmüthigen Kämpfe der beiden braunſchweigiſchen Herzöge und ihrer todtgeweihten Schaar mit den Franzoſen nicht manchen ſchönen Stoff liefern, der ebenſowohl den genialen wie den patriotiſchen Künſtler reizen könnte? Henneberg ſollte den Umſtand, daß Braunſchweig einen ſolchen Künſtler wie ihn hervorgebracht, benutzen, um auch durch die Wahl der Stoffe zur Ehre ſeines engern Vaterlandes beizutragen. Es kann nach ihm wieder eine lange Zeit vergehen, bis Braunſchweig ein Talent von ſeiner Kraft hervorbringt. Er ſollte Dieſes um ſo lieber thun, als die Verherrlichung dieſes Patriotismus keinen Beigeſchmack von Partikularismus haben kann; der braunſchweigiſche Patriotismus war der ächteſte deutſche. Wenn er unter ſeine ſchwarzen Jäger ſchreibt: „Auch ſie ſtarben fürs Vaterland," werden die Worte nicht im Geringſten ſo paradox klingen, wie ſie an einer gewiſſen andern Stelle klingen.

Einmal in ächter deutſcher Atmoſphäre, gelüſtet es uns nicht, ſie ſobald zu verlaſſen, und wir wandern zurück in die Rue Larochefoucauld, um den berühmteſten, wohl auch bisher bedeutendſten unter den in Paris weilenden deutſchen Künſtlern zu beſuchen: wir meinen den Wiesbadener Knaus. Wir haben

auf den Pariser Ausstellungen seine Dorfschenke, seine Zigeuner, seinen Kinder-Leichenzug im Walde gesehen, und wir sind nach diesen Erfahrungen überzeugt, daß uns in seinem Atelier etwas Bedeutendes, Tiefpoetisches, jedenfalls etwas eines Meisters Würdiges erwartet. Wir haben uns nicht getäuscht. Auf der Staffelei finden wir ein halbvollendetes Bild: eine „goldene Hochzeit im Dorfe." Knaus weiß, was Goethe gewußt hat, daß von der Wahl des Stoffes viel abhängt. Das wissen freilich auch Andere, aber sie wissen nicht zu wählen wie Knaus. Die Wahl ist auch nichts Willkürliches. Bei einem ächten Künstler wird sie immer mit seiner Persönlichkeit, mit seiner Anschauungsweise aufs Innigste zusammenhängen; er muß gewisse Stoffe wählen und an anderen vorübergehen, wenn er sein eigenstes Wesen ausdrücken, wenn seine Kunst nicht in leere Form und Technik aufgehen, wenn sie nicht bloße Kunstfertigkeit und sein Werk nicht ein bloßes Kunststück werden soll. Knaus wird darum immer tiefgemüthliche, poetische oder gewaltig à la Hogarth ins Leben eingreifende Stoffe wählen. Seine Schenke war ein wunderbares Gemisch von den beiden in ihm wirkenden Elementen: da war der Humor Hogarths mit der ihm besonders eigenthümlichen, tragisch-poetischen Anschauung gepaart. Sein Kinderleichenzug im Walde eine idealische Elegie, fast möchten wir sagen, eine idyllische Elegie, schöner, unmittelbarer, wohlthuender als die berühmte Elegie „auf einem Dorfkirchhof" von dem Engländer Gray. Es war die Poesie, trotz dem traurigen Gegenstande, die erquicklichste, versöhnungsvollste Poesie selbst, wie sie nur der große Dichter verwirklichen kann. Diese goldene Hochzeit im Dorfe wird die beiden Meisterwerke noch übertreffen. Da ist eine Meisterhaftigkeit, eine Charakteristik, ein dramatisches Leben und eine schöne Wahrhaftigkeit, die uns eine Auferstehung der schönsten niederländischen Malerei, und zwar in mancher Beziehung veredelt und vergeistigt, hoffen läßt. Dabei eine Fülle von Motiven und Gedanke, die hinreichen würde, das Leben manchen Malers auszufüllen. Das Jubelpaar tanzt auf dem Dorfplan unter einem

alten Baume. Mehrere Generationen ſehen dieſem goldenen Hochzeitstanze zu — wie vielfach, phantaſievoll und ſchön ſind dieſe Generationen gruppirt — der Schulmeiſter hält die Ordnung aufrecht, um den greiſen Tänzern Platz zu machen. Aus dem Hintergrunde kommt der Herr Amtmann, um das Feſt durch ſeine Gegenwart zu erhöhen. Wir brauchen Das nicht. Der Tanz des würdigen Paares, das ein halbes Jahrhundert lang Leid und Freud mit einander getheilt, die Gegenwart ſpielender Kinder, welche die Bedeutung eines ſolchen Feſtes noch nicht begreifen, verlaſſene Greiſe, denen das Glück ſolchen Feſtes nicht zu Theil geworden, die Atmoſphäre eines an den Herbſt erinnernden Tages — alles Das und vieles Andere verſetzt uns in jene erhöhte, feierliche Stimmung, in die wir bei ernſthafter Betrachtung des Lebens und ſeiner Räthſel, beim Vertiefen in die Geheimniſſe des Entſtehens und Vergehens verſetzt werden. Fort fließt und unaufhaltſam der Strom des Lebens — ruhig, tief, unerforſchlich — wir wiſſen nicht, woher, wir wiſſen nicht, wohin. Im Hintergrunde des Bildes ſehen wir das Bauernhaus, das Knaus nicht hingemalt hat und das die Inſchrift trägt:

Ich bin, ich weiß nicht, wer?
Ich komme, ich weiß nicht, woher?
Ich geh', ich weiß nicht, wohin?
Wie kommt's, daß ich ſo fröhlich bin?

Wir wollen damit nur die Stimmung und die tiefe Bedeutung des Bildes geben; wir enthalten uns, es ausführlich zu beſchreiben, da es nicht vollendet iſt und wir nicht von vornhinein durch eine Worterklärung den Duft deſſelben, ſeine Unendlichkeit, verkleinern wollen.

Ich bin zufrieden, wenn man mir zugibt, durch vorſtehende Skizzen auf Intereſſantes aufmerkſam gemacht, vom Leben und Treiben in den Pariſer Ateliers einen kleinen Begriff gegeben zu haben. Ich ließ mich vom Zufall leiten und verweilte da, wo mir Schönes begegnete, wo ich ein Talent

kennen lernte, das eine Zukunft verspricht. Darum sind wir auf unsern Wanderungen an Berühmtheiten wie Ingres, Delacroix, Decamps, Meissonier, Vernet u. A. vorübergegangen. Die sind auch in Deutschland bekannt und seit lange in sich abgeschlossen; wir sind bei anderen Berühmtheiten, wie Ary Scheffer, Robert Fleury stehen geblieben, weil diese alten Meister noch in ihrem späten Alter neue Phasen der Entwicklung durchmachten. Von den jüngeren wären wohl noch manche zu nennen, wie z. B. die männliche Rosa Bonheur, der formvolle Cabanel, der gemüthvolle Millet, der lustige, romantische, Gendron, der geniale Zeichner Biva, Rousseau, Troyon u. A., aber wir wollen den Leser nicht ermüden, wir wollen uns damit begnügen, ihm eine Gruppe hingestellt zu haben, aus deren Leben und Treiben und Schaffen er sich selbst ein ungefähres Bild der heutigen Kunstzustände in Paris zusammenstellen kann. Freilich wäre die offizielle Malerei vielleicht die für den Moment charakteristischste, aber diese gehört der Politik an und hat mit Kunst nichts zu schaffen. Diese wird Derjenige berücksichtigen, der eine ausschließliche Geschichte der imperialistischen Epoche der Kriecherei, die sie bezeichnet, schreiben wird. Mit diesen Schäden haben wir nichts zu thun; im Gegentheil haben wir uns, um sie zu vergessen, zu Künstlern geflüchtet.

(1858—1859.)

Vermischtes.

Die Wunder des Magnetismus.

Motto:
Jedes ehrlichen Mannes Kleid paßt dem Spitzbuben.
Shakespeare.

1.

Wer nicht befähigt ist, theoretisch für oder gegen eine Idee, Lehre oder Glauben einzutreten, dessen Pflicht ist es wenigstens, seine bezüglichen Erfahrungen, wenn er zufällig solche gemacht, mitzutheilen. Ich fühlte diese Verpflichtung, als ich vor Kurzem zufällig einen viel gelesenen Roman kennen lernte, in welchem der Glaube an den animalischen Magnetismus in seiner phantastischesten Ausdehnung als begründet und berechtigt anerkannt, die Wahrheit des Mesmerismus als eine Thatsache vorausgesetzt wird, und als ich bei dieser Gelegenheit erfuhr, daß in neuerer Zeit mehrere dergleichen Bücher erschienen, welche die genannten unheimlichen Mächte zur Entwicklung ihrer Märchen benutzen. In neuester Zeit kommt noch der infame Schwindel der amerikanischen Brüder Davenport hinzu, welche mit hoher obrigkeitlicher Bewilligung in Paris ihr Wesen treiben und, wie vor einigen Jahren Herr Home, von hohen und höchsten Personen protegirt werden. Dummheit und Politik verbinden sich; die Zeit scheint günstig, die Welt in Finsterniß zu tauchen, und die Umkehr des Jahrhunderts soll eine Wahrheit werden. Mehr und mehr wagen sich bornirte oder verschmitzte Schriftsteller hervor, um Hellseherei, Prophetenthum, Geistererscheinungen, und was der-

gleichen Unsinn mehr ist, zu vertheidigen und — wie sie sagen — „wissenschaftlich" zu begründen. Der wissenschaftliche Mensch darf über Dergleichen die Achsel zucken und sich mit Verachtung abwenden. Er hat vom Aberglauben nichts zu fürchten. Der Aberglaube kann in sein Bereich nicht eindringen; aber der gewöhnliche Mensch hat alle Ursache, dem Unsinn gegenüber für seines Gleichen besorgt zu sein, und es ist gerade auf diesem Felde nicht überflüssig, hundert Mal Gesagtes noch einmal so oft zu wiederholen. Wie viele Menschen schöpfen ihre halbe oder ganze Bildung aus Romanen und Novellen; jedes gedruckte Wort ist ihnen ein wahrhaftiger Zeuge; da kann es nichts schaden und nur nützen, wenn gleiche Gegenzeugen auftreten.

Neigung zum Aberglauben scheint nicht immer von Erziehung und Bildung abzuhängen. Bei vielen Menschen scheint er bis zu einem gewissen Grade in ihrer Natur begründet; ebenso wie er bei Andern trotz aller Anstrengungen in der Erziehung, trotz aller Einflüsse der Umgebung niemals Wurzel fassen kann. Auf die Gefahr hin, daß man diesen Letztern allen die schöne Gabe der Götter, die Phantasie, absprechen, wie Das in der That oft geschieht, so muß der Verfasser dieses Aufsatzes doch bekennen, daß er zu dieser unglücklichen Kategorie gehört. Als ein Solcher stand er, ein wahrer Peter Schlemihl, dem der Schatten fehlt, sehr vereinsamt und beinahe beschämt in der Gesellschaft, in welche ihn während seines Aufenthaltes in Paris im Jahre 1851 Zufall oder Schicksal geworfen. Ein ziemlich gelehrter Mann hatte zwei Damen dieser Gesellschaft mit seinem Glauben an den Magnetismus angesteckt, und diese Krankheit griff in dem ganzen Kreise um so rascher um sich, als man ebenso wenig dem genannten Herrn als den beiden Damen Geist und Verstand absprechen konnte. Nach kurzer Zeit hatten die meisten Mitglieder dieses aus gebildeten Menschen und Künstlern aller Art bestehenden Kreises mit Magnetismus und Magnetiseuren ihre Erfahrungen gemacht, und bald wurde in derselben Gesellschaft, welche sich früher nur mit Wissenschaft, Kunst oder Politik beschäftigte, von

nichts Anderem gesprochen, nichts Anderes diskutirt, als Somnambulismus, und was drum und dran hängt. Ich nahm mir vor, mir die Sache in der Nähe zu besehen und zwar an der Quelle, an der Hochschule der neuen Wissenschaft, bei Herrn Baron Dupoté im Palais Royal.

Eines Sonntags befand ich mich auf dem Wege dahin, als mir auf dem Boulevard des Italiens ein lieber Bekannter begegnete, den ich seit Monaten nicht gesehen hatte. Er trägt den Namen eines der berühmtesten Historiker der Welt, von dem er auch abstammt, den wir aber, da der Name hier nichts zur Sache thut, in Herrera verwandeln wollen; dieser, nebenbei gesagt, ausgezeichnete junge Mann hatte in seiner Bildung wie in seiner äußern Erscheinung etwas Kosmopolitisches: der Sohn eines spanischen Vaters und einer deutschen Mutter, glühten in seinem, dem langen hellblonden Haar entsprechenden Gesichte zwei dunkelglühende südliche Augen voll Phantasie und Leidenschaft. Nachdem er in seinem Vater- und Mutterlande die erste Erziehung genossen und beider Sprachen gleich mächtig geworden, vollendete er seine Bildung in Paris, wo er nach zwei Jahren den Doktorgrad der Medizin erworben. Zur Zeit war er an einem der Hospitäler angestellt, und alle Welt prophezeite dem wunderschönen, ebenso geistvollen als gelehrten jungen Manne die schönste Zukunft, und diese Prophezeiung hat sich zur Zeit, da ich Dieses schreibe, längst verwirklicht. Dr. Herrera nimmt in einer der Hauptstädte Europa's eine sehr ehrenvolle und auf wissenschaftlichem wie politischem Felde höchst einflußreiche Stellung ein.

Er lachte laut auf, als er erfuhr, auf welchem Wege ich mich befand. „Gehen Sie," sagte er, „vielleicht erleben Sie dort etwas so Sonderbares, wie ich es vor zwei Jahren erlebt habe."

Ich wurde neugierig und bat ihn, zu erzählen. Er sträubte sich ein wenig, lächelte vor sich hin, sah auf die Uhr und sagte dann, indem er meinen Arm erfaßte: „Sie haben noch ein halbe Stunde Zeit. Gerade genug für mein Abenteuer, das Sie für

die Sitzung des Herrn Dupoté würdig vorbereiten wird. Sie kennen mich und werden, was ich Ihnen erzähle, glauben, und ich hoffe von Ihnen, daß Sie keine üble Deutung werden aufkommen lassen.

„Vor ungefähr zwei Jahren wurde mir aus Marseille ein junger Marineoffizier empfohlen. Ich machte, wie Das von mir erwartet wurde, seinen Cornac durch Paris und zeigte ihm, so viel an mir war, alle zugänglichen Sehenswürdigkeiten. Meine Studentenkasse erlaubte mir nicht, meine Gefälligkeit auch noch kostspielig zu machen, und ich suchte vorzugsweise Vergnügungen und Merkwürdigkeiten auf, die wenig oder gar kein Geld kosteten. Sie wissen, daß man auf diesem Wege bald am Ende ist, und gerade an einem Sonntag wußte ich nicht mehr, was mit meinem Gaste anzufangen, und nachdem ich ihm im Palais Royal die kleine Kanone gezeigt, die um Mittag von selber losgeht, war ich am Ende meines Latein. Da fiel mein Blick glücklicherweise auf die Fenster über dem Café de la Rotonde; ich erinnerte mich, daß gerade an diesem Tage und zu dieser Stunde der große Hexenmeister Dupoté daselbst seine Wunder that — ich war gerettet, ich faßte den Arm meines Marineoffiziers und schleppte ihn in die Hexenküche.

„Der kleine Saal war schon ganz besetzt, und Herr Baron Dupoté hatte seinen Vortrag, der immer gegen das Institut als gegen ein Blinden-Institut und gegen die Männer der Wissenschaft als gegen Blinde gerichtet ist, bereits gehalten, und es war uns nicht leicht, in dem Kreise noch Plätze zu finden. In der Entresolstube herrschte eine dumpfe Schwüle; Männer und Weiber wischten sich fortwährend die Stirne, und ein Nachbar schrieb die Hitze und die drückende Atmosphäre dem magnetischen Fluidum zu, welches Herr Dupoté um sich verbreitete. In der Mitte des Kreises stand ein Stuhl, auf welchen Herr Dupoté ein Individuum nach dem Andern setzte und es bearbeitete. Manches schickte er bald auf seinen Platz zurück, behauptend, daß er sich gegen dasselbe heute nicht stark genug fühle, oder auch,

daß es nicht empfänglich ſei; Andere hingegen fielen bald in Schlaf, und der Baron führte ſie mit größter Gleichgültigkeit, ohne die geringſte Siegermiene auf den Platz zurück, wo ſie zu ſchlafen fortfuhren, die Einen ruhig, die Andern in einem gewiſſen milden konvulſiviſchen Zuſtande, indem ſie allerlei komiſche oder ſchreckliche Geſichter ſchnitten. Ich ſah eine unmagnetiſirte Frau, die ſich voll Entſetzen an ihren Mann klammerte, aber, von der Unheimlichkeit des Schauſpiels mächtig angezogen, die Stube um keinen Preis verlaſſen wollte. Eine andere Frau, ebenfalls unmagnetiſirt, fiel in Zuckungen, und ein Kind fing fürchterlich zu ſchreien an. Alles Das war nach der Meinung der Majorität die Wirkung des Fluidums, das den Raum erfüllte. Es ſah wirklich höchſt gefährlich aus. Trotzdem wurde meine Aufmerkſamkeit von dieſem Schauſpiele bald auf ein anderes abgewendet. Es traten drei Perſonen ein, die ich ſogleich als Deutſche erkannte: ein Herr mit zwei Damen. Von dem Manne ſagte ich mir, daß er einer von den reichen weſtphäliſchen Gutsbeſitzern ſein müſſe, die jährlich tauſend Exemplare vortrefflicher Schinken in die Welt ſchicken. Er war blond, ungefähr 40 Jahre alt, rund, breitſchulterig und von überaus lebhafter Fleiſchfarbe. Die Aeltere der beiden Damen ſah wie eine begleitende Tante oder etwas Dergleichen aus; meine ganze Aufmerkſamkeit nahm die Jüngere, die am Arme des Mannes hing und wahrſcheinlich ſeine Frau war, in Anſpruch. Es war eines der ſchönſten und zarteſten Geſchöpfe, die ich die Tage meines Lebens geſehen habe; das Ideal einer deutſchen Schönheit, blond, blauäugig und von zarten Farben, wie man ſie nur auf Frauengeſichtern Englands oder Norddeutſchlands findet. Obwohl ziemlich voll und abgerundet und nicht im Geringſten krankhaft ausſehend, war es doch, als ob ſie ein Hauch umwehen könnte. Ihre blauen Augen blickten mit einer erſtaunlich kräftigen Intenſivität und überaus ſchwärmeriſch und ſehnſüchtig. Sobald ich in ihre Augen ſah, konnte ich die meinigen nicht mehr abwenden; es ſchmeichelte mir außerordentlich, daß die Fremde,

Das bemerkt, einige vergebliche Verſuche gemacht, ihre blauen Sterne mit den zarten Lidern zu verdecken, und daß ſie mich endlich beinahe ebenſo unausgeſetzt anſah, wie ich ſie. Weiß Gott, ich fing an, an Magnetismus zu glauben, nur wußte ich nicht, ob ſie mich, ob ich ſie magnetiſirte. Ich verlor meine Zeit nicht mit Unterſuchungen, ich gab mich dem behaglichen Gefühle hin, das mein ganzes Weſen durchſtrömte und das ſich zu wahrhafter Glückſeligkeit ſteigerte, als ich bemerkte, daß auch ſie lächelte, wenn ich es that, und daß ſie eben ſo melancholiſch wurde wie ich, wenn ich ſie voll Sehnſucht oder, hol mich der T....., voll Liebe anſtarrte.

„Aus dieſem glücklichen Zuſtande, der mich die ganze Umgebung vergeſſen ließ, weckte mich der unglückſelige Hexenmeiſter. Plötzlich ſtand er vor mir und behauptete, vielleicht durch mein träumeriſches Weſen getäuſcht, ich müſſe ein vortreffliches Sujet ſein. Aergerlich über die Störung, und weil er mir die Ausſicht auf die ſchöne Deutſche verſperrte, ſchüttelte ich den Kopf und verſicherte ziemlich barſch, daß ich im Gegentheil ein ſehr ſchlechtes Sujet abgebe. Baron Dupoté aber beharrte auf ſeiner Meinung und forderte mich auf, mich auf den Stuhl in der Mitte der Stube zu ſetzen. Ich erhob mich, mein ganzer Rationalismus empörte ſich, und mit dem Stolz meiner jungen Wiſſenſchaft erklärte ich laut, daß ich an all das Zeugs nicht glaube, und daß er wohl beſſer thue, ſeine Kunſt an mir nicht zu verſuchen. Es war nun für Herrn Dupoté Ehrenſache, mich auf den Stuhl zu bringen. Er drang noch mehr in mich, und bedenkend, daß ich den Charlatan bloßſtellen könnte, mehr aber noch, weil mich der Sitz auf dem Stuhle der ſchönen Deutſchen um die halbe Breite des Zimmers näherte, entſchloß ich mich raſch, und ſchon nahm ich den verhängnißvollen Sitz ein. Herr Dupoté ſchob die Rockärmel etwas zurück und begann, mich mit großem Eifer von oben nach unten zu beſtreichen; von Zeit zu Zeit ſchnellte er ſämmtliche Finger beider Hände vor meinen Augen los, um mich mit vollen Ladungen des Fluidums zu

beſchießen. Ich kümmerte mich um all Das nur ſehr wenig. An Herrn Dupoté vorbei ſah ich meiner ſchönen Deutſchen in holder Nähe entgegen; unſere Augen verſenkten ſich Eins ins Andere, und ich wußte nicht, ob ich träumte oder wachte, ob ich es wirklich ſah, oder mir es nur einbildete, daß ſie nach und nach ihren Kopf vorwärts beugte — immer mehr und mehr, bis ſich mir ihr ganzer Oberkörper, wie von einer unwiderſtehlichen Macht angezogen, entgegenneigte. Unwillkürlich machte ich dieſelbe Bewegung, und wäre das Publikum nicht mit der Hexerei des Barons zu ſehr beſchäftigt geweſen, es hätte bemerken müſſen, daß wir Beide, die junge Deutſche und ich, uns in einer Weiſe gegeneinander benahmen und unſere gegenſeitige Anziehungskraft zur Schau ſtellten, wie man es ſonſt in Geſellſchaft nicht zu thun pflegt. Es blieb ſelbſt dabei nicht lange. Die Deutſche wurde mit einem Male unruhig, höchſt unruhig; wie ſtarr ſie bisher dageſeſſen hatte, ſo lebhaft fing ſie jetzt an, ſich auf ihrem Sitze zu bewegen; ihre Lippen zitterten, ſie lispelte vor ſich hin, und es war mir, als müßte ſie jeden Augenblick laut zu ſprechen anfangen. Offenbar beſorgt, etwas zu beginnen, was ſie fürchtete, klammerte ſie ſich plötzlich an den Arm ihres Mannes, der einen ihm gegenüberſitzenden Magnetiſirten und deſſen Krämpfe beobachtete, dann ließ ſie den Arm wieder los, um ſich aufs Neue, wie vorhin, weit vor und mir entgegen zu neigen. In dieſem Augenblicke fiel jener Magnetiſirte mit einem lauten Schrei von ſeinem Stuhle; ein großer Theil des Publikums ſprang von ſeinen Sitzen auf, und Das war wie ein Signal für die Deutſche; ſie erhob ſich ebenfalls, machte zwei Schritte vorwärts, ſtreckte mir die Arme entgegen, dann, als wäre ſie plötzlich zum Bewußtſein gekommen, hielt ſie hart an mir inne — aber nur um in demſelben Momente mit einem leiſen Seufzer ohnmächtig vor meine Füße zu ſinken.

„Die Verwirrung, der Lärm, das Geſchrei war arg, der Weſtphale ſtürzte mit ſeiner Begleiterin auf die Ohnmächtige los. Aber noch bevor er ſie aufhob, rief er in deutſcher Sprache, während er mich anblickte: „Das iſt eine Niederträchtigkeit,“ dann zog

er die Ohnmächtige mit Hülfe der ältern Frau in die Nebenſtube. Ich ſelbſt, der ich aufgeſprungen war, als mir das reizende Geſchöpf zu Füßen fiel, ſtand wie verzaubert da. Alles hatte die Faſſung verloren, nur nicht Herr Baron Dupoté. Kaum hatte er die Ohnmächtige fallen hören, als er ſich triumphirend ſeinem Publikum zuwendete und ausrief: ‚Sie ſehen, meine Herren und Damen, wie eigenthümlich hier der Magnetismus gewirkt hat. Ich konnte zwar auf dieſen Herrn, der mir mit ſeinem Unglauben widerſtrebte, keine Wirkung ausüben, er aber hat indeſſen, während ich ihn vergebens zu magnetiſiren ſuchte, mit ſeinen Augen jene junge Dame magnetiſirt und ſie mit ſeinen Blicken allein ſo mächtig angezogen, daß ſie ihm nicht widerſtehen konnte und ſich ihm zu Füßen werfen mußte.‘

„Als Herr Dupoté dieſe triumphirenden Worte kaum ausgeſprochen hatte, hörte ich, wie der Weſtphale, der in der Thüre der Nebenſtube ſtand, wieder mich anblickend und voll Zorn ausrief: ‚Der infame Kerl!‘

„Dieſer Schimpf weckte mein ſtudentiſches Ehrgefühl: ich wollte weder niederträchtig noch infam ſein, auch nicht in den Augen des ehrlichen Deutſchen und der reizenden kleinen Perſon für einen Compère Dupoté's gelten und eilte zu meinem Marinelieutenant zurück, um ihn zu dem Beleidiger zu ſchleppen und von dieſem ſofort Rechenſchaft zu fordern. Aber die Thüre der Nebenſtube war geſchloſſen, da man der Ohnmächtigen, um ſie ins Leben zurückzubringen, die Kleider loſe gemacht hatte. So ſtellte ich mich mit meinem Marinelieutenant draußen im Vorzimmer auf, um daſelbſt den Deutſchen zu erwarten.

Ich geſtehe, daß ſich die Hitze meines Ehrgefühls, während wir an der Treppe warteten, etwas legte, und ſie ſank auf ſehr tiefe Grade herab, als der Deutſche nach ungefähr einer halben Stunde mit der jungen Dame am Arm aus der Stube trat. Sie ſah blaß aus und verſteckte ſich bei meinem Anblick, ſo weit es anſtändiger Weiſe ging, hinter dem wohlbeleibten Herrn. Er war ſichtlich überraſcht, mich auf ſeinem Wege zu finden, und noch

mehr, als ich ihn deutſch anredete. Anſtatt ihn zur Rechenſchaft zu ziehen, erklärte ich ihm, wer ich wäre, und in kurzen Worten, was ich von dem ganzen magnetiſchen Weſen hielte. Daran knüpfte ich eine Anſpielung auf ſeine beleidigenden Ausdrücke. Es ſchien ihm darum zu thun, mich raſch los zu werden, er erklärte, daß er gar nicht wiſſe, was er im erſten Schrecken geſagt, verbeugte ſich auf das Verbindlichſte und ging die Treppe hinunter. Die ältere Dame bildete den Nachtrab. Die Schöne blickte während unſeres Geſpräches ſo ruhig, als ob gar nichts vorgefallen wäre, und Das ärgerte mich ſo ſehr, daß ich einen Moment lang daran dachte, die Sache wieder aufzunehmen und dem Manne den Marineoffizier in das Hotel d'Espagne nachzuſchicken."

„Unglücklicher," rief ich hier, den Dr. Herrera unterbrechend, „Sie wiſſen, in welchem Hotel ſie abgeſtiegen — Sie ſind ihr nachgegangen, die Geſchichte iſt hier noch nicht zu Ende."

„Wir ſind am Palais Royal angekommen," erwiderte Dr. Herrera mit komiſcher Würde, „treten Sie ein in den Tempel der Magie, und da Sie ſich einmal auf Myſterien einlaſſen, gewöhnen Sie ſich auch das Fragen ab, denn das Fragen iſt vom Uebel. Ich habe Ihnen nur eine Lehre, eine vorbereitende Lektion über den thieriſchen Magnetismus geben wollen. Gehen Sie ein, und möge es Ihnen mit dem Magnetismus ſo wohl ergehen, wie es mir ergangen."

So ſprechend, grüßte er und verſchwand.

Ich ging ein, aber es erging mir nicht, wie es mir Dr. Herrera gewünſcht hatte. Ich fand, mit Ausnahme des Abenteuers, Alles, wie er es geſchildert; ſo auch bei meinem zweiten, dritten und vierten Beſuche Dupoté's; immer denſelben Vortrag über die Dummheit der Wiſſenſchaft, immer einige ſchlafende, oder von Krämpfen geplagte Individuen und unter dieſen manche ſtehende Gäſte und immer einen Theil des Publikums gläubig und ängſtlich zuhörend und zuſehend. Ich ſagte mir bald, daß hier Compères und Selbſtgetäuſchte ſchwer von einander zu

unterscheiden seien, daß die Sache auf die Länge langweilig werden müsse und daß hier nichts zu holen sei. Ich war auch Herrn Dupoté ein sehr nutzloser Gast, denn ich abonnirte nicht, wie so viele andere Besucher seiner Sitzungen, auf seine Zeitschrift „Der Magnetismus", und ich trug auch nichts zur Verbreitung des Glaubens an Magnetismus bei. Dieses aber war seine eigene Schuld, denn er hörte mich nie, wenn ich ihn aufforderte, es doch auch mit mir zu versuchen.

Um in die Sache etwas Abwechselung zu bringen und mehr als einen Apostel kennen zu lernen, besuchte ich auch den Dr. Hebert, der im Saale Barthélemy seine Sitzungen hielt. Dort ging es viel großartiger her, als bei dem Baron Dupoté. Das Publikum nahm die Sitze ein, welche längs der Wände des großen Saales hinliefen. Obenan war eine große Tribüne angebracht, auf welcher Dr. Hebert seinen Sitz hatte und wo er vom männlichen und weiblichen Komité der Gesellschaft umgeben war. Durchschnitten war die ganze Länge des Saales von zwei Reihen von Bänken, die mit den Rücklehnen aneinander standen. Die Herren und Damen des Komité's, ebenso wie viele Andere, die zwischen den Sitzen des Publikums und den leeren Bänken in der Mitte auf und nieder gingen, wurden mir sämmtlich als Magnetiseure bezeichnet und Einzelne von ihnen, als mit einer ganz besondern Kraft ausgestattet, hervorgehoben. Es waren ihrer wohl an sechzig, die sich der wunderbaren Gabe der Natur erfreuten. Aeußerlich hatten sie nichts Gemeinschaftliches, nichts Typisches. Die Einen waren dick, die Andern mager, die Einen elegant pariserisch, die Andern ziemlich ruppig gekleidet, die Einen hatten ein abenteuerliches, die Andern ein ganz gesetztes solides Aussehen. Von den Frauen blickten die Einen, um mich eines milden Ausdrucks zu bedienen, muthig, die Andern bescheiden oder anständig in die Welt. Es waren Alte und Junge, doch nicht sehr Junge, Hübsche und Häßliche darunter. Dr. Hebert hielt zur Einleitung der Sitzung einen Vortrag, der sehr große Aehnlichkeit mit den Vorträgen des Herrn Dupoté hatte:

dieſelben Thatſachen, dieſelben Argumente, dieſelbe Polemik. Sonderbarer Weiſe erinnerte mich Dr. Hebert, wie er da oben ſtand, mit ſeinem ganzen Ausſehen und ſeiner Art und Weiſe auf das Lebhafteſte an einen gewiſſen Profeſſor der Philoſophie, deſſen Schüler zu ſein ich durch zwei Jahre das Glück hatte. Dieſe Aehnlichkeit verfehlte ihren Eindruck nicht, und ich konnte nicht umhin, dem Doppelgänger einen Theil jenes Vertrauens entgegen zu tragen, das ich einſt dem geliebten Lehrer geſchenkt hatte. Wenn Jemand, ſo hätte mich dieſer Dr. Hebert zum Glauben an den Magnetismus bekehren können. Aber was darauf folgte, war zu komiſch, um nicht jeden geiſtigen oder gemüthlichen Eindruck zu verwiſchen. Nach dem Vortrage wurde das Publikum aufgefordert, ſich den Proben zu unterziehen. Im Augenblicke waren die langen Bänke, welche den Saal in der Mitte durchſchnitten, beſetzt und ſaßen zwei Reihen Individuen Rücken an Rücken da, und ſogleich ſtand vor Jedem dieſer fluidumsluſtigen Individuen irgend ein männlicher oder weiblicher Magnetiſeur, und es begann eine Thätigkeit, wie in einer höchſt betriebſamen Fabrik. Man denke ſich an ſechzig Menſchen Rücken an Rücken ſitzend, die Einen lächelnd, die Andern mehr oder weniger ängſtlich der Dinge wartend, die da kommen ſollten, und vor dieſen wieder zwei Reihen Magnetiſeure, die einander ins Geſicht ſehen und mit großem Ernſt beide Hände bewegen, herauf und herunter ſtreichen, die Finger ausſpreizen oder die Hand ſteif und ſtarr vor die Augen des Opfers halten. Während all Dem tiefes Schweigen in dem weiten Saale. Magnetiſeure und Magnetiſirte geben keinen Laut von ſich. So bleibt es eine Zeit lang, bis da und dort ſich ein Individuum erhebt, erklärt, nichts gefühlt zu haben, und ſich auf ſeinen früheren Sitz zurückbegibt, während ſein Magnetiſeur oder ſeine Magnetiſeurin, ohne im Geringſten die Faſſung zu verlieren, über dieſen Mißerfolg erhaben, nur die Achſel zuckt. Andere dagegen ſitzen bereits in tiefem Schlafe da. Man vernimmt ſogar da und dort [illegible] leiſes, wohl auch ein lautes Geſchnarche. Manche E

erheben ſich und taumeln durch den Saal, Andere fallen hin und bekommen Krämpfe. Dr. Hebert bemächtigt ſich des Einen oder des Andern, ſtreckt ihm die Hand entgegen und zieht ihn am unſichtbaren magnetiſchen Seile durch den Saal. So thun auch andere Magnetiſeure, und es beginnt am Ende, da dieſe immer raſcher laufen, ein wahres Wettrennen: die Magnetiſeure mit ausgeſtreckter Hand rückwärts laufend, worauf die Somnambulen ihnen nach, die Einen mit offenen, die Andern mit geſchloſſenen Augen. Auch von rückwärts, ohne von den Somnambulen geſehen zu werden, ziehen Dr. Hebert und ſeine Genoſſen dieſe nach ſich und manchmal mit raſender Geſchwindigkeit. Das Ganze macht den Eindruck von Akrobatenkunſtſtücken, und Dr. Hebert erinnerte nicht im Geringſten mehr an einen Profeſſor der Philoſophie. Eine der Damen, die im Komité mit großer Würde mitpräſidirt hatte, ſah ich kurze Zeit darauf auf dem Boulevard Bonne Nouvelle. Sie warf mit Blicken um ſich, die zwar nicht an ihrem thieriſchen Magnetismus zweifeln ließen, aber doch auch das Vertrauen in die Perſönlichkeit erſchütterten. Nach ungefähr einem Jahre traf ich ein junges Mädchen, das mir ſowohl ſeiner Schönheit, als ſeiner Geſchicklichkeit wegen aufgefallen, mit der es durch die ganze Salle Barthélemy gelaufen, im Atelier eines mir befreundeten Malers. Sie machte jetzt Modell für Geſicht und Hände. Als ich ihr ſagte, wo ich ſie zum erſten Male geſehen, erwiderte ſie mit großer Ernſthaftigkeit: „Ich habe das Metier aufgegeben, es bringt zu wenig ein.“ Dann zeigte ſie uns ihre ehemalige Kunſt, indem ſie die Augen ſchloß und mit raſender Schnelligkeit rückwärts in großen Kreiſen durch das Atelier lief.

2.

Wer hat nicht von dem großen Somnambulen Alexis gehört? Ganz Paris iſt ſeiner Wunder voll, und man kann ſagen,

daß sein Ruhm den Erdkreis erfüllt. Daß ich auch diesen kennen gelernt, danke ich einem Freunde, der nach Paris kam und gleich den Heros des Somnambulismus sehen wollte. Noch ein dritter Freund begleitete uns, und auf dem Wege besprachen wir uns über unser Verhalten. Nur Einer sollte sprechen und auf die Fragen, die man ihm stellte, die strikteſten und kürzeſten Antworten geben. Da sich Alexis mit der Person, in Bezug auf welche die Konsultation stattfindet, durch irgend einen von dieser Person getragenen Gegenstand in Rapport setzt und in seinem somnambulen Zustande diesen Gegenstand erräth, wenn er noch so gut verhüllt und verpackt ist, so nahm mein Freund einen sorgfältig und vielfach in Papier gewickelten Schleier einer ihm naheſtehenden Dame mit. Ich muß hinzufügen, daß mein Freund damals im höchſten Grade verliebt und in seiner Sehnsucht, von der Entfernten etwas zu erfahren, trotz der Ungläubigkeit, die ihn im normalen Zustande charakterisirte, in seinem jetzigen aufgeregten und etwas unglücklichen Zustande zu einiger Gläubigkeit geneigt war.

Im Vorzimmer des Herrn Alexis empfing uns dessen Doktor und Magnetiseur. Diese Herren und Damen haben nämlich immer irgend einen Doktor zur Seite. Der Doktor entschuldigte Herrn Alexis, der uns erst in einigen Minuten empfangen könne, setzte sich auf das Freundschaftlichſte zu uns und suchte ein Gespräch anzuknüpfen. Wir blieben, unserm Vorsatze getreu, so schweigsam, als es die Höflichkeit gestattete, indem wir alle seine Reden und Fragen mit möglichſt kurzen Worten erwiderten, die ihm über unsere Verhältnisse, über Das, was wir von Herrn Alexis erwarteten, nicht die geringſte Aufklärung gaben. Resignirt erhob er sich endlich und holte Herrn Alexis, einen großen, stämmigen, aber etwas verlebt aussehenden jungen Mann, aus dem anstoßenden Zimmer. Dieser begrüßte uns stumm, setzte sich hin, und der Doktor fing an, ihn zu bestreichen, um ihn in den somnambulen Zustand zu versetzen. Schon nach drei oder vier Strichen zuckte Herr Alexis mehrere Male zusammen u

ſagte, daß es genug ſei. Darauf gab ihm mein Freund das kleine Paket in die Hand und fragte ihn, was es enthalte? Der Somnambule drückte und quetſchte es von allen Seiten, drehte es hin und her und ſagte endlich, es ſei ein Nachtleibchen. — „Nein!“ — Der Somnambule begann ſeine Unterſuchung aufs Neue, hob das Paket zuletzt an die Naſe und beroch es von oben nach unten, von rechts nach links; dabei konnten wir ſehr wohl bemerken, wie er mit ſeiner Naſe das Papier zu verſchieben ſuchte. Aber der Gegenſtand war zu gut verhüllt und kam trotz allem Hin- und Herſchieben nicht zum Vorſchein. Da hieß es mit einem Male, der eingehüllte Gegenſtand ſei eine Nachthaube. So ſah der Somnambule noch mehrere Male Gegenſtände, die in dem Paket nicht enthalten waren, bis ihm mein Freund das Geheimniß enthüllte und ihm ſagte, daß es ein Schleier ſei. Darauf fragte man ihn, wo die Perſon, die den Schleier getragen, ſich jetzt aufhalte und wie ſie ausſehe. Der Somnambule hielt ſich zuerſt an Allgemeinheiten, die auf die verſchiedenſten Perſonen paſſen konnten. Bei jedem Worte, das er ſprach, ſah er uns prüfend in die Augen, um aus deren Ausdruck zu erkennen, ob er ſich der Wahrheit nähere oder nicht, und zwar hatten ſeine Blicke etwas ſo Herausforderndes und Drohendes, daß es ſchwer war, ihnen mit gleichgültigen Blicken zu begegnen. Doch hielten wir Stand, machten nichtsſagende Augen und antworteten auf ſeine Reden weder mit Ja oder Nein, noch mit irgend welcher Geberde. Da er uns als Deutſche erkannte, machte er aus der Perſon, nach der gefragt wurde, eine Blonde mit blauen Augen. Sie war zufälliger Weiſe braun und hatte ſchwarze Augen. Von ihrem Aufenthalte ſagte er, er liege jenſeits eines großen Waſſers. Das war allerdings wahr, da die betreffende Dame ſich eben in Amerika befand, Herr Alexis dachte bei dem großen Waſſer wahrſcheinlich an den Rhein. „Das große Waſſer“ ausgenommen, hatte Herr Alexis auch nicht das Geringſte errathen, was der Doktor damit erklärte, daß die Dame wohl den Schleier ſeit Langem nicht getragen habe. Aber was

ſchadete Das dem Doktor und Herrn Alexis, da mein Freund trotz Allem ſeine zehn Franken bezahlen mußte.

Eine ganz ähnliche Erfahrung machte ich mit einer minder berühmten Somnambule, die eine Zeit lang viel von ſich reden machte und zu deren Wohnung in der Rue Jufroy die Kranken in Menge herbeikamen, die man auch an manches Krankenbett berief. Ihren Namen habe ich vergeſſen; wir wollen ſie der Bequemlichkeit wegen Madame Goulé nennen.

Eine Frau meiner Bekanntſchaft, die ſeit Jahren an einem Uebel litt, das unheilbar ſchien, da ſich die Kunſt der Aerzte an ihr ohnmächtig erwies, wurde von einer Anzahl alter und junger Weiber ihres Kreiſes beſtürmt, doch ja Madame Goulé, von der ſie ſich nicht Wunders genug erzählen konnten, zu konſultiren. Sie fügte ſich endlich dem Drängen und gab uns die zur Konſultation nothwendige Locke von ihrem Kopfe mit. Es war im Winter. Ich ließ meinen Paletot, die Dame, meine Begleiterin, ihren Mantel im Vorzimmer der Madame Goulé, und wir traten in den Salon. Man ließ uns ziemlich lange warten, aber wir ſprachen verabredeter Maßen während des Wartens auch keine Silbe über den Zweck unſerer Expedition oder über die betreffenden Perſonen. Nach einiger Zeit trat ein älterer Mann in den Salon und ſetzte ſich wie ein ebenfalls auf eine Konſultation Wartender hin. Da wir ſtumm blieben, knüpfte er ein Geſpräch an, und es war ihm leicht, daſſelbe auf Madame Goulé zu lenken und daran einige uns ſelbſt betreffende Fragen zu knüpfen. Wir aber gaben Antworten, die gerade ſo viel werth waren wie keine. Da trat nach einiger Zeit „der Doktor“ herein, den wir ſogleich als einen Engländer erkannten. Er entſchuldigte Madame Goulé, daß ſie uns ſo lange warten laſſe, da ſie von vielen Konſultationen müde ſei. Wir möchten gütigſt nur noch einige Minuten Geduld haben. Dieſe einige Minuten benutzte der Doktor zu einer Unterhaltung, in der mancherlei indirekte Fragen vorkamen, auf die wir aber eben ſo ausweichend antworteten, als auf die Fragen jenes Herrn, der noch immer im Salon war. Zuletzt

führte uns der Doktor in das anſtoßende Zimmer. Aber Madame Goulé, nachdem ſie uns begrüßt, entſchuldigte ſich wieder mit ihrer Müdigkeit und verließ das Zimmer durch eine Thüre, die in das Vorzimmer führte. Der Doktor war in den Salon zurückgetreten, und wir blieben wieder allein. Madam Goulé, die wir nur einen Augenblick geſehen, war eine häßliche alte Frau mit arg zerarbeitetem und runzeligem Geſichte, ihr Blick, der uns ſehr eindringlich von Kopf bis Fuß gemeſſen hatte, flößte ſo wenig Vertrauen ein, daß wir erſtaunt waren, wie ſo viele Menſchen an ſie glauben konnten. Ich ſchämte mich, dieſen Auftrag, wenn auch nur aus Gefälligkeit, übernommen zu haben, und in dieſem Gefühle wurde ich des Wartens ſchnell überdrüſſig. Um die Sache abzumachen, wollte ich Madame Goulé herbeirufen und folgte ihr durch dieſelbe Thüre, durch die ſie uns verlaſſen hatte. Als ich ſie öffnete, ſtand Madame Goulé mit meinem Paletot in der Hand da. Sie war im höchſten Grade beſtürzt, faßte ſich aber raſch und fragte, ins Haus hineinrufend, wem denn dieſer fremde Paletot gehöre. Offenbar ſuchte ſie nach irgend welchen Papieren, einer Karte oder Briefadreſſe, die ſie auf unſere Spur hätte lenken, mit deren Hülfe ſie Näheres über uns und die Kranke hätte erfahren können. Sie hätte uns dann mit der Konſultation, wie ſie es denn auch wirklich that, auf einige Tage vertröſtet und dieſe Zeit benutzt, um Erkundigungen einzuziehen. Ich ließ mich auf die Geſchichte mit dem Paletot nicht weiter ein und forderte ſie auf, uns nicht länger warten zu zu laſſen. Sie gehorchte und kam in Begleitung des Doktors. Dieſer beſtrich ſie, ſie erklärte ſich in einer halben Minute für hellſehend und ich legte ihr die mitgebrachte Haarlocke in die Hand.

Ich will kurz ſein. Madame Goulé rieth auf Kopfübel, Herzübel, Lungenübel, Leberübel, kurz auf alle möglichen Uebel, nur nicht auf das Eine, um das es ſich handelte und das allerdings außer dem Bereiche des Errathens lag. Der Doktor machte ein höchſt verlegenes Geſicht und erklärte das Mißgeſchick mit

der Müdigkeit der Somnambule. Er bat uns, in einigen Tagen wieder zu kommen.

Wir stiegen in den Wagen, den wir in einer andern Straße hatten warten lassen, und schlugen einen andern Weg ein, als den, der uns in die Wohnung der Kranken geführt hätte. Nach einigen Tagen kehrte die Dame, die ich begleitet hatte, zu Madame Goulé allein zurück, und die Konsultation hatte vollkommen denselben Erfolg wie das erste Mal.

Von solchen untergeordneten Zauberern könnte ich noch viel erzählen, aber ich ziehe es vor, zum großen Magus Dupoté zurückzukehren. Seiner allsonntäglichen Vorträge und Kunststücke wäre ich bald müde gewesen, hätte mich nicht die Neugierde auf ein gewisses, viel gerühmtes Kunststück bei ihm zurückgehalten. Ich hatte die Wirkungen des Zauberspiegels noch nicht gesehen, nach der Versicherung aller Eingeweihten das Schönste, Größte und zugleich Fürchterlichste, was man bei Herrn Dupoté sehen konnte. Es sollte mir werden. Eines Sonntags, nachdem Herr Dupoté sechs oder acht Individuen mit mehr oder weniger Erfolg auf die gewöhnliche Weise magnetisirt, kam in die versammelte Gesellschaft plötzlich eine große Bewegung, ja Aufregung, denn Herr Dupoté holte aus einem Winkel den Zauberspiegel hervor. Man muß sich unter dem Zauberspiegel nicht einen Spiegel gewöhnlicher Art vorstellen; aber auch nicht ein Instrument von irgend welchem ungewöhnlichen überraschenden Aussehen. Der Zauberspiegel ist ein mittelgroßes, ungefähr ein und einen halben Schuh breites und einen Schuh hohes, polygon zugeschnittenes Stück Pappendeckel, welches rings herum anstatt des Rahmens eine farbige Papiereinfassung hat und dessen Verzierungen und Ausschnitte nicht die geringste kabbalistische oder irgend welche geheimnißvolle Formen zur Schau tragen. Von Spiegelglas ist hier keine Rede. Was im Zauberspiegel gesehen wird, sieht man nur mit des „Geistes Auge.“ Den Zauberspiegel in Händen haltend, sah sich Herr Dupoté in der Versammlung um, bis seine Blicke mit offenbarer Befriedigung und augenscheinlich auch mit

Achtung auf zwei jungen Männern haften blieben, welche in der vordern Reihe der Zuschauer saßen. Ich wie alle Andern folgte den Blicken Herrn Dupoté's, und ich wie alle Andern theilte das Gefühl, das sich im Gesichte des Zauberers aussprach. Um es gleich mit Einem Wort zu sagen: der Eine der beiden jungen Männer war einer der schönsten und interessantesten Menschenkinder, die mir jemals zu Gesichte gekommen, und der Leser wird mir nach dieser Versicherung die Beschreibung dieses herrlichen jungen Menschen erlassen. Es denke Jeder an die Vorstellung, die er sich von einem Byron'schen Helden macht, von einem Child Harold, von einem Lara in seiner schönsten Jugend, oder wie er sich irgend einen Shelley'schen Helden, einen Julian oder Madalo denkt. Die Kleidung des jungen Mannes war die eines reichen und eleganten Gentleman. Er mochte ungefähr 23 Jahre alt sein, seine tief dunklen, schwarzen Augen, sein rabenschwarzes Haar und die blaßbraune Farbe des Gesichtes wie überhaupt dessen Form deuteten auf einen südlichen Ursprung; der Mund, hinter dessen schwellenden Lippen zwei Reihen der schönsten Zähne hervorblickten, lächelte, im Widerspruche mit der ganzen Gluth des Gesichtes, mit jener sanften Trägheit, welche die Kreolen charakterisirt. Füße und Hände wie überhaupt die ganze schlanke Gestalt, letztere trotz ihrer Kräftigkeit, hatten jene Zartheit des Baues, die man gewöhnlich als aristokratisch bezeichnet. Sein Begleiter, den sein ganzes Aussehen als einen Landsmann verrieth, hatte nicht ganz denselben Adel des Ausdruckes, sah überhaupt nicht ganz so interessant aus, und daran war vorzugsweise eine etwas dicke und herabhängende Unterlippe, eine zu sehr gebogene Nase und die etwas zu breiten Schultern bei kleiner Gestalt schuld. Im Uebrigen war auch er ein hübscher Mann und zeichnete sich durch dieselbe reiche und feine Eleganz aus wie der Andere und hätte ohne diesen Andern in jeder Gesellschaft als eine schöne und interessante Erscheinung auffallen müssen. Herr Dupoté nahte sich den beiden jungen Männern in höchst achtungsvoller Haltung, und nachdem er einige Worte mit ihnen gewechselt

wandte er sich zum Publikum und sagte mit lauter Stimme: „Diese beiden Herren sind Spanier aus Süd-Amerika und erst vor einigen Tagen in Paris angekommen.“ Dann wandte er sich zu dem schönen jungen Manne und fragte ihn, ob er die Güte haben wolle, sich zu dem Experimente herzugeben und den Zauberspiegel in die Hand zu nehmen. Der junge Mann lächelte etwas verlegen und abwehrend, aber mit einer Anmuth, welche die ganze Versammlung bezauberte und unwillkürlich ein wohlgefälliges Lächeln auf allen Lippen hervorrief. Herr Dupoté nahm diese Antwort nicht für eine entschieden ablehnende, bestrich den Spiegel und drängte ihn dem Spanier mit sanfter Gewalt auf, indem er ihn bat, nur eine Minute lang die Fläche anzublicken. Der Spanier schüttelte den Kopf, nahm den Spiegel in die beiden behandschuhten Hände und that, aber offenbar ungläubig, wie Herr Dupoté verlangte. Dieser trat um einige Schritte zurück.

Der Spanier lächelte, wie gesagt, ungläubig, als er den Spiegel anzublicken begann. Er fuhr fort, zu lächeln, und bald mußten wir uns sagen, daß er nicht mehr aus Unglauben lächelte. Sein Gesicht nahm nach und nach einen ganz andern Ausdruck an, selbst das Lächeln verschwand auf einen Augenblick, und er blickte mit dem Ausdruck höchster Ueberraschung in den Spiegel. Wieder wich die Ueberraschung, und wieder kehrte das Lächeln zurück, aber es war das Lächeln der Freude, welches nach und nach den Ausdruck der höchsten Seligkeit annahm. Es war, als sähe er in dem Spiegel das paradiesischeste Land, bevölkert von den göttlichsten Gestalten, oder vielleicht seine ferne Heimat und die geliebtesten Personen, oder die glücklichsten Szenen seines eigenen Lebens, oder die Verwirklichung seiner schönsten Träume. Man konnte alles Das aus seinen Mienen herauslesen, und diese Mienen wurden noch unterstützt durch einen unendlich sanften Ton, der singend und sehnsüchtig aus dem Innersten seines Herzens hervorzukommen schien. Der Ton, den er vor sich hinsang, während er in den Spiegel blickte, ein sanfter leiser Mollton,

war, als käme er von einer Aeolsharfe. Von Zeit zu Zeit beugte er ſich auf den Spiegel nieder, aber es ſchien, als ob dann die Geſtalten, die er darinnen ſah, immer unklarer wurden, und er zog raſch wieder den Kopf zurück, um ſich des frühern Schauſpiels zu erfreuen. Manchmal hielt er den Spiegel nur mit einer Hand, während die andere auf ſeiner Oberfläche nach etwas haſchte, was vor ihr zu fliehen ſchien. Auch ſein Nachbar blickte mit in den Spiegel, und auch auf deſſen Geſicht ſprach ſich, wenn auch nicht ſo ausdrucksvoll wie auf dem andern, eine große Glückſeligkeit aus. Die Minute, um die Herr Dupoté gebeten hatte, war längſt vorüber, und es fiel dem Spanier, der Alles um ſich her vergeſſen hatte, nicht ein, den Spiegel zurückzugeben. Er ſollte ihn noch lange und unter den abwechſelndſten Gefühlen behalten. Ebenſo, wie ſich ſein Geſicht nach und nach zur höchſten Glückſeligkeit verklärt hatte, ebenſo verfinſterte es ſich jetzt und zogen wie Wolken die traurigſten und ſchmerzlichſten Affekte darüber hin, Kummer, Schrecken, Furcht, Entſetzen, als ob er jetzt in dem Spiegel die gräulichſten Szenen zu ſehen bekäme. Der ſchöne holde Ton, den er vorhin geſungen hatte, war verſchwunden, und man hörte jetzt als entſprechende Begleitung des bald zornigen, bald entſetzten Blickes ein Grollen, ein Aechzen, manchmal einen grellen Schrei. Die Geſellſchaft wurde beſorgt und fühlte zugleich das größte Mitleid mit dem jungen Manne, der Unſägliches zu leiden, Grauenvolles zu ſehen ſchien. Herr Dupoté, der ihn fortwährend mit ſeinem Blicke fixirte, machte eine kleine Bewegung, der Ausdruck höchſten Schmerzes und Entſetzens verſchwand aus dem Geſichte des Spaniers, ſeine Schönheit, die hinter der Verzerrung der Züge beinahe verſchwunden war, kam wieder zum Vorſchein, und nach und nach kehrte jenes ſelige Lächeln wieder, welches die ganze athemlos und ſtaunend zuſehende Verſammlung mit einem ſüßen Gefühle erfüllte, wie ſie vor einer Minute der ſchreckensvolle Blick des ſchönen Auges und die unartikulirten Laute des Schmerzes und der Verzweiflung mit Schrecken erfüllt hatten.

So ging das Unbeschreibliche zu wiederholten Malen auf und abwärts, abwechselnd durch das höchste Glück, wie durch das tiefste Elend. Endlich trat Herr Dupoté entschlossenen Schrittes auf den jungen Mann los und faßte den Zauberspiegel, um ihn ihm zu entreißen; der Spanier aber hielt ihn mit ganzer Kraft und sah darein, als wäre er entschlossen, sich ihn um keinen Preis entreißen zu lassen. Dennoch gelang es Herrn Dupoté, ihm denselben zu entwinden. Rasch lief er damit an das entgegengesetzte Ende des Zimmers. In demselben Augenblicke und im Laufe weniger Sekunden entwickelte sich und endete ein wahrhaft schreckliches Schauspiel, das Niemand, der es gesehen, je vergessen wird. Der junge Mann erhob sich und eilte ihm mit ungeheuern Schritten nach. Er trat so gewaltig auf den Boden, daß das ganze Zimmer erdröhnte und erzitterte, dabei hob er seine Beine hoch in die Luft und machte so eckige Bewegungen, wie sie beim Gehen ein Mann aus Holz oder Stein machen würde, und endlich stieß er auf dem Wege von einer Ecke des Zimmers in die andere, den er auf diese Weise zurücklegte, ein wahrhaftes Geheul, das Geheul eines wüthenden wilden Thieres aus, welches in seinem Kontraste zu der wunderschönen Erscheinung desto schrecklicher wirkte. Aber daran war noch nicht genug. Der andere Spanier, der ebenfalls in den Spiegel gesehen, folgte ihm ebenfalls, als ihn Herr Dupoté entführte, aber auf andere Weise. Wie ein geschnellter Ball, oder wie ein Panther mit Einem Satze, flog er von seinem Stuhle dem Zauberspiegel nach, und in dem Augenblicke, da der Andere mit geballten, in die Luft gehobenen Fäusten vor Dupoté ankam, lag er mit herausgestreckter Zunge zu dessen Füßen und umklammerte diese, während sein Gesicht auf dem Boden lag. Es sah aus, als sollte Herr Dupoté von zwei wüthenden Dämonen in Stücke gerissen werden. Aber er machte rasch einige Bewegungen mit der Hand, die Wuth der beiden jungen Männer legte sich augenblicklich, sie seufzten auf, sahen erstaunt um sich und waren überrascht, sich in der andern Ecke der Stube zu sehen. Lächelnd und beschämt

kehrten sie zu ihren Sitzen zurück. Mit ihnen erwachte die ganze Versammlung wie aus einem höchst phantastischen, aber auch schrecklichen Traume. Eine Viertelstunde lang hatte Niemand zu sprechen oder auch nur laut zu athmen gewagt. Jetzt erhob sich Alles, sprach Alles untereinander über das merkwürdige Phänomen. Herr Dupoté fand kaum Gelegenheit, sein Wort darüber zu sagen, und die Versammlung trennte sich in höchster Aufregung.

Ich sah den Child Harold oder Lara später noch einige Male auf den Boulevards, und zwar nicht selten vor Tortoni in Gesellschaft der bedeutendsten Elegants von Paris. Seine Kleidung und sein Auftreten waren wohl meist die eines eleganten und reichen jungen Mannes, sein Gesicht immer schön und eines Novellenhelden würdig; aber dieses sah doch manchmal übernächtig aus, wie eines Menschen, der nicht immer haushälterisch mit Jugend und Leben verfährt, und jene waren manchmal ebenso verfallen und deuteten auf Ebbe in den Privatverhältnissen. Ich betrachtete ihn in Erinnerung an jene merkwürdige Szene immer mit Interesse, bis er mir zuletzt ganz aus den Augen verschwand.

Ungefähr fünf Jahre, nachdem ich jene Szene mit dem Zauberspiegel erlebt hatte, nahm ich eines Tages an einem großen Diner in einem Landhause bei Fontainebleau, wo ich wohnte, Theil. Es war auch ein junger russischer Fürst mit seinem Hofmeister zugegen, und Beide erzählten von ihren Erlebnissen in Paris und von den Merkwürdigkeiten, die sie daselbst gesehen. Sie geriethen in Enthusiasmus, und Einer suchte dem Andern das Wort aus dem Munde zu nehmen, als sie auf Dupoté kamen und auf Das, was sie erst gestern in seiner Sitzung gesehen hatten. „Ich," sagte der junge Fürst mit jenem Enthusiasmus, der den Russen allem Mystischen gegenüber so leicht wird und den sie ebenso gerne zeigen, „habe nie etwas Aehnliches gesehen, und ich bin dem Magnetismus gegenüber vollkommen gläubig geworden." Der Hofmeister, der kein Russe

war, bemerkte das spöttische Lächeln mehrerer Gäste und fügte, um seinen Zögling nicht lächerlich erscheinen zu lassen, dem enthusiastischen Ausrufe desselben mit absichtlicher Ruhe hinzu: „Seien Sie versichert, meine Herren und Damen, daß an Dem, was wir gestern gesehen, der Betrug unmöglich irgend welchen Antheil haben konnte. Wie man über den Magnetismus immer denken möge, die Personen, an denen er sich gestern bewährte, können unmöglich verdächtigt werden. Wir sahen den Zauberspiegel."

Bei diesem Worte wurde ich aufmerksamer und fragte: „Wer waren die Personen, an denen Herr Dupoté mit seinem Zauberspiegel sein Experiment machte?"

„Zwei sehr schöne, im höchsten Grad distinguirt aussehende junge Männer," antwortete der Hofmeister, „besonders der Eine, der den Zauberspiegel in Händen hatte, ist ein wahres Ideal südlicher Schönheit; man kann diese zwei offenbar reichen und ausgezeichneten Männer um so weniger für Compères des Herrn Dupoté halten, als sie erst vor wenigen Tagen in Paris ankamen, es sind nämlich Spanier aus dem südlichen Amerika —"

„Halt," rief ich, „nicht weiter, ich werde Ihnen die Fortsetzung sagen und Alles erzählen, wie das Experiment von Anfang bis zu Ende vor sich gegangen."

Ich that, wie ich sagte, indem ich Alles so erzählte, wie ich es hier oben gethan. Der junge Fürst war überzeugt, daß ich gestern mit im Publikum des Herrn Dupoté gewesen, und war höchst verblüfft, daß ich dieselben neu angekommenen Südamerikaner und ihre Ekstase schon vor fünf Jahren gesehen haben sollte. Ich segnete den Zufall, den Fürsten und seinen Hofmeister, die mir, ich gestehe es, über einen Zweifel hinweghalfen, der mich überschlich, so oft ich an jenen Sonntag und an den Zauberspiegel dachte. Schauspieler und Schauspiel waren derart, daß sie dem kühnsten Zweifler den Muth benahmen, ihre ganze Wahrhaftigkeit anzuzweifeln.

3.

Aehnlich ging es mir in Florenz (1860). Eine bekannte Dame gab eine große Soirée, und um ihre Geſellſchaft auf neue Weiſe zu unterhalten, engagirte ſie für dieſen Abend Signor Ricciali (ich erinnere mich des Namens nicht genau) mit ſeiner Tochter, welche, trotz der Annexionsvorgänge und der großen politiſchen Bewegung, als Somnambule viel von ſich reden machte. Der Vater hatte eines jener konfiszirten italieniſchen Geſichter, die man an den Vätern italieniſcher Sängerinnen, Tänzerinnen und Virtuoſinnen jeder Gattung kennt; die Tochter aber hätte Andrea del Sarto als Modell zu einer ſeiner unſchuldvollſten Madonnen benutzen können. Es war ein italieniſches Geſicht von der zarten und melancholiſchen Art, und man erkannte auf den erſten Blick, daß Signorina Ricciali gebildeter war und mehr gelernt haben mußte als der größte Theil ihrer Landsmänninnen. Bei aller Unſchuld und Naivität war es ein geiſtig durchgebildetes Geſicht. Im Ganzen war ſie ſchmächtig, ja kränklich, von zartem Körperbau, und wie ſie, vom Vater magnetiſirt, mit geſchloſſenen Augen im Lehnſtuhle dalag und manchmal ſchmerzlich an allen Gliedern zuckte, konnte ſie nicht anders als inniges Mitleiden einflößen. Es gehörte einige Härte des Charakters dazu, ihr nicht glauben zu wollen. Der Vater hauchte ein Taſchentuch an, fragte dann den Beſitzer des Taſchentuches, welchen Duft es aushauchen ſolle, hielt es dann ſeiner Tochter unter die Naſe, fragte ſie, welchen Duft ſie rieche, und ſie nannte regelmäßig dieſelbe Blume, Frucht oder Eſſenz, welche der Beſitzer verlangt hatte. Man erklärte ſich Das damit, daß in der an die Somnambule gerichteten Frage des Vaters die Andeutung des Duftes gelegen habe. Aber es war nicht zu leugnen, daß die Frage nur aus ſehr wenigen Worten beſtand und daß es überaus ſchwierig, wenn nicht unmöglich war, mit der verſchiedenen Stellung der Worte des kurzen Satzes ſo unzählige Namen von Düften, als im Laufe des Abends genannt wurden, anzudeuten, und unter dieſen Düften kamen, wie

man ſich vorſtellen kann, die allerſeltenſten und ausgeſuchteſten vor. Nach dieſem Experimente ſetzten ſich verſchiedene Perſonen der Geſellſchaft mit der Somnambule in Rapport, indem ſie ihre Hand ergriffen und feſthielten. Die Somnambule ſagte ihnen dann den Inhalt ihrer Gedanken. Die Meiſten behaupteten, daß ſie es richtig getroffen habe, und wenn ſie es nicht traf, geſtanden ſie ihr zu, etwas zerſtreut geweſen zu ſein. Es kam auch die Reihe an mich: Signorina Ricciali ſollte mir ſagen, was und woran ich denke. Sie wand ſich krampfhaft und warf ſich wie im böſen Traume hin und her, dann bat ſie mich wiederholt, meine Gedanken zu ſammeln, ich ſei zerſtreut — Das hindere ſie, klar zu ſehen. Ich that das Meinige, endlich ſagte mir Signorina Ricciali, daß ich weit fortdenke — über die Berge — nach der Schweiz. Das war ganz richtig, ich ſollte zwei Tage nach dieſem Abende in der That nach der Schweiz abreiſen, alle meine Sinne waren dahin gerichtet und auch im gegenwärtigen Momente dachte ich an Genf. „Und wohin nach der Schweiz?“ fragte ich wieder. — „Ich ſehe,“ antwortete die Somnambule nach einiger Anſtrengung, „eine Stadt an einem See.“ — „Ganz richtig,“ ſagte ich, „aber die Perſon, an die ich denke, wie ſieht ſie aus?“ — „Sie hat dunkle Augen.“ — „Und in welchem Kleide denke ich mir ſie?“ — Jetzt wurde die Somnambule im höchſten Grade unruhig, ſie warf ſich hin und her, ſie ſeufzte und warf mir wieder meine Zerſtreutheit vor. Dießmal mußte ich widerſprechen und verſicherte ſie, daß ich die Perſon und das Kleid ganz deutlich vor Augen habe. Nun antwortete ſie entſchloſſen, das Kleid ſei ſchwarz. Unglückſeligerweiſe war es ein hellblaues Ballkleid mit weißen Sternchen, und mein Glaube ſank raſch wieder zuſammen, wie gerne ich auch dem intereſſanten Geſchöpfe geglaubt hätte. Daß ſie auf die Schweiz gerathen, ſchien mir nicht wunderbar; ſie hatte mich Deutſch und Franzöſiſch ſprechen hören und mochte daraus geſchloſſen haben, daß ich ein Schweizer ſei. Uebrigens befanden wir uns zu Anfang des Frühlings, gerade in jener Jahreszeit, in welcher die meiſten Fremden aus Italien nach

Schweiz reisen. Sobald ich ihr zugegeben, daß ich an die Schweiz denke, war es leicht, die Stadt am See hinzuzufügen; die bedeutendsten Städte, die man in der Schweiz besucht, liegen meist an den Seen. Es blieb nichts übrig, als die dunklen Augen, und die konnten mit dem gleich darauf folgenden Verkennen des Kleides nicht hinreichen, meinen Glauben an die schöne Somnambule und an den Somnambulismus überhaupt zu kräftigen.

Genug der einzelnen Erfahrungen. Anstatt vieler anderer will ich die Geschichte eines Gläubigen zu den bereits erzählten hinzufügen.

Im Herbste des Kriegsjahres 1854 wurde ich sehr krank und elend in das deutsche Hospital zu Konstantinopel gebracht, wo ich ein kleines abgesondertes Zimmer miethete. Einsam, wie ich war, hatte ich trotz aller Schmerzen das Bedürfniß, zu arbeiten, aber unfähig, im Bette aufrecht zu sitzen und selbst zu schreiben, bat ich die Bekannten, sich nach einem Deutschen umzusehen, dem ich diktiren könnte. Wenige Tage darauf trat ein junger Mann mit einigen empfehlenden Zeilen eines Freundes vor mein Bett, und ich war sogleich entschlossen, ihn zu engagiren. Es war eine sehr einnehmende Erscheinung, ein junger Mensch von ungefähr 25 Jahren, der um so rascher für sich gewann, als sein formvolles Auftreten, sein schönes und feines Gesicht in den ärmlichen und abgetragenen Kleidern, die bessere Tage gesehen hatten, Mitleid einflößten. Er trug in Allem und Jedem den Stempel unverschuldeter Armuth; hatte nichts von den Abenteurern, denen man im Orient so oft begegnet, und war vom besten Willen beseelt, seinen Lebensunterhalt auf anständige Weise zu gewinnen. Seine überaus hohe Stirne, über der das Haar trotz seiner Jugend sich schon zu lichten anfing, gab ihm ein geistreiches, sein blaues Auge und sein kleiner weiblicher Mund ein überaus sanftes Aussehen. Wenn er sprach, lächelte er immer, aber dieses Lächeln hatte etwas Rührendes und konnte die Melancholie, die auf diesem Gesichte lag, nicht ganz verdecken. Seine Gestalt war an sich, besonders aber im Verhältniß

zu dem großen Kopfe, sehr klein und schmächtig. Man sagte sich, Das sei ein Mensch, der zu geistiger, nicht körperlicher Thätigkeit geboren ist. Um so mehr bedauerte man ihn, wenn man erfuhr, daß er in den letzten Monaten aus Noth schon Kellner- und Packträgerdienste verrichtet hatte. Da ich des Morgens mit meiner Kur beschäftigt war, wurde ausgemacht, daß Herr Wallat, so wollen wir ihn nennen, jeden Nachmittag kommen solle. Wir fingen sogleich an, und ich hatte durch mehrere Tage alle Ursache, mit der deutlichen Schrift, mit der Aufmerksamkeit und dem guten Willen meines Sekretärs zufrieden zu sein. Am vierten oder fünften Tage unserer Bekanntschaft aber bemerkte ich, daß er während des Schreibens mehrere Male unwillig den Kopf schüttelte, sich offenbar unbehaglich fühlte und daß sein Gesicht manchmal einen höchst schmerzlichen Ausdruck annahm. Ich brach früher ab, als ich wollte. Er stand auf, legte die Papiere schweigend zusammen und schien auch so gehen zu wollen, als er sich plötzlich zu mir wandte und mit der tiefsten Betrübniß im Gesichte ausrief: „Ach, Herr Doktor, Sie können sich nicht vorstellen, was ich leide!"

Diese Klage war so plötzlich und so überzeugend ausgestoßen, daß ich, überrascht und erschüttert zugleich, nicht sofort einer Frage fähig war. Nachdem er mich, hart vor meinem Lager stehend, ebenfalls schweigend einen Moment lang angesehen, fuhr er fort: „Ist es nicht grausam, einen armen Menschen so in Allem zu hindern, wenn er sich auf ehrliche Weise sein Brod verdienen will? Kann man da gar nichts dagegen thun? Ist Das nicht die größte Ungerechtigkeit? Ist es nicht schrecklich, so ganz in der Gewalt fremder Menschen zu sein!"

Während er so sprach, legte er beide Hände übereinander, und sein Gesicht drückte zugleich die höchste Empörung und die tiefste Niedergeschlagenheit aus.

„Wer ist es," fragte ich, „der Sie so an Allem hindert?"

„Der Dr. Markus aus Mainz," antwortete er in einem Tone, als ob sich Das von selber verstünde, oder als ob seine Geschichte Jedermann bekannt sein müßte.

„Dr. Markus aus Mainz," fragte ich — „ist der hier in Konstantinopel?"

„O nein! Der ist immer in Mainz."

„Und von dort aus sucht er Ihnen zu schaden?"

„Allerdings," bestätigte Wallat, „was sind ihm die größten Entfernungen? Mit seinem großen Magnet kann er überall hin wirken und kann er mich erreichen, wo er will."

Ich wurde etwas stutzig, aber ich fragte weiter: „Wie schadet er Ihnen aber?"

„Sehen Sie, Herr Doktor," sagte Wallat, während er mit der rechten Hand vor seinem Ohre zu wiederholten Malen die Bewegung machte, als ob er eine Fliege fangen wollte — „sehen Sie, so haschen sie mir das Wort vor dem Ohre weg, wenn Sie mir diktiren, und es bedarf der außerordentlichsten Anstrengung, um Ihnen zu folgen. Ich habe immer Angst, daß ich nur die Hälfte der Worte schreibe, die Sie mir diktiren, weil sie mir Alles vor dem Ohre wegschnappen. Sehen Sie, so" — dabei machte er wieder jene Bewegung des Fliegenfangens.

„Aber wer sind denn Die, die Ihnen die Worte vor dem Ohre weghaschen," fragte ich, mehr und mehr erstaunt.

„Nun, die kleinen Männchen, sehen Sie" — dabei bückte er sich und streckte die flache Hand tief unter sein Knie — „sie verlassen mich nie, sie umgeben mich fortwährend. Ich kann Ihnen gar nicht beschreiben, welche dummen Späße sie machen; in meinem höchsten Aerger muß ich über sie lachen. Am Schlimmsten treiben sie es, wenn ich mit ihnen allein bin auf meiner Stube, da gibt es ein Gelächter und Possen so toller Art, daß es gar nicht auszuhalten ist, und ich muß über sie lachen, obwohl sie mein Unglück sind. Anfangs, als ich hier in Konstantinopel ankam, war es nicht so arg. Diese neue Welt mit all diesen ungewohnten Sachen, Menschen und Kostümen setzten sie in Erstaunen, und sie schwiegen eine Zeit lang; später lachten sie viel über die Türken, mich aber ließen sie in Ruhe. Jetzt, da sie sich wieder an Alles gewöhnt haben, treiben sie

es gerade so, wie sie es in Korfu, in Ancona und Triest getrieben haben."

Mir war während dieser Mittheilungen sehr wehe zu Muthe. Kein Zweifel, ich hatte hier einen Wahnsinnigen vor mir, und zwar einen Wahnsinnigen der phantasievollsten und, wie ich überzeugt war, auch tragischesten Art. Ich war von dieser Entdeckung so erschüttert, daß ich keines Wortes fähig war. Auch er sagte nichts mehr und ging höchst traurig aus der Stube.

Am folgenden Tage kehrte er mit seinem gewohnten lächelnden Gesichte zurück. Ich hütete mich, an das gestrige Gespräch zu erinnern, und diktirte weiter, als ob nichts geschehen wäre. Er schrieb ruhig seine drei Stunden fort, und ich sagte mir, daß er wohl nur vorübergehenden Paroxysmen unterworfen sei, wohl aber den größern Theil der Zeit von seiner fixen Idee nichts verspüre. Er bewies mir sofort, wie sehr ich mich täuschte. Kaum hatte er die Papiere zusammengelegt, als er sich zu mir wandte und mir mit großer Befriedigung mittheilte, daß er, seit er mir von den kleinen Männchen gesprochen, von ihnen beinahe ganz in Ruhe gelassen worden und daß er besser geschlafen habe als seit Monaten.

„Ich bin überzeugt," fügte er mit lächelndem und vertrauensvollem Gesichte hinzu, „ich bin überzeugt, Herr Doktor, daß ich Das dem Umstande verdanke, daß die Männchen vor Ihnen Respekt und Furcht haben. Sie könnten viel für mich thun — wenn Sie z. B. an den Dr. Markus in Mainz schreiben wollten, daß er mich endlich in Ruhe lasse. Wahrhaftig, eine so große Strafe habe ich nicht verdient — um so weniger, als ich es gar nicht gethan habe; glauben Sie mir, Herr Doktor, ich bin gar nicht der Mensch, der anonyme Briefe schreibt — einer solchen Niederträchtigkeit bin ich nicht fähig — das hat schon der große Magnet des Dr. Markus gethan. Mit so einem Magnet schiebt man Ihnen einen ganz andern Menschen unter, man schiebt Ihnen Gedanken in den Kopf, die Ihnen ganz fremd sind und die Ihnen ohne den Magnet niemals in den Sinn geko-

wären. Ich habe manchmal ganz wahnsinnige Gedanken und manchmal ganz infame verbrecherische, deren ich gar nicht fähig bin. So ein Magnet ist eine ungeheuere Macht, und es sollte gar nicht erlaubt sein, daß ein Mensch eine solche Macht besitze und über Andere so unumschränkte Gewalt ausübe."

Mehrere Fragen, die ich an ihn richtete, gingen ganz ungehört an seinem Ohre vorüber, kopfschüttelnd und vertieft verließ er mich, und ich fing zu ahnen an, daß auf dem Gewissen dieses Unglücklichen eine Schuld lastete, eine Schuld, in der ein anonymer Brief eine Rolle spielte. Da er mir von nun an beinahe jeden Tag von seinem Zustande sprach, konnte ich mir bald das Allgemeine seiner Geschichte zusammensetzen. Ich diktirte ihm einen kleinen Roman, und ich konnte wohl bemerken, wie er bei Beschreibung einer Liebesszene glücklich und melancholisch vor sich hin lächelte. Er erzählte mir an diesem Abend, daß er in seinem zwanzigsten Jahre in einem Komptoir eines Bankiers in einer der kleinen deutschen Residenzen gearbeitet. „Dort," sagte er, „kannte ich ein Mädchen, ein Fräulein, das so schön war, wie die Heldin Ihres Romanes. Ach! Herr Doktor, wie sehr habe ich sie geliebt. Ich sah damals nicht so elend und schäbig aus wie jetzt; ich war ein eleganter junger Mann und, ich versichere Sie, ein ganz hübscher Junge. Ich bildete mir ein, sie würde mich auch lieben können; denn sie sah es offenbar gerne und lächelte, wenn sie mir überall auf Promenaden, im Theater und Konzerten begegnete. Sie war leider adelig und gehörte zu Hofe. In dieser kleinen Residenz sind Bürgerliche und Adelige sehr streng von einander geschieden; ich konnte nie mit ihr sprechen, aber ich stellte mich im Theater und bei Konzerten immer so, daß wir uns sehen und Blicke der Liebe austauschen konnten. Ich weiß, daß man Das bemerkte, denn man bemerkte Alles, was auf dieses reizende Geschöpf Bezug hatte; sie war die Löwin der Stadt, alle Welt machte ihr den Hof, und der Argwohn meiner Nebenbuhler mußte unser Verhältniß bald entdecken. Was lag mir daran? Ich war glücklich, ich wußte ja, daß sie mich liebte, ihre Blicke

ſagten es mir zu deutlich. Ich kümmerte mich wenig darum, wenn die Leute ziſchelten oder auch mit Fingern auf mich wieſen, ſo oft ich mich im Theater auf meinen Poſten ſtellte, um mich durch drei Stunden an ihrem Anblick zu weiden."

Wallat machte dieſe Mittheilungen im Tone größter Selbſtbefriedigung; plötzlich aber ballte er die Fauſt und rief: „Ich ſage, wenn ein Adeliger ſich mit einem Bürgerlichen nicht ſchlagen will, ſo iſt Feigheit oft vielmehr die Urſache als der Stolz ſeines Standes. Der Major von Haßwit [1] war bei Hofe und in ſeinen Kreiſen ein ſehr beliebter Stutzer; aber ich bin überzeugt, daß er auf dem Schlachtfelde laufen würde, wie groß er auch thut. Angſt, nichts als Angſt war es, daß er ſich mit mir nicht ſchlagen wollte."

„Wie kamen Sie dazu, ſich mit dem Major ſchlagen zu wollen?" fragte ich erſtaunt.

„Sollte ich nicht? Eines Abends im Theater bemerkte ich, wie er in der Loge jener jungen Dame fortwährend über mich lachte. Er muß ſehr komiſche Dinge geſagt haben; denn ſie lachte mit, und alle andern Offiziere ſahen mich ebenfalls an und lachten, und bald verſpottete mich das ganze Publikum und Das alles in Gegenwart dieſes herrlichen Geſchöpfes, das ich ſo ſehr liebte. Ich will dir zeigen, dachte ich, was ein Kommis kann und wie er ſeine Ehre vertheidigt. Major v. Haßwit führte die Dame aus dem Theater. Auf der Treppe trat ich ihm in den Weg. Kaum ſah er mich, als er ausrief: ‚Der dummen Geſchichte muß ein Ende gemacht werden!' und mit einer ſchmachvollen Bewegung ſeines Beines ſtieß er mich aus dem Wege und die Treppe hinunter. Das niederträchtige Publikum lachte, und das Hoffräulein lachte auch. Ich war außer mir, ich ſtürzte noch einmal auf den Major los und forderte ihn auf der Stelle. Da lachte das Publikum wieder, und das Hoffräulein lachte wieder mit."

Wallat erzählte die Geſchichte an jenem Abende nicht

[1] Wir geben hier andre Namen, da die Träger der wirklichen zum Theil noch leben.

weiter, auch an den folgenden Abenden kam er nicht wieder darauf zurück. Er sprach nur hier und da abgebrochen von dem Major v. Haßwit, und bei einer solchen Gelegenheit erzählte er, daß dieser Major v. Haßwit ein sehr intimes Verhältniß mit der Baronin Steiningen hatte und daß der Baron Steiningen von diesem Verhältniß durch einen anonymen Brief unterrichtet wurde. Der Baron Steiningen, nachdem er durch diesen Brief von dem Verhältniß erfahren, gab vor, auf die Jagd zu gehen, kehrte plötzlich zurück und überzeugte sich, daß der anonyme Brief ihn nicht getäuscht hatte. Major Haßwit wurde bei dieser Gelegenheit lebensgefährlich verwundet und die Baronin Steiningen am hellen Tage aus ihrem Hause auf die Straße gestoßen. Ihre ganze Familie, sonst sehr geehrt, kam dadurch in eine sehr traurige Lage und war gezwungen, sich in ein einsames Dorf zurückzuziehen. Das Aergerniß war damals sehr groß in der Residenz, und alle Welt verfluchte den anonymen Briefschreiber.

„Und wann wurde dieser Brief geschrieben?" fragte ich, immer klarer sehend in dieser Geschichte.

„Ich schrieb ihn in derselben Nacht," erwiderte Wallat, „die auf den Abend folgte, an welchem mich der Major Haßwit vor den Augen der Geliebten beschimpfte. Nein," fügte er dann verbessernd hinzu, „nicht ich; ich glaubte damals auch, ihn geschrieben zu haben, aber kaum war er abgeschickt, als ich erkannte, daß Dieß unmöglich war. Glauben Sie mir, Herr Doktor, ich bin einer solchen Niederträchtigkeit nicht fähig. Nicht ich habe den Brief geschrieben; gleich am Morgen wußte ich, daß es der Dr. Markus aus Mainz war, der mit Hülfe des großen Magneten, den er besitzt, mich zwang, diesen Brief zu schreiben. Mir selbst wäre ein solcher Gedanke niemals gekommen."

„Damals schon," erzählte er mir ein anderes Mal, „kurz nachdem der Skandal mit der Baronin Steiningen vorgekommen, erschienen die kleinen Männchen. Der Baron wollte sich an mir rächen, daß ich ihm die Augen geöffnet und ihn zu einem Schritte

verleitete, den er, als so viel Unglück daraus erfolgte, bereute, und er bezahlte den Dr. Markus in Mainz, daß mir sein großer Magnet die kleinen Männchen nachschicke. Ich hielt es nicht aus und begab mich, um den Männchen zu entfliehen, nach Wien, wo ich in einem befreundeten Handlungshause sogleich eine Stelle fand. Anfangs ging Alles gut, aber nach einiger Zeit hatte der Magnet meinen Aufenthalt doch ausgespäht, und die Männchen erschienen wieder. Indessen hatte ich die Erfahrung gemacht, daß sie doch eine Zeit lang suchen mußten, bis sie mich fanden, und darum begab ich mich weiter nach Triest. Dort war es wie in Wien: nach einigen Tagen waren die Männchen wieder da. Ich wußte nicht mehr, was anzufangen, ich war in Verzweiflung und verfiel endlich in eine schwere Krankheit. Durch viele Tage kämpfte ich bewußtlos mit einer Hirnentzündung. Als ich genas, war ich von den Männchen frei, und ich glaubte, daß sie nur in meiner Einbildung existirt hätten, daß sie bloß Ausgeburten meines bereits zur Krankheit geneigten Hirns gewesen. Mit der Genesung von dieser Krankheit hoffte ich dieser Einbildungen für immer ledig zu sein; aber ich mußte mich leider überzeugen, daß diese Männchen nicht Ausgeburten meines Gehirns, sondern wahrhafte Wirklichkeiten waren, denn bald erschienen sie wieder und zwangen mich zur neuen Flucht nach Ancona. Eine Stelle, die ich dort fand, verlor ich nach einigen Tagen wieder, was mich nicht grämte, weil ich eben im Begriffe war, vor den Männchen nach Korfu zu fliehen. Von Korfu floh ich weiter hierher nach Konstantinopel, und habe seit Ancona die traurige Ueberzeugung, daß mich die Flucht jetzt nicht einmal mehr für einige Tage von meinen Verfolgern befreie. Sie lassen mich wohl manchmal zu Athem kommen, aber ich höre sie fortwährend in meiner Nähe lachen und kichern und Scherze machen, die mich zur Verzweiflung bringen, während ich selber mitlachen muß."

Ich behaupte nicht, daß ich die Geschichte Wallats so erzähle, wie ich sie erfahren habe. Ich mußte mir sie aus mehr zerstreuten Bruchstücken zusammensetzen und gebe sie dem Leser geordneter,

als ich sie empfangen habe. In den abgebrochenen Sätzen, in denen sie mir mitgetheilt wurde, klang sie tragischer, als sie der Schriftsteller mittheilen kann, und wie sie stückweise aus den Nebeln emportauchte, machte sie einen viel erschreckenderen Eindruck, als diese Aufzeichnung hervorbringen kann.

Ich hatte das Hospital noch nicht verlassen, als ich erfuhr, daß Wallat aus Konstantinopel verschwunden war. Vielleicht machte er einen neuen Versuch, dem Magnet des Dr. Markus zu entgehen.

Auch mit der Tischrückerei und Geisterklopferei habe ich in der ersten Zeit ihres Auftretens zu Paris Manches erlebt. Ueber den Unsinn an und für sich wäre jedes Wort verloren; ich will nur kurz Einiges hinzufügen, was ich, nicht mit der Sache, sondern mit den Menschen bei dieser Gelegenheit erfahren.

Die ersten Anhänger fand die neue, amerikanische Lehre in aristokratischen Kreisen — und bald wußte man die wunderbarsten Geschichten von den tanzenden Tischen zu erzählen, die in einem der ältesten und adeligsten Häuser des Faubourg St. Germain ihr Wesen trieb. Von diesem Hause aus verbreitete sich die Epidemie in alle mit jenem Hause befreundeten Kreise. Nach wenigen Wochen wußte man, daß Mademoiselle P..., ein Sprößling jenes uralten Hauses, das sich Königen gleich stellt, ein fünfzehnjähriges, dickes Mädchen, die gewaltigsten Tische auf eigene Faust tanzen machte und Vater, Mutter und die ganze Aristokratie an der Nase herumgeführt hatte. Vom Augenblicke der Entdeckung hörten alle aristokratischen Tische dieses Kreises zu tanzen auf. Dem dicken Mädchen hatte es geschmeichelt, daß man ihr so viel „Fluidum" zugetraut.

Größeres Unheil verursachten die Erzählungen von den tanzenden Tischen in einem gewissen Atelier einer gewissen bekannten Malerin. Dort, das wußte man, versammelten sich die geistreichsten und gebildetsten Menschen, Künstler, Gelehrte, Mitglieder der Akademie: was unter deren Augen vorging, war nicht wegzuleugnen, und ebenso stand es fest, daß viele dieser

ausgezeichneten Menschen in diesem Atelier durch Thatsachen, die sie nicht wegdisputiren konnten, vom krassesten Unglauben zum Glauben an die tanzenden Tische bekehrt worden. Wo immer in Paris man sein Wort gegen den neuen Aberglauben erhob, wurde man mit Hinweisung auf die Vorgänge in jenem Atelier niedergeschmettert. Was nützte alles Leugnen, Räsonniren, Philosophiren im Angesichte jener Thatsachen und der Zeugenschaft, welche die ausgezeichnete Gesellschaft ablegte?

Eines Tages, gegen Ende des Sommers, der auf jenen Tisch-rück-Winter folgte, kehrte ich von Fontainebleau nach Paris zurück. Ins Coupé steigend, fand ich daselbst zu meiner freudigsten Ueberraschung eine alte, gute Bekannte, deren Gesellschaft mir immer lieb gewesen, die mir aber, wie Dieß in Paris zu gehen pflegt, seit ungefähr einem Jahre aus den Augen verschwunden war. Fräulein B...., eine Dame in angenehmen Jahren, war in vielen und guten Gesellschaften von Paris eine gerne gesehene Erscheinung. Als ehemalige Gesellschafterin einer Kaiserin hatte sie große Reisen und reiche Erfahrungen hinter sich, die in Verbindung mit ihrem Witze, ihrem scharfen und hellen Verstande eine nicht unbedeutende Persönlichkeit aus ihr machten. Durch ihre Rente wie durch ihre Jahre und gesellschaftliche Stellung vollkommen unabhängig, scheute sie sich auch nicht, die Unabhängigkeit ihres Geistes wie ihrer Ansichten die Welt errathen zu lassen — so weit es ihr genehm und bequem war. Ich freute mich immer, mit ihr zusammen zu treffen — und da sie Das wußte und wir in Gesellschaften oft unsere Beobachtungen und Bemerkungen austauschten, sie mir außerdem viel von ihren früheren Erlebnissen an einem deutschen Königs- und einem fremden Kaiserhof zu erzählen pflegte — hatte sich zwischen uns ein ziemlich vertrauliches Verhältniß gebildet. Die Freude über das Wiedersehen im Coupé war beiderseitig, und da wir allein waren, ging es bald an Erzählungen, Bekenntnisse, Mittheilungen aller Art. Indessen bemerkte ich doch, daß Fräulein B. mit etwas zurückhielt, daß sie, vom letzten Winter sprechend

nicht ganz mit der Sprache herauswollte, daß ſie mich manchmal prüfend anſah und überlegte, ob ſie es wagen ſolle oder nicht? Endlich, nachdem ich über ihre ſichtliche Unſchlüſſigkeit meine Bemerkung gemacht hatte, brach ſie los: „Ja," rief ſie, „ich muß es Ihnen ſagen! Ich muß einen Vertrauten haben, ſonſt bohre ich wie Midas' Barbier ein Loch in die Erde und rufe es da hinein: ‚Auch die geſcheiteſten Menſchen haben Eſelsohren, auch Akademiker.' Wie oft habe ich es gewünſcht, mit Ihnen zuſammen zu treffen, um es Ihnen erzählen zu können, und jetzt, da mich der Zufall mit Ihnen zuſammen führt, ſollte ich ſchweigen?"

Sie fing zu erzählen an — und — um es kurz zu ſagen: ſie war Diejenige, welche die ganze ausgezeichnete Geſellſchaft des Ateliers gläubig gemacht hatte — ſie war es, die alle dieſe Künſtler und Gelehrten, Philoſophen und Naturforſcher genasführt hatte — und zwar mit den gewöhnlichſten, oft gröbſten Mitteln, die, wie ſie meinte, einem Kinde hätten auffallen müſſen. Sie erzählte, wie die geſcheiten Leute Dinge geſehen und gehört, die gar nicht vorgekommen, wie man über ſie herfiel, wenn ſie es wagte, Wunder anzuzweifeln, die ſie ſelbſt gemacht — und lachend kamen wir in dem geſcheiten, gläubigen, byzantiniſchen Paris an.

Trauriger war die Erfahrung, die wir Deutſchen mit einem Landsmanne machten. Profeſſor K. kam als Flüchtling nach Paris, da er daheim, in Oeſterreich, ein Radikaler geweſen war und der äußerſten Linken einer konſtituirenden Verſammlung angehört hatte. Er galt in ſeiner Partei niemals für ein großes Licht; aber man glaubte doch, daß er einer Ueberzeugung fähig ſei, und Dieß um ſo mehr, als er vorzugsweiſe philoſophiſche Studien gemacht hatte. Bald aber zeigte es ſich anders. Die Entbehrungen des Flüchtlingslebens, die Nothwendigkeit, ein Märtyrerthum auf ſich zu nehmen, zu dem er nicht den geringſten Beruf hatte, innere Haltloſigkeit bei ganz neuer Lebensweiſe und Umgebung — Dieſes alles, kombinirt mit einer ſehr verſtimmenden Krankheit, führte einen ſo raſchen Verfall der

ohnehin schwachen geistigen Kräfte herbei — daß seine Bekannten wohl erschraken, sich aber nicht verwunderten, ihn plötzlich als Apostel des Tisch- und Hutrückens auftreten zu sehen und von allerlei Geistern und Geistererscheinungen predigen zu hören. Es ist mir noch heute eine niederschlagende Erinnerung, wie er mich und einen Freund eines Tages zu einem Kapitän C.... brachte, um uns die Wunder sehen zu lassen, die dieser mit Hüten, Tischen, Wassergläsern verübte, wie er gläubig dasaß und mit blödsinnigem Auge zusah und in seiner Gläubigkeit nicht gestört wurde, als ich den Kapitän durch Fragen nach Dingen, die nicht existirten, ad absurdum führte — wie er wahnsinnig aufwieherte, als der Kapitän versicherte, daß jetzt Goethe im Tischchen stecke ꝛc. — Auf dem Heimwege setzte uns der Professor auseinander, wie in jedem Tropfen Wasser, das sich im Zimmer befinde, ein Geist stecke, in jedem Funken Feuer, so daß, wenn man eine Cigarre rauche, man einen Geist mit sich herumtrage, und wie man auf diese Weise nie allein sei, sondern immer in Gesellschaft von Geistern. Es war der vollständigste Wahnsinn, der um so unheimlicher war, als K. sich in demselben sehr wohl zu fühlen schien, da er immer nur mit einem gewissen, freilich blödsinnigen Lächeln seine Theorieen auseinandersetzte.

Nicht lange darauf verschwand K. aus Paris. Er ging nach Amerika. Nach ungefähr drei oder vier Jahren kam er wieder zurück und zwar körperlich, wie es schien, geheilt und geistig ebenfalls etwas hergestellt, denn er sprach nicht mehr von Geistern und tanzenden Tischen. Doch blieb er moralisch für immer ruinirt: der Rest von Charakter hatte sich in vollkommene Halt- und Grundsatzlosigkeit aufgelöst. Vor seiner Reise wahnsinniger Spiritist, kehrte er aus Amerika als „Praktiker" zurück, und unter dieser Firma diente er der Sache, die er früher bekämpft hatte, verleumdete er die Menschen, die sich früher aus Mitleid seiner angenommen — mit einem Wort: er schien einige geistige Kraft wieder gewonnen zu haben, nur um den Rest der moralischen definitiv zu Grunde zu richten.

War auch bei diesem Professor der Glaube an dergleichen Unsinn die Folge von Geistesschwäche, so mag es doch auch oft der Fall sein, daß umgekehrt solcher Glaube zur Geistesschwäche führt — und wie oft mag Das schon vorgekommen sein, seit man an Somnambule, Magnetiseure, Mediums, an Dupoté's, Alexis und Brüder Davenport glaubt!

(1862—1867.)

Die ſchwarzen Bankozettel.

Es war immer ein großer Moment — einer jener Momente, welche ſich den Kindern unauslöſchlich in Herz und Phantaſie einprägen — wenn die Großmutter von Zeit zu Zeit die unterſte Lade der alten, ausgeſchweiften und mit gelb und braunen Holzmoſaiken ausgelegten Kommode aufzog und uns daſelbſt einen Haufen kleiner, gerollter, mit Bindfäden zuſammengebundener Pakete ſehen ließ. Sie beſaß noch andere Merkwürdigkeiten, die uns mit Staunen und Bewunderung erfüllten, wie z. B. eine unendlich lange Allonge-Perücke, die ſie von ihrem Großvater geerbt und wie ein Heiligthum aufbewahrte. In einem ſchön geſchnitzten, vor Alter kohlſchwarzen Eichenkäſtchen bewahrte ſie ſilberne Moſchusbüchschen, einen Thurm in Filigran gearbeitet, der einem Dogen von Genua gehört haben ſollte, eine goldene Denkmünze auf die Befreiung Münchens von den Schweden vom Jahre 1640 und dergleichen Antiquitäten mehr, die ſie meiſt bis auf die Zeiten Karls des Großen zurückführte. Den Gegenſtänden, die eine Jahreszahl aufzuweiſen hatten, gab ſie gewöhnlich ein Alter von ſo vielen Jahren, als die Jahreszahl beſagte; ſo kam es, daß die jüngeren Gegenſtände in ihrer Schätzung die älteren wurden und umgekehrt. Aber wie groß auch die Andacht war, die uns Ausſehen und Alter dieſer Familienſchätze einflößten, ſo war es doch nur ein oberflächliches Gefühl im Vergleiche mit jenem, das uns durchrieſelte, wenn ſie jene unterſte Lade der Kommode aufzog und mit ausgeſtrecktem Arme und Zeigefinger

auf die unscheinbaren kleinen Papierpaketchen zeigte. Da standen wir und blickten in den dämmerigen Raum, ungefähr wie man in ein Grab oder in einen Abgrund blickt. Unsere kleinen Hände legten wir dann auf den Rücken, um der Versuchung, jene geheimnißvollen Paketchen zu berühren, leichter widerstehen zu können, wohl wissend, daß eine solche Berührung von der Großmutter unnachsichtlich mit einem tüchtigen Schlage auf die vorwitzige Hand bestraft würde. Die Großmutter sah aber in diesen Augenblicken auch zu imponirend und großartig aus.

Den Oberkörper zurückgebeugt und den Arm vorgestreckt, glich sie fast der Kaiserin Maria Theresia, deren Kupferstich in derselben Stube über der Kommode hing, und dieß umsomehr, als sie genau dieselbe Haube mit den zwei großen Spitzen trug, die rechts und links die Augen wie zwei Flügel beschatteten. Wenn wir lange genug in die dunkle Lade gestarrt, sagte sie mit tiefer Stimme: „Seht, ihr Kinder, das sind die schwarzen Bankozettel!“ — Und nachdem wir diese Mittheilung regelmäßig mit einem halb erstaunten, halb furchtsamen „Oh!“ beantwortet, fuhr sie, immer in die Lade weisend und mit etwas erhöhter Stimme fort: „Da liegen zwanzigtausend todte Gulden!“

Unser Oh! wiederholte sich mit einem Ausdrucke des Schreckens, ja des Grauens. Zwanzigtausend todte Gulden! War das nicht genug, um Kindergemüther mit allen möglichen Schrecken zu erfüllen? In dem Augenblicke sahen wir die zwanzigtausend Gulden erst leibhaftig und lebendig und gleich darauf als ebenso viele Leichen vor uns. Aber unser Schrecken wich sogleich der tiefsten moralischen Entrüstung, denn die Großmutter fuhr nunmehr mit drohend erhobenem Arme und entsprechender Stimme fort: „Um Das alles hat uns der Kaiser Franz gebracht! Um zwanzigtausend Gulden hat er uns gebracht, der Kaiser Franz. Und wißt ihr, wie?“ — „Durch das Finanzpatent!“ schrieen wir im Chor.

Wir hatten Das schon so oft gethan, daß wir es bereits mit außerordentlicher Uebung wie mit einer Stimme thaten, und daß

wir uns, wenn sie die unterste Schieblade öffnete, auf den Moment freuten, wo wir una voce ausrufen konnten: „Durch das Finanzpatent!“

Die Großmutter schien dann befriedigt, schob die Lade zu, drehte sorgsam den Schlüssel und steckte ihn in die Tasche. Aber die Szene war damit noch nicht geschlossen. Sie erklärte uns dann weiter, wie wir jetzt ohne den Kaiser Franz und sein Finanzpatent reiche Leute wären und um wie viel leichter es ihr würde, uns, ihre vier verwaisten Enkelchen, ordentlich erziehen zu lassen und zu versorgen. Und ans Fenster tretend, zeigte sie uns einen schönen Komplex von Gebäuden, der, beinahe schloßartig, ungefähr eine halbe Stunde fern von unserem Dorfe freundlich von einem Hügel herabgrüßte wie ein alter Bekannter, wie Einer, der zu uns in freundschaftlichen oder verwandtschaftlichen Beziehungen stünde. „Das ist der Hendrichshof!“ riefen wir dann wieder einstimmig.

„Richtig!“ bestätigte die Großmutter und fragte dann wie ein Schulmeister: „Und warum heißt er der Hendrichshof?“ — „Weil unser Urgroßvater Hendrich hieß,“ antwortete wieder der Chorus.

„Richtig!“ bestätigte dann wieder die Großmutter und fügte hinzu: „Und den Hendrichshof, der seit uralten Zeiten unserer Familie gehörte und in dem einmal der General Laudon übernachtete, den haben wir damals verkaufen müssen, als die schwarzen Bankozettel mit Einem Male keinen Kreuzer mehr werth waren. Und wie verkaufen?“ rief sie mit klagender Stimme. „Für die Kühe, die im Stalle waren, bekämen wir heute mehr, als uns damals für den ganzen Hof mit Kühen, Pferden, Schafen und Feldern bezahlt wurde. Aber was sollten wir beginnen, man mußte doch etwas Geld in der Hand haben; wir wären sonst ganz zu Grunde gegangen und an den Bettelstab gekommen.“

Nach dieser letzten Klage verlor sich die Alte gewöhnlich mit gebeugtem Haupte und so gedrückt, als ob das Finanzpatent eben erst jetzt promulgirt worden wäre, in die Dunkelheiten der Küche. Wir Kinder setzten uns dann hin und schwelgten in aller-

Phantasien, was wir thäten und begännen, wenn der Hendrichshof uns noch gehörte und wenn wir noch so reich wären, wie wir es vor dem Finanzpatent gewesen. Ich sprach von einer Reise nach Mexiko, welches damals, da ich gerade Campe's „Eroberung von Mexiko" gelesen, einen besonderen Reiz für mich hatte; meine ältere Schwester wollte Rosa von Tannenburg besuchen und ihr die schönsten Sachen mitbringen; mein ebenfalls älterer elfjähriger Bruder kaufte sich ein Paar schwarzer Ponies mit einem kleinen Wurstwagen dazu, genau dasselbe Gespann, wie es der Doktor in der Stadt hatte und das manchmal, die ganze Dorfjugend aufregend, an unserem Hause wie ein Stück Märchen vorüberflog; unser Jüngster war in seinen Wünschen am Wenigsten genügsam, denn er wollte Alles, was wir drei Aelteren wollten, Ponies kaufen, Rosa von Tannenburg besuchen und Mexiko bereisen, sogar erobern. Dann, wenn wir gehörig im Glücke geschwelgt, sprachen wir von den traurigen alten Zeiten und mit großer Entrüstung über das schreckliche Finanzpatent. „Das Finanzpatent" war uns ein geläufiger Ausdruck, denn die Großmutter brauchte ihn bei jeder Gelegenheit. Es war ihr eine Gränzscheide in der Geschichte der Menschheit, wie dem Historiker die Erbauung Roms, die Hunnenschlacht, die Entdeckung Amerika's oder die Eroberung Konstantinopels durch die Türken. Sie sagte z. B.: „Ja, Das waren noch gute Zeiten, Das war noch vor dem Finanzpatent." „Mein Sohn, Gott habe ihn selig, war zwanzig Jahre alt zur Zeit des Finanzpatentes." „In dieses Haus zogen wir, jenes Feld kauften wir so und so lange nach dem Finanzpatent." „Nachbar Krandt starb acht Monate nach dem Finanzpatent, er konnte es eben auch nicht verwinden; es schlug ihm auf die Brust, sein Blut wurde zu Wasser, und der so gesunde Mann mußte auch daran glauben."

Wenn die Großmutter so mit uns vor der Kommode stand und uns die schwarzen Bankozettel sehen ließ, saß der Großvater draußen vor der Thür auf seiner Bank und brummte gar viel über Weiberthorheit und dergleichen. Sein Grundsatz war: „Was

abgemacht ist, ist abgemacht," und so wollte er auch nicht immer an die zwanzigtausend Gulden und an den Hendrichshof erinnert werden, die er durch das Finanzpatent verloren hatte, umsoweniger als er sich seitdem durch Arbeit und gute Spekulationen so ziemlich wieder aus dem Dicksten herausgearbeitet hatte. Jetzt war es freilich mit Arbeit und Geschäften zu Ende, denn Chiragra und Podagra im engsten Bunde fesselten ihn seit Jahren an den Lehnstuhl in der Stube und an die Bank vor dem Hause. Das war auch der Grund, daß er über die Thorheiten und Phantasien der Großmutter und über ihre unloyalen, gegen Kaiser Franz gerichteten Reden nur so lange brummte, als der Auftritt drin an der Kommode dauerte.

Er sehnte sich bald wieder mit ihr aus, wohl wissend, daß er derselben Kraft, die so mächtig über den Kaiser zu schimpfen verstand, Vieles verdankte. Seit Jahren ruhten alle Sorgen des Haushaltes, der kleinen Oekonomie, des Schaufelhammergeschäftes und der Erziehung der vier verwaisten Enkelkinder auf ihren Schultern, und sehr anerkennenswerth war es, mit welchem Heldenmuth sie den Schmerz über den Tod ihres Sohnes und der Schwiegertochter niederkämpfte, um die Kraft und die Ruhe zu gewinnen, das Haus in Ehren aufrecht zu erhalten und den Kindern, soweit es anging, die verlorenen Eltern zu ersetzen. Mit derselben Energie behauptete sie, daß sie mindestens fünf und achtzig Jahre alt werden, das heißt so lange leben müsse, bis der kleine Otto, ihr jüngstes Enkelkind, das zwanzigste Jahr erreicht habe. Sagen wir es gleich hier, daß sie diesen Entschluß ebenso treu ausgeführt, wie alle anderen Entschlüsse ihres Lebens. Als Otto wirklich seinen zwanzigsten Geburtstag feierte — der Großvater war schon seit mehreren Jahren todt — war es, als ob man aus ihrem Innern plötzlich ein Gerüste, das sie stramm und aufrecht erhalten, weggenommen hätte, und nicht ganze drei Monate nach jenem Geburtstage entschlief sie sanft, wie sie noch mit letzter Anstrengung angab: „Gerade zwei und dreißig Jahre nach dem Finanzpatent."

Aber nur ſelten, nur, wie geſagt, in großen und feierlichen Momenten öffnete ſie die Kommode, wenn ſie auch mit der Vergangenheit und dem Finanzpatent öfter haderte und jede Gelegenheit ergriff, uns Kindern einen wahrhaft hannibaliſchen Haß gegen daſſelbe einzuflößen. Daran war der Großvater längſt gewöhnt, und ſelten verwies er uns, wenn auch wir gegen das ſchändliche Finanzpatent, das wir uns als eine Art Gegenſatz und Widerſpiel des Chriſtkindes vorſtellten und gegen den Kaiſer Franz, deſſen Vater, mit Kraftworten zu Felde zogen, die zu unſerem Alter in keinem Verhältniſſe ſtanden. Er gab ſich ruhig und mit Muße ſeiner Beſchäftigung hin, und dieſe beſtand darin, daß er, als eine Art Hochwächter der Gegend auf ſeiner Bank daſitzend, ſo weit ſeine noch immer guten Augen reichten, die Felder und Wieſen überwachte und auch auf den Himmel, reſpektive das Wetter, ſeine vorſorgliche Aufmerkſamkeit richtete. Er war ſo der Cenſor ſämmtlicher Bauern des Dorfes, und Derjenige unter ihnen, der ſein Feld zu früh oder zu ſpät beſtellt oder nicht ganz nach den Regeln, die mein Großvater für die rechten hielt, bekam, wenn ihn der Weg am Hauſe vorüberführte, manchen eindringlichen Rath, manchmal ſelbſt eine Predigt zu hören, die nicht in evangeliſche Worte gekleidet war. Denn er war ein auffahrendes Gemüth, unſer Großvater, und nahm ſich das Wohl ſeiner Nachbarn ganz ernſtlich zu Herzen. Das wußten die Bauern auch und nahmen es ihm daher nicht übel, ſelbſt wenn er ſie expreß vor ſeine Bank wie vor einen Richterſtuhl zitirte und ſie ſelbſt oder einen ihrer Knechte der Fahrläſſigkeit, der Trägheit oder Dummheit anklagte. Er that Das mit ſolchem Eifer, als ob ſie alle ſeine Knechte wären und ſein Feld beſtellten. Man wußte, daß er es gut meinte; man erkannte ſeine Vormundſchaft an und nahm auch ſeine derbſten Zurechtweiſungen dankbar und unterwürfig hin. Wie ſollte man nicht? Wußte man doch auch, daß man ſich nur an ihn zu wenden brauchte, wenn das Kapital zur Anſchaffung einer Kuh, eines Pferdes, eines neuen Pfluges fehlte. So an hundert Gulden und mehr hatte er trotz

des Finanzpatentes für solche Hülfeleistungen immer bereit, gerade so, wie die Großmutter ebenfalls trotz des Finanzpatentes für andere Bewohner des Dorfes, für die der Großvater keine Felder und Wiesen zu überwachen hatte, immerdar allerlei andere Dinge bereit hielt. Ihr gewaltig großer Backofen besaß einen eigenen Winkel, in welchem allwöchentlich eine bedeutende Anzahl Laibe gebacken wurden, die nicht fürs Haus bestimmt waren, die noch ganz warm unter der Schürze in die verschiedensten Richtungen ausgetragen wurden, mit einer Regelmäßigkeit, wie man heutzutage die Zeitungen austrägt. Und wie klein auch der Haushalt war, so verstand sie es doch, mit jedem Eintritte des Winters eine erkleckliche Anzahl alter Kleider zusammenzubringen, welche zumeist den Weg des Brodes gingen, und in ihrem großen, mit Blumen bemalten Schranke auf dem Hausflur fand sich wunderbarerweise bei den meisten Krankheitsfällen im Dorfe gerade das Hausmittel, manchmal selbst der Wein — es war meist Melniker — der in diesem Falle besonders angezeigt war.

Großvater und Großmutter hatten Beide ihre Adjutanten und Vertrauten, die sie in ihren Beschäftigungen unterstützten. Der großmütterliche war ein Schulmeister ohne Schule. Er war vor langen Jahren ins Dorf gekommen, kurz nach dem Gesetze, welches jeder größeren Gemeinde anbefahl, eine Schule zu errichten und einen Schulmeister zu bezahlen. Beides that man auch in unserem Dorfe, aber als das Finanzpatent den Bauern den vorletzten Kreuzer aus der Tasche nahm und der Krieg den letzten, und als ein humoristischer Kosak nur zum Vergnügen, nicht aus Feindschaft, denn er war ja unser Alliirter, das Dorf ansteckte und bei dieser Gelegenheit das noch ganze neue Schulhaus in Flammen aufging, verloren die Bauern den Muth, ein anderes zu bauen, mit dem Schulehalten hatte es ein Ende, und man sah nicht ein, warum man den Schulmeister bezahlen sollte. Dieser aber figurirte sammt der Schule auf der Liste des Kreisamtes, auf dem Papiere, und damit begnügte sich die Regierung, und so blieben die Dinge seit dem Finanzpatent bis

in die Tage, von denen wir erzählen. Für die Großmutter war es Grund genug, daß des Schulmeisters Schicksal mit dem Finanzpatent zusammenhing, um ihm ihre wärmsten Sympathien entgegenzubringen, obwohl er auch sonst so geartet war, daß er das lebhafteste Mitleid einflößen mußte. Wie ein abgeschiedener Geist und in jeder Beziehung wie körperlos schlich er im Dorfe umher, ohne Zweck, ohne Beschäftigung, ohne Gehalt und Brod. Zu gutmüthig, um seine Rechte geltend zu machen und als Kläger gegen die Bauern aufzutreten, — die jetzigen waren der Mehrzahl nach einst seine Schüler gewesen — kam er sich selbst wie ein Schatten vor, und in diesem Gefühle verwandelte sich sein ganzes Wesen und wurde sein Schritt wie seine Stimme unhörbar. Er ging auf den Fußspitzen, immer als ob er zu stören fürchtete, und seine Reden waren nur so hingehaucht. Die Kleider meines Großvaters, der, je länger ihn das Podogra an die Bank bannte, desto korpulenter wurde, waren auch eher geeignet, die Körperlosigkeit als die Körperlichkeit des Schulmeisters darzuthun; er wäre ein Nichts gewesen, wenn er nicht der Schützling meiner Großmutter gewesen wäre, und er hätte nichts, gar nichts zu schaffen gehabt, wenn er nicht um und durch das Haus hätte schweben dürfen, und wenn zwischen den Kleidern des Großvaters, die er trug, und seiner Leiblichkeit nicht so viel Raum geblieben wäre, um daselbst die größten Brode und Kleiderbündel zu verbergen, welche sie an die verschämtesten Hausarmen des Dorfes versendete. Zu einigem neuen Leben und Bewußtsein erwachte er, als wir Enkelkinder ins Haus kamen und unsere literarische Erziehung seiner Sorge anvertraut wurde. Von dem Augenblicke an wurde er im Hause noch heimischer und gewann seine Stimme, wenn auch nicht sein Schritt, an Ton und Konsistenz. Sehr viel trug es zur Verbesserung seiner Lage bei, daß die Großmutter nunmehr beinahe immer einen Menschen bei der Hand hatte, dem sie vom Finanzpatent sprechen, gegen den sie sich über Kaiser Franz auslassen konnte und der ihr beinahe ebenso andächtig zuhörte wie wir

Kinder. Und wie uns Kindern wurde ihm endlich auch geſtattet, in jenen großen Momenten, wenn die Großmutter die Lade öffnete und die ſchwarzen Bankzettel ſehen ließ, gegenwärtig zu ſein. Er ſtand dann hinter uns, aber ſeine lange Geſtalt beugte ſich weit vor, und mit einem Blitzen, das ſonſt an ſeinen ſanften Augen nie bemerkt wurde, blickte er in die Dämmerungen der Kommode. Er nahm die zwanzigtauſend Gulden in Bankozetteln für baare Münze; er ſah in der Lade einen Schatz, ein ungeheures Vermögen, einen Nibelungenhort. Uns Kinder erfüllte der Anblick mit Neugierde, mit jener Theilnahme, die uns jede Geſchichte erregte, und aus Pietät für die Großmutter auch mit Andacht; ihn aber mit einem Gefühle, das nur das Gewaltige, das Undenkbare einflößt und das beinahe Grauen iſt. Er hatte nie den Muth empfunden, vom Leben das Geringſte zu verlangen; jetzt aber erwachte etwas wie die auri sacra fames in ſeinem Herzen. Zum erſten Male fühlte er ein Auflodern der Leidenſchaft. Als Mitwiſſer des großen Geheimniſſes wuchs er in ſeinen eigenen Augen. Nach dem Genuſſe eines ſolchen Schauſpieles ging er größer und mit etwas lautererem Schritte einher. Der Großvater zuckte die Achſeln und meinte, „der Lehrer ſei mehr Kind als die Kinder.“ Die Großmutter erwiderte, „alle Schulmeiſter ſeien wie die Kinder, und Das ſei auch das Rechte, denn ohne Dieſes würden ſie ja die Kinder nicht verſtehen.“ Trotzdem mußte ſie ſelber lächeln, wenn ſie manchmal den Schulmeiſter betraf, wie er bewegungslos vor der Kommode ſaß, die Hände im Schooße, und die unterſte Lade gedankenvoll betrachtete.

Der Schulmeiſter war ihr um ſo nothwendiger, als ſie vor dem Vertrauten und Freunde des Großvaters, dem Freibauer, von den ſchwarzen Bankozetteln gar nicht und vom Finanzpatent nur darum ſprechen konnte, weil es ihr zur Zeitbeſtimmung diente. Gegen Letzteres konnte der Freibauer nichts haben; wenn ihr aber ein Wort der Klage über die Verluſte durch die ſchwarzen Bankozettel und durch den Kaiſer Franz vor ihm entwiſchte, da-

lächelte der Freibauer auf eine Art, auf ſo weiſe und zugleich ſo traurige Art, daß ſie erſchrak und ernſtliches Schamgefühl nicht unterdrücken konnte. Der Freibauer war ein wohlhabender, vielleicht ſogar ein reicher Mann; auf ſeinem Gute lag ſeit undenklichen Zeiten keine der Laſten, welche die andern Bauern an ihre ehemalige, ſeit nicht zu langer Zeit aufgehobene Leibeigenſchaft erinnerten. Mit einigem Ehrgeiz hätte er ſich auch einen Gutsbeſitzer nennen können; doch führte er ſelbſt den Pflug, ſelbſt die Senſe, hatte nur wenige Knechte und bebaute ſein Land perſönlich ſo gut und mit ſolchem Eifer, daß ihm gegenüber die Oberaufſicht meines Großvaters vollkommen überflüſſig war. Sein Fleiß war um ſo bewunderungswürdiger, als er eigentlich Niemanden hatte, für den er arbeitete. Einſt hatte er drei Söhne; alle drei Söhne hatte ihm der Krieg genommen. Als die Reihe an den Dritten gekommen war, ſpannte er ſein beſtes Paar Pferde vor ſeinen Wagen und fuhr in möglichſter Eile nach Wien, um ſich den dritten und letzten vom Kaiſer Franz loszubitten. Der Kaiſer verſprach das Beſte und bezeichnete ſich ſeine Bittſchrift zu beſonderer Berückſichtigung; als er aber wieder daheim eintraf, war auch ſein Dritter ſchon eingeſtellt und an die Gränze marſchirt. Die Jahre 1809, 1812 und 1813 hatten ihn der Reihe nach um ſeine Kinder gebracht. Der Aelteſte ſtarb bei Kulm in ſeinen Armen. Als der Freibauer hörte, daß die Alliirten ſich in ſolcher Nähe zu einer Schlacht ſammelten, zog er ihnen nach, um dabei zu ſein, wenn ſein Kind etwa ſeiner bedürfen ſollte. Wie ſollte er Das erfahren, ohne nach der Schlacht die Felder und Wieſen von Kulm und Arbesau abzuſuchen? Das that er denn auch gewiſſenhaft bis ſpät in die Nacht. Hunderte von Leichen und Verwundeten drehte er um, um ihnen ins Geſicht zu ſehen, bis er in ein Geſicht ſah, das ihn bekannt, ach, ſo bekannt anlächelte. Er hatte gerade noch Zeit, den Kopf des Lächelnden in ſeinem Schooße weich zu betten. Auf ſeinem Wagen brachte er ihn ins Dorf, um ihn wenigſtens in heimiſcher Erde zu begraben. Seitdem wurde er durch mehrere Monate ein eifriger Kirchengänger,

denn an der Kirchthür fanden ſich jeden Sonntag die Namen der Gefallenen angeſchlagen, die aus der Stadt und aus den zu dieſer gehörigen Dörfern ſtammten. Damals gab es viele eifrige Kirchgänger, aber viele von ihnen blieben vor der Thüre ſtehen und kehrten weinend wieder heim, ohne in die Kirche getreten zu ſein. So kehrte eines Tages mit vielen Andern auch der Freibauer heim: es war einige Wochen nach Leipzig. Man erzählte ſich, daß er an jenem Sonntage auf halbem Wege ſitzen geblieben und daß man ihn am Nachmittage, da es heftig ſchneite, ganz von Schnee zugedeckt gefunden habe. Er fuhr fort, in die Kirche zu gehen, denn die Oeſterreicher zogen ja weiter nach Frankreich — aber der Name ſeines Stefan fand ſich nie an der Kirchenthür, und die Zettel hörten endlich auf, und die Oeſterreicher kehrten zurück, aber der Stefan war nicht unter ihnen, weder unter den Todten, noch unter den Lebenden. Bis Lyon hatte er ihn verfolgt, dort verlor ſich jede Spur. Warum ſollte er nicht glauben, daß der Stefan noch lebe? Warum hätten ihn auch die Franzoſen erſchießen ſollen, ein vortrefflicher Klarinettiſt, wie er war, und da er, anſtatt mit dem Gewehre, nur mit ſeinem Inſtrumente bewaffnet die Invaſion mitmachte? Dazu kam noch ein Troſt. Sein Stefan war ein leichtſinniges Muſikantenblut; der Himmel weiß, in welches Abenteuer er ſich in der Fremde eingelaſſen, und wie weit fort ihn das geführt haben mochte. Vielleicht, ſagte ſich der Vater im Stillen, vielleicht iſt er deſertirt; deſertirt iſt beſſer als todt, und man hat ein Recht dazu, wenn man ſchon zwei Brüder hat fallen ſehen und zu Hauſe einen Vater hat, dem kein Kind mehr übrig geblieben. Der Freibauer hoffte noch immer, eines Tages mit Klarinettentönen — denn ohne Klarinette konnte er ſich ſeinen Stefan gar nicht denken — geweckt zu werden, und wie ſo die Jahre vergingen, gewöhnte ſich der Freibauer mehr und mehr an das Warten, und man kann ſagen, daß ſein Leben in der Hauptſache nichts Anderes war, als ein beſtändiges Horchen, ob ſ[illegible] nicht vom Walde her, aus dem der Weg ins Thal münd[illegible]

oder in der Nacht vor dem Fenſter ſeiner Kammer Klarinettentöne hören ließen. Manchmal hörte er ſie wohl im Traume, dann ſprang er auf und riß das Fenſter auf, um es nach langem Hinausſpähen und Horchen mit einem Seufzer wieder zu verſchließen. Dieſes ewige Horchen nach der Klarinette aber und dieſe Träume machten ihn nicht zum Träumer; er arbeitete ſo rüſtig wie in den beſten Zeiten, er arrondirte und vergrößerte ſogar ſein Land. Wenn der Stefan wieder kommt, ſoll er ſein Gut in beſter Ordnung und ſich ſelbſt als einen der reichſten Leute in der Gegend wieder finden. Man konnte nicht wiſſen, es war ja auch möglich, daß er mit Weib und Kindern wieder kehrte. Bei all Dem aber ſagte ihm jener unbeſtechliche, phantaſieloſe, unbarmherzige, poſitive Ungenannte, der neben dem Phantaſten und Träumer in jedem Herzen ſitzt: Du biſt ein Narr! Dein Stefan iſt gerade ſo todt, ganz ſo todt wie Die von Kulm und Leipzig; irgendwo in Frankreich, an einem Feldraine, hinter einer Hecke liegt er begraben.

Das war es, was die Großmutter beſchämte und ſie bewog, jede Klage über Finanzpatent, ſchwarze Bankozettel, zwanzigtauſend Gulden, Hendrichshof in Gegenwart des Freibauers zu unterdrücken. Was waren all ihre Verluſte neben denen des vereinſamten Vaters, und wie klein und kleinlich war ihre Hoffnung, daß die ſchwarzen Bankozettel einſt wieder etwas werth ſein dürften, neben der Hoffnung des Freibauers: der Sohn, der möglicherweiſe noch lebte, könne einſt zurückkehren! Und daß er nicht einmal klagte und zu ſtolz war, auf Kaiſer Franz zu ſchimpfen, der ihm doch mehr genommen hatte, Das gab ihm geradezu das Ausſehen eines Weiſen, und nach Weisheit ſah auch das milde Lächeln aus', das immer um ſeine Lippen ſchwebte, wenn er ſo in ſeinem kurzen Leinwandkittel, die Hand vorne in die Bruſt geſteckt, daherkam oder der Großmutter ruhig zuhörte. Nur einmal regte ſich ein etwas feindſeliges Gefühl gegen ihn in ihrem Herzen, als er ihr eines Tages ankündigte, daß geſtern die Sache ins Reine gekommen, und daß er den Hendrichshof

käuflich an ſich gebracht. Der Großvater freute ſich herzlich, ſeinen ehemaligen Beſitz in ſo guten Händen zu wiſſen, ſie aber mußte den Gedanken erſt überwinden. Der Freibauer that, was er in ſolchem Falle immer that, er lächelte und verſicherte ſie lächelnd, daß er, ſobald die ſchwarzen Bankozettel ihren ehemaligen Werth wieder erlangt und Kaiſer Franz ſeinen Gläubigern noch die Zinſen der verlorenen Jahre darauf bezahlt haben werde, bereit ſei, ihr den Hof ohne den geringſten Gewinn abzutreten.

Das klang ein wenig nach Spott; allein die Großmutter hatte mehr Hoffnung als je, und dieſe Hoffnung hatte der Schulmeiſter in ihr angeregt.

Seit er den Schatz kannte, beſchäftigten ſich ſeine Gedanken unabläſſig mit demſelben. Anfangs miſchte ſich einige Aengſtlichkeit darein; er erinnerte ſich alter Sagen und Geſchichten, die ſich mit Schätzen beſchäftigten und die faſt immer darthaten, daß an Schätzen ein gewiſſes Unheil klebe, welches früher oder ſpäter über den Beſitzer kommen müſſe. Nachdem er dieſe Aengſtlichkeit als abergläubiſch beſiegt, grübelte er über Alles, was er mit den Bankozetteln in Verbindung bringen konnte, und kam endlich zu einer Reihe von Folgerungen und Reſultaten, die er der Großmutter nicht glaubte vorenthalten zu dürfen. Ihr dieſelben in zuſammenhängender Rede auseinanderzuſetzen, war er nicht der Mann, aber ſtückweiſe raunte er ihr ſeine Entdeckungen und Betrachtungen zu, die ſich nach und nach in ihrem Geiſte zu folgenden Ergebniſſen ſammelten: Nunmehr erfreuen wir uns ſeit mehr als zwölf Jahren des ſchönſten Friedens. Wozu braucht der Kaiſer das viele Geld, das wir heute gerade ſo ſteuern müſſen, wie in den ſchlimmſten Kriegszeiten? Ein Kaiſer kann doch nicht einen Bankerott auf ewige Zeiten machen! Er ſammelt und ſammelt und wartet, bis er, die ungeheure Summe zu den Millionen ſchlagend, die er aus Frankreich als Kriegsentſchädigung mitgebracht, eines ſchönen Tages, etwa an ſeinem Geburtstage oder vielleicht am Jahrestage des Finanzpatentes, ſeinen Gläubige zurufen kann: Da habt ihr euer Geld, und zwar nicht nur

Kapital, ſondern noch die Zinſen und die Zinſen von den Zinſen. Alle Welt ſang ja das Lied vom „guten Kaiſer Franz.“ Wo wäre die Güte, wenn er nicht ſo handelte, wie es der Schulmeiſter ausgeſonnen und ſie, die Großmutter, hoffte?

Dieſe Hoffnung wuchs im Stillen und wurde beinahe zur Gewißheit, als das arge Hungerjahr 1829 hereinbrach, und zwar aus vielen Gründen. Der erſte Grund war, daß die Großmutter in dieſem Jahre das Geld beſonders brauchte, weil es die Mitgenießer ihres Backofens brauchten, und weil deren Zahl von Tag zu Tag in erſchreckender Weiſe anwuchs. Den zweiten Grund bildete unſere Schweſter Lenchen, die nicht mehr Roſa von Tannenburg beſuchen wollte, auch nicht mehr Chriſtoph Schmids Geſchichten las, ſondern Auguſt v. Lafontaine's Romane, und anſtatt Roſa von Tannenburg nunmehr Roſa, die Geliebte des „Sonderlings“ Hermann Burkhardt, ſehnlichſt kennen zu lernen wünſchte, um ſich mit ihr über Liebe und dahin Einſchlägiges zu beſprechen. Großmutter und Enkelin waren ſtillſchweigend darüber einig, daß ein gewiſſer junger Bergbeamter einen vortrefflichen Ehemann abgeben würde; aber gerade weil er ein Beamter war, brauchte er Geld, recht viel Geld, und an Baarem war, wenn ſich Kaiſer Franz nicht bald beſann, wenig vorhanden. Und zu all Dem kam ein alter Finanzverwalter, der ſich in dem Hungerjahre ſeiner uralten Freundſchaft mit meinem Großvater plötzlich erinnerte und beinahe alltäglich trotz ſeiner achtundſiebzigjährigen Beine den langen Weg aus der Stadt ins Dorf zurücklegte, um den Nachmittag neben meinem Großvater auf der Bank zu ſitzen, von alten Zeiten zu ſprechen und — einen halben Laib Brod zu verzehren. Die Großeltern kannten ſehr wohl die Reiſezwecke des alten Sandrath, und er machte kein Geheimniß daraus, indem er dem Brode, obwohl es in dieſem Jahre etwas dunkler ausfiel als ſonſt, weidlich zuſprach und auch das Gläschen Slibowitz, das daneben ſtand, nicht verſchmähte. Er kam nicht allein. Seine alten Beine bedurften einer Antigone, und da die ſeinige nicht ſeine Tochter war, mußte ſie beſoldet werden. Ihr Sold beſtand in

dem härteren Theile des Brodes, in der Rinde, die ſeine Zahnloſigkeit nicht bewältigen konnte. Antigone — mit ihrem hiſtoriſchen Namen Pepke, ſpäter Pepi und zuletzt Joſephine — war ein wunderſchönes Mädchen, trotz ihrer erſtaunlichen Magerkeit, welche ihre gewaltigen ſchwarzen Augen noch größer erſcheinen ließ — aber eine opferfähige Natur war ſie nicht. Das habe ich in ſpäteren Jahren ſelbſt erfahren, als ich ihr, meiner Zeit- und Altersgenoſſin, als Student in Prag wieder begegnete, wo ſie die ganze Studentenwelt in Aufruhr brachte, einen Profeſſor des römiſchen Rechtes heirathete, um ſich bald darauf von einem jungen Grafen, ſeinem Koſtgänger, entführen und ſich wieder dieſem von ſeinem Onkel in vormundſchaftlicher Entrüſtung über ſo dumme Jugendſtreiche entreißen zu laſſen. Mit dieſem Onkel, der ſo etwas wie Landtagsmarſchall war, ging ſie auf Reiſen, von denen er allein zurückkehrte. Man hat nie erfahren, wo ſie geblieben. Wahrſcheinlich durch die damals neue Oper: „Die Stumme von Portici“ angeregt, und weil man wußte, daß ſie mit ihm auch in Neapel geweſen, entſtand die Volksſage, daß ſie der alte Graf in einem Anfalle von Eiferſucht in den Veſuv geſtürzt. Mittlerweile aber ſtand die zu ſo großen Schickſalen Berufene noch ſehr beſcheiden als Antigone da, und wie ein hungriges Hündlein ließ ſie ihre Augen auf ihrem Herrn, dem alten Sandrath, ruhen, bis er die Worte ausſprach: „Pepke, da haſt du die Rinde!“ Mit beiden Händen fing ſie die zugeworfenen Biſſen auf. Der alte Sandrath bewies der Großmutter ſeine Dankbarkeit für Speiſe und Trank auf doppelte Weiſe, indem er mit ihr gegen Kaiſer Franz loszog, der ihn, wie er behauptete, viel zu früh penſionirt habe, und indem er andererſeits doch wieder auf ihren Sinn einging und verſicherte, Kaiſer Franz ſei ein guter Kaiſer, und auf ihre Hoffnungen, daß ein ſolcher guter Kaiſer doch endlich und bald ſeine Schulden bezahlen müſſe. Er rechnete es ihr aufs Genaueſte aus, welche ungeheuren Summen jetzt im Staatsſchatze liegen, und daß dieſe Summen mehr als hinreichend ſeien, ſämmtliche Staatsſchulden ſammt den Zinſen

zu zahlen. Vielleicht war der alte Sandrath in dieſen Geſprächen während des Hungerjahres der erſte Erfinder des hiſtoriſchen, viel gebrauchten Wortes von den „unerſchöpflichen Hülfsquellen" Oeſterreichs. Und da er ehemaliger Finanzverwalter war, warum ſollte ihm die Großmutter in Finanz-Angelegenheiten nicht aufs Wort glauben — zumal ſeine klaren, poſitiven, auf Sachkenntniß beruhenden, mit Zahlen beweiſenden Auseinanderſetzungen mit den Ahnungen und Viſionen des kindlichen Schulmeiſtergemüthes übereinſtimmten?

Immer kühner trat ſie mit ihren Hoffnungen ſelbſt vor dem Großvater hervor. Sie hatte den Muth, die Sache in ſeiner Gegenwart mit dem Finanzverwalter zu diskutiren, in der Abſicht, endlich auch den Ungläubigen zu bekehren. Oefter als ſonſt öffnete ſie die unterſte Lade der Kommode; die Pakete ſchwarzer Bankozettel wurden vom jahrelangen Staube der Verachtung gereinigt; von den zwanzigtauſend Gulden wurde als von einem Kapital geſprochen, auf das man ſich, Gott ſei Dank, noch verlaſſen könne, und bald war nur noch von einem Kapital von vierzigtauſend die Rede. Der Freibauer wurde zu wiederholten Malen an ſein Verſprechen, den Hendrichshof zum Ankaufspreiſe abzugeben, erinnert und Lenchen in ihren Hoffnungen auf den jungen Montaniſten beſtärkt.

Dem Großvater wurde die Sache nachgerade unheimlich; er fürchtete, daß ſich die Einbildungen in fixe Ideen verwandeln könnten, und er hatte ſeine Alte zu lieb, um ſie gerne verrückt zu ſehen. Endlich riß ſeine Geduld, er wurde arg böſe, hob ſeinen Stock in den krummen Fingern hoch in die Luft und ſtieß die fürchterlichſten Drohungen und Läſterungen aus. Die ſchwarzen Bankozettel nannte er einen werthloſen Plunder, der ins Feuer gehöre. Der Finanzverwalter, der der Alten für Brod und Slibowitz nach dem Munde rede, ſolle ihm nicht mehr ins Haus kommen, und den alten Narren von Schulmeiſter wolle er zu allen Teufeln jagen. Der Schulmeiſter zitterte. Die ſchwarzen Bankozettel ein werthloſer Plunder? Das war Läſterung. Sie

ins Feuer werfen? Das war eine Barbarei, ein Verbrechen an der Familie, an der Menſchheit. Er hatte ſich mit ihnen ſo identifizirt, daß er zu ihnen, ſie zu ihm, ja ihm gehörten. Es war ihm, als hätte er die Pflicht, ſie zu retten, wenigſtens zu beſchützen gegen die neroniſche Wuth des Alten. Stundenlang ging er wie eine Schildwache vor der Kommode auf und ab oder ſaß er da, immer das Auge auf die unterſte Lade geheftet. Manchmal fielen ihm die Lider im Halbſchlafe zu, dann wühlte er träumend in den geliebten Zetteln und war ſo unendlich reich und hatte ein Gefühl, wie er es nie empfunden. Bei hellerer, weniger dämmeriger Beſinnung ſagte er ſich, daß er ſie beſitzen möchte, ſelbſt wenn ſie wirklich nichts werth wären. Er hätte doch etwas, was einmal einen Werth gehabt hatte, vergangene zwanzig-, ja vierzigtauſend Gulden! Es war ihm, als verſchaffte er ſich damit eine glückliche, eine opulente Vergangenheit, und es muß ſo ſchön ſein, eine glückliche Vergangenheit zu haben. Ein werthloſer Plunder! Ins Feuer werfen! Wenn er ſich des werthloſen Plunders bemächtigte — wenn er ihn rettete! Gedanken zugleich verbrecheriſcher und heroiſcher Natur ſtiegen in dieſem Kopfe ohne Hinterkopf und mit rückwärts fliehender Stirne auf — Gedanken, die ihn verwirrten, wie Schlingen um ſeine Füße lagen und wie ſummende Mücken, die fortwährend zu ſtechen drohen, um ſeine Ohren, vor ſeinen Augen flogen. Er wurde noch ſchweigſamer, ſein Schritt noch tonloſer. Dabei dachte er an das Unheil, das an Schätzen haftet, und an das Glück der Armuth — und da tröſtete ihn wieder die Möglichkeit, daß die ſchwarzen Bankozettel keinen Kreuzer werth ſein und er trotz ihres Beſitzes ſo arm bleiben könnte wie vorher.

Da ging eine große Botſchaft durchs Land: der Kaiſer kommt nach Prag! Nun wird Alles gut. Was will der Kaiſer im Lande, wenn nicht der großen Noth abhelfen? Alle Muſikbanden und alle Schulkinder übten ein: „Gott erhalte Franz den Kaiſer, unſern guten Kaiſer Franz!“ Dann hieß es wieder: Der Kaiſer iſt in Prag! Dieſe Freudenbotſchaft wurde etwas gedämpft

die daran gehängte, daß, als man beim Einzuge mit den Vivats auch „Brod! Brod!“ rief, der Kaiser ein sehr verdrießliches Gesicht machte und daß die Studenten, die mit unter den „Brod“-Rufern waren, unter die Soldaten gesteckt wurden. Letzteres erfuhren wir durch den jungen Montanisten, der jetzt allabendlich kam und der unter jenen Studenten einen Bruder hatte. Lenchen und wir Alle waren mit ihm entrüstet, denn wir betrachteten den armen, in den Soldatenrock gesteckten Studenten, der nach des Kaisers ausdrücklicher Verfügung mit seinen Schicksalsgenossen niemals avanciren sollte, bereits als unseren Anverwandten. Der Montanist sagte, daß er von dem kaiserlichen Dienste nichts mehr wissen und dem Kaiser sein Amt sammt den hundertzwanzig Gulden Gehalt vor die Füße werfen wolle. Wir Kinder billigten seinen Entschluß, obwohl wir für den Fall, daß der Kaiser auch in unsere Gegend käme, ebenfalls „Gott erhalte Franz den Kaiser“ einstudirten. Wir, und speziell Lenchen, waren mit dem Entschlusse um so mehr einverstanden, als der Montanist meinte, daß er ohne Amt sich anständig werde ernähren und Lenchen heirathen können, was, wenn er das kaiserliche Brod zu essen fortfahre, erst möglich wäre, wenn seine Braut einen grauen Zopf trüge. Lenchen wollte keinen grauen Zopf tragen, und für uns hatte der Gedanke auch viel Abstoßendes.

Die Großmutter war in einem ganz anderen Fahrwasser. Bei der ersten Nachricht von der Reise des Kaisers senkte sie sinnend den Kopf und verharrte in dieser Haltung bis zu der anderen Nachricht von der Ankunft in Prag. Jetzt erhob sie den Kopf und enthüllte offen ihre Pläne. Nach Prag wollte sie, Audienz nehmen, vor den Kaiser treten und die Schuld eintreiben. Lenchen sollte mit und in einer Hand einen Blumenstrauß tragen, in der andern einen zierlichen Korb mit den schwarzen Bankozetteln drin. Das ganze Haus gerieth in Aufruhr. Trotz seines Podagra's rannte beinahe der Großvater durch die Stube; er lachte und tobte abwechselnd; er meinte, nur noch Einen Schritt, und die Alte sei wirklich und wahrhaftig

verrückt. Sie dürfe ihm nicht mehr ins Haus, wenn sie einmal diese Thorheit begehe und ihn und die ganze Familie lächerlich mache. Er warnte sie auch, daß man sie in Prag leicht als eine Verrückte betrachten und ins Narrenhaus sperren könnte; der Freibauer, den der Großvater zu Hülfe gerufen hatte, rieth ihr mit seinem Spott, sich, wenn Kaiser Franz sie abschlägig bescheiden sollte, an dessen Oheim, den Kaiser Josef, zu wenden, der doch, nach der Behauptung der Bauern, auch noch lebe. „Gerade so wie die schwarzen Bankozettel," fügte er lächelnd hinzu. Der Montanist war außer sich. Lenchen sollte nicht zu Hofe, er habe in seinem Leben schon viel zu viel Schlimmes vom Hofe und von den Hofleuten gehört. Das sei eine gräuliche Verderbniß, mit der ein tugendhaftes Landmädchen auch nicht für die Zeit einer halben Stunde in Berührung kommen dürfe. Wer zu Hof gehe, verliere die halbe Seele. Er möchte aus der Haut fahren bei dem Gedanken, wie die alten Sünder mit den vielen Orden auf der Brust Lenchen ansehen und sie vielleicht am Kinn fassen werden; er seinerseits werde nie ein Mädchen heirathen, das Hofluft geathmet. Lenchen wollte ihren Bräutigam um keinen Preis verlieren, weinte und sträubte sich nach Kräften gegen die Reise. Aber die Großmutter stand wie ein Fels im Meer. Die Alle würden schon anders reden, wenn die Sache erst durchgeführt sei, wenn sie so zwischen zwanzig- und vierzigtausend Gulden in klingender Münze, oder wenigstens eine ganz frische Schuldverschreibung auf höchstens drei Monate mit der eigenhändigen Unterschrift des Kaisers heimbringe. Dann werde sie die kluge, muthige, große Frau sein, die für ihre Familie zu sorgen wisse, und im ganzen Lande werde man von der merkwürdigen Frau Hendrich erzählen. Was der Alte vom Narrenthurm sage, das könne sie nicht abschrecken, im Gegentheil nur ermuthigen, denn von jeher habe man die Leute, die Großes und Neues ersannen, für Narren gehalten, bis zu dem Momente, da sie es durchsetzten. Mit unerschütterlicher Ruhe ging sie an die Vorbereitungen zur Reise; die glänzendsten Stücke aus ih-

und Lenchens Garderobe wurden hervorgeholt und neu aufgeputzt. Nur der Schulmeister fehlte in diesen stürmischen Tagen; er war unsichtbar geworden, wie sehr sich auch die Großmutter bemühte, ihn aufzufinden, da sie das Bedürfniß fühlte, mit ihm die Rede zu komponiren, die sie dem Kaiser vortragen wollte. Sie fand es feig und treulos von ihm, sich in so wichtigen Momenten zu verstecken, und sie setzte voraus, daß er den Zorn des Großvaters floh, welcher ihm die Ehre erwies, ihn für den Urheber des ganzen Planes zu halten.

Ach, es sollte sich bald zeigen, daß es sich anders verhielt.

Man war am Vorabende der Abreise; alle Vorbereitungen waren getroffen, der Großvater, bereits müde des Widerstandes, saß brummend in seinem Sessel; Lenchen ging gebeugten Hauptes durchs Haus; wir Brüder machten bunte Schleifen, die den Pferden an Zaum und Zügel genäht werden sollten. Es war nichts Anderes mehr zu thun, als die schwarzen Bankozettel zum letzten Male vom Staube zu reinigen und in Pakete von je tausend zu binden. Am Liebsten hätte dieß die Großmutter in Abwesenheit ihres Mannes gethan, aber er rührte sich heute nicht aus der Stube. So nahm sie ihren Muth zum letzten Male zusammen, zog den Schlüssel aus der Tasche, schob ihn ins Schloß und öffnete mit entschlossenem Zuge die Lade.

Es war ein schrecklicher Moment. Die Großmutter stieß einen solchen Schrei aus, daß wir ihr Alle entsetzt die Köpfe zuwendeten und eine halbe Stunde später neben ihr an der Lade standen — trotz seines Podagra's auch der Großvater. Wir folgten ihren entsetzten Blicken und sahen, was sie sah: einen leeren, einen ganz und gar leeren Raum. Die schwarzen Bankozettel, die daselbst beinahe zwanzig Jahre geschlummert hatten, waren verschwunden, bis auf den letzten verschwunden. Wie eine Bildsäule stand die Großmütter da und wir Kinder rechts und links von ihr wie die Niobiden. Sie bot einen erbarmungswerthen Anblick, und Lenchen, die sich in den letzten Tagen im Weinen geübt, brach, wie sie ihr ins Gesicht sah, in Thränen

aus. Ihr Mund war halb geöffnet, und ihre Hände hingen mit verſchränkten Fingern herab, während ſich ihr Leib über die leere Lade herabbeugte. Es war Gefahr vorhanden, daß ſie vornüber und mit dem Kopf an die Kommode ſtürzte, da ſie endlich leiſe zu ſchwanken anfing. Wir faßten ſie unter den Armen und zogen ſie in den Lehnſtuhl des Großvaters, ſoweit als möglich fort von dem betrübenden Schauſpiel der Leerheit. Ein flehender und fragender Blick erhob ſich gegen den Großvater; dieſer aber ſtand ſelbſt ſo erſchüttert da, und ſeine ganze Haltung verrieth ein ſo tiefes Mitleid mit der armen getäuſchten Frau, daß der Verdacht, der in ihr aufgeſtiegen war, ſchnell wieder entwich, um vollkommener Hoffnungsloſigkeit Platz zu machen. Sie war ganz gebrochen; es fiel ihr nicht einmal ein, nach dem verlorenen Schatze ſuchen zu wollen. Der Großvater, der ernſtlich für ſie beſorgt wurde, that es ſelbſt. Sämmtliche Dienſtboten wurden zitirt und in ein ſtrenges Verhör genommen; die Großmutter folgte ihren Ausſagen mit der geſpannteſten Aufmerkſamkeit, obwohl ſie, wie man es dem Ausdrucke ihres Geſichtes anſehen konnte, keinen derſelben für den Dieb hielt. Mit einem freundlichen Kopfnicken, als ob ſie ihn für das Verhör um Verzeihung bitten wollte, entließ ſie jeden Einzelnen. Aber nicht ohne Demüthigung, denn Jeder, bis auf den Letzten, erklärte, daß er von den ſchwarzen Bankozetteln in der Kommode wohl gewußt, daß er aber auch gewußt, daß ſie nicht einen Kreuzer werth waren, und daß man ſich von jeher gewundert, wie eine ſo kluge Frau auf das werthloſe Papier ſo große Stücke halten konnte. Das wiſſe doch jeder Bauer, daß Kaiſer Franz von den alten Schulden nicht einen Heller bezahlen werde. Die Großmutter begleitete alle dieſe Reden mit einem ſtillen Kopfnicken, und als wir uns nach dem Verhöre erboten, das ganze Haus nebſt den Nebengebäuden in allen Winkeln und Verſtecken zu durchſuchen, verbot ſie uns Das mit einer heftig abwehrenden Geberde. Ebenſo verhielt ſie ſich gegen den Antrag des Großvaters, den Diebſtahl beim Amte anzuzeigen. Da war denn nichts mehr zu thun übrig;

wir ſetzten uns ſchweigend um die Großmutter herum und warteten, bis ſie ſich erholt haben würde. Das dauerte nicht lange. Kaum eine halbe Stunde nach vollendetem Verhöre erhob ſie ſich plötzlich, ſtreckte ſich und ging hin, um ihre und Lenchens Kleider in die Garderobe zu tragen, und dann in die Küche, um das Mittageſſen zu beſtellen. Sie that ihr Tagewerk wie ſonſt, nur ſtiller, nur indem ſie das Nothwendigſte ſprach — und dieſes Verhalten hatte vielleicht darin ſeinen Grund, daß ſie das Zittern ihrer Stimme, das auch noch am nächſten Tage hörbar war, verbergen wollte. Der Großvater ließ ſie nicht aus den Augen, ſo beſorgt war er um die Alte, und Lenchen folgte ihr auf Schritt und Tritt. Ueberhaupt lag eine Atmoſphäre auf dem Hauſe, als ob ein Kranker darin wäre. Die Großmutter bemerkte Das, lächelte, erhob wieder ihre Stimme, und es wäre Alles wie ſonſt geweſen, wenn ſie nicht doch von Zeit zu Zeit in ſtilles Brüten verſunken wäre, und wenn nicht das Geheimniß, wie die ſchwarzen Bankozettel verſchwunden, auf die Geiſter gedrückt hätte.

Auch die Löſung dieſes Geheimniſſes erſchien nach ungefähr einer Woche, und zwar in traurigſter Geſtalt, in der Geſtalt des Schulmeiſters, der womöglich noch magerer geworden und mehr einem Geiſte, einem Geſpenſte, als einem lebenden Weſen glich. Wir ſaßen in der großen Stube zuſammen und freuten uns der alten Heiterkeit unſerer Großmutter, als er plötzlich mitten unter uns ſtand, als wäre er aus einer Theaterverſenkung aufgetaucht. In dem einen Schoße ſeines Rockes, den er wie eine aufgehobene Schürze mit beiden Händen hielt, trug er die ſchwarzen Bankozettel, die chaotiſch unter einander lagen und zerknittert waren, als hätten ſie nicht zwanzig unberührte Jahre hinter ſich, ſondern als kehrten ſie nach langer Zirkulation dahin zurück, wohin zurückzukehren ſie nicht beſtimmt waren. Er warf erſt ſie, dann ſich zu Füßen der Großmutter und ſtammelte etwas von Raub, Diebſtahl, werthloſem Plunder, ins Feuer werfen, von Schatz und Unheil und alten Sagen. Die Großmutter bückte ſich nicht einmal, um die ſchwarzen Bankozettel aufzuheben. Der Kaiſer hatte

ja Prag wieder verlaſſen, und ſie hätte ſie nicht aufgehoben, ſelbſt wenn er noch dageweſen, ſelbſt wenn er in unſer Dorf gekommen wäre. Sie hatte mehr Auge für die jämmerliche Geſtalt des Schulmeiſters, der ſich reumüthig zu ihren Füßen wand und zuletzt wie leblos liegen blieb. Er war offenbar aufs Aeußerſte erſchöpft. Nachdem man ihn durch Speiſe und Trank wieder etwas erfriſcht hatte, erfuhr man — denn er antwortete offenherzig auf alle Fragen — daß er mit ſeinem Schatze das Haus eigentlich gar nicht verlaſſen, daß er ſich mit ihm in einem Winkel der Scheune, hinter einem Heuhaufen verſteckt gehabt. Ein Papier-Midas, war er in Gefahr, dort auf ſeinem Schatze zu verhungern. Nur in der Nacht wagte er ſich einige Male heraus, um in den Nachbargärten von den Bäumen etwas Nahrung zu holen. Hunger und Gewiſſen trieben ihn gleich mächtig, der Großmutter ihren Schatz zurückzuſtellen. Er bot ſeine Hände dar, daß man ihn feſſele und den Gerichten überliefere, und tief beſchämt, vernichtet ſchlich er fort, als Dieſes nicht geſchah und er in Aller Blicken Verzeihung für ſein Verbrechen las. Der Großvater aber, nachdem er die Großmutter noch mit einem forſchenden Blicke angeſehen, gebot Otto, unſerem Jüngſten, die ſchwarzen Bankozettel zu ſammeln und in den Kamin zu werfen. Die Großmutter regte ſich nicht, und wir Alle ſahen ſchweigend, nicht ohne einige Erſchütterung zu, wie die Flamme die einſtigen Zwanzigtauſend ergriff und wie einzelne Zettel in der Luft tanzten gleich Schmetterlingen, die einen vom Rauche emporgetragen wurden in die Dunkelheiten des Rauchfanges, die anderen zurückſanken, um mit der Maſſe Aſche zu werden. Nach einer Minute war das ganze Opfer vollbracht — und die Großmutter ſprach in Zukunft wohl noch vom Finanzpatent, aber nie wieder von den ſchwarzen Bankzetteln.

Dieſe Finanzperiode war im Hauſe ein- für allemal abgethan. Dafür aber begann eine andere, gehaltvollere. Der Freibauer freute ſich, daß dieſe Thorheit überwunden ſei, und erklärte, daß er den Hendrichshof für den Fall, daß ſein Stefan nicht zurück

kehren sollte, für uns Kinder gekauft, daß wir ihn bis dahin zu Lehen bekommen und daß ihn der Montanist mit Lenchen für uns Alle bewirthschaften solle. Da nun Stefan wirklich nicht mehr zurückkehrte und der Freibauer die Hoffnung auf seine Rückkehr, freilich erst auf seinem Todtenbette, aufgab, kam nicht nur wieder der Hendrichshof, sondern durch Testament auch das Gut des Freibauers an die Familie und damit weit mehr, als uns Kaiser Franz mit Zins und Zinseszinsen für die schwarzen Bankozettel hätte geben können. Der Freibauer war nicht der Erste, der aus dem Kreise dieser Alten schied; der Schulmeister hatte sich lange vor ihm weggeschlichen. Seit jenem Tage, da er den entwendeten Schatz zurückbrachte, war es ganz aus mit ihm; hätte er gesprochen, würde man vielleicht erfahren haben, daß es in seinem kleinen Kopfe nicht ganz richtig war; da er aber beharrlich schwieg, nur in der Einsamkeit lebte, uns auch seit lange nicht mehr zu unterrichten hatte, blieben die Vorgänge in seinem Gehirne ein Geheimniß, bis man ihn eines Tages in einem der stillsten Winkel des Speichers ausgestreckt fand, versenkt und eingehüllt in das ewige Schweigen.

Seit der Großvater das große Autodafe angestellt und die schwarzen Bankozettel zum Feuertode verurtheilt, war es, als hätte der Dichter die Worte: „Unser Schuldbuch sei zerrissen“ nur mit Beziehung auf die Großmutter niedergeschrieben. Wie ein Bach durch Wiesen, sanft, wenn auch manche Mühle treibend, floß ihr Leben dahin, ruhevoll und thätig bis ans Ende. Sie sah noch Urenkel, die ihr Lenchen gegeben, und sterbend lächelte sie, denn sie starb in den Mauern des altangestammten, zur Familie zurückgekehrten Hendrichshofs.

(1868.)

Eine Vermuthung.

Im Jahre 1852 wandelte in Paris jeder auf politiſchem Felde irgendwie bekannte Menſch, ſelbſt der unbedeutendſte, auf Fallthüren. War ſchon der Einheimiſche vogelfrei, um wie viel mehr mußte es der Fremde und erſt der Flüchtling ſein. Wer nicht in die Heimat zurückkehren oder in einen andern fremden Staat überſiedeln konnte, that ſehr klug, wenn er wenigſtens aufs Land ging. Die Zweckmäßigkeit einer ſolchen Reiſe erkennend, begab ich mich ins mittlere Frankreich, den eigentlichen Schauplatz der franzöſiſchen Geſchichte, bevor Frankreich zu jener Zentraliſation durchdrang, die es ſo ſtark und ſo öde macht. Das Orleannais, das Blaiſais, die Touraine, und wie all die inneren Landſchaften heißen, ſind in mancher Beziehung viel intereſſanter, als die Provinzen, die meiſt von Fremden beſucht werden und ſich deßhalb eines weiteren Rufes erfreuen. In dieſen findet man die Sprache Rabelais', die jene von den Klaſſikern und der Akademie dem Lande oktroyirte Sprache ſo ſehr an Reichthum, Kraft, Mannigfaltigkeit und Bildungsfähigkeit übertrifft, und lernt man jene Städte, Schlöſſer und Flüſſe kennen, welche auf jedem Blatt der Geſchichte bis auf Richelieu genannt werden. Die Natur, wenn auch milde und fruchtbar, iſt zwar etwas eintönig, dafür aber bietet die Architektur einen Reichthum und oft ſolche Anmuth der Formen, wie man ſie in dieſer Fülle nur in Italien wiederfindet. Ich darf wohl bloß die Schlöſſer von Blois, Chambord, Amboiſe,

Plessis-La-Tour nennen, um an eine Reihe anderer zu erinnern, und die Städte Orleans, Blois, Tours, Anjou ꝛc., um das Andenken an tausend entscheidende Thaten, Verbrechen, Trauerspiele, hie und da auch Lust- und Schäferspiele zu erwecken.

Ich war im Schlosse von Blois eben aus dem Zimmer, in welchem Heinrich III. den gewaltigen Herzog von Guise durch Meuchelmörder fällen ließ, getreten, um die noch berühmtere „Salle des Etats" zu betrachten, wo eben eine Ausstellung von Provinzkunstwerken stattfand, als ich in der Thür zu meiner größten und freudigsten Ueberraschung Herrn v. S...y begegnete. Herr v. S...y war mir nur ein guter Bekannter, aber der intime Freund mehrerer meiner Freunde. Er freute sich, einen Bekannten aus Paris zu finden und sich in dier kritischen Zeit nach Diesem oder Jenem erkundigen zu können, und nachdem er durch Schloß und Stadt meinen Cicerone gemacht, betrachtete er es als selbstverständlich, ohne mir weiter davon zu sprechen, daß ich nun mit ihm seinen Wagen besteigen und auf einige Tage sein oder vielmehr seiner Mutter Gast sein solle. Das Gut seiner Mutter lag nur drei Stunden von Blois entfernt; von der Höhe des Schlosses aus konnte man Haus und Garten ganz gut sehen. Es zog mich magnetisch an, da es mir längst nicht mehr fremd war, da ich viel davon hatte erzählen hören und es im Schicksale meiner Freunde eine bedeutende Rolle spielte. Madame de S...y, die Mutter, hatte ich immer als eine merkwürdige und bedeutende, dabei sehr gastliche und liebenswürdige Greisin rühmen hören. Der Sohn brauchte also nicht lange in mich zu dringen; wir holten mein kleines Reisegepäck, stiegen in den Wagen, fuhren über die Loire und durch eine lange Pappelallee beinahe schnurgerade dem Schlößchen zu.

Ich fand das Gut so schön, als man es mir geschildert hatte: ein behaglich eingerichtetes Haus mit Möbeln aus der Zeit Ludwigs XV., Kunstwerke aus derselben und aus früheren Zeiten, eine reiche Bibliothek und einen weitläufigen Park, in dessen altfranzösischen Stil sich hie und da besserer, moderner Geschmack

eingedrängt hatte — und, über all Das freundlich und gastlich waltend, eine alte französische Dame voll Jugendlichkeit, Güte, Geist und unzähligen Geschichten aus der Kaiser- und Restaurationszeit — aus der Epoche der Loire-Armee, der Invasion und Paul Louis Couriers, des großen Publizisten, ihres Nachbars, den sie persönlich und genau gekannt hatte. Das ehemalige Gedränge von Künstlern und Gelehrten, von denen ich mir das Landhaus nach den Erzählungen meiner Freunde immer bevölkert dachte, war freilich zerstoben, vom Sturme des Schicksals und der Revolution auseinander geweht; aber man fühlte sich in der Gesellschaft der Dame und ihres sehr gebildeten Sohnes behaglich genug. Am zweiten Abend kam noch der Pfarrer des benachbarten Dorfes, eine unschuldige Seele, die sich nur nach einem guten Nachtessen sehnte, hinzu und endlich ein ehemaliger Präfekt Karls X., der viele schnurrige Anekdoten, selbst vom sogenannten „weißen Schrecken", la terreur blanche, der Zeit der Prevotalgerichtshöfe, zu erzählen wußte.

Wir hatten gut gespeist und saßen noch beim Loirewein, propre cru, unserer Wirthin, den wir sehr lobten, als sich diese plötzlich zu mir wandte und ausrief: „Ah ça, wissen Sie, Monsieur H.., daß es nicht angenehm ist, sich von einer fünfzigjährigen Gewohnheit zu trennen?"

Ich war etwas verdutzt, denn ich verstand Madame de S...y nicht. — „Pardon, Madame, was wollen Sie sagen?"

„Ich will sagen," antwortete sie, „daß Sie mir meine ganze Vorstellung von den Deutschen, wie ich sie seit fünfzig Jahren mit mir herumtrage, von unten bis oben über den Haufen werfen. Sie widersprechen mit Ihrem ganzen Wesen allen Ideen, die ich mir bis auf den heutigen Tag von Ihren Landsleuten machte. Sind Sie eine Ausnahme? oder hat Sie schon Paris so sehr verändert?"

„Ja, Madame, ich muß erst wissen, wie Sie sich denn eigentlich einen Deutschen vorstellten?"

„Ein Deutscher," antwortete Madame de S...y, gutmüthig lächelnd, „war für mich immer etwas ganz Außerordentliches,

Sonderbares — wie ſoll ich ſagen? — etwas Phantaſtiſches, das anderen Menſchen nicht gleicht."

„Ah, Madame," rief ich lachend, „ich begreife! Hoffmann, les contes de Hoffmann! Sie haben Loewe-Weimars Ueberſetzung der Hoffmanniſchen Geſchichten geleſen, und ſeitdem iſt Ihnen, wie jedem Franzoſen, jeder Deutſcher ein Kapellmeiſter Kreisler, wenn nicht ein Nußknacker oder ein Mauſekönig. Die Franzoſen kennen ja Deutſchland aus dieſem vortrefflichen ethnographiſchen Werke! — Nicht wahr, Madame, ſagt man Deutſcher, ſo ſagt man: Nebel, Traum, Wolken — Das iſt ja jeden Tag in franzöſiſchen Zeitungen und Büchern zu leſen."

„Allons donc, nicht ſo hitzig," ſagte Madame beſchwichtigend — „ich habe meine Vorſtellung von den Deutſchen nicht aus Hoffmann und nicht aus den Zeitungen, die ich nicht leſe, ſondern aus der Erfahrung — oder, wenn Sie wollen, von einem einzigen Eindruck her, der freilich ein Eindruck der Kindheit war und deßhalb deſto tiefer gedrungen iſt. Ich habe einmal einen merkwürdigen Deutſchen kennen gelernt —"

Nach einigem Hin- und Herreden, das mich neugierig machte, erzählte Madame de S...y auf meine Bitte, wie folgt:

„Es war zu Anfang dieſes Jahrhunderts, alſo vor ungefähr fünfzig Jahren. Ich bewohnte dieſes ſelbe Haus mit meinem Vater und war ein Kind von vierzehn oder fünfzehn Jahren. Eines Tages bemerkte ich von der Höhe unſeres Balkones aus einen Mann, der, wie es ſchien, zwecklos auf der Ebene umherirrte, oft querfeldein ging, ohne doch etwas zu ſuchen oder einem gewiſſen Ziele entgegen zu gehen. Zu wiederholten Malen kam er auf dieſelben Stellen zurück, ohne es zu bemerken. Am ſelben Nachmittage, auf einem Spaziergange, begegnete ich ihm; aber er ging in Gedanken vertieft an mir vorüber, ohne mich zu ſehen, und als er mir einige Minuten ſpäter, bei einer Biegung, wieder im Wege ſtand, ſah er unverwandten Blickes und mit einer unausſprechlichen Sehnſucht in die Ferne. Jede andere Erſcheinung, die mir in dieſer Weiſe begegnet wäre, hätte mich damals in

meiner mädchenhaften Albernheit außerordentlich erschreckt; ich wäre vor ihr nach Hause geflohen, um mich hinter meinem Vater zu verstecken. Dieser Fremde hingegen erfüllte mich mit einer Art von Mitleiden, die ich mir nicht erklären konnte. Es war nicht das Mitleid, das man mit einem Armen, Hülfsbedürftigen empfindet, obwohl er hülfsbedürftig genug aussah, denn seine Kleider waren in arger Unordnung, ungeputzt und hie und da sogar zerrissen. Es war ein gewisser edler Ausdruck des Schmerzes und dabei ein Aussehen, als wäre er mit seinem Geiste abwesend, irgendwo bei geliebten Personen in weiter Ferne, die bei seinem Anblick das Herz, wenigstens ein mädchenhaftes Herz, mit Mitleid und Sympathie erfüllten. Abends erzählte ich meinem Vater von dem Fremden. Er meinte, es werde wohl einer der zahlreichen Kriegs- oder politischen Gefangenen sein, die man halb und halb auf freiem Fuß und auf Ehrenwort in den innern Provinzen Frankreichs leben ließ.

„Tags darauf sah ich den sonderbaren Fremden wieder wie am ersten Tage durch die Felder irren und endlich sogar in unsern Park eintreten, welcher der Straße zu offen war. Er sah sich verwundert um und schien sich in dieser Umgebung bald zu behagen. Der große Rasenplatz in der Mitte, den Sie kennen, war damals nicht da; an seiner Stelle befand sich ein großes, mit einer hohen Balustrade eingefaßtes Wasserbecken, und auf dieser Balustrade rings um das Wasserbecken stand eine Gesellschaft von vierundzwanzig großen und kleinen griechischen Gottheiten, meist Kopien antiker Statuen oder anderer aus dem sechzehnten Jahrhundert. In der Mitte des Beckens, auf einem künstlichen Felsen, stand der Neptun des Giovanni de Bologna. Als der Fremde diese Göttergesellschaft erblickte, eilte er ihr mit großen Schritten, in freudigster Begeisterung entgegen. Er hob die Arme in die Höhe, wie anbetend, und vom Zimmer aus schien es uns, als ob er in der That zu seinen enthusiastischen Bewegungen entsprechende Worte ausriefe. Dann ging er rings um das Becken von einer Statue zur andern, immer mit dem Ausdrucke eines

Kenners oder wenigstens eines Kunstliebhabers, und mein Vater wollte bemerken, daß er sich vor der schönsten am Längsten aufhielt. Mir machte es das größte Vergnügen, dieses Schauspiel zu belauschen, und auch meinen Vater schien es zu unterhalten. ‚C'est quelque original!' wiederholte er mehrere Male, während wir den Fremden beobachteten.

„Sehr ärgerlich wurde ich, als ich in meinem Vergnügen durch den garde champêtre gestört wurde. Dieser, der auch den Park meines Vaters zu bewachen hatte, stürzte plötzlich herein und auf den Fremden los, dem er, wie wir aus den Geberden erkennen konnten, bedeutete, daß Dieß Privateigenthum sei und daß er sich zu entfernen habe. Der Fremde aber lächelte, kehrte ihm den Rücken und ging zu einer andern Statue. Der Flurschütz folgte ihm und bestürmte ihn mit Reden, die immer heftiger wurden, je weniger er darauf achtete. Endlich faßte ihn der Mann in seinem polizeilichen Eifer am Arme, um ihn mit Gewalt aus dem Parke zu ziehen. Mein Vater war ein einflußreicher Mann im Departement, ein Freund des Präfekten und hätte selbst Präfekt sein können, daher der Eifer der untergeordneten Beamten, sich ihm dienstfertig zu zeigen. Aber mit solcher groben Dienstfertigkeit war ihm nicht gedient. Beim Anblick jener Gewaltsamkeit eilte er sogleich hinaus, und ich folgte ihm. Er verwies dem Wächter seine Art, schickte ihn fort und sagte zum Fremden, daß er sich nur nach Muße im Parke umsehen solle.

„Dieser, der die Derbheit des garde champêtre kaum bemerkt hatte, wandte sich sogleich zu meinem Vater und sagte lächelnd: ‚Die Götter sind keines Menschen Eigenthum, sie gehören der Welt, und wenn sie uns lächeln, gehören wir ihnen. Sehen Sie diese Aglaja, wie sie mich anlächelt und mich gefangen nimmt; sie lächelt nicht ihrem Besitzer allein.'

„‚Es ist eine Pomona,' berichtigte mein Vater.

„‚Nein, es ist eine Aglaja,' erwiderte der Fremde mit Bestimmtheit und fuhr gleich fort: ‚Das Wasser hier sollte klarer sein, wie das Wasser des Cephissus oder die Fluth des Erechtheus

auf der Akropolis. Es ist der klaren Götter nicht würdig, sich in dunklerem Spiegel zu sehen — aber,' fügte er seufzend hinzu — ‚wir sind nicht in Griechenland.'

„‚Sind Sie vielleicht ein Grieche?' fragte mein Vater halb im Ernst, halb im Scherz.

„‚Nein! — im Gegentheil, ich bin ein Deutscher!' seufzte der Fremde.

„‚Im Gegentheil?' wiederholte mein Vater — ‚ist der Deutsche das Gegentheil des Griechen?'

„‚Ja!' antwortete der Deutsche kurz und setzte nach einiger Zeit hinzu — ‚wir sind es Alle! Sie, der Franzose, sind es auch, der Engländer, Ihr Feind, ist es auch — wir sind es Alle!'

„Dann ganz meinem Vater zugewandt, sprach er noch viel, dessen ich mich nicht erinnere; auch des Andern, das ich eben mitgetheilt habe, würde ich mich wohl nicht so deutlich erinnern, wenn es nicht später in unserem Hause oft wiederholt worden wäre. So oft mein Vater nach dieser Zeit das Wasserbecken zu reinigen befahl, pflegte er scherzend hinzuzufügen: das Wasser muß klar sein, wie das Wasser des Cephissus oder die Fluth des Erechtheus auf der Akropolis u. s. w. Auch verstand ich nicht Alles, was der Fremde sagte, abgesehen vom Sinne seiner Worte; denn er sprach ein sehr schlechtes Französisch, mit einem höchst entstellenden Accent, der mir viele Worte ganz unkenntlich machte. Meine Tante, die mich erzog, kam hinzu, und ich erinnere mich, wie ihr, die bei den Reden des Fremden große Augen machte, mein Vater zuflüsterte: ‚Es ist ein Deutscher, ein Original!'

„Aber das Original gefiel uns Allen sehr. Er war nicht schön und sah früh gealtert aus, obwohl er nicht mehr als dreißig Jahre gehabt haben mochte, aber er hatte ein glühendes und doch sanftes Auge, eben so einen energischen, doch milden Mund; auch sah man ihm an, daß seine sehr herabgekommene Kleidung zu seinem Stande oder seiner Bildung nicht im Verhältnisse stehe. Ich freute mich sehr, als ihn mein Vater einlud uns ins Haus zu folgen. Er nahm die Einladung ob

Ceremonie an und ging mit uns, immer sprechend, und legte im Gehen von Zeit zu Zeit die Hand auf meinen Kopf, was mich etwas erschreckte und mir doch sehr gefiel. Mein Vater interessirte sich offenbar für den Fremden und hatte Lust, seine eigenthümlichen Reden noch lange anzuhören, aber im Salon angekommen, war er sehr enttäuscht. Der Fremde ging geraden Weges auf ein Sopha los, sagte: ‚Ich bin müde,‘ murmelte noch einige unverständliche Worte, streckte sich aus, schloß die Augen und entschlief sogleich.

„Wir standen da und sahen einander erstaunt an. ‚Er ist verrückt,‘ lispelte meine Tante, aber mein Vater schüttelte den Kopf und sagte: ‚Es ist ein Original; er gefällt mir; er ist ein Deutscher.‘

„Der Papa schickte den Bedienten mit dem bestellten Weine wieder zurück, und wir verließen den Salon, um den Fremden, der in der That sehr müde schien, allein und seiner Ruhe zu lassen. Ich sah von Zeit zu Zeit durchs Fenster; er schlief unausgesetzt, bis gegen Abend. Als er erwachte, lud ihn mein Vater zu Tische. Er freute sich sehr an unserm Weine und wurde sehr heiter. Er erzählte Vielerlei aus Deutschland und aus dem südlichen Frankreich, und ich erinnere mich, daß er uns, trotz der Unbehülflichkeit seiner französischen Sprache, eine pompöse und höchst poetische Beschreibung des Meeres machte, das er bei Bordeaux gesehen hatte. Manchmal brach er mitten in seinen Erzählungen ab, als ob er fürchtete, daß er, fortfahrend, an unangenehme Punkte in seiner eigenen Lebensgeschichte gelangen könnte. Meine Tante, wie sie ihn so sprechen hörte, bekehrte sich zu der Ansicht meines Vaters, daß wir hier nicht einen Verrückten, sondern ein ‚Original‘ zu Gaste hatten, und horchte ihm mit immer wachsender Theilnahme. Sie fand, daß Alles, was er sagte, sehr viel Wahres enthalte und manchmal sogar eine große Tiefe des Geistes verrathe. Das Unverständliche setzte sie auf Rechnung seiner schlechten Aussprache und der Mangelhaftigkeit seiner Kenntniß des Französischen. Meine Tante war fromm und liebte es, über metaphysische Gegenstände zu philosophiren, was sie ‚philosophiren‘ nannte, und so lenkte sie das Gespräch

auch auf solche Texte. Da sagte er sonderbare Sachen, ohne sich auf ihre Bibelstellen weiter einzulassen. Ich erinnere mich des Inhalts einer langen Rede, da sich die Tante dieselbe am folgenden Tage in ihr Album schrieb und ich sie später öfter lesen konnte. Der Inhalt war ungefähr folgender: ‚Dieß ist die Unsterblichkeit. Alles Gute, was wir schön denken, wird zu einem Genius, der uns nicht mehr verläßt und uns unsichtbar, aber in schönster Gestalt durchs ganze Leben begleitet, bis ans Grab. Von unserm Grabhügel aus nimmt er seinen Flug und gesellt sich zu den Heeren der Genien, die schon die Welt erfüllen und an ihrer Vollendung und Verklärung weiter bauen. Diese Genien sind Geburten, oder, wenn Sie wollen, Theile unserer Seele, und in diesen Theilen ist sie allein unsterblich. Die großen Künstler haben uns in ihren Werken die Abbilder ihrer Genien hinterlassen, aber es sind nicht die Genien selbst. Es ist nur ihre Abspiegelung im Dunstkreis unserer Erde, wie sich die Sonne im See, nein, im Nebel, wiederspiegelt. Die schönen Götter Griechenlands sind solche Abbilder der schönsten Gedanken eines ganzen Volkes. — So ist es mit der Unsterblichkeit beschaffen.‘

„Meine Tante, die gern etwas über ihn selbst erfahren hätte und immer das Gespräch auf ihn zurückzuleiten suchte, fragte, vielleicht auch nur, um etwas zu sagen: ‚Glauben Sie, daß Sie auf diese Weise unsterblich sind?‘

„‚Ich?‘ fragte er barsch, ‚ich, der vor Ihnen sitzt? Nein! Ich denke nicht mehr schön. Das Ich, das vor zehn Jahren mein war, das ist unsterblich — allerdings!‘ — Und sich besinnend, fügte er bestätigend hinzu: ‚Ja, allerdings, jenes Ich ist es.‘

„Mit all Dem wußten wir nichts von ihm, von seinem Schicksal — wir wußten nicht einmal seinen Namen. Mein Vater fragte ihn einmal nach seinem Namen, da legte er den Kopf in beide Hände und antwortete: ‚Ich werde ihn Ihnen morgen sagen. Glauben Sie mir, es ist mir manchmal schwer, mich meines Namens zu erinnern.‘

„Das war nun wieder seltsam, aber wir hatten uns wunderbar rasch an die Eigenthümlichkeit dieses Mannes gewöhnt, daß

wir Das alles so hinnahmen, als müßte es so sein. Es fiel Keinem ein, diesem Unbekannten, Geheimnißvollen gegenüber irgend ein Mißtrauen zu äußern, und trotz Allem verging uns der Abend in einer gehobenen Stimmung.

„‚Allerdings,‘ sagte Papa zu der Tante, ‚glaube ich, daß dieser Mann im Geiste gestört ist, aber dieser gestörte Geist ist edel und von Natur groß und tief.‘

„Was mich betrifft, ich betrachtete ihn wie einen Propheten, wie einen wohlthätigen Zauberer, und ich war sehr glücklich, daß ihn mein Vater, da es schon spät war und er nicht die geringste Miene machte, das Haus zu verlassen, einlud, bei uns zu übernachten. Meine Tante beeilte sich, ihm ein Zimmer zurecht zu machen, denn sie freute sich, noch mit ihm philosophiren zu können, und mein Vater nahm sich vor, ihn morgen geradeheraus nach seinem Schicksal zu fragen, das ein sehr unglückliches schien, und dann etwas für ihn zu thun — ihm auch, wie er meinte, in mancher Beziehung den Kopf zurecht zu setzen. Der Mann, sagte er, habe ein bedeutendes Wissen, das man vielleicht noch nützlich verwenden könne.

„Aber die Nacht sollte alle Pläne zunichte machen.

„Ungefähr eine Stunde nach Mitternacht weckte die hülferufende Stimme eines Bedienten, der eben von einem geheimen Ausflug zurückkehrte und sich in seine Mansarde begeben wollte, das ganze Haus. Ich stürzte mit der Tante auf den Korridor, in demselben Augenblicke, da auch mein Vater seine Thür öffnete. Nach dem ersten Ueberblick über den Korridor eilte der Vater auf uns zu und drängte uns wieder in die Schlafstube zurück; doch hatte ich in einer halben Minute genug gesehen. Der Bediente lag auf der obersten Treppe, von seiner Furcht niedergeworfen, vor ihm stand der Fremde im sonderbarsten Anzuge. Er hatte das weiße Betttuch um den Leib geschlagen, und da dieß sein einziges Gewand war, hatte er etwas von einer griechischen Statue; in der linken Hand hielt er ein Licht, in der Rechten einen alten Degen, ein schönes Werk der Waffenschmiedekunst des sechzehnten

Jahrhunderts, das meinem Vater gehörte und gewöhnlich in der Stube des Fremden hing. Mein Vater nahm ihm die Waffe ab und führte ihn in das Zimmer zurück, wo er sich auf seinen Wunsch wieder ins Bett legte.

„Ich saß zitternd in meiner Stube neben der Tante, die Thränen vergoß. ‚Der arme Mensch,‘ seufzte sie fortwährend, ‚er ist wirklich wahnsinnig. Ach, wie Schade, wie Schade, um so viel Geist, so viel Wissen und so viel Güte. Ja gewiß, er ist auch sehr gut; selbst sein wahnsinniges Auge ist noch voll Güte.‘ — So saßen wir da, bis der Papa eintrat und uns befahl, wieder zu Bette zu gehen; der Fremde liege im tiefsten Schlafe, und es sei für diese Nacht gewiß nichts mehr zu befürchten. — ‚Welch sonderbares Abenteuer,‘ sagte mein Vater achselzuckend, um sein Mitleid mit dem Fremden, der ihm nicht minder gefiel als der Tante, zu verbergen.

„Als wir des Morgens erwachten, ging der Fremde ruhig, aber mit traurig gesenktem Kopfe im Parke umher. Die Tante wollte ihm folgen, aber mein Vater hielt sie zurück. ‚Es ist besser,‘ sagte er, ‚man läßt ihn allein. Wenn er wieder kommt, will ich sehen, was zu thun ist.‘ — Er befahl uns auch, die Fenster zu verlassen. Wenn der Fremde eine Erinnerung an den Anfall dieser Nacht habe, müsse es ihm nur unangenehm sein, sich beobachtet zu wissen.

„So ließen wir ihn allein. Er hielt sich dießmal nicht bei den griechischen Göttern auf, sondern ging langsamen Schrittes und offenbar sehr niedergeschlagen ins Dickicht. Ein Arbeiter berichtete, daß er sich dort auf eine Bank gelegt habe. Da er aber durch Stunden nicht zum Vorschein kam, ging mein Vater, um ihn aufzusuchen. Er war nicht mehr im Parke. Vom Balkon und von den Fenstern aus durchspähten wir die Ebene — er war nirgends zu sehen. Mein Vater stieg zu Pferde und durchkreuzte die ganze Gegend. Er war und blieb verschwunden; wir haben ihn nie wieder gesehen.

„Dieß ist die Geschichte meines ersten Zusammentreffens mit einem Deutschen.“

„Aber," fügte die liebenswürdige alte Dame ihrer Geschichte hinzu, indem sie mich ansah — „aber Sie sind ja sehr nachdenklich geworden. Was ist Ihnen?"

„Ich habe alle Ursache, nachdenklich zu sein, Madame — ich kombinire, ich vergleiche die Daten, und ich glaube, Ihnen sagen zu können, wen Sie vor einem halben Jahrhundert hier empfangen haben."

„Nicht möglich," rief Madame de S...y, „reden Sie — Das wäre ja merkwürdig, daß ich Das noch erfahren sollte."

„Ich kann nur vermuthen," sagte ich, „aber, wie gesagt, wenn ich die Daten vergleiche — leider habe ich kein Buch hier, in dem ich nachschlagen könnte — in welchem Jahre sagen Sie, war es, daß Sie den sonderbaren Gast beherbergten?"

„Das kann ich nicht so genau bestimmen; es war in den ersten Anfängen des Jahrhunderts — es wird in den Jahren Zwei oder Drei gewesen sein."

„Das trifft wohl zu, so viel ich mich erinnere. Ganz richtig. Sie nannten auch Bordeaux? Nicht wahr?"

„Ja wohl," rief Madame de S...y ungeduldig, „Sie spannen mich auf die Folter."

„Ich vermuthe, daß Sie damals einen vortrefflichen, edlen deutschen Dichter bei sich beherbergten, Namens Friedrich Hölderlin."

„Was sagen Sie, Friedrich —?"

„Friedrich Hölderlin, der allerdings wahnsinnig war und halb wahnsinnig aus Bordeaux nach Deutschland zurückkehrte. Doch kann ein Zufall um jene Zeit auch Jemand Anderen —"

„Nein, nein!" rief Madame de S...y, „ich will nun nichts Anderes glauben, gewiß, es ist ein edler Dichter gewesen. Erzählen Sie mir von ihm."

Und ich erzählte die Geschichte Friedrich Hölderlins, in demselben Speisesaal, in dem er vor fünfzig Jahren — vielleicht zu Gast gewesen.

Sollte er es wirklich gewesen sein?

Gleich und Gleich.

Dramatiſches Sprichwort in zwei Akten.

(Den Bühnen gegenüber Manuſkript.)

Personen.

Gräfin Valeria.
Mathilde, ihre Tochter.
Konstanze, deren Gouvernante.
Baron v. Walden.
Lieutenant George v. Secking.

Ort der Handlung: Bibliotheks- und Studierzimmer der Gräfin Valeria. — Eine Mittelthüre, zwei Seitenthüren, links an der Thüre ein Fenster. Im Vordergrunde rechts und links Schreibpulte. Im Hintergrunde ein Tisch. Wände, Pulte, Alles voll Bücher und Papiere. An den Wänden Karten der alten Welt ꝛc.

Zeit der Handlung: von Mittag ungefähr, bis spät Abend.

Erſter Akt.

Erſte Szene.

Walden. George.

Walden. Nur hier herein. Fürchte nichts, du begegneſt jetzt keinem Menſchen. Da du dich nicht willſt vorſtellen laſſen, mußte ich dir wenigſtens vor deiner Abreiſe einmal das Haus zeigen, drin meine Freunde wohnen, darin ich ſo viele Stunden verbringe.

George. Schauderhaft, höchſt ſchauderhaft! Bücher, nichts als Bücher! Bücher im Veſtibüle, Bücher auf der Treppe, Bücher im Vorſaal, Bücher im Nebenſaal, Bücher hier.

Walden. Ja, Bücher überall! Das ganze Schloß iſt voll von Büchern. Schadet nichts, man kann hier doch glücklich ſein, ſehr glücklich. Setze dich (er ſetzt ſich ſelbſt an einen der Pulte), ich habe noch zu arbeiten. Es iſt zu arg, wie mich das Kind beſchäftigt. Da habe ich ſchon geſtern den ganzen Tag gearbeitet und werde mit dem Plane nicht fertig, und am Ende mache ich es ihr gewiß doch nicht recht.

George. Was will ſie denn?

Walden. Ich muß ihr eine neue chronologiſche Tafel machen, welche die ganze politiſche und Kulturgeſchichte umfaſſen ſoll. Alle Künſte und Wiſſenſchaften ſollen berückſichtigt ſein und einen Ueberblick über die gleichzeitige geiſtige Entwicklung aller Völker in allen Ländern und Epochen gewähren. Da gibt es ſo viele

Unterabtheilungen, daß ich den Stoff nicht bewältigen kann. Es ist schrecklich, was mir das Kind zu schaffen macht! Jeden Augenblick hat sie irgend einen solchen Einfall, und was ich ihr dann mit Müh und Noth zusammenstopple, ist ihr nie gelehrt und gründlich genug.

George. Es muß ein wahrer Blaustrumpf sein, deine Gräfin Mathilde.

Walden. Gott bewahre! Es ist wahr, sie weiß zehnmal mehr, als sonst ein Mädchen von siebenzehn Jahren zu wissen pflegt; aber von einem Blaustrumpf ist nicht die Rede. Sie ist so einfach, so anspruchslos, so ganz Natur! Aus jedem Worte, aus jeder Bewegung spricht das Kind des Waldes — denn ihre ganze Jugend ist hier in dieser Einsamkeit, in diesem alten Jagdschloß verflossen. Es ist ein liebes, herziges Kind!

George. Also das liebe, herzige Kind ist siebzehn Jahre alt?

Walden. Sechzehn Jahre, zehn Monate —

George. Ein schönes Alter für Kinder wie für Erwachsene. — Ein sehr verführerisches, kindliches Alter! Walden!

Walden. George?

George. Hm, hm!

Walden. Nun? Es scheint mir, daß du was sagen willst — heraus mit der Sprache!

George. Wirst du auch nicht böse sein?

Walden. Gewiß nicht. — Du machst mich neugierig.

George (herzlich). Sieh, Walden, du hast mich so gut, so freundschaftlich bei dir aufgenommen.

Walden. Lieber Freund, wie sollte ich nicht? Bist du nicht der Sohn jener vortrefflichen Frau, die in meiner frühesten Jugend so gütig gegen mich war wie eine Mutter? Ich betrachtete es als ein Zeichen der Fortdauer ihrer Güte, als sie dich hierher zu mir schickte, um in meinem milden Thale deine Genesung zu vollenden — und ich hätte dich nicht wie einen lieben Freund, ja, wie einen jüngeren Bruder aufnehmen sollen? Und kamst du mir nicht als ein braver Offizier, der sich für sein Vaterland

geschlagen? Und kamst du nicht, um hier deine Wunden zu heilen, die du für eine gute Sache trägst? Für wen hältst du mich, George? Du beleidigst mich, wenn du nicht glaubst, daß du mir am ersten Tage ein lieber, alter Freund gewesen. Also ohne Rückhalt! Heraus mit der Sprache!

George. Du hast Recht! Es ist mir auch so, als ob wir seit Ewigkeiten Freunde wären — darum wirst du mir ein unbescheidenes Wort verzeihen.

Walden. Sprich! — was es immer sei.

George. Gut. — Seit ich bei dir wohne, sehe ich dich mit dieser Hyp— Hyp— wie heißt sie?

Walden. Hypsipyle willst du sagen. So hat sie die Mutter zu Ehren jener Königin von Lemnos genannt, welche die Griechen vor Troja verproviantirte. Nenne sie lieber Mathilde, denn so heißt sie eigentlich.

George. Also ich sehe dich immer mit dieser Gräfin Mathilde, mit diesem siebzehnjährigen Kinde, beschäftigt, und wie aus deinen Reden hervorgeht, hast du dir nun seit beinahe sechs Jahren eben so angelegentlich mit ihrer Ausbildung zu schaffen gemacht. Du hast die halbe Welt gesehen, du hast so viel erlebt und erfahren, aber der Lieblingsgegenstand deines Gespräches ist immer diese Mathilde, Hypsipyle genannt. Ich glaube recht gerne, daß es ein liebes, gutes und kluges Geschöpf ist, aber —

Walden. Nun?

George. Ich glaube — ich muß annehmen —

Walden. Was?

George. Daß du sie für dich erziehst — daß du sie heirathen willst —

Walden. Ich heirathen? und Mathilden heirathen? Ha, ha, ha!

George. Durch ein bloßes Interesse für ein noch so liebes Kind läßt man sich nicht so ganz und gar absorbiren. Man macht sich nicht aus einem freien Manne zu einem Stundengeber — und ich habe stets gehört, daß das Handwerk eines Stunden-

gebers das betrübteste von der Welt sei. Und du bist ganz und gar ein Sklave geworden. Ist es mir doch nicht möglich, dich zum schönsten Ausfluge zu bewegen, wenn du an dem Tage deiner Mathilde eine Stunde zu geben hast.

Walden. Das ist leicht zu erklären. Es gibt einen pädagogischen Beruf, wie es andere Berufe gibt. Nicht alle Schulmeister werden aus Noth Schulmeister. Viele sind es mit Leidenschaft. Ich bin ein geborener Pädagog. Von frühester Jugend an habe ich mit Leidenschaft unterrichtet. Als Student war ich der freiwillige Hofmeister meines Hausmeisters. Auf meinen Reisen hinterließ ich überall Schüler. Die Tochter meines Pariser Portiers ist heute Gesellschaftsdame und Vorleserin einer Prinzessin, und Das dankt sie meinem Unterricht. Ich bin ein geborner Schulmeister.

George. Warum bist du dann nicht Professor an irgend einer Universität geworden? Glaubst du diese Stellung mit deinem altadeligen Namen unvereinbar?

Walden. Ah pah! Der wahre Adel unseres Volkes steckt in der Wissenschaft. Wenn man einst von der Größe unserer Zeit erzählt, wird man mehr gelehrte als adelige Namen nennen. Aber einmal bin ich nicht so gelehrt, wie du glaubst; meine Reisen ließen mich nicht dazu kommen, ein Fach auszubilden — dann würde mir der Professor nicht genügen. Der steht auf dem Katheder, ein abstrakter Mensch, und spricht ins Allgemeine wie ein Buch. Der eigentliche Pädagog ist persönlich, er unterrichtet nicht nur, er erzieht, er insinuirt sich, er muß seinen Schüler lieben und Eins mit ihm werden. Er genügt sich nur in einem persönlichen Verhältniß, er ist der geistige Vater oder die geistige Mutter.

George. Wohl! Aber ich habe noch keinen Pädagogen gesehen, der die Sache so persönlich genommen hätte, wie du mit dieser Mathilde.

Walden. Nichts natürlicher. Mathilde ist, so zu sagen, mein Geschöpf. Kurz nachdem ich mich vor ungefähr sechs Jahren hier in der Nähe angesiedelt, um nach meinen Reisen mit dem Reste

meines Vermögens ein stilles und gebildetes Altjunggesellenleben zu beginnen, machte ich die Bekanntschaft der Gräfin Valeria, der Mutter Mathildens. Sie hatte erfahren, daß in ihrer Nachbarschaft ein Mann hause, der Griechenland, den Orient, kurz alle klassischen Orte der Welt gesehen, und sie, die Gelehrte, mußte mich nothwendig sprechen. Ich lernte eine merkwürdige Frau und ein merkwürdiges Haus kennen. Die Gräfin Valeria hat früh ihren Mann verloren, mit dem sie, wie es scheint, nicht glücklich war. Er liebte die rauschenden Vergnügungen der Welt, sie die Einsamkeit und die Bücher. An Der, mein Freund, ist ein wahrer Professor verloren gegangen. Sie benützte ihre Freiheit, um sich ganz ihren Neigungen hinzugeben. Sie kaufte dieses von Park und Wald umgebene Jagdschloß, in das sie sich mit ihrem Kinde, dessen Gouvernante und einigen Gesellschaftsfräulein, die eigentlich Schreiber und Sekretäre sind, zurückzog. Das ganze Schloß wurde nach und nach zu einer Bibliothek und die Gräfin von Tag zu Tag gelehrter. Alte Geschichten aller alten Völker, alte Sprachen, alte Kunst und Wissenschaft, alte Philosophieen und alte Religionen sind die Gegenstände, die jeden Winkel ihres Geistes wie ihres Schlosses ausfüllen.

George. Mir graut.

Walden. Es war mir Anfangs selbst unheimlich, besonders als ich die Lebensweise des Hauses kennen lernte. Die Gräfin studirt meist in der Nacht und verschläft den größten Theil des Tages; ihre Gesellschaftsfräulein, die ihr während der Nacht beistehen müssen, schleichen dann blaß, verschlafen, gähnend durchs Schloß, und Niemand wagt es, laut aufzutreten oder ein lautes Wort zu sprechen.

George. Und in diese Gesellschaft hast du mich schon mehrere Male einführen wollen. Danke bestens. Eine schöne Gesellschaft für einen Lieutenant!

Walden. Aber mitten unter diesen bücherstaubbedeckten Gestalten trieb sich die schönste Jugend in Gestalt Mathildens herum. Sie lief Tage lang allein und unbewacht durch den Wald und

hatte die ganze Anmuth und Wildheit eines Rehs. Sie war damals eilf Jahre alt. Ich fühlte mich sogleich zu dem schönen wilden Kinde hingezogen und habe sie gewissermaßen entdeckt, denn Niemand im Hause kümmerte sich um sie. Selbst die Mutter war überrascht und schüttelte ungläubig den Kopf, als ich ihr sagte, daß sie da ein begabtes Kind besitze, aus dem etwas werden könnte. Wie sollte sie Das glauben, da es Mathilden nie einfiel, in eines der zehntausend Bücher zu blicken!

George. Das gefällt mir von dem Kinde.

Walden. Es war mir leicht, mich zum Lehrer des Kindes zu machen, und um das Vertrauen der Mutter ganz zu gewinnen, gab ich der Erziehung Mathildens einen Anstrich von Gelehrsamkeit, wohl wissend, daß Das dem gesunden Wesen nichts anhaben konnte. Mathilde ihrerseits fand endlich einen Menschen, dem sie Theilnahme einflößte, und ging mit dem Instinkte kluger Kinder auf meine Absichten ein. Sie schloß sich sehr innig an mich, und heute sehe ich mit Glück die schönen Früchte meiner Bemühungen.

George. Du hast mir da Alles schön auseinander gesetzt, aber mit all Dem noch nicht bewiesen, warum du sie nicht heirathen sollst? Stört dich vielleicht der Gedanke an ihr großes Vermögen, während du jetzt nur schwach bemittelt bist?

Walden. Ach was! Das ist so eine der hergebrachten Ansichten, die schön und edel sein sollen. Ein Mann, der nicht fühlt, daß er so viel werth ist, als die Mitgift eines Mädchens, hat freilich Recht, solche Ansichten zu haben. Es fällt mir nicht ein, Mathilden zu heirathen, weil mein Verhältniß zu ihr gewissermaßen ein väterliches ist, weil ich den Gedanken an Heirath längst aufgegeben und weil ich ein alter Junggeselle bin.

George. Ein alter Junggeselle? Wie alt bist du denn eigentlich?

Walden. Sieben und dreißig, sage: sieben und dreißig Sommer und acht und dreißig Winter.

George. Mit sieben und dreißig Jahren ist man heute ein

junger Mann; es wimmelt von jungen Männern von sieben und vierzig.

Walden. Weil die Verhältnisse darnach sind; weil die meisten Männer zwanzig Jahre zu kämpfen haben, bis sie eine Familie oder eine anspruchsvolle Frau ernähren können, und weil die Andern Egoisten sind. Nachdem sie sich zwanzig Jahre in der Welt und in allen Freuden herumgetrieben, haben sie die Frechheit, einem jungen lebenslustigen Geschöpfe ein Häuflein Asche statt eines Herzens anzubieten. Ein solcher Egoist bin ich nicht.

George. Du bist aber auch kein solches Häuflein Asche. Du bist jung von Herzen, liebevoll, du sehnst dich nach häuslichem Glück, du wärst ein vortrefflicher Vater.

Walden (seufzend). Das ist wahr. Mathilde weiß es, daß ich ein guter Vater bin. Damit begnüge ich mich, muß ich mich begnügen. Ich war in der That für ein häusliches, liebevolles Leben — pah — die Zeit ist hin — sprechen wir nicht davon. Der Anfang aller Weisheit ist: nichts bereuen.

George. Jetzt aber gehe ich. Wenn mich der junge oder der alte Blaustrumpf hier überraschte, ich wäre des Todes.

Walden (zieht einen Brief aus der Tasche). Laß sehen, um welche Stunde Mathilde mich hier erwartet.

George. Laß mich lesen; laß mich sehen, wie so ein Ding schreibt (nimmt Walden den Brief aus der Hand und liest): „Mein geliebter Freund und Lehrer!" Das klingt sehr zärtlich: Mein geliebter Freund!

Walden. Mathilde nimmt es nicht so genau mit den Worten.

George (liest). „Ich erwarte Sie heute um Ein Uhr, und zwar mit Sehnsucht und Ungeduld." (Spricht.) Sehnsucht und Ungeduld, hm, hm! Darf ich da noch weiter lesen?

Walden. Lies, lies! Wir haben keine Geheimnisse.

George (liest). „Warum kommen Sie jetzt nur jeden zweiten Tag, und nicht täglich, wie sonst? Ich hasse Ihren Lieutenant, der mich seit drei Wochen um Ihre Gesellschaft bringt." (Spricht.) Danke, Sie sind sehr gütig, Fräulein Mathilde. Welches Glück

ich doch habe; sie kennt mich noch nicht und haßt mich schon! (Liest weiter.) „Kommen Sie! Kommen Sie!“ (Spricht.) Noch einmal „Kommen Sie!“ Zwei Aufforderungen, bei der dritten Aufforderung wird geschossen. (Liest.) „Was bin ich ohne Sie?“ (Spricht.) Das wird ja immer besser. Mein Gott, da kommt auch was Lateinisches. (Liest.) „Tecum vivere amem, tecum obeam libens.“

Walden. Sie liebt es, zu zitiren. Es ist ein Zitat aus einer horazischen Ode.

George. Und zwar aus der zärtlichsten aller horazischen Oden. Sie kann also lateinisch, das schreckliche Geschöpf?

Walden. Freilich! Sie lernte es der Mutter zu Gefallen.

George. Aber das Zitat ist gut gewählt: „Mir dir lebt' ich, mit dir stürb' ich gerne.“ Das ist nichts? He? Und Die ist nicht verliebt in dich?

Walden. Thorheit! Man muß Mathilden kennen. Die schreibt in zwei Zeilen mehr, als sie in zwei Jahren verantworten kann, und sie liebt es, sich über ihre besten Freunde lustig zu machen. Du mußt sie endlich kennen lernen; ich stelle dich ihr doch vor.

George. Ich werde mich hüten. Jetzt erst recht nicht.

Walden. Nun, wenn Dem so ist, so fliehen wir, denn jetzt muß sie kommen. Ich gehe mit dir, um dich ein wenig im Parke zu orientiren. Was fängst du dann an?

George. Ich gehe in die Stadt zum Arzte. Mein Arm hat mich heute Nacht wieder etwas unsanft geweckt.

Walden. Gut. Erwarte mich im Parke. Nach einer Stunde gehe ich mit dir, um zu hören, was der Arzt sagt. Komm!

George. Wie froh bin ich, diese schweinslederne Atmosphäre zu verlassen. (Deklamirt.) „Mit dir lebt' ich, mit dir stürb' ich gerne.“ Das ist nichts?

Walden. Narr!

George. Es ist nicht richtig.

(Beide durch die Mittelthüre ab.)

Zweite Szene.

Mathilde mit Büchern und Papieren unter den Armen. Fräulein Konstanze.

Konstanze. Wird die Stunde heute im Studierzimmer der Frau Gräfin genommen?

Mathilde. Heute und in Zukunft. Mama will es so. Die Atmosphäre dieser Stube wird, so meint sie, auf meinen Geist wohlthätig einwirken. Ich bin schon gelehrt genug, um mich würdig in Gesellschaft dieser dickleibigen, schweinsledernen und andern ledernen Herrn aufzuhalten, um mich mit ihnen vertraulich zu unterhalten, um mit ihnen zu liebkosen. Ja, ja! Ich hatte gestern mit Mama eine lange, achtzigpfündige Diskussion, ein Kolloquium, eine Disputatio! Sie war sehr zufrieden, denn ich bin scheußlich gelehrt. (Konstanze setzt sich mit einer Handarbeit ans Fenster; Mathilde an den Studiertisch.)

Mathilde (sieht auf die Uhr). Jetzt muß er bald kommen, O Gott, wie mir das Herz klopft. Es ist doch ein sehr ängstliches Gefühl, die Liebe. Tage meiner unschuldsvollen Jugend, wohin seid ihr entflohen? — Jetzt muß er es doch gemerkt haben! Ich habe ihn in meinem Billet „meinen geliebten Freund" genannt, ich sprach ihm von meiner Sehnsucht, ich wählte die zärtlichste Stelle aus dem Horatius. In einer fremden Sprache hat man mehr Muth, man spricht wie unter einer Maske. Und gar in einer todten Sprache — Das klingt so geisterhaft. — Aber wenn er es noch nicht merkt? Wenn ihm mein zärtliches Briefchen eben so wenig sagt, wie meine Blicke, meine Seufzer, meine Melancholie? Es ist schrecklich, wie dumm die gescheiten Männer sein können. — Warum sollte ich es ihm nicht gerade heraus sagen? (Nachdenklich.) Ich suche umsonst nach einem Beispiele in der alten Geschichte, auf das ich mich als auf eine Autorität berufen könnte; ich finde keines. Es gab doch so gescheite Völker im Alterthume, sie erfanden so Vieles, sie hatten so gute Gedanken, aber daß auch ein Mädchen dem Manne eine Liebes-

erklärung machen ſolle, Das iſt weder Babyloniern noch Griechen eingefallen. Vielleicht gab es ein ſo weiſes Volk in den Uranfängen, im goldenen Zeitalter; aber das iſt heute vergeſſen. Leider! — Vielleicht iſt es gegen die Natur? Fräulein Konſtanze!

Konſtanze. Mathilde?

Mathilde. Kann ein Mädchen einem Manne eine Liebeserklärung machen?

Konſtanze. Wie kommen Sie auf eine ſolche Frage?

Mathilde. Nun — nun — aus Wißbegierde — aus wiſſenſchaftlichem Trieb —

Konſtanze. Dieſe Wiſſenſchaft geht Sie nichts an, Das iſt eine ſchlechte Wiſſenſchaft.

Mathilde. Fräulein Konſtanze, nur keine Vorurtheile. Alle Wiſſenſchaften ſind gleich ehrwürdig, eine fördert die andere, eine hängt mit der andern zuſammen, und am Ende machen alle zuſammen nur Eine aus.

Konſtanze. Dummes Zeug!

Mathilde. Beantworten Sie meine Frage. Man darf ein wißbegieriges ſtrebſames Gemüth nicht ſo abfertigen. Ein Philoſoph ſagt: Der Fragende iſt immer ehrwürdig. Ich frage: Darf ein junges Mädchen zu einem Manne ſagen: „Ich liebe dich“ oder auch „ich liebe Sie,“ je nach Umſtänden.

Konſtanze. Nein.

Mathilde. Warum nicht? Iſt es gegen die Geſetze des Staates?

Konſtanze. Das nicht.

Mathilde. Iſt es gegen die Geſetze der Natur?

Konſtanze. Das — eigentlich — im Grunde — auch nicht.

Mathilde. Alſo warum nicht?

Konſtanze. Mathilde, Sie langweilen mich mit Ihren Fragen. Es ſchickt ſich nicht, daß ein Mädchen eine Liebeserklärung mache, es ſchickt ſich nicht, und es ſchickt ſich nicht, und damit Punktum!

Mathilde (ſpringt auf, pathetiſch). Es ſchickt ſich nicht! Das

ist das große Wort! Gesetz, Natur, Vernunft, Gefühl, die edelste Leidenschaft, Alles, Alles sagt ja, Alles sagt: thu es, thu es doch, Mathilde — aber „es schickt sich nicht." Als ob das Universum von einer Gouvernante regiert würde. Wir wollen einmal sehen, wer stärker ist, ich oder das „Es schickt sich nicht." (Setzt sich nieder, ruhiger.) Wir sind doch sehr egoistisch, wir Weiber. Es würde den Männern eine so große Freude machen, wenn unser Eins ihnen sagte: „Ich liebe dich," so recht zärtlich: „Ich liebe dich!" — Aber nein, da warten wir, bis sie es uns sagen, und dann geben wir höchstens ein anderes: „Ich liebe dich," zurück, wie eine Bezahlung, nicht wie eine freiwillige Gabe, die doch viel schöner und edler wäre. Sie sind viel besser als wir, Das ist ausgemacht. Ich habe sie auch viel lieber, besonders Einen. Ach, wie liebe ich ihn, den guten, edlen Walden. — Max, ich liebe dich! (Nimmt ein Papier, das vor ihr liegt.) Nun, wenn es ihm meine Seufzer und Liebesbriefchen nicht gesagt haben, so wird ihm wenigstens dieser historische Aufsatz beweisen, wie ernst und gründlich ich mich mit der Liebe beschäftige. Kein deutscher Professor ist jemals so gründlich auf diesen Gegenstand eingegangen. (Liest.) „Die Liebe bei den Alten."

Konstanze. Da kommt Herr v. Walden.

Mathilde. Er kommt. O mein Herz! Muth, Mathilde. Du willst ihm ja nichts Schreckliches sagen, nicht Trauriges, im Gegentheil etwas Angenehmes, sehr Angenehmes — daß du ihn liebst, unendlich liebst!

Dritte Szene.

Die Vorigen. Walden.

Walden. Guten Morgen, Fräulein Konstanze, guten Morgen, Mathilde. (Gibt ihr die Hand.)

Konstanze. Guten Morgen, Herr von Walden.

Mathilde. Kommen Sie endlich!

Walden. Ich bin überzeugt, daß Sie dießmal sehr fleißig gearbeitet haben, da Sie mich mit solcher Ungeduld erwarteten. Das freut mich; denn in der letzten Zeit waren Sie etwas träge und zerstreut.

Mathilde (für sich). Er hat es also gemerkt. (Laut.) Sie haben ganz recht gesehen. Ich gestehe, daß mich etwas beschäftigte, — daß mein Gemüth — mein Herz —

Walden. Heute aber haben Sie fleißig gearbeitet.

Mathilde. Sehr fleißig — und mit Liebe — Ein Thema das mich seit Wochen sehr beschäftigt — ein Gegenstand, der —

Walden. Was ist es?

Mathilde. Sie erinnern sich, lieber Freund, daß Sie mir dießmal volle Freiheit in der Wahl meines Gegenstandes zu einem schriftlichen Aufsatze ließen?

Walden. Und was haben Sie gemacht?

Mathilde (nimmt das Papier gleichgültig). Eine historisch-archäologisch-philosophische Abhandlung über —

Walden. Das klingt ja sehr imposant. Dazu muß man sich Zeit nehmen. Darum will ich Ihnen vorher einige Bemerkungen über Ihren Briefstil machen. (Zieht ihren Brief aus der Tasche.)

Mathilde (bei Seite). Mein Liebesbrief! O Gott, er erwartet guten Stil von einem Liebesbrief! Ich bin verloren; nichts, nichts hat er gemerkt.

Walden. Das ist Ihr Briefchen von heute Morgen. Sehen Sie, liebe Mathilde, Sie kennen noch nicht die Bedeutung, das rechte Maß der Worte. Da schreiben Sie mir „Mein geliebter Freund.“ Gewiß, ich bin Ihr Freund, Ihr bester Freund, aber selbst einem besten Freunde schreibt man nicht: „Geliebter Freund,“ Das hat eine ganz andere Bedeutung, als z. B. „Lieber Freund.“

Mathilde. Wissen Sie, mein lieber Freund, daß Sie ein Pedant sind. „Lieber kommt her von Lieben, verstehn Sie wohl, von Lieben, gerade so wie Geliebter, das ein Partizipium ist und hier als Adjektivum steht, gerade so wie „Lieber,“ — ich weiß sehr wohl, daß ein gewisser Unterschied zwischen

Lieber und Geliebter obwaltet, aber, welchen von beiden Ausdrücken ich wählen will, Das hängt rein von meinem subjektiven Ermessen, von meinem individuellen Gefühle ab. Verstehen Sie mich? Verstehen Sie mich ganz?

Walden. Ich verstehe Sie sehr wohl. Sie meinen, in einem Zettel, den man so hinwirft —

Mathilde. Ach, Sie verstehen mich gar nicht. — Mein subjektives Ermessen, sage ich, mein individuelles Gefühl, Gefühl —

Walden. Ereifern Sie sich nicht so. Mir können Sie schreiben, was und wie Sie wollen, bei mir haben solche Ausdrücke nichts zu bedeuten — aber —

Mathilde. Nichts zu bedeuten? Sehr viel haben solche Ausdrücke zu bedeuten; ich sage Ihnen, sie haben ganz außerordentlich viel zu bedeuten.

Walden. Nun, wir wollen über ein Briefchen nicht streiten. Sie haben Recht, ich bin ein Pedant. Sehen wir Ihren Aufsatz.

Mathilde (liest). „Die Liebe der Alten."

Walden. Die Liebe der Alten! Das wird wohl eine Satire, ein komischer Aufsatz?

Mathilde. Gott bewahre, es ist der heiligste Ernst. Ich bin gar nicht zum Scherzen aufgelegt. Meine wochenlangen Studien über diesen wichtigen Gegenstand haben mich mit tiefstem Ernst erfüllt. Hören Sie nur weiter. (Liest.) „Die Liebe der Alten. Die Liebe bei den Griechen und Römern, bei den Juden, Assyriern, Babyloniern und Chaldäern, bei den Aegyptern und Phöniziern, mit einer kleinen Uebersicht über die Liebe bei den Persern, Lydiern, Phrygiern und Kappadoziern und Paphlagoniern, Szythen und einigen andern Völkern und Völkerschaften des Alterthums; nebst einem Anhang über die Begriffe Eros und Anteros, über die Mythen von Amor und Psyche, und einigen Bemerkungen über die Art und Weise, wie sich die Alten die Liebe verkörpert dachten und wie sie selbige in Statuen, Basreliefs und auf Münzen bildeten."

Walden (lacht). Sie ſind ein närriſches Kind.

Mathilde. Närriſch? — vielleicht. Kind? — nein!

Walden. Leſen Sie! Leſen Sie! Das wird ſehr unterhaltend.

Mathilde. Herr v. Walden, wenn Sie ſich nur unterhalten wollen, wo ich mit tiefſtem Ernſte —

Walden. Sie kommen mir heute ſonderbar vor, Mathilde. Sie ſind fortwährend beleidigt, und ſonſt hat Niemand über Ihre ernſthaften Aufſätze mehr gelacht als Sie ſelbſt.

Mathilde. Die Zeiten ändern ſich und wir mit ihnen. (Seufzt.)

Walden. Leſen Sie. Ich will nicht mehr lachen.

Mathilde (lieſt). „Schon die Alten kannten ſie.“

Walden (bricht in Gelächter aus). „Schon die Alten kannten ſie.“ Das iſt reizend, Das iſt unbezahlbar — freilich kannten ſie ſchon die Alten — Das iſt nicht zu bezweifeln, man kannte ſie immer und zu allen Zeiten, Das braucht nicht erſt hiſtoriſch erwieſen und feſtgeſtellt zu werden. Ha, ha, ha!

Mathilde (für ſich). Er lacht, er lacht fortwährend. Ich bin wohl ſehr lächerlich. Es wird mir nie gelingen, ihm meine Liebe zu geſtehen — er wird mich nie lieben. (Sie weint und wirft das Papier fort.)

Walden. Was iſt Ihnen, liebes Kind? Sie weinen, Sie ſind gekränkt — ich verſtehe Sie nicht mehr.

Mathilde (entſchloſſen). Sie ſollen mich verſtehen. (Zu Konſtanze.) Fräulein Konſtanze, Mama wünſcht, daß Sie ſie wecken: ſie will nach der Stunde mit Herrn v. Walden ſprechen.

Konſtanze. Warum ſagen Sie mir denn Das jetzt erſt.

Mathilde. Ich habe es vergeſſen. (Konſtanze geht in die Seitenthüre links ab.)

Mathilde (zu Walden). Ihre heitere Stimmung erlaubt mir nicht, Ihnen meinen Aufſatz weiter vorzuleſen. Ich bedaure Das, denn die Vorleſung hätte mir vielleicht ein Geſtändniß erſpart, das ein Mädchen nicht ablegen darf, weil es ſich nicht ſchickt.

Walden. Ein Geständniß?

Mathilde. Setzen Sie sich — So — Ja, ein Geständniß. Sie sind mein bester, mein liebster Freund; Sie haben ein Recht, dieß Geständniß von mir zu verlangen, und ich habe die Pflicht, Sie zu meinem Vertrauten zu wählen.

Walden. Sie machen mich neugierig.

Mathilde. Schon die Alten kannten sie.

Walden. Wen?

Mathilde. Die Liebe.

Walden. Die Liebe?

Mathilde. Warum sollte ich sie nicht kennen?

Walden. Die Liebe?

Mathilde. Ja wohl, die Liebe. Ich bin verliebt, ich liebe!

Walden. Das glauben Sie nur. Sie täuschen sich.

Mathilde. Ich täusche mich nicht. Sie halten mich noch immer für ein Kind, weil Sie mein Lehrer sind, weil Sie mich von Kindheit an kennen, weil Sie mich immer sehen und nicht bemerken, wie ich wachse. Ich bin ein erwachsenes Frauenzimmer, und ich liebe.

Walden. Sie lieben!

Mathilde. Ja, gewiß, ich liebe und von ganzem Herzen.

Walden. Wen können Sie lieben in dieser Einsamkeit? Etwa den Herrn v. Falkenberg, den trefflichen Reiter, der täglich durch den Park reitet und vor Ihren Fenstern sein Pferd kapriolen läßt? Liebes Kind, das ist kein Mann für Sie.

Mathilde. Sein Sie ruhig; mein Geliebter ist ein schlechter Reiter.

Walden. Irgend ein Stutzer, der —

Mathilde (mit Beziehung). Mein Geliebter ist nicht ein Bißchen elegant; zwar ganz ordentlich, aber doch etwas altmodisch.

Walden. So ein junger Springinsfeld —

Mathilde. Ein Mann in den besten Jahren.

Walden. Der dem Gänschen süße Dummheiten vorschwatzte.

Mathilde. Mein Geliebter sagt mir nur Grobheiten und lacht mich aus und — nennt mich ein Gänschen.

Walden. Wer kann es sein?

Mathilde. Mein Gott, wer kann es anders sein, als Sie, Sie, mein geliebter, theurer Freund. Sie sind es, den ich liebe, von ganzem Herzen, aus ganzer Seele. (Für sich.) Gottlob, es ist heraus! Jetzt wird er mir sagen, daß er mich wieder liebt.

Walden (springt auf). Ich!

Mathilde. Wer verdient es mehr als Sie, daß ich ihm mein ganzes Herz hingebe, mein ganzes Leben!

Walden. Mathilde, ich versichere Sie, Sie irren sich. Sie haben keine Erfahrung.

Mathilde. Ein siebzehnjähriges Mädchen, das zum ersten Male liebt, hat mehr Erfahrung als ein fünfzigjähriger Mann.

Walden. Ich bin erst achtunddreißig Jahre alt.

Mathilde. Und ich muß es Ihnen erst sagen, daß ich Sie liebe. Haben Sie mein Herz nicht klopfen hören, so oft Sie seit Wochen in die Stube traten? Sahen Sie nicht meine Traurigkeit, so oft Sie gingen? Ahnten Sie nicht die Sehnsucht, die mich zu Ihnen zog, wenn Sie abwesend waren?

Walden. Ich wiederhole Ihnen, liebes Kind —

Mathilde. Ich bin kein Kind.

Walden. Liebe Mathilde, ich wiederhole Ihnen, daß Sie sich irren. Alle Mädchen lieben ihre Lehrer.

Mathilde. Ich hasse alle meine Lehrer, nur Sie liebe ich.

Walden. Sie sind siebzehn Jahre alt; Sie lieben die Liebe, nicht mich.

Mathilde. Ich bin nicht so abstrakt; ich liebe nicht einen Begriff — Sie, Sie liebe ich.

Walden. Sie wissen nicht, was Sie sagen, was Sie thun; Sie spielen mit Worten, Sie —

Mathilde. Ich sage Ihnen, ich weiß ganz wohl, was ich thue. Sie halten mich immer für eine Einfalt, für ein unschuldiges Ding, das nichts von Liebe und Liebesangelegenheiten

weiß. Enttäuschen Sie sich, lieber Walden, ich weiß Alles, — ich sage Ihnen, ich weiß Alles. Mein Gott, ist es denn so schwer zu glauben? Ist es etwas so Wunderbares oder Seltenes, daß sich ein Mädchen verliebt? Und ist es so schwer, so einem armen Mädchen zu antworten: Ich liebe dich wieder?

Walden. Sie wissen, wie herzlich —

Mathilde. Nichts da! Ich will von dieser Liebe nichts hören; mit der muß es aus sein, die muß pensionirt werden.

Walden. Ich habe für Sie —

Mathilde. Ich zittre vor Angst, daß Sie mir von Achtung sprechen. Um Gotteswillen, sprechen Sie mir nicht von Achtung. Ich verbitte mir alle Achtung. Verachten Sie mich, aber lieben Sie mich.

Walden. Ich will Ihnen nicht von Achtung sprechen, aber meine —

Mathilde. Freundschaft! Nicht wahr? O, wir kennen das. Ich kann die Freundschaft nicht leiden, ich kann sie nicht ausstehen, die Freundschaft, diesen Eichelkaffee der Liebe. Nichts Abgeschmackteres als Freundschaft zwischen einem Mann und einem jungen Frauenzimmer.

Walden. Ich bin aus den Wolken gefallen — ich weiß nicht, was ich sagen soll.

Mathilde. Ich weiß es, ich — Sagen Sie: „Ich liebe dich, Mathilde, ich liebe dich."

Walden. Nein! Nein!

Mathilde. Es ist also unmöglich, mich zu lieben? Ich bin doch sehr unglücklich! Ich werfe mich einem Manne an den Hals, und er will nichts von mir wissen, er will mich nie, niemals lieben. Bin ich denn so häßlich, so dumm, so abgeschmackt, so langweilig? Sagen Sie es mir aufrichtig, daß ich mich gleich darnach einrichte, eine alte Jungfer zu werden. Sagen Sie mir — es ist Ihre Pflicht, mit mir aufrichtig zu sein — sagen Sie mir, ob ich denn gar nicht dazu gemacht bin, einen Mann zu beglücken, was ich doch so sehr gerne thäte.

Walden. Mein theures Kind, beruhigen Sie sich. Ich kann Ihnen diese Fragen beantworten, ohne Furcht, Sie eitel zu machen. Glücklich der Mann, der Sie einst sein nennt. Er wird einen unerschöpflichen Schatz des Glückes an Ihnen besitzen, eine treue und anmuthige Gefährtin, einen Trost in allen Drangsalen und im Unglück einen Ersatz für alle Verluste. (Er drückt ihren Kopf an seine Brust.) In diesem Herzen sprudelt eine Quelle der Güte und der ewigen Jugend; beglückt, wer diesem Sprudeln bis an sein Lebensende lauschen kann. Ich segne ihn, diesen Unbekannten, denn sein Glück wird das Ihre sein, und ich flehe nur, daß er den ganzen Reichthum zu würdigen verstehe, den ihm die Vorsehung mit Ihrem Besitze gönnt.

Mathilde. Lieber Walden, schweigen Sie — Sie machen mich stolz, und Sie rühren mich. Sehen Sie, nie wird Jemand so gut von mir denken, gewiß nicht. Ich werde also mit Niemand so glücklich sein, als ich es mit Ihnen sein könnte. Warum verschmähen Sie diesen ganzen Reichthum meines Besitzes? Warum wollen Sie ihn diesem Unbekannten, diesem X überlassen? Heirathen Sie mich, ich bitte Sie. Sie werden glücklich mit mir sein, ich verspreche es Ihnen, und Sie wissen, daß ich Wort halte. Ich werde eine so treue, zärtliche, liebende Gattin sein, ich werde nur an Sie denken und wie ich Ihnen Freude mache. Sehen Sie, hier in diesem kleinen Herzen, da ist etwas darin, das ist so groß wie ein Ozean und das ist nichts als Liebe, und Das alles möchte ich gerne Einem, Einem Manne hingeben.

Walden. Ach!

Mathilde. Sie seufzen. Ich bin gerettet.

Walden. Thorheit! Ich seufze über Ihre Verblendung. Sie meinen immer den Unbekannten, nicht mich. Für mich empfinden Sie Dankbarkeit und verwechseln Das mit der Liebe ohne Gegenstand, die Sie — immer für jenen Unbekannten — empfinden.

Mathilde. Dankbarkeit? (Stolz.) Ich möchte wissen, welche Wohlthaten so viel werth sind, daß sie nur mit einem Mädchen, wie ich, bezahlt werden können!

Walden. Sie haben Recht.

Mathilde. Also ist es nicht Dankbarkeit, sondern Liebe.

Walden. Für den Unbekannten.

Mathilde. Der Unbekannte langweilt mich schrecklich. Warum sollten Sie es nicht sein?

Walden. Ich bin zu alt für Sie.

Mathilde (lacht). Zu alt? Wenn ich Sie nun einmal so will? Zu jung sind Sie für mich, Das sehe ich wohl ein, zu unerfahren, zu schüchtern. Sie stehen da vor mir wie eine verschämte Jungfrau.

Walden. Stille — ich höre Ihre Mutter. Lassen Sie mich — ich will mit der Mutter sprechen.

Mathilde (froh). Endlich, endlich! Ja, ja, sprechen Sie mit meiner Mutter — ich gehe, ich will Sie nicht stören — sprechen Sie mit meiner Mutter. (Ab.)

Walden. Es ist die ärgste Versuchung meines Lebens. O Gott, für welches Glück bin ich um zehn Jahre zu früh geboren! Oder nicht? Wäre es das erste Mal, daß der Lehrer seine Schülerin heirathet? Sind acht und dreißig Jahre wirklich ein zu hohes Alter — eigentlich nur sieben und dreißig und sieben Monate. Sie verspricht mir Glück, und sie hält Wort wie ein Ehrenmann, Das weiß ich. — Und ihr Glück? — Fort, Versuchung — Schweiget still, ihr verführerischen Stimmen — Sei stark, alter Knabe.

Mathilde (kommt zurück). Dann sprechen Sie mit meinem Vormund. Es ist nur der Form wegen; er thut, was die Mutter will. Man muß doch die Formen beobachten, damit Alles ganz ordentlich und gesetzlich ablaufe und Niemand was dagegen sagen könne.

Walden. Gehen Sie nur, gehen Sie. Ich werde mit der größten Ueberlegung handeln.

Mathilde. Das ist recht. Alles in Ordnung. (Geht und kommt wieder zurück.) Sie wissen doch die Adresse des Vormundes? Stadt, Promenade, Numero Fünfundzwanzig.

Walden. Numero Fünfundzwanzig.

Mathilde. Die große ſchwarze Thür mit den eiſernen Nägeln.

Walden. Ganz wohl.

Mathilde. Ade, Walden, lieber Walden. (In der Thüre.) Promenade Numero Fünfundzwanzig. (Ab.)

Vierte Szene.

Walden. Aus der Seitenthüre links die **Gräfin Valeria.**

Gräfin (verſchlafen). Guten Morgen, lieber Freund. (Setzt ſich in den Lehnſtuhl und gähnt.) Sie haben mich wecken laſſen?

Walden. Ich? Mathilde meinte, Sie hätten mir etwas zu ſagen.

Gräfin. Das ſagt mir Konſtanze auch — ich dachte aber, Das müſſe ein Irrthum ſein und daß Sie mir etwas ſagen wollten, denn ich habe Mathilden keinen Auftrag gegeben.

Walden. Dann hat Mathilde die Gouvernante nur entfernen wollen.

Gräfin (gähnt). Ich bin ſo ſchläfrig. Ich habe die ganze Nacht gearbeitet. Die Ausgrabungen von Niniveh laſſen mich nicht ſchlafen. Welch ein Blick in die dunkelſten Zeiten! Ninus und Semiramis werden uns ſo vertraut werden wie Cyrus und Darius. Welch eine Zukunft, welch eine herrliche Zukunft! Wenn es nur wahr iſt, daß man den Schlüſſel zur Keilſchrift gefunden! Was meinen Sie?

Walden. Wir müſſen hoffen.

Gräfin. Ich hoffe es von ganzem Herzen. (Gähnt.) Was ſagten Sie vorhin?

Walden. Ich ſagte nichts, aber ich habe Ihnen etwas Wichtiges mitzutheilen.

Gräfin (ſteht raſch auf). Iſt ein neues Buch über Niniveh erſchienen?

Walden. Etwas, was uns näher liegt.

Gräfin. Was kann uns heutzutage näher liegen als Ninive?

Walden. Doch wohl.

Gräfin. Etwas über die auf Cypern gefundene Inschrift des Königs Amasis?

Walden. Nein, nein, etwas, was uns noch viel näher liegt.

Gräfin (verächtlich). Was kann es sein? Sie wissen, daß mich nichts interessirt, was nach der Schlacht bei Pharsalus fällt. Mit der Schlacht bei Pharsalus hört für mich die Weltgeschichte und das Interesse auf. Man muß sich Gränzen setzen, man muß sich zu beschränken wissen. Das Feld ist so groß, daß man sich mit der Bearbeitung eines kleinen Winkels begnügen muß.

Walden (ungeduldig). Es handelt sich um Ihre Tochter.

Gräfin. Um Hypsipyle? Was ist's mit ihr? Lernt das Kind nicht? Es schien mir doch erst gestern, da ich eine lange Unterredung mit ihr hatte, daß sie in der alten Geschichte und in den alten Sprachen —

Walden. Von allerneuester Geschichte, von einer allerneuesten Sprache ist die Rede.

Gräfin (verächtlich). Moderne Geschichte, moderne Sprachen! Kann das Kind sich so sehr verirren? Ich, wahrhaftig, ich habe ihr dieses schlechte Beispiel nicht gegeben; ich predigte ihr stets Verachtung alles Dessen, was diesseits der Schlacht bei Pharsalus liegt, ich habe —

Walden. Aber, liebe Gräfin, verstehen Sie mich recht. Mit Unterricht und Wissenschaft scheint es zur Zeit bei Mathilden ein Ende zu nehmen.

Gräfin. Sie erschrecken mich! Sollten Ihre Lehren und treuen Bemühungen so schwache Wurzeln geschlagen haben?

Walden. Es scheint. Man vertreibe die Natur mit Heugabeln, sie kommt doch im Galopp zurück.

Gräfin. Tamen usque recurret — ganz richtig.

Walden. Mathilde muß in die Welt, sie muß Menschen, sie muß Männer sehn.

Gräfin. Sie ſoll dieſes ſtille Tuskulum verlaſſen? dieſen Sitz der Muſen, in dem ſie ſo glücklich iſt?

Walden. Sie iſt es nicht mehr. Sie müſſen Ihre ganze Lebensweiſe ändern, liebe Gräfin. Sie müſſen für den Winter in die Stadt ziehen, Soiréen geben, große Geſellſchaften einladen, auf Bälle gehn —

Gräfin. Ihr Götter! Ich ſoll Toilette machen, ich ſoll tanzen? Schrecklich!

Walden. Nicht eben Sie, aber Mathilde.

Gräfin. Zu welchem Zwecke dieſes eben ſo oberflächliche als unnatürliche Leben?

Walden. Unnatürlich für Mathilde iſt das Leben mit den Büchern und in der Einſamkeit. Sie muß Menſchen ſehen und Männer kennen lernen, damit ſie unterſcheide, die Auswahl habe und ſich nicht dem Erſten, Beſten an den Hals werfe.

Gräfin. Wie kommen Sie aber nur auf ſolche Ideen?

Walden. Mathilde iſt verliebt.

Gräfin. Verliebt? Welche Schande! Aber es iſt unmöglich — dieſes Kind!

Walden. Das iſt die große Kunſt, die ſo wenige Eltern verſtehen, den Moment zu erkennen, da das Kind aufhört, ein Kind zu ſein. Mathilde iſt kein Kind mehr. Sie iſt ſiebzehn Jahre alt.

Gräfin. Siebzehn Jahre? Wirklich? Schon ſiebzehn Jahre! Warten Sie einmal — ich habe mit vier und zwanzig Jahren geheirathet — ich bin jetzt dreiundvierzig — ganz richtig, die Chronologie ſtimmt. O, wären doch die Chronologieen der neunzehn ägyptiſchen Dynaſtieen ſo leicht feſtzuſetzen! Haben Sie Lepſius geleſen?

Walden. Alſo Mathilde iſt verliebt.

Gräfin. Haben Sie Lepſius geleſen?

Walden. Aber, liebe Gräfin, als man dem Antiochus ſagte, daß ſein Sohn verliebt ſei, ſprach er nicht von Lepſius.

Gräfin. Ganz richtig. Er ſprach vielleicht von Manetho.

Walden. Nein, er wurde aufmerksam.

Gräfin. Seien Sie nicht böse. Ich bin aufmerksam. Rekapituliren wir: Mathilde ist verliebt — Sie ist siebzehn Jahre alt, wie Sie ganz richtig sagen — Wo steckt da das Unglück? Ich bin keine Pedantin.

Walden. Das Verliebtsein wäre kein Unglück, Das ist wahr. Aber in wen sie verliebt ist — Das ist die Frage.

Gräfin. Richtig, Das ist die Frage. In wen ist sie verliebt?

Walden. Da steckt das Unglück.

Gräfin. O mein Gott, sie wird sich doch nicht in irgend einen Ignoranten verliebt haben! Wen kennt sie denn? — Himmel! Im vorigen Winter habe ich auch auf Ihr Anrathen zwei Soiréen gegeben und all die Junker der Nachbarschaft und die Offiziere der Garnison eingeladen — wenn sie sich in so Einen verliebt hätte! Aber Das wäre Ihre Schuld, lieber Walden, denn Sie wollten es. Ich wäre verzweifelt, einen solchen Schwiegersohn zu bekommen, mit dem ich nicht über Assyrien sprechen könnte — ich würde mich aus Verzweiflung in die Bücher stürzen und mich in der Bibliothek lebendig einmauern lassen.

Walden. Beruhigen Sie sich, so arg ist es nicht.

Gräfin. Wer ist der Geliebte?

Walden. Ich bin es.

Gräfin. Sie? Sie? Walden? — Haben Sie mich aber umsonst erschreckt — Nun, wenn sie Sie liebt, so heirathen Sie sie. Wo steckt da das Unglück?

Walden (froh). Ist Das Ihr Ernst?

Gräfin. Mein vollster Ernst. Kann ich Mathilden einen bessern Mann wünschen? einen, der es besser und aufrichtiger mit ihr meinte als Sie? Nehmen Sie meinen Segen, seien Sie glücklich. Punktum.

Walden (für sich). Sie spricht wirklich im Ernst.

Gräfin. Wie froh bin ich, daß die Sache abgemacht ist. Jetzt zu meinen Studien. (Geht zu ihren Büchern, setzt eine Brille auf und fängt an, in den Büchern zu kramen.)

Walden (vortretend für ſich). Es wäre alſo nicht ſo abſurd, wenn ich mich noch verheirathete? — wenn ich Mathilden heirathete? Findet es doch ſelbſt die Mutter gut. Meine Bedenklichkeit wäre nur die Hypochondrie des Junggeſellen? O, welch ein goldenes, reines Herz wäre mein, wie dankbar wäre ich dem Schickſal, daß es mir bisher meine Freiheit erhalten! Das Glück lacht mir wie die Frühlingsſonne, ich fühle mich verjüngt; in meinem Herzen kocht und gährt es, als hätte es zwanzig Jahre. Nie, nie werde ich den Augenblick vergeſſen, da ſie mir ſagte: „Sie werden glücklich mit mir ſein, Walden, ich verſpreche es Ihnen, und Sie wiſſen, ich halte Wort.“ — Pfui, Egoiſt! An dein Glück denkſt du und nicht an das ihrige. So ſchnell haſt du alle Vorſätze vergeſſen, die du ſeit Monaten faßteſt, die du noch dieſen Morgen ſo feierlich und prahleriſch verkündeteſt. Sei ſtark. Sie rette vor einer Thorheit, und ſollte dir darüber das Herz zerbrechen. (Laut.) Liebe Gräfin!

Gräfin. Walden!

Walden. Es geht nicht.

Gräfin. Was?

Walden. Ich kann Mathilden nicht heirathen.

Gräfin. Wie Schade! Ich glaubte ſchon Alles abgemacht. Und warum geht es nicht?

Walden. Ich bin zu alt für Mathilde.

Gräfin (ſetzt wieder die Brille auf). Erlauben Sie, daß ich Sie einmal mit Aufmerkſamkeit betrachte. — Zu alt? — Nein, lieber Walden, Sie ſind gar nicht zu alt. Aeltere Frauen würden Sie noch mit Vergnügen heirathen, um wie viel mehr eine junge. Ich ſage Ihnen Das vom objektivſten Standpunkte aus.

Walden. Sie bedenken nicht die Zukunft. Sie bedenken nicht das Mißverhältniß, das ſich in zehn Jahren —

Gräfin. Allerdings. Aber wenn Sie nun einmal Hypſipyle liebt?

Walden. Sie liebt mich nur darum, weil ſie in der Einſamkeit lebt, weil ſie keinen andern Mann kennt. Miranda

würde Kaliban geliebt haben, wenn sie länger auf der Insel geblieben wäre.

Gräfin. Sie sind kein Kaliban, lieber Walden — so weit mir in diesen Dingen ein Urtheil zukommt, glaube ich Sie versichern zu können, Sie sind kein Kaliban.

Walden. Wie immer, Mathilde muß in die Welt.

Fünfte Szene.

Die Vorigen. Mathilde.

Mathilde (im Hintergrund). Ich halte es nicht länger aus; ich muß wissen, wie Das endet.

Gräfin. O mein Gott, ich muß also Soiréen und Bälle besuchen? Schrecklich, schrecklich, vox faucibus haeret. Lieber Walden, Das wäre so hübsch, wenn Sie sie heiratheten — da könnten wir hier so ruhig wie bisher weiter leben, mit unsern Büchern, alle Drei zusammen, hier in dieser Stube. Denken Sie nur, wie schön — Jedes einen Folianten vor sich, Sie, ich, Hypsipyle: eine kleine Akademie. Bitte, heirathen Sie sie doch.

Walden. Welche Lage! Ich muß mich gegen die Mutter sträuben, die mir das Glück in die Arme werfen will.

Mathilde (vortretend). So thun Sie es doch der Mama zu Gefallen.

Walden. Nun auch sie.

Mathilde. Sie nennen sich ja immer den guten Freund Mama's, opfern Sie sich auch für Mama, heirathen Sie mich.

Gräfin (umarmt sie). Das gute Kind.

Walden (für sich). War je ein Mensch so versucht? Die Früchte des Paradieses drängen sich an mich heran, und ich, ein zweifach gequälter Tantalus, muß sie lechzend von mir abwehren.

Mathilde. Sie sind ein Egoist.

Sechste Szene.

Die Vorigen. Konstanze.

Konstanze. Es ist ein Herr im Parke, ein junger Herr, der nach Herrn v. Walden verlangt.

Mathilde (läuft ans Fenster). Ein junger Herr?

Walden. Es ist George.

Mathilde. Da geht er; er ist hübsch, sehr hübsch.

Walden. Er muß heran. — Fräulein Konstanze, ich bitte Sie, gehen Sie hinunter, laden Sie ihn ein, einzutreten, und bringen Sie ihn hier herein. Verzeihen Sie, daß ich Sie behellige. Ich will ihn hier vorstellen, aber er ist etwas Bär, der nicht ins Haus will. Einer Dame wird er nicht Nein sagen können.

Konstanze. Ich lasse ihn nicht los. (Im Abgehen.) Da bekommt man doch wieder einmal ein neues Männergesicht zu sehen. (Ab.)

Walden. Die weiß, was ihr fehlt — (Zu Gräfin und Mathilde.) Meine Damen, ich werde Ihnen meinen Freund, den Lieutenant George von Secking, vorstellen.

Gräfin. Einen Lieutenant! Wo denken Sie hin — und ich — ich soll mich so sehen lassen. Stellen Sie ihn Hypsipylen vor und entschuldigen Sie mich. Einen Lieutenant! Wäre es noch ein römischer Centurio. (Sie entflieht in die Seitenthüre links.)

Walden (zu Mathilde). Sie werden einen ausgezeichneten jungen Mann kennen lernen. Er ist brav, gut, tapfer. Er hat sich im letzten Kriege vortrefflich geschlagen und leidet noch an einer Wunde. Dabei ist er gebildet.

Mathilde. Ein Lieutenant und gebildet! Lieber Freund, was Lieutenants betrifft, habe ich längst keine Illusionen mehr.

Walden. Seien Sie gegen diesen nicht ungerecht, seien Sie freundlich, zuvorkommend und lernen Sie in ihm einen jungen Mann kennen, wie er sein soll. Dieser, liebe Mathilde, dieser wäre ein Mann für Sie — er ist vierundzwanzig Jahre alt —

Mathilde (bei Seite). Oh, ich merke, wo Das hinaus soll — er will mich los werden. Das soll ihm nicht gelingen. (Laut.) Fürchten Sie nichts. Ich weiß, was ich Fremden schuldig bin, und ich weiß, Gottlob, wie man mit Lieutenants umgeht. (Bei Seite.) Ein Lieutenant! Ich will euch Beiden beweisen, wie wenig Uniform, frivole Jugend und ein hübsches Gesicht über mein Gemüth vermögen.

Siebente Szene.

Die Vorigen. Konstanze. George.

Konstanze (zu Mathilde). Es hat Mühe gekostet, Den herauf zu bekommen.

Mathilde. Natürlich! Er hat Angst vor gebildeter Gesellschaft.

George (zu Walden). Du hast mich in eine Falle gelockt.

Walden. Es war nicht vorberechnet, aber ich brauche dich jetzt. Wir gehen nicht in die Stadt, du bleibst hier.

George. Hu, Bücherstaub und Moder.

Walden (vorstellend). Meine Damen, mein Freund: Lieutenant George v. Secking.

(Walden nimmt Konstanze am Arm und führt sie in den Hintergrund.)

Mathilde (für sich). Er läßt mich mit dem Lieutenant allein — er meint, ich merke nicht seine Absicht. — Warte, Das soll dein Freund für dich büßen. (Laut.) Herr Lieutenant sind noch nicht lange in unserer Gegend? (Knix.)

George. Noch nicht lange genug, um alle ihre Schönheiten zu kennen.

Mathilde (für sich). Er will liebenswürdig sein. Jetzt grade nicht! (Laut.) Ja, es ist eine schöne Gegend.

George. Reizend.

Mathilde. Magnifik! Nicht? — Haben Herr Lieutenant auch schon die Pferde bemerkt? Herrliche Race! Süperb!

George (für ſich). Iſt Die dumm oder boshaft? Hübſch iſt ſie, Das iſt gewiß.

Mathilde. Viel getanzt dieſen Winter?

George (für ſich). Das iſt ja ein naſeweiſes Ding. Du Blauſtrumpf, willſt du dich über mich luſtig machen, gebe ich dir's zurück. (Laut.) Getanzt? (Verächtlich.) Welcher ernſte Mann tanzt noch? Ich habe meine Muſe zu Studien benutzt.

Mathilde. Zu Studien? Was haben Sie ſtudirt, wenn man fragen darf? Alexander Dumas?

George (bei Seite). Was ſage ich nur gleich? Etwas recht Altes. Griechiſch? — Das iſt zu gewöhnlich. Etwas Aelteres. Aber, mein Gott, was iſt denn älter? — Richtig — ich hab's — (Laut.) Ich habe Pelasgiſch ſtudirt.

Mathilde. Pelasgiſch?

George. Pelasgiſch! Wundert Sie Das? Ich habe die pelasgiſche Sprache ſtudirt.

Mathilde. Aber Das iſt ja gar nicht möglich.

George. Ja, ich gebe mich nur mit außerordentlichen Studien ab. Griechiſch, Lateiniſch, Hebräiſch — pah, Das treibt heute jeder Backfiſch. Ich ſtudire Pelasgiſch.

Mathilde. Aus welcher Grammatik haben Sie dieſe Sprache ſtudirt?

George. Aus — aus der Grammatik von Meyer.

Mathilde. Wie kann dieſer Meyer eine Grammatik der pelasgiſchen Sprache geſchrieben haben? Das iſt ein Betrüger, dieſer Herr Meyer. Wir wiſſen ja noch gar nicht, wer die Pelasger waren, und von ihrer Sprache haben wir nicht den geringſten Begriff — wie kann es da eine pelasgiſche Grammatik geben?

George (bei Seite). O weh, ich glaube, ich habe eine Dummheit geſagt. Verdammter kleiner Blauſtrumpf, ſie treibt mich in die Enge. Ich muß ſehen, wie ich mich durchſchlage. (Laut.) Ich verſichere Sie, mein Fräulein, es gab eine pelasgiſche Sprache, auf Ehrenwort. Wie hätten ſich ſonſt die Pelasger verſtändlich machen ſollen?

Mathilde. Das versteht sich. Aber die Grammatik, woher sollte die Grammatik kommen?

George. Die ist ausgegraben worden. Andere beschäftigen sich mit bloß todten Sprachen — ich gehe einen Schritt weiter und beschäftige mich nur mit ausgegrabenen.

Mathilde. Und wie kamen Sie zu dieser Grammatik?

George. Durch den merkwürdigsten Zufall von der Welt — ich verdanke Das meinen militärischen Verbindungen — ganz richtig — meinen militärischen Verbindungen.

Mathilde. Ihren militärischen Verbindungen! Ich bin erstaunt.

George (bei Seite). Teufel, wie ziehe ich mich da heraus! — (Laut.) Ja, es ist in der That eigenthümlich. Es hat Alles seinen Nutzen, es wirkt heutzutage Alles mit zur Zivilisation. Die stehenden Heere führen eine sitzende Lebensweise. Wir haben Generäle, die schreiben über die Bienenzucht, über die Liturgie, über den ewigen Frieden. (Bei Seite.) Wenn ich sie nur von der Grammatik abbringen könnte.

Mathilde. Aber wie kamen Sie durch militärische Verbindungen zu einer pelasgischen Grammatik?

George (bei Seite). Sie läßt nicht los. Gibt es was Schauderhafteres als ein junges Mädchen, das sich für pelasgische Grammatiken interessirt! (Laut.) Das kam so — so kam Das. Ich habe einen Freund, einen sehr guten Freund in — in der französischen Armee — richtig, richtig, in der französischen Armee — der kommandirt die Ausgrabungen in Algerien, und dort hat er dreißig Fuß unter der Erde, schon mehr als zu zwei Drittheilen versteinert, die pelasgische Grammatik gefunden.

Mathilde. Das ist höchst merkwürdig. Nach Afrika sind die Pelasger doch niemals gekommen.

George. Nicht?

Mathilde. Niemals.

George (bei Seite). Mir tritt der Angstschweiß auf die Stirne. In welche Unternehmung habe ich mich da eingelassen? (Laut.)

Sehen Sie, mein Fräulein, das verhält sich nach der Annahme der namhaftesten Gelehrten so — nämlich so: — Ein Afrikaner hat von dem interessanten Lande der Pelasger gehört und gedachte wahrscheinlich in den Ferien eine Reise dahin zu machen. Um nun die Reise mit Nutzen machen zu können, ließ er sich als gewissenhafter Afrikaner aus Pelasgien die Grammatik von Meyer kommen, wahrscheinlich die beste Grammatik jener Zeit: der pelasgische Meidinger, da man sie aus so weiter Ferne kommen ließ, Das ist sehr einfach.

Mathilde. Und der Verfasser heißt Meyer?

George. Meyer!

Mathilde (lacht). Ein Pelasger, der Meyer heißt!

George. Nein, nein! Wo denken Sie hin? Ein pelasgischer Meyer! Der deutsche Herausgeber heißt Meyer.

Mathilde. Die Grammatik ist also im Buchhandel erschienen? Das wird Mama sehr interessiren, Das muß ich ihr gleich sagen.

George. Um Gottes willen nicht! (Für sich.) Sie hetzt mir auch noch die Alte auf den Leib.

Mathilde. Warum nicht?

George. Es ist ein Geheimniß.

Mathilde. Wenn Sie es mir sagten —

George. Zu Ihnen habe ich Vertrauen — Ihre treuherzigen Augen, Ihr offenes Entgegenkommen.

Mathilde (für sich). Ich wollte ihn verspotten, nun hat er sich über mich lustig gemacht.

Walden (kommt nach vorn). Man geht zu Tische.

George. Gottlob!

Konstanze (zu George). Sie machen uns das Vergnügen —

Walden. Fräulein Konstanze, ich bitte um Ihren Arm.

(Walden und Konstanze ab.)

Mathilde (für sich). O, ich merke Alles. Ich soll mit dem Lieutenant zu Tische gehen, der sich über mich lustig macht. Es ist schändlich! Aber euer Plan soll euch nicht gelingen. (Laut.) Herr Lieutenant, Ihren Arm! (Sie faßt ihn stark am Arme.)

George (zusammenfahrend). Oh!

Mathilde. Was ist? O Gott, ich habe Ihnen weh gethan — Ihr Arm, Ihre Wunden — Ich habe vergessen. — Verzeihen Sie, verzeihen Sie.

George. Es ist nichts, mein Fräulein, es ist nichts.

Mathilde. Ja, ja, ich habe Ihnen weh gethan. Einen Arzt, zwei Aerzte — Hülfe, Hülfe!

George. Armes Kind! — Wie sie erschrocken ist.

Mathilde. Ziehen Sie Ihren Rock ab — ich habe gewiß einen Verband abgerissen.

George. Ich versichere Sie, es ist gar nichts — die Stelle ist nur noch etwas empfindlich, darum der leiseste Druck —

Mathilde. Wenn ich Ihre Genesung nur um einen Tag verzögert habe, ich würde es mir nie vergeben.

George. Es thut manchmal sehr wohl, wenn Einem ein Mädchen, wie Sie, weh thut.

Mathilde. Sie wollen mich beruhigen — Sie sind gut.

George. Ich weiß nun, wie Sie sich umsonst Mühe geben, sich böse zu machen, und wie Sie im Grunde Ihres Herzens gut sind.

Mathilde. Aber warum tragen Sie den Arm nicht in einer Schlinge, daß man doch an die Wunde erinnert werde und sich in Acht nehme.

George. Ich — ich thue Das nicht gerne — Das sieht so aus, als ob — als ob man dran erinnern wollte.

Mathilde (bei Seite). Ein sonderbarer Lieutenant.

George. Aber kommen Sie, wir sind allein.

Mathilde. Wenn ich nicht fürchte, mit Ihnen allein zu sein, Sie haben nichts zu fürchten.

George. Ich bitte um Ihren Arm. (Reicht seinen Arm.)

Mathilde. Nein, nein, nicht diesen — den linken — ich habe jetzt Angst, Sie zu berühren.

George. Und ich möchte den Schmerz, den Sie mir gemacht, um keinen Preis nicht gefühlt haben und möchte ihn gerne noch einmal empfinden.

Mathilde. } Arm in Arm — } So ein Lieutenant mit einer Wunde hat beinahe etwas Ehrwürdiges.
George. } Beide bei Seite. } So ein Geschöpf mit einem Auge voll Mitleid ist was Reizendes.

Mathilde. } Er ist gar nicht so arg.
George. } Sie ist so gut — und so schön. (Ab.)

(Der Vorhang fällt.)

Zweiter Akt.

Erſte Szene.

Walden mit Konſtanze. George mit Mathilde.

Konſtanze. Wir werden den Kaffee hier nehmen, meine Herren. Aber ich bitte, etwas leiſe aufzutreten und zu ſprechen. Die Gräfin ſchläft.

Mathilde. Ja, ſprechen wir leiſe. (Konſtanze geht an die Kaffeemaſchine, die im Hintergrunde bereit ſteht.)

George (zu Walden). Sie iſt reizend.

Walden. Findeſt du? Das freut mich. — (Bei Seite.) Ich will hören, was ſie ſagt. (Laut zu Mathilde.) Ah, da ſtehn Sie ja ſchon an meiner Seite? Sie haben mir wohl auch etwas zu ſagen? He?

Mathilde. Ich? Ja — ich habe Ihnen gar nichts zu ſagen.

Walden. Gar nichts? Und heute Morgen hatten Sie mir ſo viel zu ſagen! Wie finden Sie meinen Freund?

Mathilde. Er iſt würdig, Ihr Freund zu ſein. Ein netter Mann, ein recht netter Mann.

Walden. Ein recht netter Mann. Gut. Ich hoffe, Sie werden ihn endlich ſehr liebenswürdig finden.

Mathilde. Vielleicht.

Walden. Ich bin Deſſen gewiß. Sie müſſen ihn näher kennen lernen. Ich wiederhole Ihnen, Mathilde, Das iſt ein Mann für Sie.

Mathilde. Ich — ich habe gewählt.

Walden. Sie haben schlecht gewählt. Es muß eine Neuwahl stattfinden. Der erste Kandidat ist weit über das gesetzliche Alter hinaus. Halten Sie sich an George.

Mathilde. Wissen Sie, lieber Walden, daß Sie etwas sehr Sonderbares vorhaben. Sie wollen mich los werden — Das ist recht, Das begreife ich — daß Sie mir aber da einen jungen Mann empfehlen — schämen Sie sich.

Walden. Ach, nur noch die Worte sind energisch, die Weigerung nicht mehr. — Sie haben sich bei Tische mit Ihrem Nachbar sehr angelegentlich beschäftigt, haben ihm Wein eingeschenkt, selbst den Braten vorgeschnitten — jetzt kann ich sagen: Schämen Sie sich! Schickt sich Das?

Mathilde. Alles schickt sich bei einem Verwundeten. Es war pure Krankenpflege, die ich bei Tische übte, und sie war doppelte Pflicht, da ich ihm an seinem Arme weh gethan habe. Das mußte ich wieder gut machen. Sind Sie eifersüchtig? Das wäre ja herrlich, wenn Jemand eifersüchtig auf mich wäre.

Walden. Jemand!

Konstanze. Meine Herren, der Kaffee ist fertig.

Mathilde. Ich bringe Ihnen den Kaffee — aber zuerst Herrn v. Secking, der kann ja die Tasse nicht halten und zugleich Zucker nehmen. Hier, Herr v. Secking. Nehmen Sie die Tasse in die linke Hand — halt — lassen Sie den rechten Arm nur ruhen — ich gebe Ihnen den Zucker. Viel Zucker? — So? — Lassen Sie nur, ich rühre schon um.

George. Sie sind eine wahre barmherzige Schwester.

Mathilde. Ja, ich bin sehr barmherzig.

Walden. Mich vergißt die barmherzige Schwester.

Mathilde. Sie sind Gottlob gesund, doch ich bringe Ihnen sogleich Kaffee.

Walden (dem Konstanze Kaffee gegeben). Danke schönstens; ich habe schon.

Mathilde. Nun also. Sind Sie wieder eifersüchtig?

Walden. Sie sind eine wankelmüthige Seele.

Mathilde. Schreien Sie nicht so, die Mutter schläft. — Ich bin nicht im Geringsten wankelmüthig. Sie wissen, was ich Ihnen gesagt habe. Soll ich mich fortwährend wiederholen? Wollen Sie, daß ich meine Würde so sehr vergesse und es Ihnen immer vorsage? Daß ich mich vor Sie hinwerfe und um Gegenliebe bitte?

Walden. Was Sie jetzt sagen würden, hätte vielleicht mehr Gewicht als die Worte von heute Morgen. Wenn Sie es jetzt mit derselben Innigkeit wiederholen, daß Sie mich lieben —

Mathilde. Aber schreien Sie nicht so. Sie vergessen, daß die Mutter schläft. Sehen Sie, wie hübsch still der Lieutenant ist.

Walden. Ja, ich vergesse — (für sich) ich vergesse Vieles, ich vergesse mein Alter, Alles, Alles! Sie hat mich in ein Paradies blicken lassen, von dem ich das Auge nicht mehr abwenden kann, sie hat den Gedanken, die ich in den geheimsten Stunden nicht zu denken wagte, Worte, Körper gegeben, die mich nun unablässig verfolgen. Jetzt, da mir Verlust droht, fühle ich erst, wie groß dieser Verlust wäre. Soll ich sie so ohne allen Kampf aufgeben? Wir wollen wenigstens Zeit gewinnen. Da steht sie wieder bei George, und sie sprechen so vertraut, als ob sie einander seit Jahren kennten. (Seufzt.) Gleich und Gleich gesellt sich gerne. — Mathilde!

Mathilde. Walden!

Walden. Ich hätte ein Wort unter vier Augen mit Ihnen zu sprechen.

George (für sich). Er hat offenbar Geheimnisse mit ihr. Ich will sie allein lassen. (Zu Konstanze.) Mein Fräulein, der Sonnenuntergang muß von jenem künstlichen Hügel sehr schön zu sehen sein. Wollen Sie ihn nicht auch sehen?

Konstanze. Mit Vergnügen. (George, Konstanze ab.)

Zweite Szene.

Mathilde. Walden.

Walden (nach der einen Seite). Was will ich ihr eigentlich sagen? Wozu bin ich entschlossen? Bei jedem Worte, das ich seit heute Morgen an sie richte, stehen die achtunddreißig Jahre drohend, starr, unbeweglich vor mir. Eine Zahl, etwas so Zufälliges, etwas so Unvernünftiges, und doch das Unbesiegbarste auf Erden. Kein Gott kann etwas gegen die gemeinste Arithmetik. Aber soll diese Unvernunft, diese dumme Zufälligkeit mächtiger sein als alles Gefühl, als der beste Wille? Ich weiß nicht, was ich will — ich muß sprechen, — ich will hören, was sie sagt.

Mathilde (nach der andern Seite). Was mag er mir sagen wollen? Ich habe Angst vor ihm — zum ersten Male in meinem Leben. Wenn er mir endlich sagte — o Gott, ja — o Gott, nein! — Ich weiß nicht mehr, was ich wünsche — wäre ich doch lieber mit in den Park gegangen.

Walden. Sie sehen ein, liebe Mathilde, daß nach Dem, was heute vorgefallen — nach dem Blicke in Ihre Seele, den Sie mir erlaubt haben — bei der Freundschaft, der innigen Freundschaft, die ich für Sie — Nun, Sie widersprechen ja nicht?

Mathilde. Warum soll ich widersprechen?

Walden. Heute Morgen sagten Sie, Sie könnten von Freundschaft nichts hören, Sie könnten die Freundschaft nicht ausstehen.

Mathilde. Ja, Das ist wahr. Nun. Faute de mieux muß ich mich wohl zufrieden geben. Freundschaft ist auch eine schöne Sache, ein sehr edles Gefühl. Sie ist so hübsch ruhig und hat dabei doch die größten und schönsten Thaten verrichtet — die Freundschaft. Wenn wir die alte wie die neue Geschichte betrachten —

Walden. Es freut mich, daß Sie ihren hohen Werth anerkennen. Indessen, die Liebe —

Mathilde. Sprechen wir nicht davon, da ich, wie Sie sagen, nichts davon verstehe. Die Liebe macht die Menschen nur unglücklich; sie hat Francesca da Rimini und Julia Capuletti ins Verderben gestürzt, sie hat Ilion zerstört, Priamus auch und das Volk des lanzenkundigen Königs und unzählige Helden hinabgestürzt zum düstern Hades. Der Lieutenant freilich meint, daß die Liebe —

Walden. Sie haben mit George schon von Liebe gesprochen?

Mathilde. Freilich habe ich mit George von Liebe gesprochen. Was sollen zwei so junge Leute sonst sprechen, wenn nicht von Liebe? Aber Sie müssen nicht glauben, daß ich mit ihm über diesen Gegenstand so aufrichtig gesprochen habe, wie mit Ihnen. Gott bewahre! Ich weiß, was sich schickt, wenn man zum ersten Male mit einem Lieutenant spricht. Ich habe nur so Anspielungen gemacht, und manchmal habe ich so gethan, als ob ich ihn gar nicht verstünde, aber ich habe ihn sehr gut verstanden.

Walden. Allein — wo und wann hatten Sie Zeit, von Liebe zu sprechen?

Mathilde. Dazu findet man immer Raum und Zeit: zuerst, als wir zu Tische gingen, auf dem Wege in den Speisesaal, auf der Treppe, dann im Vorsaal, dann bei Tische selbst, vor dem Braten — dann nach Tische auf dem Wege hieher — dann hier, während George Kaffee trank, soeben.

Walden (bei Seite bitter). Mein Freund George scheint sehr bereitwillig auf meine Absichten einzugehen. (Laut.) Und was meinte mein Freund George von der Liebe?

Mathilde. Nun, im Allgemeinen ist mein Freund George gegen die Liebe nicht ungünstig gestimmt und spricht er ganz gut von ihr, wie von einer an sich recht schönen Sache, obwohl ich ihm widersprochen habe.

Walden. Sie haben ihm widersprochen? Warum?

Mathilde. Weil ich noch verstimmt war, weil Sie mich verschmäht, beleidigt haben.

Walden. Verſchmäht? Beleidigt? Wie können Sie ſolche Ausdrücke gebrauchen?

Mathilde. Nennen Sie's, wie Sie wollen. Sie haben mir am Anfang meiner Laufbahn eine tüchtige Lehre gegeben — ich habe eine Erfahrung gemacht, die ich nie vergeſſen werde. — Ich werde mich einem Manne nicht mehr ſo an den Hals werfen, und ſollte ich ihn noch ſo ſehr lieben.

Walden (für ſich). Ich athme wieder auf. (Laut.) Sie haben mich mißverſtanden. Wie, wenn ich Ihnen jetzt ſagte, daß ich Sie liebe?

Mathilde. Ja, ſagen Sie es — es muß ſo ſchön ſein: Ich liebe Dich! — Sagen Sie es —

Walden. Ich —

Mathilde. Halt, nein, ſagen Sie nichts!

Walden. Warum?

Mathilde. Keine Uebereilung! Ueberlegen Sie ſich's. Ein ſo wichtiger Schritt! Sie ſind ein beſonnener, geſetzter Mann, Ihnen iſt nicht erlaubt, was einem jungen, ſiebzehnjährigen Gänschen erlaubt iſt, oder — was ſo einem Lieutenant von Vierundzwanzig erlaubt wäre. Jedes Alter hat ſeine Rechte und Pflichten, nur daß man in dem einen Alter mehr Rechte als Pflichten hat, in dem andern mehr Pflichten als Rechte.

Walden. Sie ſprechen ja wie ein Buch.

Mathilde. Es gibt Tage, an denen man mehr lernt als ſonſt in Jahren. Dieſer unſer Freund George z. B. mit ſeinem Ausſehen, mit ſeinem Alter, mit ſeiner ſchönen Wunde kommt mir vor, wie Einer, der ein Minimum von Pflichten und ein Maximum von Rechten hätte. Wenn Der z. B. die Frechheit gehabt hätte, mir ſchon auf der Treppe zu ſagen: „Mein Fräulein, ich liebe Sie!“ — oder z. B. ſogar: „Mathilde, ich liebe dich!“ ich hätte mir geſagt: Dieſer freche, junge Mann iſt gewiſſermaßen in ſeinem Rechte, und ich weiß nicht, ob ich einen geheuchelten Zorn gezeigt, oder ob ich mit der mir eigenthümlichen Aufrichtigkeit geſprochen hätte: „Stehen Sie nur auf, George! Sie ſind in

Ihrem Rechte! Was Sie mir da auf Ihren Knieen sagen, ist in Natur, Geschichte und persönlichen Verhältnissen begründet, ist berechtigt, ist legitim. Stehen Sie auf, George, ich habe Ihnen nichts zu verzeihen."

Walden. Sie sind sehr gütig.

Mathilde. Nein, ich bin nur gerecht.

Walden. Was Sie da sagen, ist purer Sozialismus.

Mathilde. So? Nun, so bin ich eine Sozialistin.

Walden (für sich). Weh mir, ich habe gesiegt. Meine Absichten mit George haben sich rascher erfüllt, als ich jetzt wünsche. (Laut.) Mit Ihrem guten Herzen würden Sie sich nicht begnügen, nur gerecht zu sein; welche Gnade würden Sie in solchem Falle ergehen lassen?

Mathilde. Wie kann ich Das vorhersagen! Das wird übrigens die Zeit lehren.

Walden. Sie hoffen also?

Mathilde. Was?

Walden. Sie lieben George.

Mathilde. Ja! Nein! Was? Ich? George? Lieben? Was sagen Sie da? Unmöglich! Erst heute Morgen einen Korb bekommen, und wieder lieben? Nie! nie wieder — oder höchstens im spätesten Alter.

Dritte Szene.

Die Vorigen. George.

George (im Hintergrunde). Ich weiß nicht, warum ich Angst habe, sie so lange allein zu lassen. Oder zieht es mich nur zu Mathilden zurück?

Walden. Da ist George.

Mathilde. Da ist George.

Walden (geht ihm entgegen, faßt ihn an der Hand). O George, die Weiber! Mit siebzehn Jahren sind sie fix und fertig —

und wie fertig! Geh hin, wirf dich ihr zu Füßen, erobere sie vollends und sei glücklich. Nur für die Jugend ist die Jugend.

(Ab.)

Vierte Szene.

George. Mathilde.

George (bei Seite). Was ist ihm? Er ist so aufgeregt. Das: „Sei glücklich," klang gar nicht so herzlich wie ein Glückwunsch. Und was soll diese Phrase über die Weiber und die Jugend nach einem Gespräche mit Mathilden? Sollte ich doch recht errathen haben? Liebt er sie? Ist er eifersüchtig auf mich? Armer Freund! Du sollst dir nicht selbst einen Nebenbuhler gegeben haben. Ich will das aufkeimende Gefühl ersticken; ich werde dir nicht entreißen, was du Jahre lang mit solcher Liebe gepflegt hast.

Mathilde. Was murmelt er? Er scheint sich zusammenzunehmen — er ist aufgeregt. Will er mir eine Liebeserklärung machen? Soll ich ihn ein wenig zappeln lassen? Ach nein! Ich will gütig sein — ich will meine Grundsätze nicht verleugnen aus niedriger Koketterie.

George. Mein Fräulein, ich komme, um mich Ihnen zu empfehlen.

Mathilde. Sie wollen fort?

George. Es ist spät, und Walden scheint heim zu wollen.

Mathilde. Ich glaube, nach dem Wunsche meiner Mutter zu handeln, wenn ich Sie einlade, bald wieder zu kommen, um ihr vorgestellt zu werden.

George. Entschuldigen Sie mich — ich glaube, nicht wieder kommen zu können — ich reise in den nächsten Tagen ab.

Mathilde. Seit wann haben Sie den Entschluß gefaßt? Vorhin sprachen Sie mit Wohlgefallen von Ihrem hiesigen Aufenthalte und sagten, daß er Ihnen von Stunde zu Stunde lieber

werde, daß Sie wenigstens noch mehrere Wochen, wenn nicht Monate hier bleiben. Was hat Sie so plötzlich umgestimmt?

George. So bin ich —: schrecklich wandelbar. Was mich jetzt entzückt, läßt mich nach einer Stunde kalt, und umgekehrt. Ein Lieutenant ist ein leichtes Wesen, das ein leichter Wind herüber und hinüber dreht. Außerdem — selbst wenn ich bliebe — ich passe nicht in dieses gelehrte Haus, in eine solche Gesellschaft. Ich habe gleich bei meinem Eintritte gemerkt, wie Sie von Lieutenants denken.

Mathilde. Sie irren. Wir haben keine Vorurtheile.

George. Da haben Sie Unrecht. Vorurtheile sind wie die Sprichwörter das Ergebniß jahrhundertlanger Erfahrung. Es steckt immer einige Wahrheit dahinter. Das Vorurtheil gegen die Lieutenants ist eines der begründetsten.

Mathilde. Jede Erkenntniß eines Fehlers ist der Anfang seines Endes.

George. Auch darin haben Sie Unrecht. Man kann seine Fehler kennen und sie lieben. Das ist bei mir der Fall; ich bin unverbesserlich und darum für solche Gesellschaft nicht gemacht.

Mathilde. Das will sagen, Sie würden sich hier sehr langweilen.

George. Das darf ich nicht zugeben. Aber die vier Stunden auf dem Exerzierplatze, die Stunde in der Kaserne, die Stunde auf der Parade und die sieben Stunden in Gast- und Kaffeehaus würden mir sehr fehlen.

Mathilde. Mein Gott, wann haben Sie Zeit zu Ihren pelasgischen Studien, von denen Sie mir heute Morgen sprachen?

George. Verzeihen Sie, ich habe geprahlt. Auch Das ist lieutenanthaft. Für dergleichen bessere oder ernsthaftere Beschäftigungen habe ich keinen Sinn. Ich liebe die Uniform, die Jagd, die Pferde, die Cigarren, die Rangliste, Das ist Alles. Gebildete Neigungen, häusliche Tugenden, sanftere Gefühle, kurz Alles, was den Menschen zum Menschen, aber nicht zum Lieutenant macht, ist meinem Herzen fremd.

Mathilde. Das ist sehr traurig. Das ist ja ein Leben in der Wüste.

George. In der Wüste, aber zu Pferde, wie der Araber: Das ist dem Lieutenant wie dem Araber genug.

Mathilde. Auch die sanfteren Gefühle, sagen Sie?

George. Auch die sanfteren, nicht derberen. Das muß so sein. Die Jahrhunderte haben uns so gemacht, und den Rest von Barbarei in unserer Kultur, den Krieg, haben ja wir zu vertreten. Manchmal allerdings erwacht ein menschliches Regen in uns, wie in Napoleon, als er einmal am Rhein die Abendglocke läuten hörte, aber es erliegt der prädominirenden Natur des Lieutenants. Sehen Sie z. B. die Liebe. Es kann sich ihr kein Sterblicher entziehen, aber in dieser Beziehung ist der Lieutenant unsterblich, ja, mehr als unsterblich. Ein Herkules, alle Götter, Halbgötter und Helden haben ihr ihren Tribut bezahlt — der Lieutenant bezahlt nichts. Er ist über diese Schwäche erhaben, er besiegt sie nicht einmal, er tanzt über sie hinweg.

Mathilde. Sonderbar, ich hatte stets eine ganz andere Anschauung von einem Lieutenant. Vorhin sprachen Sie doch anders von der Liebe.

George. Das war ich Ihnen bei erster Bekanntschaft schuldig, um nicht bei Ihnen anzustoßen.

Mathilde. Ich verstehe Sie nicht.

George. Ein siebenzehnjähriges Mädchen und die Liebe sind identisch, sind ein und dieselbe Person.

Mathilde. Das ist hübsch und wahr.

George. Ich mußte Ihnen also gut sprechen von der Liebe. In Wahrheit aber ist mir diese Sprache so fremd, wie die pelasgische.

Mathilde. Ich bedaure Sie herzlich. Es gibt doch sehr unglückliche Menschen. Ich will Ihnen einen guten Rath geben.

George. Ich bitte.

Mathilde. Nehmen Sie Ihren Abschied. Sie sind jung, Sie können noch gerettet werden.

George (nähert sich). Meinen Sie?

Mathilde. Gewiß. Sie können sich noch aus der Wüste herausarbeiten.

George. Allein — ohne Führer.

Mathilde. Es werden sich gute Menschen finden, die sich Ihrer annehmen.

George. Schon sehe ich eine schöne Oase —

Mathilde. Palmen — Quellen —

George. Ein Land des Glückes.

Mathilde. Eine glückselige Insel.

George. Das ist die Liebe.

Mathilde. Sehen Sie — Sie sind noch zu bekehren.

George. Wenn mir eine gute Seele die Hand reichte. (Er faßt ihre Hand.)

Mathilde (für sich). Soll ich ihm die Hand geben?

George. Und sich meiner annähme. (Er küßt ihr die Hand.)

Mathilde (für sich). Er hat sie schon.

George (bei Seite). Ich vergesse mich. (Läßt die Hand wieder fahren.)

Mathilde (für sich). Und wieder nicht.

George. Fräulein Mathilde!

Mathilde. Herr von Secking!

George. Das Leben ist doch schön!

Mathilde. Welches Leben?

George (für sich). Ich lasse mich hinreißen. (Laut.) Das Garnisonleben.

Mathilde. Ich verstehe Sie nicht mehr.

George. Wie sollen Sie einen Menschen verstehen, der Ihnen so ferne steht, wie die Erde dem Himmel.

Mathilde. Seien Sie gerechter.

Fünfte Szene.

Walden stürzt herein. Die Vorigen.

Walden. Es ist Zeit zum Aufbruche.

Mathilde. Ach, Walden! Wie störend.

George (in Gedanken vertieft, rafft sich auf und faßt Waldens Hand). Die Zeit heilt Alles.

Walden. Ich danke für den Trost. Die Zeit heilt nicht, sie gewöhnt.

George. Sie gewöhnt.

Walden. Das Opfer ist also vollbracht.

George. Es ist. Sie wird mich verabscheuen.

Walden. Was?

George. Komm! Mein Fräulein! (Salutirt.)

Mathilde (für sich). Walden entführt mir ihn; ich werde ihm Das nie vergeben.

George (halb für sich). Auf Nimmerwiedersehen! (Er zieht Walden fort.)

Walden. Auf Wiedersehn! (George, Walden ab.)

Sechste Szene.

Mathilde allein.

Mathilde. Da gehn sie Beide hin, und ich bleibe hier allein, verlassen, verstoßen, verschmäht. Nächtige Einsamkeit breitet ihre schwarzen Flügel über mein jugendliches Haupt und mein noch jugendlicheres Herz. Sie mögen mich Beide nicht; Beide haben mich los sein wollen. Das ist ausgemacht. Von Allem, was mir George sagte, glaube ich jetzt kein Wort. Er merkte, wie sehr er mir gefällt, und hat sich so schwarz gemalt, um mir den Geschmack an sich zu verderben, um mich zu überzeugen, daß wir nicht zu einander passen, um mir keinen Korb geben zu müssen. Um wie viel zarter ist er doch als Walden, der mich geradezu

ein Gänschen nannte und mir rund heraus sagte, daß er mich nicht mag. Sich selbst in den Augen eines jungen Mädchens anzuschwärzen, welche Selbstverleugnung, welche Seelengröße! Und Das alles nur, um mir nicht sagen zu müssen: „Mein Fräulein, Sie sind nicht liebenswürdig, ich kann Sie nicht lieben, lassen Sie mich in Ruh.“ Er sagt lieber: „Ich bin nicht liebenswürdig, ich verdiene nicht, geliebt zu werden, ich will Sie in Ruhe lassen.“ Schon dieses Edelmuthes wegen müßte man ihn lieben. (Geht in der Stube auf und ab, setzt sich und steht wieder auf.) Zwei Körbe an Einem Tage! Mathilde! arme Mathilde! Es scheint eine Unmöglichkeit, dich zu lieben. Aber haben sie nicht Recht? Kann man eine Person lieben, die an Einem Tage zwei Männer liebt? Welche Verworfenheit — aber auch welche Strafe? — Die Natur scheint die Männer solchen verruchten Geschöpfen gegenüber mit einem Vorgefühl ausgestattet zu haben, mit einer Ahnung, die unser Eins in Verzweiflung bringen könnte. Die gütige Natur — eine schöne Güte! So bevölkert sie die Welt mit alten Jungfern. Es hat allen Anschein, daß ich diese Bevölkerung um ein Individuum vermehren werde. — Sei's aus physischen oder moralischen Gründen, so viel steht fest, es will mich Keiner! Keiner. Ich muß mich frühzeitig auf dieses harte Loos vorbereiten. O Gott, o Gott, so jung und schon alte Jungfer! (Sie wirft sich in einen Lehnstuhl.)

Siebente Szene.

Mathilde. Konstanze.

Konstanze. Fräulein Mathilde, es ist spät. Die Mama ist erwacht, es ist Zeit, schlafen zu gehen.

Mathilde (deklamirend). Schlafen, vielleicht auch träumen — und welche Träume in diesem Schlafe kommen mögen, Das ist die Rücksicht. — Wer trüge sonst der Zeiten Schmach —

Konstanze. Was hamletisiren Sie da?

Mathilde. Es ist etwas faul im Staate meines Herzens. Ich bin so unglücklich, so in zwei Seelen getheilt und habe so viele Fragen an die Philosophie zu stellen, wie der dänische Prinz. Geh in ein Kloster, Ophelia.

Konstanze. Welche Fragen?

Mathilde. Es ist wahr — Sie können mir manche dieser Fragen eben so gut beantworten, wie die Gouvernante der Weltgeschichte, die Philosophie; denn Sie sind die alte Erfahrung.

Konstanze. Die alte?

Mathilde. Erste Frage: Darf man an Einem Tage zwei Männer lieben?

Konstanze. Nein!

Mathilde. Warum nicht?

Konstanze. Das würde im gewöhnlichen Jahre siebenhundert und dreißig, im Schaltjahre siebenhundert und zwei und dreißig ausmachen.

Mathilde. Zahlen beweisen. Siebenhundert und dreißig! Das wäre allerdings unter allen Umständen zu viel. Andere Frage: Wie richtet man sich ein, um eine alte Jungfer zu werden? Wie wird man dieses Gedankens ohne allzugroßen Kummer Herr und Meister? Welches ist das Gefühl, welches die Lebensweise einer alten Jungfer?

Konstanze. Das weiß ich nicht.

Mathilde. Dazu sind Sie zu jung?

Konstanze. Dazu ist man immer zu jung.

Mathilde. Freilich, freilich — Sie sind erst — ich weiß nicht, wie alt. Aber Sie hatten wenigstens Zeit, über diese Frage nachzudenken?

Konstanze. Nein, ich habe noch keinen Moment gefunden.

Mathilde. Wann hört man denn auf, zu lieben?

Konstanze. Sie müssen eine Aeltere fragen.

Mathilde. Das sagen auch die Siebzigjährigen.

Konstanze. Also, warum fragen Sie mich? Ich weiß nichts von Altjungfernthum.

Mathilde. Es scheint ein Ordensgeheimniß, denn es gibt so viele, und keine will Auskunft geben. — Fräulein Konstanze, wissen Sie nicht, wo man Kanarienvögel, Möpse und sonstiges Zubehör alter Jungfern zu kaufen bekommt?

Konstanze. Sie sind unausstehlich. Kommen Sie. Die Mama wird gleich erscheinen.

Mathilde. Ach, soll ein Mops mein ganzes Dasein ausfüllen! (Beide ab, rechts.)

Achte Szene.

Walden. George. Bald darauf **Mathilde.**

Walden (George hereintretend). Nein, so war es nicht gemeint. Glaubst du, ich könnte dich so neben mir einhergehen sehen, mit hängendem Kopf, die Nacht mit Seufzern erschütternd, wie ein Romeo? — Wenn ich von Opfern sprach, so meinte ich mich.

George. Wenn ich von Opfern sprach, so meinte ich mich. Glaubst du, ich könnte dich so neben mir einherschreiten sehen, um deine wunde Brust geschlagen den Mantel der Melancholie?

Walden. Ich habe dich hieher zurückgeschleppt, um der Sache ein Ende zu machen.

George. Ich habe mich hieher zurückschleppen lassen, um deiner Verlobung als Freund beizuwohnen; um ihre Hand in die deine zu legen.

Mathilde (zurückkommend, in der Thüre). Welch ein Lärm! Gottlob, da sind sie wieder. Mir ahnt, daß ich keinen Mops kaufen werde.

Walden. Du wirst mich meinen Grundsätzen nicht treulos machen; ich bin zu alt für sie.

Mathilde. Nichts Schöneres, als ein Mann von Grundsätzen.

George. Du wirst mich nie dazu bewegen, dir ein Mädchen vor der Nase wegzuschnappen.

Mathilde. Wie kindisch! — Da muß ich dazwischen treten. (Laut.) Um was streiten sich die Herren?

George, Walden. Da ist sie selbst.

Mathilde. Kann ich vielleicht Frieden stiften?

George (faßt ihre Hand). Ja, mein Fräulein, indem Sie mich diese Hand in diese Hand legen lassen (er faßt die Hand Waldens).

Mathilde (zieht ihre Hand zurück, stolz). Mein Herr, wer gab Ihnen das Recht, über meine Hand zu verfügen? Ich bin keine Prinzessin, daß meine Hand bei Friedensschlüssen vergeben werden könnte.

Walden. Siehst du, wie staatsklug sie mit einem Male wird? Wir wollen sehen, wie lange die Staatsklugheit dauert. Mathilde, der Friede zwischen Freunden ist ein Opfer werth.

Mathilde. Sie wissen, daß ich Ihnen von jeher alle väterlichen Rechte einräumte. (Walden faßt ihre Hand, um sie in die Hand Georges zu legen — bleibt nachdenkend stehen.)

Walden. Ich soll sie also selbst vergeben!

Mathilde. Nun? Ich bin begierig, was Sie thun wollen. Geniren Sie sich nicht.

Walden. Ich erwartete nur die Mama. Da kommt sie.

Neunte und letzte Szene.

Die **Vorigen.** Die **Gräfin**, mit einem großen Buche in der Hand, zwei weibliche Sekretäre hinter ihr, ebenfalls Bücher tragend.

Gräfin. Ich bin früh aufgestanden. Die Keilschrift läßt mich nicht schlafen. Wäre nur Walden da.

Walden. Hier bin ich.

Gräfin. O rettender Gott! Aber auch der Lieutenant — was will ein Lieutenant da? Es gibt keine Kriegskunst seit der Schlacht bei Pharsalus.

Walden. Das behauptet er auch.

Gräfin. Wirklich! Der ist mein Mann. (Nähert sich George.)

Herr Lieutenant, beantworten Sie mir eine Frage, die mich seit Jahren quält. Die Steigbügelfrage.

George. Frau Gräfin, die Steigbügelfrage?

Gräfin. Ja! diese höchst wichtige Frage. Wie war es mit der Reiterei bei den alten Völkern beschaffen? In keinem alten Schriftsteller lesen wir von Steigbügeln, auch fehlen sie ganz an den alten Pferde- und Reiterstatuen.

George. Es ist wahr. Aber auf ägyptischen Hieroglyphen sehen wir Steigbügel.

Gräfin (froh). Nicht möglich! Wie glücklich bin ich! Aber welches Volk hat die Steigbügel erfunden?

George. Nach den Gesichtszügen der Reiter zu schließen, irgend ein szythisches Volk, oder irgend eines von den Hochebenen Asiens. Doch wissen wir Das nicht genau, aber es liegt auch nichts dran. Der Steigbügel macht nicht den guten Reiter; im Gegentheil. Die Alten ohne Steigbügel mußten um so bessere Reiter gewesen sein.

Gräfin (schüttelt ihm die Hand). Ich bin Ihnen sehr dankbar für diese Auskunft. Sie beruhigt mich außerordentlich über die alten Parther. (Zu Walden.) Ein herrlicher junger Mann! Er könnte mich in meinen Studien über die Kriegswissenschaft bei Persern und Parthern sehr unterstützen.

Walden. Gewiß. Er ist ganz der Mann darnach. Aber jetzt wollte ich Ihnen über etwas Wichtigeres sprechen.

Gräfin. Ueber die Keilschrift? Ich bin ganz Ohr.

Walden. Nein, über Mathilde.

Gräfin. Ueber Hypsipyle? Sie wissen, über Modernes spreche ich nur in den Morgenstunden.

Walden. Machen Sie heute eine Ausnahme. Ich halte um Mathilden an.

Gräfin. So? — Ach, ich dachte, Das wäre schon abgemacht. Nun, Sie wissen ja, Sie haben meine Einwilligung, und hier haben Sie meinen Segen. (Ergreift seine und Mathildens Hand.) Seid glücklich!

Walden (für sich). Ich Unglücklicher, muß ich sie noch einmal ausschlagen! (Laut.) Nicht für mich, für diesen Lieutenant halte ich an.

George. Edler Mensch!

Mathilde. Guter Walden, ich werde es Ihnen nie vergessen.

Walden (für sich). Wie grausam sind die Glücklichen.

Gräfin. So? Sie wollen sie nicht? — Nun, ich bin dem Lieutenant so viel Dank schuldig. Herr Lieutenant, seien Sie glücklich! — Wie heißen Sie eigentlich?

Mathilde. Lieber Walden, ich bin Ihnen ewig dankbar für die Weigerung, mich zu heirathen. Ich ernenne Sie dafür zu meinem Vater.

Walden. Ich bin gerührt.

Mathilde. Und zum Großvater meiner Kinder.

Walden. Lassen Sie ab! Sie erdrücken mich mit Dankbarkeit.

George. Walden, was kann dich entschädigen?

Walden (ironisch). Was den Edlen immer entschädigt: das Bewußtsein und ein ruhiges Alter.

Gräfin. Jetzt zur Keilschrift.

(Der Vorhang fällt.)

Alphabetiſches Regiſter

des

Inhalts ſämmtlicher zehn Bände.

Abdallah (Erzählung) V, 440.
Adam und Eva, eine Idylle II, 249.
Alte Jungfer, die (Novelle) V, 170.
Alte Richter, der (Erzählung) VII, 464.
Andenken, das, der Mutter (Roman) IX, 1.
An der Spielbank (Novelle) VI, 216.
Animo (baskiſche Sage) V, 300.
Ausgeſtoßenen, die (Novelle) VII, 3.
Bankozettel, die ſchwarzen X, 391.
Barye, Bildhauer (Biographie) X, 243.
Batthyanyi (poetiſche Erzählung) II, 141.
Bei Kunſtreitern (Novelle) VI, 115.
Beranger (Biographie) X, 215.
Bilder aus Dänemark (Reiſebilder) III, 485.
Biographiſche Bilder und Skizzen X, 165.
Böhmiſche Elegien I, 56.
Brendel, Maler X, 339.
Briefe aus Dublin III, 1.
Blinde Wilhelm, der (Erzählung) IV, 362.
Brief, ein, aus Italien, X, 117.
Bruchſtücke revolutionärer Erinnerungen X, 1.
Brüder Matthieu, die (Novelle) VII, 401.
Bürgſchaft, die (orientaliſches Märchen) V, 268.
Camao, der (poetiſche Erzählung) I, 303.

Deutſch, Franzöſiſch und Engliſch (Novelle) VII, 257.
Diarium eines Mönchs (Gedicht) I, 140.
Doktor Schwan (Novelle) VI, 167.
Dur und Moll (Erzählung) IV, 493.
Entführung, eine, in Böhmen (Novelle) VII, 374.
Erinnerungen an Roſſini X, 283.
Erinnerungen, revolutionäre X, 1.
Erlebniſſe während des Staatsſtreichs X, 95.
Erſcheinung, die, der Aebte V, 376.
Erſte Himmelfahrt, die (italieniſche Legende) V, 376.
Erzählungen eines Unſtäten IV, 177.
Erzählungen meiner Freunde V, 1.
Feigheit (Novelle) VI, 364.
Fleury, Maler X, 260.
Flüchtling, der (Novelle) VII, 153.
Frankfurter Septembertage X, 28.
Frau Konſulin, die (Novelle) V, 393.
Fritz! Fritz! (Erzählung) V, 31.
Frommer Betrug, eine (Erzählung) IV, 452.
Gaben der Korigans (bretoniſches Märchen) V, 285.
Gedichte aus dem Nachlaß II, 423.
Gedichte, neuere I, 119.
Gefangene, der, von Chillon (hiſtoriſche Novelle) VIII, 1.
Geſchichte, die, des Elfenkönigs O'Donoghue (iriſches Märchen) III, 49.
Geſchichte, die, des Königs Lavra (iriſches Märchen) III, 44.
Geſicht, das, der Prinzeſſin Marie von Orleans (Erzählung) V, 347.
Gipsfigur, die (Novelle) VII, 94.
Gleich und Gleich (dramatiſches Sprichwort) X, 427.
Glocke, die (Novelle) V, 125.
Gloria und eine Sage von Johannes Parricida (Erzählung) IV, 325.
Goldene Haar, das, und die Geſchichte zweier Küſſe (Erzählung) IV, 233.
Goldene Schlüſſel, der (Novelle) VII, 309.
Gräfin Saſſari (Novelle) VI, 61.
Hamon, Maler X, 303.
Hebert, Maler X, 325.
Heilbuth, Maler X, 335.
Heilige, der (orientaliſches Märchen) V, 262.
Heimkehr und Flucht (Gedicht-Cyklus) I, 322.
Heller, Stephen, Komponiſt X, 254.
Henneberg, Maler X, 342.
Herbadilla (Legende aus dem Boccage) V, 336.